

Anita Bagus

Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt

Zum Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde
im wilhelminischen Kaiserreich am Beispiel der
Hessischen Vereinigung für Volkskunde



BERICHTE UND ARBEITEN AUS DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
UND DEM UNIVERSITÄTSARCHIV GIESSEN

54

Anita Bagus

VOLKSKULTUR IN DER BILDUNGSBÜRGERLICHEN WELT

Zum Institutionalierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde
im wilhelminischen Kaiserreich am Beispiel der
Hessischen Vereinigung für Volkskunde

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN

2005

Bibliographische Informationen der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Zugl.: Marburg, Philipps-Universität, Diss.,2002

ISBN 3-9808042-3-2

Universitätsbibliothek Gießen 2005

Alle Rechte vorbehalten.

Zur Einbandillustration:

Illustration von Otto Ubbelohde, die bis 1959 auf der Titelseite der Zeitschrift „Hessische Blätter für Volkskunde“ abgedruckt wurde. Vgl. S. 45 u. S. 167.

Für meine Mutter

Vorwort

„Es wird nicht anmasslich erscheinen, wenn wir dieses fast plötzliche Aufflammen der lange schon glimmenden Feuerbrände dem frischen Hauche zuteilen, der von der Gründung unsers Berliner, für ganz Deutschland bestimmten Vereins für Volkskunde ausgegangen ist.“

Karl Weinhold: Bericht über den Verein für Volkskunde, 1901

„Unsere Hessen werden hinter den anderen deutschen Volksgenossen nicht zurückbleiben wollen, wenn es sich um die Bethätigung ihrer Liebe zur heimatlichen Erde und zum angestammten Volkstume handelt.“

Adolf Strack: Unsere Ziele, 1899

„In der jungen Vereinigung herrschte damals eine gehobene, wenn nicht begeisterte Stimmung, in der nichts schwierig oder gar unmöglich schien. Die Mitgliederzahl stieg in wenigen Wochen lawinenhaft an [...].“

Karl Helm: Vor 30 Jahren und heute, 1931

Die enthusiastischen, überschwenglichen und optimistischen Äußerungen sind kennzeichnend für viele Darstellungen über die Institutionalisierungsphase der Volkskunde. Die zitierten Aussagen geben die euphorische Stimmung wieder, mit der die Beteiligten den Aufschwung des Faches im wilhelminischen Kaiserreich häufig beschreiben. In den begeisterten Berichten schwingt ein pionierartiger Ton mit: Volkskunde steht schlagartig hoch im Kurs, wird modern, gilt als fortschrittlich. Warum stieß Volkskunde Ende des 19. Jahrhunderts plötzlich auf so große Resonanz? Welche Ursachen hatte der Volkskundeboom, der sich vor allem in der Zeit zwischen 1890 und 1900 in zahlreichen Gründungen von Volkskundevereinen ausdrückte? Warum begann man gerade ab 1890 Volkskunde als neuen Forschungsgegenstand zu institutionalisieren? Was löste vornehmlich bei wilhelminischen Bildungsbürgern die Begeisterung aus? Welche Bedeutung hatte die Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt? Was stand hinter der propagierten Liebe zum Volk?

Mit diesen Fragen sind zentrale Erkenntnisinteressen der vorliegenden Untersuchung angesprochen, in der es um die Analyse von Ursachen, Trägern und Kontexten des Institutionalisierungsprozesses der wissenschaftlichen Volkskunde geht. Ein wesentliches Anliegen ist es, dabei auch die Motive der Forscher als Determinanten der Wissensproduktion und der Fachentwicklung zu erfassen. Die Arbeit versucht somit auch psychohistorische Aspekte zu erschließen, die in die Wissenschaft eingingen, die aber in den Fachgeschichten weitgehend als nicht kognitiver Bereich ausgeblendet werden. So werden Fragen nach den Kontexten der Initiatoren der volkskundlichen Bewegung kaum als Einflußfaktoren auf die Entwicklung der volkskundlichen Konzepte beachtet. Auch sind die Volkskundevereine als Gesamtphänomen und wesentliches Merkmal des Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozesses der wissenschaftlichen Disziplin kaum erforscht.

Die Hessische Vereinigung für Volkskunde ist für eine exemplarische Studie dieser Phase der Fachgenese prädestiniert, sie zählte im Kaiserreich zu den führenden Volkskundevereinen und die von ihr herausgegebenen Hessischen Blätter für Volkskunde waren eines der wichtigsten Fachorgane. Von ihr gingen entscheidende Impulse für erst Fachdiskussionen um 1900 aus, sie hatte maßgeblichen Anteil an den beginnenden Professionalisierungsschritten der Disziplin und übernahm die erste Leitung des 1904 gegründeten Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Die Arbeit weist somit über die hessische Entwicklung hinaus. Zum anderen wurden im Rahmen der Untersuchung Quellen aus dem Universitätsarchiv Gießen erschlossen, die bisher noch nicht ausgewertet wurden, so daß sie auch ein Beitrag zur Geschichte der hessischen Volkskunde darstellt.

Als besonders fruchtbar hat sich in der vorliegenden Untersuchung der Ansatz erwiesen, Wissenschaftsgeschichte als Kombination von Bildungs-, Sozial- und Disziplingeschichte zu betrachten. Der volkskundliche Institutionalisierungsprozeß wird somit unter drei Gesichtspunkten untersucht: erstens im Hinblick auf soziokulturelle Einflußfaktoren, zweitens im Kontext fachlicher und disziplinärer Wurzeln der Wissenschaften, deren Vertreter sich in der Volkskunde nachhaltig durchsetzten, und drittens im bildungsgeschichtlichen Zusammenhang.

Im Kontext der allgemeinen Entwicklung wissenschaftlicher Vereine und insbesondere der Geschichtsvereine in der wilhelminischen Gesellschaft erschließt sich die soziokulturelle Bedeutung einer Mitgliedschaft in den Volkskundevereinen. Auf der Basis wissens- und berufssoziologischer Ansätze sowie sozialhistorischer Forschungsergebnisse zum Bildungsbürgertum werden sowohl berufspolitische Motive der Mitglieder als auch die gesellschaftliche Nachfrage vornehmlich in der bildungsbürgerlichen Welt

als Voraussetzungen und Bedingungen des organisatorischen Beginns wissenschaftlicher Volkskunde transparent.

Die Untersuchung der Fachgenese im interdisziplinären Dialog ist vor allem für eine Betrachtung des Institutionalisierungsprozesses geboten, da sich in dieser Phase Fachvertreter aus verschiedenen Disziplinen und Forschungsrichtungen über ein gemeinsames Forschungsprogramm und -ziel der neuen Disziplin verständigen. Der Blick auf die wissenschaftlichen Herkunftsmilieus kann zeigen, wie weit diese für die Erkenntnisinteressen, Prämissen und Methodologie der Volkskunde prägend waren. Wenn sich die Studie dabei auf die interdependenten Entwicklungen von Volkskunde und den Philologien als Ausbildungsdisziplinen der Lehrer und weniger auf anthropologische und ethnologische Fachzusammenhänge konzentriert, so steht dies in engem Zusammenhang mit einem bisher zu unrecht vernachlässigten bedeutenden Einflußfaktor in der Fachgeschichte. Mit der Untersuchung von weitreichenden Interdependenzen zwischen der Fachgenese und der bildungsgeschichtlichen Entwicklung wird versucht, ein Desiderat in der bisherigen wissenschaftshistorischen Forschung der Volkskunde zu erschließen. Die Reformen des Bildungssystems als ein wesentlicher Teil gesellschaftlicher Modernisierung, der im 19. Jahrhundert der Industriemoderne vorausging und sich komplementär zu ihr veränderte, ist ein zentraler Aspekt der Analyse. Dieser geistig-kulturelle Modernisierungsprozeß erweist sich als ein gravierender und nachhaltiger Kontext für das Aufkommen volkskundlicher Interessen. Die merkliche Nähe zwischen dem volkskundlichen und dem bildungskritischen Diskurs kann bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet werden.

Vorliegende Arbeit ist die geringfügig veränderte Fassung meiner Dissertation, die 2002 mit dem Titel „Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt. Ein Beitrag zum Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich am Beispiel der Hessischen Vereinigung für Volkskunde“ an der Philipps-Universität Marburg angenommen wurde. Mein ganz besonderer Dank gilt Herrn Prof. Dr. Martin Scharfe, der die Arbeit durch wertvolle Anregungen bereichert und in geduldigen Gesprächen kritisch betreut hat. Aufrichtig danken möchte ich ebenso Herrn Prof. Dr. Karl Braun für sein Interesse an meiner Studie und die Übernahme des Zweitgutachtens, des weiteren meinen Marburger Kolleginnen und Kollegen, die mich auf vielfältige Weise unterstützten. Ganz herzlich danken möchte ich nicht zuletzt Frau Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger, Jena, die mit konstruktivem Rat, ihren Ermutigungen und Unterstützungen die Arbeit begleitet und zum Gelingen beigetragen hat. Nicht unerwähnt bleiben soll das Entgegenkommen und die kollegiale Unterstützung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Universitätsarchives und der Universitätsbibliothek in Gießen. Großen Anteil an der Realisation der Ar-

beit hatten darüber hinaus zahlreiche Freundinnen und Freunde in Marburg, Jena, Stuttgart und Wiesbaden – namentlich bedanke ich mich herzlich bei Karin Hanika, Andrea Geldmacher, Sabine Pachali, Andrea Jacobi und Andreas Mehlich für anregende Diskussionen, mentalen Beistand und tatkräftige Unterstützung. Mein abschließender Dank gilt meiner Familie, auf deren Beistand, Verständnis und lebenspraktische Hilfen ich immer bauen durfte.

Jena, im Oktober 2005

Anita Bagus

Inhalt

I. Einleitung: Merkmale und Tendenzen wissenschaftshistorischer Forschung in der Volkskunde	13
1. Fachgeschichte als Fortschrittsgeschichte	15
2. Veränderte Perspektiven auf die Fachgenese	19
3. Der Institutionalisierungsprozeß als Problem fachhistorischer Analyse	22
4. Wissenschaftsgeschichte als Bildungs-, Sozial- und Disziplingeschichte	29
5. Zum ‚double-bind‘ wissenschaftlicher Entwicklung	34
II. Die Gründungsgeschichte der Hessischen Vereinigung für Volkskunde	41
1. Konflikte und Kontroversen des Gründungsprozesses	42
2. Die Stellung der Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein .	48
3. Besonderheiten der volkskundlichen Mitgliederwerbung	50
4. Die soziokulturelle Bedeutung der Vereinszugehörigkeit	54
5. Debatten über die inhaltliche und organisatorische Verortung der Volkskunde	59
6. Zum Einfluß struktureller Veränderungen in der landesgeschichtlichen Forschung	67
III. Mitglieder und Funktionsträger in der Hessischen Vereinigung für Volkskunde	77
A. ‚Alle sind gleich‘: Die Öffnung des wissenschaftlichen Vereins für nichtakademisches Publikum	81
1. Die Mitgliederstruktur im Spiegel der Beitrittsregelungen	81
2. Zur Dominanz der Pfarrer und Volksschullehrer	89
3. Staatliche und kirchliche Einflußnahmen auf die Mitgliederstruktur	101
4. Behördenlobby und Staatsnähe	104
B. ‚Manche sind gleicher‘: Bildung als Hierarchisierungsinstrument .	108
1. Die Mitglieder der Leitungsgremien	108
2. Die Autoren der Hessischen Blätter für Volkskunde von 1902 bis 1918	112
3. Merkmale der Vereinsstruktur und Motive der Mitglieder	113

IV. Philologien als fachliche und disziplinäre Wurzeln im Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde	123
A. Germanistik als Wurzel der Volkskunde	124
1. Zum unterschiedlichen Status und fachlichen Herkunftsmilieu der Germanisten in der Hessischen Vereinigung für Volkskunde	124
2. Volkskunde im Kontext eines germanistischen Schulenstreits	132
3. Kontroversen über die Anerkennung wissenschaftlicher Volkskunde zur universitären Weiterqualifikation	141
4. Zum Rückzug der ‚Pioniere‘ wissenschaftlicher Volkskunde	150
5. Zur ambivalenten Haltung von Altgermanisten in der Volkskunde am Beispiel Karl Helm	153
B. Klassische Philologie als Wurzel der Volkskunde	166
1. Die Förderung der Volkskunde durch Altphilologen	167
2. Die volkskundlichen Forschungsinteressen der Altphilologen	176
3. Das altphilologische Verständnis von Volkskunde	179
4. Neue Forschungsziele in der Altphilologie	183
C. Religionswissenschaft als Wurzel der Volkskunde	186
1. Zur Bedeutung der Volkskunde in der altphilologischen Religionswissenschaft	186
2. Parallelen zwischen volkskundlichen und religionswissenschaftlichen Forschungsprogrammen	188
3. Volkskunde als Teil interdisziplinärer Religionswissenschaft	193
4. Kontroversen über die Akzeptanz der Volkskunde und der Religionswissenschaft	203
V. Bildungselite und gesellschaftliche Modernisierung	211
A. Inhaltliche und strukturelle Aspekte der neuhumanistischen Bildung	217
1. Merkmale der neuhumanistischen Bildungstheorie	217
2. Zum sozialen Aufstieg der Philologen	225
3. Zur gesellschaftlichen Bedeutung und Funktion von Bildung	234

B. Bildungskritik in der frühen Volkskunde	243
1. Wilhelm Heinrich Riehls Kritik an der bildungsbedingten Dichotomie der bürgerlichen Gesellschaft	243
2. Die Rolle der Muttersprache in der deutschen Nationalerziehung ..	256
3. Jacob Grimms Kritik an der marginalen Stellung der deutschen Sprache	261
4. Volkskundliche Plädoyers für und wider die altphilologisch dominierte Bildung	264
C. Impulse für Volkskunde in der bildungspolitischen und kulturellen Wende der 1890er Jahre	270
1. Philologen als Modernisierungsverlieher	274
2. Die Institutionalisierung wissenschaftlicher Volkskunde im Zusammenhang wilhelminischer Bildungspolitik	280
3. Volkskunde im Krisenmanagement der Philologen	294
4. Die Sozialisierung des Wissen in der Moderne	305
VI. Merkmale wissenschaftlicher Volkskunde und ihre Bedeutung für wilhelminische Bildungsbürger	311
A. Integration und Abgrenzung	312
1. Die Legitimation der Volkskunde durch Bildungskritik	312
2. Die Problemlagen der alten Bildungselite als Probleme wissenschaftlicher Volkskunde	322
3. Das ‚Volk‘ der Volkskundler	330
4. Der ‚volkskundliche‘ Mensch	346
B. Einverleibung als Distanzierungsversuch	357
1. Zur Koexistenz von Integration und Abgrenzung in den Konzepten wissenschaftlicher Volkskunde	357
2. Der Diskurs über den Unterschied zwischen Naturmensch und Kulturmensch	359
3. Soziokulturelle Abwehrstrategien in den Konzepten wissenschaftlicher Volkskunde	371
4. Zur Integration der Volkskultur als der ‚anderen‘ Seite der ‚eigenen‘ Kultur	382
5. Volkskunde – ein modernes Leistungsangebot	392

VII. Anhang	399
1. Quellen und Literatur	399
2. Namensübersicht	445

I. Einleitung: Merkmale und Tendenzen wissenschaftshistorischer Forschung in der Volkskunde

„Die Geschichte einer Wissenschaft verzeichnet nicht bloß Leistungen. In ihrer Geschichte entfaltet sich ihr Begriff, der nicht unberührt bleiben kann von dem Wandel der Generationen. Die wissenschaftliche Arbeit bedarf der Selbstbesinnung, will sie nicht ziellos in der Unendlichkeit des Einzelnen umhertreiben.“

Hermann Usener: Philologie und Geschichtswissenschaft, 1882

Reflexionen über die Geschichte der Volkskunde sind seit beinahe 150 Jahren genuiner Bestandteil des volkskundlichen Diskurses. Bereits Jahrzehnte bevor Volkskunde expressis verbis zum Gegenstand des akademischen Unterrichts und zur eigenständigen universitären Disziplin avancierte waren sie zu vernehmen – so beispielsweise in dem programmatischen Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“, den Wilhelm Heinrich Riehl 1858 hielt. Riehl, der heute noch als sogenannter Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde wahrgenommen wird¹, spricht darin von Herodot als dem „Vater der Volkskunde“ und von Tacitus als dem „Ahnherren der wissenschaftlichen Volkskunde“². Generationen von Volkskundlern haben diese vermeintlichen Ahnenketten bis ins 20. Jahrhundert hinein als Beleg für Tradition und Kontinuität des Faches gelernt und gelehrt. Mit der Erweiterung und Veränderung der Interessenschwerpunkte wurden vor allem nach 1945 neue, weitere ‚Ahnen‘ des Faches erschlossen und in die Fachtradition eingereiht.³ Bemerkenswert ist daran weniger, daß die ‚Ahnen‘ häufig als Belege für Tradition und Anciennität herangezogen werden. Auffallend

¹ Vgl. Wolf Lepenies: Die drei Kulturen, S. 241.

² Wilhelm Heinrich Riehl: Die Volkskunde als Wissenschaft (1858). Hier zit. nach ders.: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. Zusammengefaßt und herausgegeben von Gunther Ipsen, S. 22.

³ Auf dieses fachgeschichtliche Phänomen wies Helge Gerndt im Rahmen der Hochschultagung 1990 in Kiel hin, indem er feststellte, „das Fach erschließe sich seine ‚Ahnen‘ in dem Maße, wie sich seine Interessenschwerpunkte verlagern würden“. Vgl. Harm-Peer Zimmermann: Diskussion, S. 193.

ist vielmehr, daß man im Fach zwar Kontinuität mit Wandel durchaus kritisch zu ventilieren und die Konstruktion historischer Volkskultur zu entschlüsseln weiß, jedoch diese Konstruktionsprozesse bei Analysen zur eigenen Fachgenese weitgehend zu ignorieren scheint. Eine Wissenschaftsgeschichte der volkskundlichen Wissenschaftsgeschichte unter dekonstruktivistischen Prämissen zu schreiben, wäre sicher ein spannendes Forschungsprojekt – an Stoff würde es nicht mangeln. Es ist aber weder Ziel der Arbeit noch dieses Kapitels, eine derartige Analyse aller fachgeschichtlichen Veröffentlichungen vorzulegen, oder neue Ahnen und Vorläufer zu erschließen. Einleitend in die Thematik sollen hier lediglich einige Merkmale und Tendenzen der Fachgeschichtsschreibung dargestellt und im Kontext wissenschaftstheoretischer Ansätze diskutiert werden, die in der Forschung zur Fachgenese der Volkskunde bisher kaum Beachtung fanden.

In der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte wird bereits seit den 1980er Jahren nicht nur für einen Fachgrenzen überschreitenden Blick, sondern vor allem für ein generelles Umdenken in der wissenschaftshistorischen Forschung plädiert. Dabei geht es um einen Perspektivwechsel, den Richard Toellner in seinem Rückblick zum zwanzigjährigen Jubiläum der Gesellschaft 1985 einer veränderten Bewertung des wissenschaftlichen Fortschritts zuschreibt: „Erst die berechtigte und sich verbreitende Skepsis gegen die Erwartung, daß Fortschritt der Wissenschaft auch Fortschritt der Menschheit sei, macht neuerdings Platz für die Frage nach den historischen Bedingungen für die Möglichkeit und Wirksamkeit von Wissenschaft.“⁴ Fachgeschichtsschreibung hat somit dem allgemeinen Funktions-, Bedeutungs- und Strukturwandel wissenschaftlicher Entwicklung Rechnung zu tragen. Für die volkskundliche Fachgeschichtsschreibung, der noch Anfang der 1990er Jahre „einen erheblichen Trend zur Isolierung ihres Themas“⁵ attestiert wurde, ist mit der vorliegenden Untersuchung des Institutionalisierungsprozesses ein Perspektivwechsel intendiert. Es geht dabei um den Versuch, dem „Rückzug in die Fachimmanenz“ und insbesondere auch der mangelnden „Anbindung an entsprechende Studien in anderen Disziplinen, die auf die Herausstellung einzelner Personen als Bezugsrahmen mehr und mehr verzichten“⁶, mit interdisziplinären Zugängen entgegenzuwirken und neue Akzente zu setzen. In der Untersuchung stehen Ansätze aus der Wissenschafts- und Berufssoziologie ebenso Pate wie Ergebnisse der interdis-

⁴ Richard Toellner: Ansprache zur Einführung, S. 139-140. Die Ansprache hielt Toellner anlässlich des XXIII. Symposiums der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, das vom 16. bis 18.5.1985 in Münster zum Thema „Liebhaber und Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften“ stattfand.

⁵ So Deneke in seiner Rezension des Tagungsbandes der erwähnten Kieler Tagung zur Wissenschaftsgeschichte. Bernward Deneke: [Rezension zu] Kai Detlev Sievers (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, S. 105.

⁶ Ebd.

ziplinär und international orientieren sozialhistorischen Forschung zum Bildungsbürgertum und zur historischen Bildungsforschung⁷, wenn es darum geht, die wissenschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Kontexte und somit die unterschiedlichen Determinanten des Institutionalierungsprozesses der Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich zu erschließen.

1. Fachgeschichte als Fortschrittsgeschichte

Wissenschaftsgeschichtsschreibung zeichnete sich bis in die jüngste Vergangenheit überwiegend dadurch aus, daß man Fachgeschichte einerseits als eine kontinuierliche Fortschrittsgeschichte betrachtete und sich andererseits primär auf den kognitiven Bereich einer Disziplin konzentrierte. Darstellungen zur Disziplingenese umfassen in der Regel die historische Entwicklung von Ideen, Methoden⁸, Theorien und Programmen⁹ oder die chronologische Abfolge von Erkenntnisfortschritten¹⁰. Im Zentrum dieser Fachgeschichten stehen häufig Wissenschaftlerpersönlichkeiten, deren Leistungen und Bedeutung für den Fortschritt des Faches besonders hervorgehoben werden. Diese personenorientierte Fachgeschichtsschreibung ist oft Ausdruck der Vorläufersuche – gemeinhin auch ‚Vätersuche‘ genannt¹¹, die vermutlich mit Riehls Vortrag ihren Anfang nahm. Selbst wenn inzwischen auch sogenannte Um- und Irrwege einer Disziplin oder einer Forschungsrichtung verfolgt werden¹², die keine Aufnahme in den Lehrkanon fanden, so wird Disziplingenese – ob ideengeschichtlicher oder ideologiekritischer Provenienz – letztlich weithin als kontinuierlich fortschreitender, an Erfolgen orientierter Prozeß behandelt. Anhand ausgewählter Beispiele lassen

⁷ Vgl. dazu vor allem die Forschungsergebnisse des Arbeitskreises für moderne Sozialforschung in Bielefeld zum Thema Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, die unter gleichlautendem Titel in mehreren Teilen vorliegen: Teil 1: Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen. Hg. von Werner Conze und Jürgen Kocka; Teil 2: Bildungsgüter und Bildungswissen. Hg. von Reinhart Koselleck; Teil 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung. Hg. von Rainer M. Lepsius; Teil 4: Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation. Hg. von Jürgen Kocka; vgl. die ebenso in diesem Forschungsumfeld entstandene Arbeit von Ulrich Engelhardt: „Bildungsbürgertum“. Begriffs- und Dogmengeschichte.

⁸ Vgl.: Vera Deißner: Die Volkskunde und ihre Methoden.

⁹ Zur Geschichte volkskundlicher Programme vgl. Gerhard Lutz (Hg.): Volkskunde; Helge Gerndt (Hg.): Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion.

¹⁰ Vgl. Wolf Lepenies: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte. S. 442-443.

¹¹ Inwieweit diese erfolgs- u. personenorientierte Wissenschaftsgeschichtsschreibung eine Ursache dafür war, daß die Arbeiten von Frauen in der frühen Volkskunde nur als fachgeschichtliche Randerscheinung wahrgenommen wurden, habe ich an anderer Stelle diskutiert. Vgl. Anita Bagus: Marginal oder präsent?

¹² Die Spuren nach der sogenannten vergessenen und verdrängten Volkskunde verfolgt seit einigen Jahren Wolf-Dieter Könenkamp, jedoch ohne die Geschlechtsspezifik in der marginalisierten Volkskunde zu berücksichtigen. Vgl. zuletzt ders: Gescheitert und vergessen.

sich Nachteile und Defizite dieser traditionellen Fachgeschichtsschreibung kurz verdeutlichen.

Eines der signifikantesten Merkmale der personen- und fortschrittsorientierten Fachgeschichte ist die damit einhergehende Vorstellung einer vermeintlich Jahrhunderte oder gar Jahrtausende währenden Kontinuität wissenschaftlicher Entwicklung bei gleichzeitiger Vernachlässigung ihrer Historizität. Dieses Merkmal ist besonders im Umgang mit Anfängen und Vorläufern einer Wissenschaft zu beobachten. Die Suche nach den Vorläufern dient in der Regel dazu, Alter und Tradition eines Faches sowie die kontinuierliche und kumulative Entwicklung einer Wissenschaft zu begründen, um damit eine Disziplin aufzuwerten. Über die Anfänge der Volkskunde setzte sich in der volkskundlichen Literatur beispielsweise seit Mitte des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts die Auffassung fort, in Tacitus' „Germania“ seien erste Ansätze volkskundlicher Interessen zu sehen.¹³ Dadurch wird der Eindruck geweckt, die Tradition volkskundlicher Forschung reiche bis zur Antike.

Hermann Bausinger warnt in seiner Einführung zur Volkskunde zu Recht davor, mit der Fachgeschichte bei ‚Adam und Eva‘ zu beginnen, denn „Kain als den ersten Militärwissenschaftler bezeichnen“, bedeute die Reduzierung des „Wissenschaftsbegriffs auf die Trivialität“¹⁴. In Anlehnung an Karl R. Poppers Wissenschaftsbegriff¹⁵ sieht er allerdings in Tacitus' „Germania“ ebenfalls Anfänge eines volkskundlichen Forschungsinteresses, wenn er feststellt: Von „Wissenschaft kann sinnvoll erst dort gesprochen werden, wo sich ein Interesse systematisiert und wo sich dieses Interesse Institutionen mit eigenen Traditionen schafft. Die ‚Germania‘ des Römers Cornelius P. Tacitus steht in einer solchen Tradition.“¹⁶. Obwohl Bausinger anschließend darauf hinweist, daß der fachgeschichtliche Informationswert der Schrift umstritten sei, stellt er sie dennoch in die volkskundliche Fachtradition.¹⁷ Für ihn „ist wesentlich, daß die ‚Germania‘ fast anderthalb Jahrtausende nach ihrer Niederschrift zur historischen Begründung eines *deutschen Nationalbewußtseins* beitrug, und daß dieses Natio-

¹³ Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde; Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie, S. 23.

¹⁴ Hermann Bausinger: Volkskunde, S. 12.

¹⁵ Vgl. Karl R. Popper: Die Logik der Sozialwissenschaften; hier bes. S. 108: „Neunte These: Ein sogenanntes wissenschaftliches Fach ist nur ein abgegrenztes und konstruiertes Konglomerat von Problemen und Lösungsversuchen. Was es aber wirklich gibt, das sind die Probleme und die wissenschaftlichen Traditionen.“

¹⁶ Hermann Bausinger: Volkskunde, S. 12.

¹⁷ Es kann hier nur darauf hingewiesen werden, daß sich Latinisten wiederum von der volkskundlichen ‚Vereinnahmung‘ der „Germania“ distanzieren. Beispielsweise wird in einem lateinischen Lehrbuch angemerkt: „Nicht aus volkskundlichem Interesse schrieb er [Tacitus, A.B.] über die Germanen, sondern um der Kritik an seinen eigen Landsleuten willen [...]“. Walter Siewert/Werner Straube/Klaus Wedding: OSTIA, S. 101.

nalbewußtsein der Nährboden dessen war, was später in Deutschland als Volkskunde bezeichnet wurde“¹⁸. Der römische Historiker ist hier zwar nicht wie bei anderen Fachhistorikern in die Reihe der volkskundlichen Vorläufer gestellt, sondern die Rezeption seiner Schrift wird als Wegbereiter der Volkskunde, als „Vorspiel“ des Faches im „Humanistischen Nationalbewußtsein“¹⁹ gesehen. An Stelle des Werkes selber wird die Rezeptionsgeschichte der „Germania“ im Kontext eines im 16. Jahrhundert aufkommenden deutschen Nationalbewußtseins in die volkskundliche Fachgeschichte integriert. Dadurch könnte man zu dem Schluß kommen, bei Bausinger spiele Kontinuität als Prämisse der Fachgenese ebenfalls eine Rolle. Denn es wird die Vorstellung von einer kontinuierlich fortschreitenden Entwicklung nationalistischer Ideen seit dem 16. Jahrhundert nahegelegt, als deren Begleiterscheinung im 19. Jahrhundert die Volkskunde entstanden sei. Dadurch entsteht der Eindruck, es gäbe eine Kontinuität der Ursache für das Aufkommen volkskundlicher Interessen und diese sei ‚der Nationalismus‘. Die Historizität nationalistischer Vorstellungen bleibt bei diesem Ansatz aber unbeachtet. Das weitverbreitete ideengeschichtliche Interpretament – Nationalismus als Ursache für das Aufkommen volkskundlicher Interessen – erscheint somit ebenfalls mit einer Kontinuitätsvorstellung verknüpft.

Es sollen hier keineswegs etwaige Bezüge zwischen nationalistischen und volkskundlichen Interessen im 19. Jahrhundert bestritten werden. Diese waren zudem kein singulär deutsches Phänomen. Auch in vielen anderen europäischen Ländern rückte im Zuge des stärker werdenden Nationalbewußtseins die Volkskultur²⁰ zunehmend in den Blick.²¹ Vielmehr soll auf den fachgeschichtlich weitgehend unhinterfragten Ansatz der Konstruktion vermeintlicher Kontinuität von Ideen und Forschungsinteressen, der Personen ebenso wie Begrifflichkeiten im Hinblick auf ihre Identität in eine Sukzession stellt, problematisiert werden. Wird die Frage nach den Ursachen für das Aufkommen der wissenschaftlichen Volkskunde mit Begriffen wie Nationalismus, Irrationalismus, Kulturpessimismus²² oder Romantik

¹⁸ Hermann Bausinger: Volkskunde, S. 13 [Hervorhebungen im Original].

¹⁹ Ebd.

²⁰ Zur Fachdiskussion über den Begriff Volkskultur vgl. Konrad Köstlin: Die Wiederkehr der Volkskultur; Wolfgang Brückner: Popular Culture; Wolfgang Kaschuba: Mythos oder Eigen-Sinn?; Carola Lipp: Schwierigkeiten mit der Volkskultur. Ich verwende den Begriff Volkskultur in der Arbeit nicht, um die umstrittene Vorstellung von ‚zwei Kulturen‘ zu perpetuieren, sondern mein Blick richtet sich auf die ‚Entdecker‘ der Volkskultur in der frühen Volkskunde. Es geht mir gerade um Ursachen, Bedeutungen und Funktionen dieser konstruierten Dichotomie.

²¹ Vgl. u. a. Lucian Schermann und Friedrich Salomo Krauss: Allgemeine Methodik der Volkskunde; Sven B. Ek: Bürgerliche Bildung aus Arbeitersicht.

²² Vgl. Vera Deißner: Die Volkskunde und ihre Methoden. Gegenüber ihrer Einschätzung, im wesentlichen hätten „Illiberalismus“, „Irrationalismus“, „Nationalismus“, „Kulturpessimismus“ und „Germanophilie“ die „Rahmenbedingungen für die Ent-

und Modernisierung beantwortet, so besteht leicht die Gefahr, dass man einem Deutungsklischee erliegt, wenn man die Entwicklung nur in dieser Perspektive wahrnimmt. Anders gesagt, erklärt man mit diesen globalen und oft im Abstrakten bleibenden Begriffen die Ursachen und Motive für die Hinwendung zur Volkskultur, ohne die Frage nach den Akteuren zu stellen und das Wie und Warum zu konkretisieren, dann bleibt das *Movens* des Faches vage.²³ Mit den Begriffen wird leicht eine Eindeutigkeit vermittelt, die den Blick auf komplexe Zusammenhänge, die zur Entstehung der Disziplin beitrugen, verstellt. So bleiben beispielsweise Einflußfaktoren wie die fachwissenschaftliche Herkunft, die berufliche Situation oder der gesellschaftliche Status der ‚ersten‘ Volkskundler ebenso außer acht wie der jeweilige Kontext.

Als ein Beispiel, in dem Fortschritt und Kontinuität als zentrale Prämissen der Fachgeschichtsschreibung *expressis verbis* genannt werden, sei auf einen Beitrag von Günter Wiegmann hingewiesen. Wiegmann beginnt seine „Skizze“ zur „Geschichte der [volkskundlichen] Forschung“ in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit der Begründung: „Seitdem gibt es eine Kontinuität des Erforschens und Dokumentierens volkstümlicher Kultur. Um 1750 begann die Volkskunde im Rahmen der Staatswissenschaften, damit die erste bedeutende Richtung des Faches, die über mehr als ein Jahrhundert, bis um 1870 produktiv war. Das bedeutete: eine große Zahl von Wissenschaftlern arbeitete mit gleichen Zielen, nach gleichen Auswahlkriterien, mit ähnlichen Methoden.“²⁴ Hier wird offensichtlich von einer 120 Jahre andauernden Kontinuität identischer Forschungsinteressen und unveränderter wissenschaftlicher Standards ausgegangen, innerhalb derer diese volkskundliche Forschungsrichtung produktiv voranschreitet. Allerdings läßt der Hinweis, daß diese „erste bedeutende Richtung des Faches“ nur „bis um 1870 produktiv war“, nicht nur die Bruchlosigkeit ihrer Entwicklung fraglich erscheinen. Dabei drängt sich nicht nur die Frage nach der Entwicklung weiterer Fachrichtungen und deren möglichen Verbindungen mit dieser ersten auf, sondern nicht zuletzt wäre auch zu fragen, was nach 1870 mit dem vermeintlich kontinuierlichen Fortschritt dieser Fachrichtung geschah: Wurde die Fachrichtung nicht mehr weiter verfolgt,

stehung der Volkskunde“ (Ebd. S. 102-114.) abgegeben, wird zu zeigen sein, daß die methodologischen Paradigmata der Volkskunde weitgehend vom wissenschaftlichen Herkunftsmilieu der ‚ersten‘ Volkskundler geprägt waren. Vgl. dazu auch Bernd Jürgen Warneken: „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“.

²³ Unbeantwortet bleibt oft jedoch die Bedeutung der Volkskunde im jeweiligen diskursiven Zusammenhang. So könnte man beispielsweise fragen, ob Volkskunde lediglich Ausdruck des deutschen Nationalbewußtseins war, ob volkskundliche Interessen erst dadurch geweckt wurden oder aber, ob Volkskunde gar konstituierender Bestandteil des Nationalismus war. Diese Fragen ließen sich freilich auch auf die anderen genannten Begriffe übertragen.

²⁴ Günter Wiegmann: *Geschichte der Forschung*, S. 12.

und was waren die Ursachen dafür? Beispiele, in denen von einer kumulativen Wissenschaftsentwicklung ausgegangen wird, die zugleich durch einen personen- oder fortschrittsorientierten Ansatz geprägt sind, ließen sich bis in die Fachgeschichtsschreibung der 1990er Jahre hinein vielfach dokumentieren.²⁵

2. Veränderte Perspektiven auf die Fachgenese

Für veränderte Perspektiven in der volkskundlichen Fachgeschichtsschreibung plädieren einige Fachhistoriker erst in jüngster Zeit. So untersucht beispielsweise Andreas Hartmann die „Anfänge der Volkskunde“ im 18. Jahrhundert mit dem diskursanalytischen Ansatz. Dabei weist er sowohl die Vorstellung einer vermeintlich jahrhunderte- oder jahrtausendelangen Kontinuität volkskundlicher Forschungsinteressen als auch die fachgeschichtliche ‚Ahnensuche‘ entschieden zurück, indem er zu Recht feststellt: „An Wissenschaftsgeschichte knüpft sich leicht die trügerische Sehnsucht nach einem ‚Gründungsvater‘: Diesen gibt es im Falle der Volkskunde ebenso wenig wie einen historischen Fixpunkt, der den Ursprung des Faches markiert. Die Fragen, mit denen sich frühere Forschergenerationen beschäftigten, waren – und das ist heute nicht anders – eingebunden in Erörterungszusammenhänge (Diskurse), die, geprägt durch die unterschiedlichsten Faktoren, ihrerseits in der Geschichte standen.“²⁶ Ein „vordringliches Ziel nicht nur volkskundlicher Wissenschaftsgeschichte“ ist für Hartmann daher „die Analyse historischer Erörterungszusammenhänge, die Untersuchung der Bedingungen ihres Zustandekommens und ihres Wandels“. Denn eine „bloß inventarisierende Aufreihung einzelner Wissenschaftler gäbe darüber noch keinerlei Aufschluß; sie würde vielmehr den Blick auf die diskursiven Verknüpfungen verstellen und liefe Gefahr, statt dessen künstliche, personengebundene ‚Ketten‘ von Vorläufern und Nachfolgern zu konstruieren“²⁷. In seiner Kritik an dieser Praxis der volkskundlichen Fachgeschichtsschreibung plädiert Hartmann letztlich für einen Ansatz der französischen Epistemologie, ohne jedoch explizit darauf hinzuweisen, und ohne der epistemologischen Kritik an einer kumulativen und rückwärtsgewandten Fortschrittsgeschichte der Wissenschaft immer Rechnung zu tragen. Dies hat möglicherweise seinen Grund darin, daß die Tradition der französischen Epistemologie und Wissenschaftsgeschichte in der wissenschafts-

²⁵ Vgl. dazu u. a. Wolfgang Jacobeit/Hannjost Lixfeld/Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft*; Brigitte Bönisch-Brednich: *Volkskundliche Forschung in Schlesien*; Kai Detlev Sievers (Hg.): *Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde*.

²⁶ Andreas Hartmann: *Die Anfänge der Volkskunde*, S. 9.

²⁷ Ebd.

historischen Forschung allgemein nur wenig zur Kenntnis genommen wurde.²⁸

Bereits in den 1960er Jahren sprach sich Georges Canguilhem gegen einen ahistorischen Umgang mit der Wissenschaftsgeschichte aus, der sich vor allem in der Suche nach vermeintlichen Vorgängern sowie in einer retrospektiven Sicht wissenschaftlichen Fortschritts ausdrücke. In einem Vortrag stellte er 1966 dazu fest: „Die Geschichte der Wissenschaften ist keine rückwärtsgewandte Geschichte der Fortschritte, nicht die Darstellung überholter Etappen, deren Fluchtpunkt die heutige Wahrheit wäre.“²⁹ Es gilt also die Historizität wissenschaftlicher Erkenntnisse zu berücksichtigen, jedoch nicht im Sinne von historizistischer Relativität, sondern es geht vielmehr um das wissenschaftsgeschichtliche Problem der Konstruktion kontinuierlicher Forschungsinteressen, das vor allem in den Darstellungen zu den Fachanfängen auftritt. Einerseits ist zu beachten, daß sowohl vermeintliche Vorläufer als auch deren Erörterungszusammenhänge vom wissenschaftlichen Selbstverständnis des jeweiligen Fachhistorikers ausgehend definiert werden. Andererseits werden in der Vor- und Frühgeschichte einer Disziplin Vorläufer häufig weder entsprechend ihrem wissenschaftlichen Selbstverständnis wahrgenommen noch findet sich der jeweilige Fachkontext genügend berücksichtigt. Die fachgeschichtliche Selektion wäre somit auf ihre jeweilige Bedeutung hin zu befragen.

Dieser Aspekt kommt gerade durch die heterogene Vorgeschichte der Volkskunde zum Tragen: ausgehend von den jeweiligen fachlichen Herkunftsmilieus und den inhaltlichen Schwerpunkten der Fachhistoriker werden Vorläufer der Volkskunde mehr im historisch-philologischen, im staatswissenschaftlichen oder im anthropologisch-ethnographischen Zusammenhang verortet. Als eine Problematik erscheint dadurch nicht nur die Festlegung des zeitlichen Beginns des Faches. Häufig werden Vorläufer bereits zu ‚den Volkskundlern‘ in ‚der Volkskunde‘ erklärt, ohne daß danach gefragt wird, ob sich diese ‚Ahnen‘ selbst als Volkskundler verstanden, und nicht zuletzt, ob es zu diesem Zeitpunkt bereits eine Übereinkunft über ein volkskundliches Fachverständnis gab. Wenn sowohl das wissenschaftliche Selbstverständnis der ausgewählten Protagonisten als auch deren konkreter historischer Kontext unberücksichtigt bleiben, dann sind die jeweiligen Vorgänger somit lediglich Produkt einer Selektion.³⁰ Oder wie

²⁸ Dies stellte Wolf Lepenies in der von ihm herausgegebenen Aufsatzsammlung in einer Vorbemerkung fest. Vgl. Georges Canguilhem: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie, S. I.

²⁹ Georges Canguilhem: Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte, In: Ebd. S. 27.

³⁰ Die Relation zwischen dem Selbstverständnis der Fachhistoriker und deren Wahrnehmung und Bewertung der Vorläufer kommt beispielsweise in den Debatten über die fachgeschichtliche Bedeutung Wilhelm Heinrich Riehls sehr deutlich zum Ausdruck. Vgl. dazu die Beiträge in: Wolfgang Brückner/Nikolaus Grass (Hg.): Jahr-

es Georges Canguilhem formuliert: „Der Vorläufer ist jener Wissenschaftler, von dem man erst viel später weiß, daß er seinen Zeitgenossen voraus war, und daß er jenem vorrangig, der nun als Sieger des Rennens gilt. Macht man sich nicht klar, daß er nur das Produkt einer bestimmten Wissenschaftsgeschichte ist und nicht ein Agent des wissenschaftlichen Fortschritts, so akzeptiert man auch die imaginäre Gleichzeitigkeit des Vorher und des Nachher in einem logischen Raum als Realität.“³¹ Zur Vermeidung einer konstruierten Kontinuität, fordert der französische Epistemologe, wissenschaftshistorische Texte kritisch auf ihre Vergleichbarkeit hin zu überprüfen. Denn „solange eine kritische Analyse von Texten und Arbeiten, die durch eine heuristische Ineinanderschiebung der Zeiten einander angenähert worden sind, nicht ausdrücklich nachgewiesen hat, daß zwischen zwei Forschern sowohl Identität der Frage und der Forschungsintentionen als auch Bedeutungsidentität der Leitbegriffe und eine Identität des Begriffssystems, aus dem die Begriffe ihren Sinn herleiten, besteht, solange also ist es künstlich und willkürlich und der echten Wissenschaftsgeschichte inadäquat, zwei wissenschaftliche Autoren in eine logische Sukzession von Anfang und Vollendung oder Antizipation und Realisierung zu stellen“³².

Es liegt auf der Hand, daß die Gefahr der „imaginären Gleichzeitigkeit“ größer wird, je weiter man in die Fachgeschichte zurückgeht und je weiter man den zeitlichen Rahmen der Untersuchung steckt. In der Soziologie begegnet man dem Problem der Konstruktion vermeintlicher Forschungskontinuität, indem für kürzere und überschaubare Zeiträume in der disziplingeschichtlichen Forschung plädiert wird, da selbst Untersuchungen über wenige Jahrzehnte noch problematisch sein können.³³ So heißt es zum Beispiel in einem Band über die „Soziologie in Deutschland und Österreich 1918 bis 1945“ einleitend: „Angesichts der scharfen politischen Brüche innerhalb dieses Zeitraumes, der Komplexität der damaligen Zeitkultur und der Vervielfältigung wissenschaftlicher Orientierungen, der engen Verflechtung von Wissenschaftsentwicklung, Kultur und Ideologiegeschichte und politischen Ereignissen bietet dieser Zeitraum besondere Schwierigkeiten für eine umfassende und systematische Analyse.“³⁴ Dies ist freilich ein Zeitraum in der deutsch-österreichischen Geschichte, der nicht nur in einer fachgeschichtlichen Untersuchung „besondere Schwierigkeiten“ mit sich

buch für Volkskunde, 1978 u. 1979; vgl. auch Wolf-Dieter Könenkamp: Volkskunde und Statistik.

³¹ Georges Canguilhem: Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte, S. 35-36.

³² Ebd. S. 35

³³ Vgl. Wolf Lepenies: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte, S. 444.

³⁴ Rainer M. Lepsius (Hg.): Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945, S. 7.

bringt³⁵. Lepsius' Hinweis macht jedoch die Problematik einer fachhistorischen Untersuchung über größere Zeiträume hinweg um so deutlicher.

3. Der Institutionalierungsprozeß als Problem fachhistorischer Analyse

Da es in der Zeit vom 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts trotz der vielfach aufscheinenden Interessen für volkskundliche Themen nicht zu eigenständigen Institutionen und zu einer universitären Disziplin für Volkskunde kam, ist diese Phase in der Fachgenese Teil der Vorgeschichte. Spezifische Merkmale verdeutlichen den Unterschied zwischen der Vorgeschichte und dem Beginn der Institutionalierungsphase³⁶. Kennzeichnend für die Vorgeschichte einer wissenschaftlichen Disziplin ist nach Martin Guntau, daß Erkenntnisse und Erfahrungen zu einem Forschungsgegenstand in unterschiedlichen Zusammenhängen gewonnen werden, ohne Zielrichtung auf den erst später definierten Gegenstand oder Kanon der Disziplin. In dieser Phase können bereits gute Ergebnisse vorliegen, die durchaus den späteren Wissenschaftskriterien entsprechen, aber es fehlen stabile Zusammenhänge wie Organisationen, Institutionen und vor allem ein fachspezifisches Kommunikationsnetz.³⁷ Die Schaffung derartiger Zusammenhänge zeichnet die Institutionalierungsphase eines Faches aus. Ein entsprechender Organisationsbedarf für wissenschaftliche Volkskunde äußerte sich seit den 1890er Jahren durch die Gründung von Volkskundevereinen und der Herausgabe von Zeitschriften.³⁸ Da es aber schon seit dem 18. Jahrhundert vielfach Interessen an volkskundlichen Forschungsfeldern gab, stellt sich nicht nur die Frage, warum und wodurch es erst in der zweiten Hälfte des Kaiserreiches und hier vor allem ab 1890 zu einem vehementen Institutionalierungsschub für wissenschaftliche Volkskunde kam.

Die monodisziplinär orientierte Fachgeschichtsschreibung, die sich – so kürzlich Angela Treiber – durch eine fachfixierte Blende auszeichnet³⁹,

³⁵ Dies zeigt sich nicht zuletzt in der allgemein spät einsetzenden disziplinhistorischen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit. Vgl. dazu u.a. Jörg Tröger (Hg.): Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich. Zur NS-Volkskunde vgl. Martin Scharfe: Einschwörung auf den völkisch-germanischen Kulturbegriff; Helge Gerndt (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Berufspolitik und nationalsozialistischer Staatsmacht vgl. z. B. Ulfried Greuter: Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus sowie die hier genannte umfangreiche Literatur zu dieser Thematik.

³⁶ Vgl. dazu u.a. Terry N. Clark: Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung. Clark differenziert fünf aufeinanderfolgende Etappen der wissenschaftlichen Entwicklung vom „einsamen Wissenschaftler“ bis hin zur internationalen „Big Science“.

³⁷ Vgl. Martin Guntau: Der Herausbildungsprozeß moderner wissenschaftlicher Disziplinen.

³⁸ Vgl. dazu die Auflistung im Anhang.

³⁹ Vgl. Angela Treiber: Volkskunde und evangelische Theologie, S. 31.

vermittelt nicht nur den Eindruck einer unvernetzten Entwicklung der Volkskunde, sondern sie läßt auch Fragen nach den konstitutiven Bedingungen, die die Institutionalisierung und universitäre Etablierung des Faches maßgeblich beeinflußten, weitgehend offen. Helge Gerndt zählte noch 1995 diese Aspekte zu den fachgeschichtlichen Desideraten, wenn er konstatiert: „Verbliebene Kenntnislücken betreffen u. a. bestimmte institutionelle Entwicklungen, interdisziplinäre Verknüpfungen und Einzelheiten in Volkskundlerbiographien“ und dies, obwohl der „Nachholbedarf wissenschaftsgeschichtlichen Tatsachenwissens“ in der Volkskunde „entschieden vermindert“⁴⁰ worden sei. Wenngleich sich Gerndts Aussagen auf die Volkskunde während des Nationalsozialismus beziehen, sind seine Hinweise auf „gewichtige Unsicherheitsfaktoren“ in der Fachgeschichtsschreibung dennoch kennzeichnend für einen weitverbreiteten fachhistorischen Umgang mit dem Institutionalisierungsprozeß. Zu den Problemen der fachgeschichtlichen Analyse zählt er unter anderem die Frage: „Was können und müssen wir in den einzelnen Zeiträumen jeweils unter ‚Volkskunde‘ verstehen, die ja anfangs z. B. an den Universitäten kaum institutionalisiert war und außerhalb der Hochschulen nur teilweise ein auf einheitlichen Traditionen fußendes Gebilde darstellte.“⁴¹ An diesen Ausführungen ist einmal die relativ vage zeitliche Festlegung der volkskundlichen Institutionalisierung bemerkenswert. Zum anderen deuten vor allem die Hinweise auf die „Unsicherheitsfaktoren“ – divergierendes Fachverständnis und eine heterogen zusammengesetzte außeruniversitäre Volkskunde – auf besondere Merkmale des volkskundlichen Institutionalisierungsprozesses hin, die in der Regel weder als fachhistorische Probleme behandelt werden, noch wird nach den Ursachen dieser Phänomene gefragt.

Der Institutionalisierungsprozeß wird in der Fachgeschichtsschreibung zudem kaum als besondere Phase der Volkskundegenese – also die Entwicklung von den Vereinsgründungen bis zur Erteilung der ersten *Venia Legendi* – thematisiert.⁴² In den Facheinführungen wird zwar meist auf die

⁴⁰ Helge Gerndt: *Deutsche Volkskunde und Nationalsozialismus*, S. 54

⁴¹ Ebd. S. 53. Nach Feststellung dieser „Unsicherheitsfaktoren“ werden von Gerndt unter Volkskundler „alle diejenigen zusammengefaßt“, „die heute in – weit verstanden – ‚volkskundlichen‘ Fachtraditionen stehend auf irgendeine Weise wissenschaftlich, pädagogisch oder publizistisch tätig sind“. Ebd. S. 54. Hierzu könnte man die Frage aufwerfen, ob ein pluralistisch definiertes Selbstverständnis einer Berufsgruppe nicht Unsicherheiten sowohl im Innen- als auch im Außenverhältnis des Faches perpetuiert.

⁴² Die volkskundliche Institutionalisierung wurde im Fach erstmals auf breiterer Ebene bei einem wissenschaftsgeschichtlichen Symposium 1982 mit internationaler Besetzung behandelt. Allerdings konzentrierte man sich hier auf den Aspekt „Volkskunde als akademische Disziplin“ an den Universitäten und orientierte sich weitgehend an der personen- und erfolgsorientierten Fachgeschichtsschreibung. Strukturen oder Kriterien des Institutionalisierungsprozesses und dessen Bedingungen waren hier Anathema. Zu den Vorträgen dieses Symposiums vgl. Wolfgang Brückner (Hg.): *Volkskunde als akademische Disziplin*.

Gründung des ersten Volkskundevereins hingewiesen, auch werden die Volkskundevereine als erster organisatorischer Erfolg erwähnt⁴³, aber deren Strukturen, Ziele, Programme und Aktivitäten kommen dabei ebenso wenig in den Blick wie deren überregionalen und internationalen Vernetzungen. Vielmehr werden im Sinne der personen- und erfolgsorientierten Fachgeschichtsschreibung einzelne Vereinsgründer und deren Pionierleistungen betont oder diejenigen besonders hervorgehoben, die sich an der ersten Fachdebatte beteiligten, die aber oft auf wenige Volkskundezeitschriften konzentriert wahrgenommen wird⁴⁴. Die Entwicklung der Volkskundevereine als wesentlichen Teil der Institutionalisierung und deren Einfluss auf die Herausbildung der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde bleibt meist unbeachtet. Dazu wären Fragen nach der Mitglieder- und Organisationsstruktur der Volkskundevereine ebenso relevant wie die nach den Ursachen für die Vereinsgründungen und nicht zuletzt die nach den dominanten Trägergruppen und deren Kontext sowie nach den Motiven der Mitglieder. Die Volkskundevereine wären also mit Fragestellungen zu untersuchen, die zu den Grundfragen volkskundlicher Vereinsforschung zählen.⁴⁵

Die mangelnde Aufarbeitung der regionalen Volkskundevereine sind vermutlich auch ein Grund dafür, daß die nach 1900 entstandenen verschiedenen überregionalen volkskundlichen Zusammenschlüsse und die damit einhergehenden interdisziplinären Kommunikationsnetze ebenso ein Forschungsdesiderat der Fachgeschichte darstellen wie Bestrebungen internationaler Vernetzung im Kaiserreich⁴⁶. Während der 1904 gegründete Verband deutscher Vereine für Volkskunde – die Vorläuferorganisation der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde – als volkskundlicher Dachverband in der Fachgeschichte präsent ist, werden die anderen Organisationen entweder marginalisiert oder gar nicht erwähnt. So wird beispielsweise der erste überregionale Zusammenschluß, die 1901 im Gesamtverband deut-

⁴³ Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde, S. 66ff. Günter Wiegelmann: Geschichte der Forschung, S. 24.

⁴⁴ Vgl. z. B. Gerhard Lutz (Hg.): Volkskunde. Hier sind unter „Erste Erörterungen von Arbeitsprinzipien um die Jahrhundertwende“ sieben Publikationen von fünf Autoren aus der Zeit von 1890 bis 1907 erneut abgedruckt – davon waren vier Aufsätze in den Hessischen Blättern für Volkskunde, einer in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, einer in den Mitteilungen des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde erschienen, und ein Aufsatz erschien als eigenständige Publikation. Vgl. ebd. S. 38-101.

⁴⁵ Christoph Daxelmüller wies zu Recht auf dieses Paradoxon in der Fachgeschichte hin, indem er feststellt: „Es bleibt eine der Ungereimtheiten volkskundlicher Forschungstechnik, daß zwar die Motivanalyse zu den Grundforderungen der Vereinsforschung zählt, man diese aber auf die Untersuchung der eigenen Verbände anzuwenden nicht bereit ist.“ Ders.: Vergessene Geschichte, S. 28. Zur Vereinsforschung vgl. Hermann Bausinger: Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung sowie Hans-Friedrich Foltin u. Dieter Kramer (Hrsg.): Vereinsforschung.

⁴⁶ Vgl. dazu u. a. Kaarle Krohn: Erste Mitteilung des folkloristischen Forscherbundes „FF“.

scher Geschichts- und Altertumsvereine gegründete Abteilung fünf für Volkskunde, nur als Interim⁴⁷ bis zur Gründung der eigenen Dachorganisation wahrgenommen. Damit werden nicht nur die Diskussionen über die wissenschaftliche Volkskunde, die letztlich zur Gründung des eigenständigen Dachverbandes führten, ausgeblendet, sondern auch, daß diese Abteilung unter der Leitung von Otto Lauffer, der als erster Lehrstuhlinhaber in Hamburg in die Fachgeschichte einging, parallel zum Verband Deutscher Vereine für Volkskunde bis weit in die 1920er Jahre ein überregionales Diskussionsforum vor allem auf dem Gebiet der Sachvolkskunde darstellte. Die 1909 in Graz gegründete Sektion Volkskunde innerhalb der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die in dem Zeitraum ebenso regelmäßig tagte, wird hingegen in keiner mir bekannten Untersuchung zur Fachgeschichte erwähnt. Dies ist vor allem vor dem Hintergrund erstaunlich, weil sich die Volkskunde im Kontext ihrer philologischen Dominanz, mit ihren Tagungen nicht nur bezüglich des Ortes und Termins an den Philologenversammlungen orientierten.⁴⁸ Eugen Mogk schlug 1909 als Vorsitzender des Verbandes sogar vor, mit Gründung der volkskundlichen Sektion auf dem Philologentag in Graz den eigenen Dachverband zugunsten der philologischen Sektion aufzulösen.⁴⁹ Auf einen weiteren parallelen Strang der Institutionalisierungsphase, der sich im theologischen und religionswissenschaftlichen Bereich etablierte, kann an dieser Stelle nur verwiesen werden⁵⁰. Auch scheint mir bisher wenig Augenmerk auf die unterschiedliche zeitliche und räumliche Präsenz der volkskundlichen Organisationen gelegt worden zu sein, so beispielsweise auf die Frage, warum es während der Institutionalisierungsphase im Kaiserreich in einigen Ländern (wie z. B. in Thüringen, Sachsen-Anhalt oder in Brandenburg) nicht zu regionalen Volkskundevereinen kam.

Um die Vereine in ihrer Bedeutung und Funktion für den volkskundlichen Institutionalisierungsprozeß erfassen zu können, wird in der vorliegenden Untersuchung am Beispiel der Hessischen Vereinigung nach den konkreten Bedingungen auf unterschiedlichen Ebenen gefragt. Dazu sollen einige theoretischen Prämissen zum Herausbildungsprozeß wissenschaftlicher Disziplinen, wie sie unter anderem in der Wissenschaftssoziologie diskutiert werden, aber in der Fachgeschichtsschreibung der Volkskunde

⁴⁷ Vgl. Wolfgang Kaschuba: Einführung, S. 48.

⁴⁸ Vgl. dagegen Gottfried Korff: Aby Warburg und der „Volkskundekongress“ von 1905.

⁴⁹ Vgl. O[skar] Dähnhardt: Bericht über die dritte Tagung des Verbandes.

⁵⁰ Beispielsweise sei hier auf die 1901 eingerichtete Rubrik „Christliche Volkskunde“ in der Monatsschrift für die kirchliche Praxis als volkskundliches Diskussionsforum ebenso verwiesen wie auf das Archiv für Religionswissenschaft, dessen Herausgabe Albrecht Dieterich ab 1907 übernahm und dabei die Kohärenz zwischen volkskundlichen und religionswissenschaftlichen Forschungsinteressen postulierte. Vgl. dazu auch Angela Treiber: Volkskunde und evangelische Theologie.

bisher wenig Beachtung fanden⁵¹, kurz skizziert werden. In der Wissenschaftssoziologie besteht trotz divergierender Ansätze weitgehend Konsens darüber, im Hinblick auf die Entstehung eines Faches nach Gründen des wissenschaftlichen Wandels oder Paradigmenwechsels zu fragen und insbesondere Fragen nach den Entwicklungsbedingungen als zentral anzusehen.⁵² Peter Weingart sieht sogar die „Frage nach den Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung als die Grundfrage der Wissenschaftsforschung an, aus der sich alle Teilprobleme ableiten lassen“⁵³. Bei den Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung geht es hauptsächlich um das Verhältnis zwischen der Eigengesetzlichkeit der Wissenschaftsentwicklung und den gesellschaftlichen Prozessen.⁵⁴ Folgt man diesem Ansatz, so sind in einer fachgeschichtlichen Untersuchung sowohl wissenschaftsinterne als auch wissenschaftsexterne Einflußfaktoren in der Disziplingenese zu verfolgen, die jedoch nicht als zwei streng voneinander getrennte, sondern als interdependente Entwicklungsbedingungen anzusehen sind.⁵⁵ So kann eine neue Forschungsrichtung oder Disziplin bedingt durch eine Weiterentwicklung oder Spezialisierung innerhalb der Wissenschaft entstehen; zum anderen können neue Forschungsprogramme ebenso durch veränderte gesellschaftliche Bedürfnisse und Interessen angeregt werden, die zur Institutionalisierung eines neuen Faches beitragen. An der Bedeutung und Wirkung neuer wissenschaftlicher Interessen lassen sich sowohl Handlungsstrategien als auch weniger bewußte Mechanismen ablesen, die kennzeichnend für Institutionalisierungsprozesse sind.

Werden neue wissenschaftliche Interessen und Erkenntnisse von der etablierten Scientific Community anerkannt und in die Forschungsarbeit integriert, so gehen sie gemeinhin als Paradigmenwechsel⁵⁶ oder als sogenannter wissenschaftlicher Fortschritt in die Wissenschaftsgeschichte ein.

⁵¹ Könenkamp geht als einer der wenigen Fachhistoriker auf die wissenschaftssoziologischen Diskussionen ein. Indem er sich auf den Aspekt wissenschaftliche Konkurrenz konzentriert, werden aber andere Ursachen sowie allgemeine Entwicklungsbedingungen und Merkmale des volkscundlichen Institutionalisierungsprozesses nicht erfaßt. Vgl. Wolf Könenkamp: *Gescheitert und vergessen*. Weiterführend ist die Dissertation von Vera Deißner: *Die Volkskunde und ihre Methoden*.

⁵² Vgl. Peter Weingart: *Wissenschaftlicher Wandel als Institutionalisierungsstrategie*, S. 17.

⁵³ So Peter Weingart in der Einleitung der von ihm herausgegebenen Vorlesungsreihe zur Wissenschaftsforschung. Ders. (Hg.): *Wissenschaftsforschung*, S. 11.

⁵⁴ Vgl. Peter Weingart: *Wissensproduktion und soziale Struktur*, S. 239.

⁵⁵ Weingart fordert zwar, kognitive und soziale Strukturen als korrespondierend nachzuweisen, allerdings geht er vom Primat kognitiver Strukturen in diesen interdependenten Mechanismen aus und gewichtet so wissenschaftsinterne Determinanten stärker als wissenschaftsexterne. Vgl. ebd. S. 58.

⁵⁶ Vgl. Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Nach Kuhn sind Paradigmen „eine oder mehrere wissenschaftliche Leistungen, die von einer bestimmten wissenschaftlichen Gemeinschaft als Grundlage für ihre weitere Arbeit anerkannt werden“, die gegenüber vorher gültigen Paradigmen einen wissenschaftlichen Wandel konstituieren. Ebd. S. 28.

Wissenschaftliche Innovationen können jedoch ebenso in Opposition zu geltenden Ansätzen oder Orientierungskomplexen stehen und diese dadurch in Frage stellen oder gar ein radikales Umdenken in einem Fach erforderlich machen. In diesem Fall stoßen wissenschaftliche Innovationen häufig auf mangelnde Akzeptanz oder sogar auf massiven Widerstand innerhalb der etablierten Scientific Community.⁵⁷ Die kommunikative und zugleich soziale Isolierung eines Forschers oder einer Forschergruppe ist oft Ausdruck eines solchen Widerstandes, der sich unter anderem darin zeigt, daß Publikationsmöglichkeiten in etablierten Fachzeitschriften oder gar Lehrveranstaltungen verhindert werden.⁵⁸ Beides wirkt sich negativ auf die Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie auf die Institutionalisierung und Weiterentwicklung einer neuen Forschungsrichtung aus. Wie etablierte Wissenschaftler die Institutionalisierung volkskundlicher Forschungsinteressen durch positive oder negative Sanktionierung beeinflussten, kann am Beispiel der Beförderungsverhandlungen von volkskundlich engagierten Philologen an der Gießener Universität um die Jahrhundertwende deutlich gemacht werden.

Wenn ein neues Forschungsgebiet auf mangelnde Akzeptanz oder gar auf Ablehnung stößt, erfordert es von den Trägern der neuen Interessen, taktisch vorzugehen oder gezielt Maßnahmen zu ergreifen, um sich in der Scientific Community durchzusetzen und um von ihr anerkannt zu werden. Eine genügend große und zugleich durchsetzungsfähige Anhängerschaft zu mobilisieren, ist dabei eines der Schlüsselprobleme. Um eine Anhängerschaft erfolgreich zu gewinnen und auch konsolidieren zu können, bedarf es zunächst einer institutionellen Basis, die sich dem Einflußbereich der herrschenden Lehre entziehen kann. Außeruniversitäre Organisationsformen wie wissenschaftliche Vereine und Gesellschaften erwiesen sich seit dem 19. Jahrhundert⁵⁹ als ein nachhaltiges Vorgehen zur Durchsetzung wissenschaftlicher Innovationen. Diese Organisationen nahmen oft den Charakter von Fachverbänden an und verfolgten zugleich berufs- oder

⁵⁷ Vgl. Peter Weingart: Wissenschaftlicher Wandel als Institutionalisierungsstrategie, S. 24-25.

⁵⁸ Auf ein Beispiel mangelnder Akzeptanz in der volkskundlichen Fachgeschichte weisen Könenkamps Ausführungen über die gescheiterten Initiativen des Leipziger Philologen Albert Edmund Veckenstedt Ende des 19. Jahrhunderts hin. Vgl. Wolf[Dieter] Könenkamp: Gescheitert und vergessen, S. 184-192. Veckenstedts vergeblicher Versuch, die Volkskunde durch Gründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift und eines Vereins zu institutionalisieren, weist jedoch nicht nur, wie Könenkamp meint, auf Widerstand der Konkurrenten innerhalb der Wissenschaftlergemeinschaft hin. Denn es gelang ihm offensichtlich auch nicht, eine genügend große Anhängerschaft zu gewinnen, die seine Aktivitäten unterstützte. Verglichen mit der rasch ansteigenden Mitgliederzahl des 1897 gegründeten sächsischen Volkskundevereins in Dresden (700 im Gründungsjahr) spricht die Mitgliederzahl in Veckenstedts Verein (50 Mitglieder innerhalb von zwei Jahren) nicht für einen großen Zulauf. Vgl. Eugen Mogk: Vereinsnachrichten, S. 2.

⁵⁹ Vgl. Johannes Müller (Hg.): Die Wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften.

standespolitische Ziele.⁶⁰ Ob die im Kaiserreich gegründeten Volkskundevereine Ausdruck einer solchen Strategie im volkskundlichen Institutionalisierungsprozeß waren und ob sie gegen institutionelle Widerstände innerhalb des Wissenschaftsbetriebes ankämpfen mußten, soll am Beispiel der Hessischen Vereinigung für Volkskunde⁶¹ einerseits überprüft werden. Andererseits wird der Frage nachgegangen, ob der Vereinsgründung außeruniversitäre Interessen, somit auch gesellschaftspolitische und soziokulturelle Ursachen, zugrunde lagen. Da die Hessische Vereinigung seit der Jahrhundertwende innerhalb der Volkskundevereine eine führende Rolle bei der Gründung des eigenständigen Dachverbandes einnahm, der sich am Vorbild der englischen „Folklore-Society“ orientieren sollte, war sie zugleich bedeutend für das Selbstverständnis des überregionalen volkskundlichen Zusammenschlusses.⁶² Eine Untersuchung der Hessischen Vereinigung läßt daher auch Aufschlüsse über die Rolle des Verbandes erwarten, zum Beispiel darüber, ob sich dieser Zusammenschluß als Fachverband verstand und berufspolitische Ziele verfolgte, und ob in ihm auch Kriterien für die Professionalisierung einer zukünftigen Berufsgruppe Volkskundler entwickelt wurden.⁶³

Unabhängig davon, ob sich eine neue Forschungsrichtung in Opposition oder im Einklang mit einer bestehenden Wissenschaft etabliert, sind nach Weingart sieben Prinzipien kennzeichnend für den Verlauf wissenschaftlicher Institutionalisierungsprozesse⁶⁴. Die Verständigung von Men-

⁶⁰ Zur Funktion von Fachverbänden in Professionalisierungsprozessen vgl. Charles E. McClelland: Zur Professionalisierung der akademischen Berufe; Rüdiger vom Bruch: Die Professionalisierung der akademisch gebildeten Volkswirte; Lothar Burchardt: Professionalisierung oder Berufskonstruktion; Peter Weingart: Wissensproduktion und soziale Struktur, S. 53-54 u. 143ff.

⁶¹ Im folgenden wird die Kurzform Hessische Vereinigung verwendet.

⁶² Die Genese der Hessischen Vereinigung „spiegelt im kleinen den Entwicklungsgang wieder“ – stellte Karl Reuschel 1908 fest –, „den die auf Verbindung der volkskundlichen Körperschaften abzielende Bewegung durchgemacht hat“. Karl Reuschel: Volkskunde und volkskundliche Vereine, S. 74.

⁶³ Zu Professionalisierungstheorien und -kriterien vgl. Dieter Rüschemeyer: Professionalisierung sowie die Beiträge in: Werner Conze u. Jürgen Kocka (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1.

⁶⁴ Weingarts Prinzipien für die Abfolge von Institutionalisierungsprozessen lauten: „a) *Identifikation*: ein erster Schritt, in dem ein Forscher ein Problem identifiziert und andere Kollegen, die möglicherweise am selben Problem oder verwandten arbeiten. b) *Kommunikation*: es werden zunächst informelle Kommunikationsbeziehungen zur Elaborierung und Kritik der Innovation aufgenommen, die zugleich der Versicherung der eigenen Position dienen. c) *Initiation und Abgrenzung*: Gruppengrenzen werden definiert und Bedingungen an den Eintritt geknüpft. Die Kontakte erhalten zugleich affektiven Charakter. Alles dies gilt der Konsolidierung einer als bedroht erachteten Position. d) *Rekrutierung*: sie gilt sowohl der Kapazitätenerweiterung, die zur Bearbeitung aller anfallenden Probleme erforderlich ist, als auch der Perpetuierung der Innovation über den Generationenwechsel hinweg. e) *Diffusion*: ist die Verbreitung der Innovation sowohl über bestehende oder typischerweise über eigens dazu geschaffene Mittel nicht allein zur Werbung weiterer Anhänger, sondern auch zu Herstellung einer ‚Sichtbarkeit‘ gegenüber der ‚scientific community‘ und ge-

schen mit ähnlicher wissenschaftlicher Orientierung ist dabei zugleich Ausgangspunkt des Institutionalisierungsprozesses und des kollektiven Vorgehens. Ein entscheidender Schritt des gemeinsamen Vorgehens ist der Aufbau systematischer Kommunikationsnetze. Diese können einerseits der Selbstvergewisserung und der Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses für das neue Forschungsgebiet dienen und andererseits auch zur bewußten Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen genutzt werden. Daß diese Abgrenzung sowohl Voraussetzung als auch Folge des neuen Gruppenbewußtseins ist, läßt sich am Beispiel des Gründungsprozesses der Hessischen Vereinigung aufzeigen. Indem eine Gruppe der volkskundlich Interessierten sich vom Oberhessischen Geschichtsverein durch Gründung eines eigenständigen Vereins und der Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift abgrenzte, schuf sie sich eine institutionelle Basis als Voraussetzung für die Verbreitung und Durchsetzung ihrer Forschungsinteressen.

4. Wissenschaftsgeschichte als Bildungs-, Sozial- und Disziplingeschichte

Volkskundliche Fragestellungen und Interessen an Volkskultur waren stets – wie mit Hartmanns fachhistorischer Diskursanalyse bereits erwähnt – in unterschiedliche Erörterungszusammenhänge eingebunden, die wiederum auf Beziehungen zu unterschiedlichen Fachdisziplinen hindeuten. Dies bedeutet, daß somit auch zu bedenken ist, in welchem Umfang die Entwicklung der Volkskunde von unterschiedlichen wissenschaftsinternen Faktoren der jeweils beteiligten Disziplinen beeinflusst wurde. Diese komplexen Interdependenzen werden aber nur unzureichend verfolgt, wenn die Verbindungen zwischen Volkskunde und anderen Disziplinen lediglich als Um- und Irrwege oder als vermeintliche historische Fehlentwicklung des Faches eingestuft werden, ohne dabei den Ursachen auf den Grund zu gehen. So wenn man beispielsweise bedauert, daß eine Verbindung nicht aufgenommen wurde, die aus retrospektiver Sicht als fruchtbar erachtet wird. „Bedeutender für unser Fach in seinem kulturgeschichtlichen Charakter wäre jedoch der Kultur- und Wirtschaftshistoriker Eberhard Gothein (1853-1923) gewesen.“⁶⁵, mahnen Ingeborg Weber-Kellermann und Andreas C. Bimmer und stellen dazu weiter fest: „Wie gut hätte es der Volkskunde getan, Anschluß bei einer so verstandenen Kulturgeschichte zu suchen wie

sellschaftlichen Mäzenen. f) *Sanktionierung*: die Schaffung institutioneller Mechanismen, um die ‚Herrschenden‘ Standards der ‚Zugangs‘- und ‚Verteilungskontrollen‘ außer Kraft zu setzen, und um Abweichler negativ zu sanktionieren.“ Peter Weingart: *Wissenschaftlicher Wandel*, S. 26-27 [Hervorhebungen im Original].

⁶⁵ Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: *Einführung in die Volkskunde*, S. 67.

auch vor allem bei der Wirtschaftsgeschichte.“⁶⁶ Weiterführend ist hier die Frage, warum diese erfolgversprechende Verbindung nicht zustande kam oder was die Ursachen für diesen „epistemologischen Bruch“⁶⁷ in der volkswissenschaftlichen Fachentwicklung waren. Gerade am Beispiel von Gothein lassen sich die Nachteile einer primär fachimmanenten Ausrichtung der Fachgeschichte verdeutlichen. Denn die Ansätze des Kultur- und Wirtschaftshistorikers, der um die Jahrhundertwende in Bonn lehrte, wurden ebenso wie andere Arbeiten aus diesem Forschungsbereich durchaus zur Kenntnis genommen, aber dessen Ansätze offensichtlich nicht für die Konzepte wissenschaftlicher Volkskunde akzeptiert.⁶⁸ Die Frage nach der fehlenden Zusammenarbeit läßt sich jedoch erhellen, wenn man die involvierten Nachbardisziplinen in die fachhistorische Analyse mit einbezieht.

Daß eine interdisziplinäre Orientierung gerade für die Analyse der volkswissenschaftlichen Vorgeschichte unumgänglich ist, zeigt sich auch an Untersuchungen zu vergessenen und verdrängten Strängen der Volkskunde. So werden z. B. von Könenkamp zwar die Beziehung zwischen den Fächern Geographie, Germanistik und Volkskunde genannt, aber weder deren Situation noch Stellung im Wissenschaftsbetrieb Ende des 19. Jahrhunderts adäquat berücksichtigt, wenn er feststellt: „Mit der schon vorhandenen Ethnographie Deutschlands verglichen, war die Volkskunde des späten 19. Jahrhunderts schlichtweg überflüssig – wenn man vom Erkenntnisziel ausgeht. Es ist erstaunlich und nicht wenig rätselhaft, wie es der Volkskunde gelang, die Konkurrenz der Ethnographie auszusetzen, und die vorhandenen Leistungen dieser Wissenschaft vergessen zu machen.“⁶⁹ Es wird zu zeigen sein, daß sich die Herausbildung der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde germanistischer respektive philologischer Provenienz weniger durch ein Aussitzen von Konkurrenz erklärt, als vielmehr aus der spezifischen

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Der von Gaston Bachelard geprägte Begriff des epistemologischen Bruches beinhaltet Erkenntnishindernisse und Diskontinuitäten in der wissenschaftlichen Entwicklung. Vgl. Georg Canguilhem: Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte, S. 42.

⁶⁸ Beispielsweise ergibt sich aus einem Lebenslauf von Hugo Hepding, als einem der Aktiven in der Hessischen Volkskunde, daß er im Sommersemester 1899 und im Wintersemester 1899/1900 bei Gothein Vorlesungen gehört hatte. Vgl. Lebenslauf Hugo Hepding im UAG PrA Nr. 12. Zudem zeigt die umfangreiche Bücherschau in den Hessischen Blättern, daß wirtschaftshistorische Studien durchaus rezipiert wurden. Vgl. u.a. die Rezensionen von Adolf Strack zu Adolf Bärs: Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftslehre in der Schule sowie seine Besprechung von Eugen Katz: Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen.

⁶⁹ Wolf[-Dieter] Könenkamp: Gescheitert und vergessen, S. 177-178. Es kann an dieser Stelle nur angemerkt werden, daß das konkurrente Aussitzen offensichtlich nicht völlig kommunikationslos war. Dafür spricht beispielsweise ein Vorgang auf der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1909 in Graz. Hier wurde der erste Vortrag der Sektion Geographie von Wilhelm Pessler, „Über Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie“, in die erste Sitzung der neugegründeten Sektion für Volkskunde verlegt. Vgl. Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, S. 183 u. 208.

Entwicklung der Philologien, aus deren Status im 19. Jahrhundert und nicht zuletzt aus deren Situation im wilhelminischen Kaiserreich. Auch an diesem Beispiel zeigt sich, wie eine zu starke Konzentration auf die fachimmanente Entwicklung oder auf eine ‚erfolgreiche‘ Volkskunde den Blick verstellt.

Wenn Wolf Lepenies zu diesem fachgeschichtlichen Problem anmerkt, die „Geschichte kaum einer Disziplin läßt sich nachzeichnen, ohne auf Entwicklungen in Vorbild-, Nachbar-, Konkurrenz- und Hilfsdisziplinen einzugehen“⁷⁰, dann trifft dies in besonderem Maße für die volkskundliche Fachgeschichte zu. Angesichts ihrer heterogenen Vorgeschichte und nicht zuletzt auch wegen ihrer thematisch vielfältigen Bezüge⁷¹ zu anderen Disziplinen, greift eine Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde ohne den von Lepenies geforderten interdisziplinären Dialog⁷² zu kurz. Vor allem für eine Untersuchung des volkskundlichen Institutionalisierungsprozesses ist der interdisziplinäre Ansatz von großer Bedeutung. Erfolgte doch die universitäre Etablierung der Volkskunde ab 1919 nicht durch die Gründung eigenständiger Lehrstühle⁷³, sondern zunächst durch die Integration volkskundlicher Veranstaltungen im universitären Unterricht der unterschiedlichen Philologien und hier besonders im Germanistikstudium. Darin zeigt sich nicht nur die zunehmende Relevanz wissenschaftlicher Volkskunde in den Ausbildungsdisziplinen der Gymnasiallehrer, sondern auch im höheren Bildungswesen. Zudem stießen die philologischen Ansätze in der wissenschaftlichen Volkskunde nachhaltig auf Akzeptanz. Im Kontext der philologischen Genese wird in der vorliegenden Studie der Frage nachgegangen, warum im wilhelminischen Kaiserreich verstärkt Philologen Volkskunde

⁷⁰ Wolf Lepenies: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte, S. 446.

⁷¹ Vgl. die Feststellung von Bruno Schier: Ein Volkskundler müßte eigentlich „Polyhistor“ sein. Ders.: Zur Stellung der Volkskunde, S. 4. Vgl. dazu auch Christoph Daxelmüller: Disputationes Curiosae. Zum „volkskundlichen“ Polyhistorismus an den Universitäten.

⁷² Vgl. Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Seine Ausführungen über Wilhelm Heinrich Riehl als Vorläufer einer literarisch poetischen Sozialforschung vermitteln allerdings den Eindruck, als sei die volkskundliche Fachgeschichte wenig konsultiert worden. Wenn Riehl darin „als Disziplingründer“ vorgestellt wird, der „die Volkskunde zu einer deutschen Wissenschaft“ gemacht habe und Volkskunde zu Riehls Zeiten bereits „als selbständige Wissenschaft betrachtet“ wird, dann blieb nicht nur die fachgeschichtliche Riehl-Debatte unberücksichtigt. Zudem kommt die Feststellung, daß die selbständige Volkskunde Mitte des 19. Jahrhunderts fast „hundert Jahre alt war“ und die Meinung „zu ihren Begründern zählte Herder“ nicht ohne eine ansonsten vom Autor kritisierte Kontinuitätsvorstellung aus. Ebd. S. 241. Zur Kritik an der Kontinuitätsvorstellung in der Wissenschaftsgeschichte vgl. Wolf Lepenies: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte, S. 443.

⁷³ Diese wurden überwiegend erst während der NS-Zeit gegründet. Über den Zusammenhang von Institutionalisierung und politischer Funktionalisierung der Volkskunde in der NS-Zeit vgl. Helge Gerndt: Deutsche Volkskunde und Nationalsozialismus, S. 55. Vgl. auch ders. (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Als eigenständige Disziplin konnte sich das Fach an Universitäten vielfach erst nach 1945 etablieren.

zu ihrem Terrain erklärten und sich gegenüber anderen Richtungen durchsetzen konnten.

Auf den interdisziplinären Dialog verweist auch Hartmanns vorgeschlagene Analyse von Erörterungszusammenhängen in der Vorgeschichte im 18. Jahrhundert, in dem die Grenzen zwischen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Diskursen noch fließender waren als im 19. Jahrhundert, das sich durch eine zunehmende Verwissenschaftlichung und Professionalisierung auszeichnete. Allerdings ist für eine stärkere Einbettung der volkskundlichen Diskurse in den allgemeinen Struktur- und Funktionswandel der Wissenschaft zu plädieren, was den Erkenntniswert einer Analyse des historischen Quellenmaterials⁷⁴ für die Fachgeschichtsschreibung erweitern würde. Hartmann weist zwar auf die interdisziplinären Verflechtungen der volkskundlichen Erörterungen hin, die in Kameralistik, Statistik, Geographie und Geschichte jeweils „im Rahmen ihres Selbstverständnisses“⁷⁵ stattfanden. Er geht jedoch ebenso wenig auf inner- und außerwissenschaftliche Determinanten wie auf Erkenntnishindernisse und Interdependenzen ein. Zu bedenken wäre dabei, ob die Diskursfelder unter dem Topos ‚Land und Leute‘ als einem gemeinsamen Nenner der volkskundlichen Fragestellungen im 18. Jahrhundert nicht letztlich wieder durch einen auf Volkskunde zentrierten Blick retrospektiv gebündelt werden, und ob sich der interdisziplinäre Charakter dieser volkskundlichen Erörterungen nicht erst in der Retrospektive einstellt. Beispielsweise wäre zu überprüfen, inwieweit es eine interdisziplinäre Verständigung über das Erkenntnisinteresse an „einer volkskundlichen Perspektive im 18. Jahrhundert“⁷⁶ gab und ob die heterogenen Fragestellungen, die ja auf divergierende Interessen verweisen, nicht eher einer Verständigung im Wege standen. In diesen Divergenzen könnte eine Ursache dafür liegen, daß keine institutionelle Basis für eine kulturwissenschaftliche Disziplin Volkskunde entstand. Zudem legt der Befund, daß volkskundliche Diskurse in unterschiedlichen Erörterungszusammenhängen stattfanden, auch Fragen nach unterschiedlichen Funktionen volkskundlicher Themen sowohl innerhalb als auch außerhalb der jeweils beteiligten Fachrichtungen nahe. Aber nicht nur unter funktionalistischen Prämissen ist der Blick dann vor allem auch auf die Träger retrospektive auf die Akteure der volkskundlichen Debatten zu lenken. So stellt

⁷⁴ Hartmann stellt am Schluß seiner Studie fest: „Obwohl von den kulturwissenschaftlichen Diskursen des 18. Jahrhunderts keine glatten, ungebrochenen Entwicklungslinien zur heutigen Volkskunde führen, bilden sie ein Reservoir, aus dem das Fach noch immer schöpft.“ Ders.: Die Anfänge der Volkskunde, S. 27. Beim Erschließen dieses historischen Quellenmaterials wäre jedoch zu berücksichtigen, daß es auf unterschiedlichen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Erkenntnisinteressen basiert.

⁷⁵ Ebd. S.15.

⁷⁶ Ebd.

sich ebenso die Frage nach der jeweiligen Bedeutung, die das Interesse an „Kultur und Lebensweise, Land und Leuten“⁷⁷ im 18. Jahrhundert für die beteiligten Wissenschaften oder Gelehrten und Forscher⁷⁸ in ihrem gesellschaftlichen Umfeld hatte, wie nach den Motiven, die jeweils dahinter standen.⁷⁹

Die Fragen der Quellenkritik führen zu einem bisher unterbelichteten Aspekt der volkskundlichen Fachgenese, auf die Hartmanns festgestellten Bezüge zwischen den Reiselehren (*ars apodemica*) als Teil des akademischen Kommunikationsnetzes und den volkskundlichen Fragestellungen verweisen. Dieser Aspekt kommt im Titel der Franz Posselt zugeschriebenen *Apodemik von 1795* deutlich zum Ausdruck: „Apodemik oder die Kunst zu reisen. Ein systematischer Versuch zum Gebrauch junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt und angehender Gelehrten und Künstler insbesondere.“⁸⁰ Die Schrift richtete sich an ein gelehrtes Publikum, das offensichtlich nicht nur ein Interesse an ‚hoher‘ Kultur, sondern auch an ‚Land und Leuten‘ sprich an Volkskultur hatte. Diese Beobachtung läßt einen Zusammenhang zwischen dem Aufkommen eines kulturwissenschaftlichen Interesses und dem entstehenden bürgerlichen Diskurs im 18. Jahrhundert vermuten, der sich nicht nur durch eine zunehmende „Verbürgerlichung“ ehemals feudaler Kulturbereiche⁸¹ auszeichnete, sondern möglicherweise auch bereits Einfluss auf die Volkskultur nahm, indem sie schriftlich fixiert Eingang in den bürgerlichen Bildungskanon fand.⁸²

Nicht zuletzt ist in diesem Zusammenhang auf den spezifisch deutschen Konnex von Bildung und Kultur hinzuweisen, der eine zentrale Rolle im Emanzipationsprozess des deutschen Bürgertums und somit in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert spielte.⁸³ Die hier angedeutete Verknüpfung wird ebenso in der vorliegenden Untersuchung von großer Bedeutung sein verbunden mit der Frage, ob in dem Ma-

⁷⁷ Ebd. S. 15.

⁷⁸ Über die sukzessive Ablösung des Begriffs Gelehrte durch den Begriff Forscher vgl. Herbert Schnädelbach: *Philosophie in Deutschland*; hier bes. Kapitel 3, *Wissenschaft*, S. 116.

⁷⁹ Ein Vergleich zwischen dem politisch motivierten Bedarf an Informationen über Land und Leuten und dem der Reiseliteratur zugrundeliegenden Interessen könnte hier aufschlußreich sein.

⁸⁰ [Franz Posselt]: *Apodemik oder die Kunst zu reisen*, zit. nach Andreas Hartmann: *Die Anfänge der Volkskunde*, S. 29.

⁸¹ Vgl. Leo Balet/E.Gerhard [Eberhard Rebling]: *Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst*; vgl. dazu auch Thomas Nipperdey: *Wie das Bürgertum die Moderne fand*.

⁸² Zur Bedeutung von Reiseberichten und -anleitungen als historische Quellen vgl. Michael Maurer: *Reiseberichte*. In: Ders. (Hg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, S. 325-348.

⁸³ Zur Bedeutung von Bildung und Kultur als zentrale Begriffe in der Geschichte des deutschen Bürgertums seit dem 18. Jahrhundert vgl. v. a. die materialreiche Studie von Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*. Vgl. auch ders: *Tradition, Avantgarde, Reaktion*.

ße wie die Kohärenz von Bildung und Kultur im 19. Jahrhundert zum konstitutiven Gestaltungsfaktor der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Lebensstils wurde, sich komplementär dazu ein kulturwissenschaftliches Interesse an Volkskultur herausbildete. Die mit der These angedeutete Beziehung zwischen bildungsgeschichtlicher und kulturwissenschaftlicher Entwicklung kann in einer fachgeschichtlichen Analyse der Ursachen und Motive, die die Institutionalisierung und Professionalisierung der Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich maßgeblich bestimmten, nicht unberücksichtigt bleiben. Zum einen wirkte Bildung im 19. Jahrhundert nicht nur weitreichend auf die „sozial-kulturelle Praxis im Sinne von Wertesystem und Handlungsmodi“⁸⁴ ein, sondern das Bildungswesen war auch konstitutiv für die Entstehung und Etablierung neuer akademischer Berufsgruppen. Angesichts der erwähnten interdisziplinären Einflüsse im Entstehungsprozeß der Volkskunde ist zum anderen Dietrich Rüschemeyers Feststellung über die Entwicklung akademischer Berufe zu beachten, daß nämlich die Professionalisierung und somit die „Vereinheitlichung der heterogenen und fragmentierten Personengruppen in einem Sachgebiet von der Standardisierung der Ausbildung“ abhängt. Und er fügt hinzu: „Hier ergibt sich eine Verbindung zur Geschichte der höheren Bildung, die von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Erforschung von Professionalisierungsvorgängen ist.“⁸⁵ Damit ist eine wesentliche Determinante wissenschaftlicher Entwicklung und zugleich ein eminentes Anliegen der vorliegenden Untersuchung angesprochen: die Analyse der Bedeutung der bildungsgeschichtlichen Entwicklung für das verstärkte Aufkommen volkskundlicher Interessen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie für den Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozeß der Volkskunde. Dabei ist der Ansatz, Wissenschaftsgeschichte als Kooperation von Bildungs-, Sozial- und Disziplingeschichte zu betrachten, für die Arbeit grundlegend.⁸⁶

5. Zum ‚double-bind‘ wissenschaftlicher Entwicklung

Als Vermittlungsinstanz zwischen wissenschaftsinternen und außeruniversitären Determinanten sind die Wissenschaftler selber anzusehen, indem sie zugleich Mitglieder der Gesellschaft und der Scientific Community sind. Durch diese ‚Doppelmitgliedschaft‘ sind sie zugleich in soziokulturelle und in wissenschaftliche Prozesse involviert, die ich als ‚double-bind‘-Aspekt wissenschaftlicher Entwicklung bezeichnen möchte. Es geht mir bei dem Modell des ‚double-bind‘ weniger um eine Kritik am legendären Elfenbein-

⁸⁴ Wolfgang Kaschuba: Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800, S. 34.

⁸⁵ Dietrich Rüschemeyer: Professionalisierung, S. 323.

⁸⁶ Vgl. Rüdiger vom Bruch: Moderne Wissenschaftsgeschichte.

turm⁸⁷, als vielmehr darum, für unterschiedliche Dimensionen und Bedingungen wissenschaftlicher Entwicklung zu sensibilisieren, die in der gängigen Fachgeschichtsschreibung ausgeblendet werden, weil sie nicht zum sogenannten kognitiven Bereich der Fachgenese zählen. Da es ein wesentliches Ziel der Arbeit ist, auch die Motive der volkskundlich Interessierten als eine Determinante der Institutionalisierung zu erfassen, ist der ‚double-bind‘ gerade in einer Untersuchung des Institutionalisierungsprozesses der Volkskunde aus unterschiedlichen Gründen von Relevanz. Erst in der Kombination – so die These – von außeruniversitären Entwicklungsbedingungen, zu denen sowohl soziokulturelle Aspekte als auch die bewußten und unbewußten Motive der Beteiligten zählen, und wissenschaftsinternen und -politischen Strukturen läßt sich der Herausbildungsprozeß der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde adäquat erfassen.

Für diese Perspektive ist als erstes die Tatsache zu nennen, daß sich in den Volkskundevereinen nicht nur Akademiker unterschiedlicher fachlicher Provenienz, sondern in hohem Maße auch nichtakademische Berufsgruppen⁸⁸ und in diesem Zusammenhang auch Vertreter staatlicher und kirchlicher Institutionen engagierten. Dadurch ist die Wahrscheinlichkeit, daß außeruniversitäre, wissenschaftsexterne Einflußfaktoren eine Rolle im Institutionalisierungsprozeß und somit auch in der Fachgenese der Volkskunde spielten, als nicht gering einzuschätzen. Der Annahme wird im ersten Teil der Arbeit Rechnung getragen, indem alle Personengruppen, die sich auf unterschiedlichen Ebenen an der Institutionalisierung beteiligten und somit zur Etablierung der Disziplin Volkskunde beitrugen, in die Analyse mit einbezogen werden – also nicht nur die Mitglieder der Volkskundevereine, die durch ihre kognitiven Leistungen im Fach, also durch Aufsätze in den Vereinszeitschriften oder anderen Publikationen, Präsenz erhielten und in die Fachgeschichte eingingen. Es kommen somit auch Personengruppen in den Blick, die in der Fachgeschichte meist ignoriert werden, weil deren Leistungen z. B. entweder ‚nur‘ vorwissenschaftlicher oder organisatorischer Art waren, oder weil sie die Volkskunde ‚nur‘ durch Patronage förderten. Gerade die im volkskundlichen Institutionalisierungsprozeß angelegte Verzahnung von fachwissenschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Interessen ist im Hinblick auf die weitere Entwicklung des Faches von nicht zu überschätzender Relevanz. Vor allem wird die Mitarbeit

⁸⁷ Vgl. dazu die Überlegungen von Dieter Kramer: Die Pferde der Bauern von Unterfinning.

⁸⁸ Auf die Tatsache der hohen Laienbeteiligung in der frühen Volkskunde wird in der fachgeschichtlichen Literatur bis in die jüngste Zeit hingewiesen. So hat Wolfgang Kaschuba dieses Phänomen auf nationalpolitische Gesinnung zurückgeführt und darin eine historische Ursache dafür gesehen, daß es heute keine öffentliche Berufs- und Kompetenzvorstellung über das Fach gäbe. Vgl. ders.: Volkskundliche Wissenschaftskultur und Moderne.

innerhalb der Vereine auch stärker im Zusammenhang der jeweiligen beruflichen und gesellschaftlichen Situation der Mitglieder gesehen. Denn Aufschlüsse über die unterschiedlichen Motive für das Engagement in den Volkskundevereinen sind am ehesten zu erwarten, wenn die jeweilige Situation der Beteiligten in Relation zu ihren volkskundlichen Interessen betrachtet wird.

Ausgehend davon, daß das Interesse an einem neuen Forschungsgebiet weder allein durch wissenschaftsimmanente Gesetze gesteuert wird noch Forschungsinteressen sich primär einem gesellschaftlichen Bedarf folgend entwickeln⁸⁹, sind vielmehr Interdependenzen zwischen wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung anzunehmen, die sich in denen fokussieren, die in beiden Prozessen involviert sind, nämlich in dem Personal, sprich in den Mitgliedern des Volkskundevereins. Bei der Frage nach den unterschiedlichen Motiven der Volkskundler ist ein weiterer ‚double-bind‘ zu berücksichtigen, und zwar der, daß in die Volkskunde-konzepte nicht nur Kognitives, also bewußte, rationale oder objektive Überlegungen, sondern ebenso Subjektives, Unbewußtes und folglich auch psychohistorische Dimensionen mit einfließen. Martin Scharfe wies in einer Studie zur Volksreligiosität auf diesen Aspekt wissenschaftlichen Erkennens hin, indem er nach dem „Trieb zur Erforschung“ eines Problems und danach fragte, „wie sehr wissenschaftliche Erfahrung von der je subjektiven Erfahrung des Lebens“⁹⁰ abhängig sei. Demzufolge fließen neben gesellschaftlichen und wissenschaftsinternen Einflüssen die individuellen Konstitutionen der Wissenschaftler mit ein. Wenn subjektive Faktoren bei der Entstehung wissenschaftlicher Interessen und Ergebnisse sozusagen als dritte Dimension im Erkenntnisprozeß eine Rolle spielen, sind sie auch als Aspekte wissenschaftlicher Entwicklung, mithin in einer Untersuchung zur Disziplingenese zu berücksichtigen.

Wenn sowohl bewußte als auch unbewußte Motive der Wissenschaftler als Einflußfaktor auf die Produktion wissenschaftlicher Ergebnisse gewichtet werden, die nicht ausschließlich wissenschaftsinterner Natur sind, dann ist nach dem unterschiedlichen Hintergrund der Motive und Antriebe zu fragen. Der motivationale Hintergrund ist stets zugleich soziokultureller Hintergrund: Beispielsweise werden vermutlich die Motive eines Volksschullehrers oder eines Landpfarrers, die in einem kleinen abgelegenen Dorf im hessischen Vogelsberg eingesetzt waren, sich im Volkskunde-ver-

⁸⁹ Vgl. dazu Martin Guntau/Hubert Laitko, die im gesellschaftlichen Bedarf den entscheidenden Faktor für die Entstehung von wissenschaftlichen Disziplinen sehen. Dies.: Entstehung und Wesen wissenschaftlicher Disziplinen.

⁹⁰ Martin Scharfe: Legales Christentum, S. 26; vgl. zu diesem Aspekt auch Scharfes Untersuchungen zum Pastoraltheologen Ludwig Friedrich Werner Boette, der sich Anfang des 20. Jahrhunderts der Volkskunde zuwandte. Scharfe: Hessisches Abendmahl.

ein zu engagieren, vermutlich andere gewesen sein, wie die eines Hochschullehrers der Klassischen oder der Deutschen Philologie in der Universitätsstadt Gießen oder wie die eines leitenden Beamten des Hessischen Kultusministerium in der Residenzstadt Darmstadt. Die Arbeit wird zwar mit der dichten Beschreibung des Gründungsprozesses des hessischen Volkskundevereins beginnen, eine Analyse der Triebkräfte und Motive aller Bevölkerungsschichten, die an der Entstehung der Volkskunde mitwirkten, würde allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Daher konzentriert sich die Untersuchung weitgehend auf die dominant vertretenen Berufsgruppen und deren berufliche und soziokulturelle Situation, und damit zugleich auf die unterschiedlichen „Entstehungs-Milieus“⁹¹, die im Institutionalisierungsprozeß der Volkskunde im Kaiserreich zum Tragen kamen.

Am Schluß dieser einleitenden Reflexionen darf ein wesentlicher Aspekt des Entstehungsmilieus Wissenschaft nicht unerwähnt bleiben, den der Philosoph Herbert Schnädelbach als „Temporalisierung“⁹² der wissenschaftlichen Wahrheit umschreibt. Damit weist er auf einen Prozeß hin, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzt und in dessen Verlauf sich Wissenschaft zunehmend als ein auf Veränderung angelegtes Wissenssystem konstituiert, das dem Ideal von Innovationen untergeordnet wird. Das traditionelle Wissenschaftskonzept wurde dadurch zwar nicht völlig obsolet, jedoch rückte nun der prozessuale Charakter von Wissenschaft in den Vordergrund. Wissenschaft wird fortan als „Tun nach fortschrittsverbürgenden Regeln“ gesehen, und wer „es anders sieht, ist unwissenschaftlich“⁹³. Mit der Dynamisierung der Wissenschaft ist ein Spannungsverhältnis angesprochen, in dem ein Strukturwandel von Wissenschaft mit Veränderungen der Gesellschaftsstruktur korrespondiert und sich damit ein Funktionswandel von Wissenschaft vollzieht. Unter funktionalistischen Vorzeichen wird Wissenschaft als ein „Handlungs- und Interaktionssystem gesehen, das im Lebensprozeß der Menschengattung eine bestimmte Funktion erfüllt und an der Erfüllung solcher Funktionsansprüche gemessen werden muß“⁹⁴. Folgt man Schnädelbachs Theorie, daß also Wissenschaft einer bestimmten Funktion im Lebensprozeß der Menschen unterliegt, dann wird auch in der Wissenschaftsgeschichte nach dieser Funktion und deren Erfüllung zu fragen sein. So wird in der Arbeit danach gefragt: Welche Funktion

⁹¹ Die Frage nach den „Entstehungs-Milieus“ ist Schwerpunkt einer Untersuchung zur frühen deutschen Soziologie von Dirk Käsler. Vgl. ders.: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus.

⁹² Herbert Schnädelbach: Philosophie in Deutschland, S. 114-117. Temporalisierung von Wissenschaft bedeutet in diesem Zusammenhang, daß sich sowohl Kriterien und Strukturen als auch gesellschaftliche Funktionen von Wissenschaft im historischen Prozeß verändern, und daß diese Veränderungen nicht unabhängig voneinander sind. Vgl. ebd.

⁹³ Ebd. S. 116.

⁹⁴ Ebd. S. 117.

erfüllte Volkskunde als Wissenschaft im Lebensprozeß der Menschen im Kaiserreich allgemein, und welche Funktion hatte sie für die Personengruppen, die sich für die Institutionalisierung der Volkskunde einsetzten?

Auf einen funktionalen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Problemlagen und der Entstehung der Volkskunde als Wissenschaft wies Martin Scharfe hin, der die Geisteswissenschaft Volkskunde in Anlehnung an Joachim Ritter⁹⁵ als „gesellschaftliche notwendige Neuschöpfung“⁹⁶ der im 19. Jahrhundert entstehenden Industriemoderne bezeichnete. Und er stellte die These auf: „Volkskunde als Wissenschaft war stets nur eine Funktion der Hauptprobleme der jeweiligen Zeit und zwar insofern, als sie – als historische und kompensative Veranstaltung entstand und dauerte.“⁹⁷ Überträgt man Scharfes These auf die Situation der Volkskunde im Kaiserreich, als mit der Gründung von Vereinen und Zeitschriften der Institutionalisierungsprozeß in Gang gesetzt wurde, dann wäre nach den Hauptproblemen zu fragen, die mit der Volkskunde kompensiert werden sollten. Wenn also die Hauptprobleme der jeweiligen Zeit die Volkskunde auf den Plan ruft, dann stellt sich nicht nur die Frage nach den Hauptproblemen im Kaiserreich, sondern es ist nicht zuletzt auch zu fragen, warum sich bestimmte Berufsgruppen vorwiegend dieser Probleme annahmen und sich anschickten, den gesellschaftlichen Kompensationsbedarf durch Volkskunde zu decken. Denn will man nicht nur gesellschaftliche Ursachen als grundlegende Voraussetzung dafür ansehen, daß sich eine Forschungsrichtung von einer wissenschaftlichen Freizeitbeschäftigung oder Liebhaberei⁹⁸ zur wissenschaftlichen Disziplin entwickelt, dann sind auch wissenschaftsinterne Entwicklungen, wie Veränderungen in den jeweiligen Disziplinen der Wissenschaftler, die sich vornehmlich in der Volkskunde engagierten, als Einflußfaktoren zu gewichten. Da die Institutionalisierungsbemühungen wissenschaftlicher Volkskunde seit Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend

⁹⁵ Der Philosoph Joachim Ritter stellte 1963 fest, daß mit der Ausbreitung der Idee einer universalen Menschheitsgesellschaft ein Prozeß der Entgeschichtlichung einherginge. Und er kam zu dem Schluß: „In dieser für die moderne Gesellschaft konstitutiven und unaufhebbaren Abstraktheit und Geschichtslosigkeit ist die Zugehörigkeit der Geisteswissenschaften zu ihr begründet. Sie wurden auf ihrem Boden ausgebildet, weil die Gesellschaft notwendig eines Organs bedarf, das ihre Geschichtslosigkeit kompensiert und für sie die geschichtliche und geistige Welt des Menschen offen und gegenwärtig hält, die sie außer sich setzen muß.“ Ders.: Die Aufgabe der Geisteswissenschaften, S. 131.

⁹⁶ Martin Scharfe: Volkskunde in den Neunzigern, S. 65.

⁹⁷ Ebd. Vgl. dazu auch Köstlin, der die „Erfindung“ der Volkskunde“ als „eines der Instrumente“ versteht, „mit dem die sich modernisierenden Gesellschaften einerseits Ungleichzeitigkeiten zu systematisieren und andererseits Verlusterfahrungen zu kompensieren suchen“. Konrad Köstlin: Wie wir es aushalten, S. 471-472.

⁹⁸ Vgl. zum Problem „Liebhaber und Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften“ die Beiträge des gleichlautenden Symposiums der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 9/1986.

von Philologen ausgingen und sich die philologische respektive sprachwissenschaftliche Richtung im Fach nachhaltig durchsetzte⁹⁹, werden in der Untersuchung sowohl disziplinäre als auch gesellschaftliche Problemlagen der Philologen zentral für die Frage nach den Ursachen und Motiven ihres Interesses an Volkskunde sein.

⁹⁹ Vgl. dazu u. a. Wolfgang Jacobeit: *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft*; vgl. auch den programmatischen Vortragstitel von Karl-Sigismund Kramer: *Volkskunde jenseits der Philologie* sowie die an gleicher Stelle publizierte Debatte, seiner 1967 in Kiel gehaltenen Antrittsvorlesung.

II. Die Gründungsgeschichte der Hessischen Vereinigung für Volkskunde

Mit den Anfängen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde setzte am Ende des 19. Jahrhunderts die Institutionalisierung wissenschaftlicher Volkskunde in Hessen ein.¹ Der hessische Verein entstand im Kontext der zahlreichen regionalen Volkskundevereinen, die im wilhelminischen Kaiserreich die erste außeruniversitäre Organisationen der wissenschaftlichen Volkskunde einleiteten. Die Hessische Vereinigung hatte aber nicht nur teil an dieser allgemein seit den 1890er Jahren einsetzenden Institutionalisierungsphase, sondern sie nahm auch eine bedeutende Stellung in dieser Bewegung ein, so daß der Gründungsprozess der Vereinigung zahlreiche Parallelen zur überregionalen Entwicklung der Volkskunde in dieser Zeit aufweist.

Als die Hessische Vereinigung am 25. Oktober 1901 in Gießen gegründet wurde, konnte sie bereits auf eine vierjährige Geschichte zurückblicken. Ihren Anfang nahm die Vereinigung innerhalb des Oberhessischen Geschichtsvereins, der im Frühjahr 1897 eine Sektion für hessische Volkskunde ins Leben rief. Diese Phase, in der sich die volkskundliche Abteilung des Geschichtsvereins zum eigenständigen Volkskundeverein entwickelte, soll nun als erste Annäherung an die Frage nach den Einflußfaktoren im Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde betrachtet werden. Was sich hier sozusagen im Mikrokosmos der kleinen hessischen Universitätsstadt Gießen um 1900 beobachten läßt, spiegelt auch die Entwicklungen auf der Makroebene wider. So wird die Darstellung des nicht konfliktfreien Gründungsprozesses der Hessischen Vereinigung auch vielfach Aufschluß über die Anerkennung und Akzeptanz volkskundlicher Forschung im allgemeinen geben. Zum einen kann die Stellung der Volkskunde innerhalb der außeruniversitären landeshistorischen Forschung sowohl in den Geschichtsvereinen als auch in deren Dachverband, dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, beleuchtet werden. Dieser Zusammenhang spielte eine große Rolle zugleich auf inhaltlicher und organisatorischer Ebene als es um die Frage ging, ob sich die Volkskundevereine organisatorisch auf eigene Beine stellen oder aber dem

¹ Vgl. dazu u.a. Alfred Höck: Aus der Frühzeit der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde“. Ders.: Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen; Siegfried Becker: Volkskundliche Forschung in Hessen. Ders: Hinwendung zum Volk.

Dachverband der Geschichtsvereine anschließen sollten. Zum anderen wird sich die hohe soziokulturelle Bedeutung wissenschaftlicher Vereine im Kaiserreich als ein erheblicher Faktor für Querelen und Ambivalenzen im Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung erweisen.

Während die Geschichtsvereine bezüglich ihrer Mitglieder auf Exklusivität bedacht waren, propagierten die Volkskundler in ihrer Mitgliederwerbung ‚Volksnähe‘. Mit der volksnahen Öffentlichkeitsarbeit sprach man jedoch nicht nur weite Bevölkerungskreise an, sondern man schreckte auch die traditionelle Klientel der wissenschaftlichen Vereine ab. Der hohe Zulauf, den die Volkskundevereine um die Jahrhundertwende von einer breiten Bevölkerungsschicht hatten, ist jedoch nicht nur unter soziokulturellen Aspekten zu bewerten. Der Erfolg der Volkskunde ist auch im Zusammenhang eines in den 1890er Jahren einsetzenden Professionalisierungsschubs in der landesgeschichtlichen Forschung zu sehen, aufgrund dessen bestimmte Berufsgruppen in den Geschichtsvereinen zunehmend als Laien diffamiert und an den Rand gedrängt wurden. Vor diesem Hintergrund wird ein nicht unbedeutender Aspekt sowohl für die Professionalisierung als auch für die Anerkennung der wissenschaftlichen Volkskunde zu erörtern sein, nämlich das Verhältnis zwischen Laien und Wissenschaftlern.

1. Konflikte und Kontroversen des Gründungsprozesses

Als im Frühjahr 1897 die ersten Institutionalisierungsschritte der wissenschaftlichen Volkskunde in Hessen einsetzten, erschienen sie zunächst als eine Programmerweiterung des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen. Diese Programmerweiterung war Teil einer generellen Neugestaltung des fast zwanzig Jahre vorher gegründeten Geschichtsvereins. Der Rücktritt des bisherigen Vorsitzenden, Oberlehrer Prof. Dr. Otto Buchner, „gab Anlaß zu einer schon seit längerer Zeit geplanten Umgestaltung des Vereinsvorstandes und vor Allem auch des Vereinsprogramms“², hieß es im Jahresbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins. Nach den Neuwahlen hatte der elfköpfige Vorstand auf „ausdrücklichen Wunsch der Generalversammlung“ das Amt des Vorsitzenden dem Hochschulvertreter für Geschichte an der Gießener Universität, Konstantin Höhlbaum, und das des Schriftführers seinem Schüler, Privatdozent Reinhard Julius Dieterich, übertragen.³ Das neubesetzte Leitungsgremium nahm nun eine schärfere

² Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. September 1896 bis Februar 1898, S. 213. Otto Buchner war laut Chronik aus gesundheitlichen Gründen zurückgetreten und kurz darauf verstorben.

³ Vgl. ebd. Neben den genannten Personen gehörten dem Vorstand noch folgende an: „Prof. Behaghel, Prof. Gundermann, Oberbibliothekar Dr. Haupt, Kommerzienrat Heichelheim, Stabsarzt a.D. Dr. Klewitz, Hauptmann a.D. Kramer, Realgymnasial-

Eingrenzung der zukünftigen Aufgaben des Oberhessischen Geschichtsvereins vor, indem es Ausschüsse für die verschiedenen Zweige der Vereinstätigkeit bildete und gleichzeitig das Forschungsgebiet um die Bereiche Universitätsgeschichte und hessische Volkskunde erweiterte. Die Beschäftigung mit der Universitätshistorie sollte vor allem der Vorbereitung auf das 1907 zu erwartende 300jährige Gründungsjubiläum der Alma mater Ludoviciana gelten. Mit der Aufnahme der Volkskunde als neuem Forschungsgebiet sei man – so ist der Chronik zu entnehmen – „dem Beispiele anderer Vereine in Baden, Mecklenburg, Bayern, Böhmen u.s.f.“⁴ gefolgt, die sich bereits mit volkskundlichen Themen beschäftigten. Während die Universitätsgeschichte als integraler Bestandteil der Vereinsaufgaben behandelt wurde, informiert der Jahresbericht darüber, daß der Oberhessische Geschichtsverein „das weite und fruchtbare Gebiet der Volkskunde“ zwar in sein Programm aufgenommen, jedoch „ihre Pflege einer ziemlich selbständigen und losen, mit dem Hauptverein zusammenhängenden Sektion für Volkskunde zugewiesen“⁵ habe. In der Vorstandssitzung vom 27.3.1897 wurde die Leitung des mit „Sektion für hessische Volkskunde“ bezeichneten neuen Forschungsgebietes dem Vertreter der Germanistik an der Gießener Universität, Otto Behaghel, übertragen, der zu den neu gewählten Vorstandsmitgliedern gehörte. Behaghel bildete nach den neuen Vereinsstatuten einen Sektionsausschuß für Volkskunde⁶, der drei Monate später vom Vorstand bestätigt wurde und seine Arbeit aufnahm. Zu den ersten Tätigkeiten zählte neben der umfassenden Öffentlichkeitsarbeit die Entwicklung und die Versendung eines Fragebogens zur hessischen Volkskunde⁷. In den darauf folgenden Jahren baute die Sektion für hessische Volkskunde einen eigenen Mitgliederstamm auf, der sich sehr rege an der Sammelarbeit beteiligte. Durch die Herausgabe einer eigenen Zeit-

lehrer Dr. Ottmann, Landgerichtsrat Dr. Möbius und Landgerichtsrat Dr. Schäfer.“ Ebd.

⁴ Ebd. S. 214

⁵ Ebd.

⁶ Namen und Anzahl der Ausschußmitglieder werden in der Vereinszeitschrift des Oberhessischen Geschichtsvereins nicht erwähnt. Daher ist unklar, ob dieser Ausschuß mit dem, der in der ersten Ausgabe der Blätter für hessische Volkskunde 1899 genannt wird, identisch ist. Danach setzte sich der geschäftsführende Ausschuß wie folgt zusammen: „Prof. Dr. Höhlbaum, dem Vorsitzenden des Oberhessischen Geschichtsvereins; Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel, dem Leiter des Ausschusses; Provinzialdirektor v. Bechtold, Privatdozent Dr. J. Dieterich, Oberbürgermeister Gnauth, Hauptmann Kramer, Kreisschuldirektor Dr. Lucius, Landgerichtsrat Möbius, Landgerichtsrat Schäfer, Prof. D. Stamm und Prof. Dr. Strack.“ Ebd. S. 2, Sp. 1.

⁷ Die Datenerhebung mittels Fragebogen war in den Volkskundevereinen allgemein verbreitet. Die Fragebögen sollten sowohl der Anregung als auch der Anleitung zum Sammeln volkskundlichen Materials dienen. Zum inhaltlichen Aufbau der Fragebögen und zur Praxis dieser Methode der Datenerhebung in der Volkskunde vgl. den sehr guten Überblick von Brigitte Bönisch-Brednich: Volkskundliche Forschung in Schlesien, S. 81-86.

schrift, der Blätter für hessische Volkskunde, gewann die volkskundliche Sektion ab 1899 zunehmend an Selbständigkeit innerhalb des ‚Muttervereins‘. Diese Konsolidierungsphase endete im Oktober 1901 mit der Auflösung der volkskundlichen Sektion im Oberhessischen Geschichtsverein. Und mit der Gründung der Hessischen Vereinigung als eigenständigem Verein begann ein entscheidender Schritt zur außeruniversitären Institutionalisierung der wissenschaftlichen Volkskunde in Hessen.

Wie aus verschiedenen Äußerungen zu entnehmen ist, vollzog sich diese Entwicklung zur Eigenständigkeit allerdings nicht ohne Kontroversen zwischen den Vertretern der Volkskunde und denen des Geschichtsvereins. Die Meinungsverschiedenheiten wurden offensichtlich als so schwerwiegend empfunden, daß das Gründungsmitglied der Hessischen Vereinigung, Karl Helm, sie deshalb noch dreißig Jahre später für erwähnenswert hielt. Möglicherweise wollte oder konnte er auch erst aufgrund der zeitlichen und räumlichen Distanz – er war inzwischen Ordinarius der Germanistik und Rektor der Marburger Hochschule geworden – öffentlich darüber sprechen. Anlässlich des Gründungsjubiläums der Hessischen Vereinigung sprach er 1931 in einer Rückschau auf deren Anfänge von einem schmerzhaften Ablösungsprozeß der volkskundlichen Sektion vom ‚Mutterverein‘, der lange nachgewirkt habe: „Mancher brauchte Jahre, bis er diese Verstimmung überwand“. Anschließend beruhigte er die Zuhörer, daß dies nun der Vergangenheit angehöre, und „daß ein Friede geschlossen werden konnte“⁸.

Auch seitens des Oberhessischen Geschichtsvereins scheint man „diese Verstimmungen“ lange im Gedächtnis behalten zu haben. Im Bericht zum 50jährigen Vereinsjubiläum betont der Chronist Carl Walbrach 1928 zwar die Verdienste seines Vereins an der Konstituierung der Hessischen Vereinigung, diese wird aber im Gegensatz zu anderen Gießener Vereinen weder als Teilnehmerin noch als Gratulantin der Jubiläumsfeierlichkeiten erwähnt. Es ist allerdings eher unwahrscheinlich, daß die Hessische Vereinigung im Bericht lediglich vergessen wurde, zumal man sich der ‚Geburtshilfe‘ für den Volkskundeverein sehr wohl zu erinnern wußte und sogar für den Festvortrag Adolf Bach engagiert hatte. Bach war nicht nur Mitglied der Vereinigung, sondern der Germanist hatte sich auch ein Jahr zuvor von der Technischen Hochschule in Darmstadt an der Universität in Bonn für Volkskunde umhabilitieren lassen.⁹ Ein weiterer Beleg für anhaltende Diskrepanzen zwischen Geschichtsverein und Hessischer Vereinigung ist die Tatsache, daß der Oberhessische Geschichtsverein im Vergleich zu anderen Gießener Vereinen auch 1926 nicht als Mitglied der Hes-

⁸ Vgl. Karl Helm: Vor 30 Jahren, S. 248.

⁹ Vgl. Carl Walbrach: Ein halbes Jahrhundert. Adolf Bach wird als Dozent der Pädagogischen Akademie in Bonn, aber nicht als Mitglied der Hessischen Vereinigung genannt. Zu Bachs Tätigkeit in der Bonner Volkskunde, die hier auffallender Weise unerwähnt bleibt, vgl. Thomas Schirmacher: „Der göttliche Volkstumsbegriff“.

sischen Vereinigung geführt wird.¹⁰ Die Hinweise auf die angedeuteten Auseinandersetzungen, welche die Gemüter auf beiden Seiten offenbar über einen langen Zeitraum erregten, machen neugierig auf die sorgsam verschwiegenen Hintergründe und Ursachen des Streites. Insbesondere Helms Beteuerung, er wolle keine alten Wunden aufreißen, da inzwischen ein gutes Einvernehmen herrsche, legt die Vermutung nahe, daß darin nicht bloß der Ausdruck einer unglücklichen ‚Liaison‘ zwischen Geschichtsverein und Volkskunde in Oberhessen zu sehen ist, sondern daß die Verletzungen tiefgreifenderer Natur waren, so daß man sich deren Überwindung selbst noch nach dreißig Jahren vergewissern mußte.

Der langjährige Herausgeber der Hessischen Blätter für Volkskunde, Hugo Hepding, der sich ebenfalls zur Gründungsproblematik äußerte, lüftete das Geheimnis ansatzweise erst nach fünfzig Jahren. Während er noch 1924 in einem Aufsatz zur „Hessischen Volkskunde“ den Mitgliederzuwachs der Sektion als Ursache der Trennung angab und in dem Gymnasiallehrer und Literaturwissenschaftler Adolf Strack und dem Altphilologen Albrecht Dieterich die treibenden Kräfte für die Gründung einer eigenständigen Vereinigung gesehen hatte, modifizierte er seine Aussage 1951 dahingehend, daß er jetzt die Gegenspieler benannte. In seinem Bericht zur 50-Jahrfeier der Hessischen Vereinigung beschrieb er, wie er seinerzeit deren Gründungsprozeß wahrgenommen hatte: „Ich war damals noch Student, aber als Schüler Behaghels auf der einen und Hermann Useners und A. Dieterichs auf der anderen Seite verfolgte ich mit Spannung die Vorgänge, die 1901 zur Gründung der ‚Hessischen Vereinigung für Volkskunde‘ und der ‚Hessischen Blätter für Volkskunde‘ führten, die schon in den gewählten Namen die weitere Zielsetzung zum Ausdruck bringen sollten.“¹¹ Die Antagonisten der Vorgänge um die Gründung der Hessischen Vereinigung waren also angesehene Fachvertreter der Germanistik und der Klassischen Philologie. Diese wollten vermutlich jeweils ihren Führungsanspruch in der hessischen Volkskunde geltend machen.

Die Tatsache, daß der Germanist Behaghel als ehemaliger Leiter der volkscundlichen Sektion im Oberhessischen Geschichtsverein weder als Gründungsmitglied noch als Mitglied des neuen Leitungsgremiums der Hessischen Vereinigung genannt wurde, legt die Vermutung nahe, daß er dieser Entwicklung nicht positiv gegenüberstand. Im Bericht über die Gründungsversammlung wurde sein Name lediglich im Zusammenhang eines Beschlusses erwähnt, nach dem man ihm eine nachträgliche Würdi-

¹⁰ Vgl. Mitgliederverzeichnis [der Hessischen Vereinigung, 1926].

¹¹ Hugo Hepding: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung, S. 6; vgl. dazu Ders.: Hessische Volkskunde; hier bes. S. 27, Sp. 1. Daß Hepding erst 1951 und nicht bereits 1924 die Namen aller Kontrahenten nannte, lag vermutlich daran, daß Behaghel 1924 noch lebte und sich der Schüler Hepding deshalb noch Diskretion auferlegt hatte.

gung seiner Verdienste für die hessische Volkskunde aussprechen wollte, was aber eher wie eine Verabschiedung klang: „Es wird beschlossen, Herrn Geheimrat Behaghel für seine Tätigkeit als Vorsitzender der volkskundlichen Sektion den wärmsten Dank auszusprechen.“¹² Was waren die Ursachen, daß sich Behaghel nicht an der Gründung der Hessischen Vereinigung aktiv beteiligte? Die Annahme eines freiwilligen Rückzugs Behaghels aus der aktiven Vereinstätigkeit läßt sich unter anderem dadurch entkräften, daß er ab 1903 über 25 Jahre lang erster Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins war und sich darüber hinaus in vielen anderen Organisationen betätigte.¹³ Behaghel kehrte der Hessischen Vereinigung zwar nicht gänzlich den Rücken, wie sich an seiner späteren Mitarbeit im Ausschuß für die Flurnamensammlung¹⁴ zeigte. Eine volkskundliche Lehrveranstaltung bot er an der Universität Gießen allerdings erst als 70jähriger Emeritus an.¹⁵ Die Distanzierung des Germanisten Behaghel von den neuen volkskundlichen Bestrebungen ist dennoch unverkennbar und wirkt auf den ersten Blick befremdlich. Abgesehen von der Tatsache, daß er Hauptinitiator der Gießener Volkskundebewegung war¹⁶, so galt Volkskunde seit dem 19. Jahrhundert als ein Teilgebiet der deutschen Philologie, und die ersten volkskundlichen Vereinsgründungen gingen ebenfalls hauptsächlich von Germanisten aus.¹⁷ Im Zusammenhang mit der Konstituierung der Hessischen Vereinigung trat Behaghel vermutlich mehr für die Beibehaltung ei-

¹² Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 3.

¹³ Vgl. Heinz Engels: [Artikel über] Otto Behaghel (1854-1936); vgl. auch die Nachrufe auf Behaghel von Friedrich Maurer (1936) und Alfred Götze (1936 und 1937).

¹⁴ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung, 1910], S. 159-160. Die Flurnamensammlung war nach dem Streit ab 1907 das erste gemeinsame Projekt zwischen Oberhessischem Geschichtsverein und Hessischer Vereinigung, das von Vertretern der Geschichte, Philologie und Volkskunde geleitet wurde. Die Sammlung sollte nach einem Fragebogen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine durchgeführt werden, der 1899 eine Zentralstelle für Flurnamen- und Ortsnamenforschung angeregt hatte. Die Initiativen kamen also nicht ausschließlich von volkskundlicher Seite. Vgl. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins, 47. Jg. 1899, S. 99.

¹⁵ Vgl. Alfred Höck: Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen.

¹⁶ Bereits ein Jahr vor seiner Übernahme der Sektion Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein hielt er seine Rektoratsrede zu einem volkskundlichen Thema. Vgl. Otto Behaghel: Schriftsprache und Mundart. Sein Schüler Alfred Götze stellte zudem fest, Behaghel habe die hessischen Germanisten zur Erforschung des „heimischen Volkstums“ und der „hessischen Mundarten“ erzogen. Vgl. Alfred Götze: [Nachruf auf] Otto Behaghel, (1936), S. 9.

¹⁷ Insbesondere durch die Brüder Grimm, die gemeinhin als ‚Stammväter‘ der Volkskunde und der Germanistik gelten. Volkskunde wurde bis in die 1960er Jahre an den Universitäten primär von Germanisten und unter dem Dach der Deutschen Philologie vertreten, und die erste Venia Legendi wurde in Kombination Volkskunde und Germanistik erteilt. Vgl. u.a. den programmatischen Aufsatz von Karl-Sigismund Kramer: Volkskunde jenseits der Philologie, oder Ingeborg Weber-Kellermann: Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik.

nes Anschlusses des Volkskundevereins an den Oberhessischen Geschichtsverein und damit für eine Verbindung der Volkskunde mit der Geschichtswissenschaft ein. Allerdings sind auch Generationskonflikte innerhalb der lokalen Honoratiorenschaft oder gar persönliche Animositäten zwischen Behaghel und den neuen Wortführern der Gießener Volkskunde als Ursache seiner Abgrenzung nicht völlig auszuschließen, zumal der Streit offensichtlich auf recht persönlicher Ebene geführt wurde¹⁸.

Es soll im folgenden allerdings nicht darum gehen, einem Beispiel provinzieller ‚Vereinsmeierei‘ um die Jahrhundertwende nachzugehen und die darin beteiligten Persönlichkeiten zu desavouieren. Die angedeuteten Dissonanzen sind vielmehr als Bestandteil des Gründungsprozesses der Hessischen Vereinigung nicht ohne Bedeutung für eine Analyse der weiteren Vereinsentwicklung. Die Formierung spezieller Interessen in der Institutionalisierungsphase und die damit verbundenen unterschiedlichen Motive und Intentionen lassen sich gerade anhand einer Untersuchung von Hindernissen und Kontroversen offenlegen. Insbesondere können Art und Ursachen der Widerstände Aufschluß über die gesellschaftliche Bedingtheit der volkskundlichen Bewegung in ihrer spezifischen historischen Situation geben, die sowohl ihre Organisationsform als auch Inhalte und Ziele mitbestimmen. Eine Analyse reziproker Entstehungsvoraussetzungen hat die Perspektive einer engen Vereinsgeschichte in mehrfacher Hinsicht zu erweitern und ein komplexes Geflecht von wissenschaftsinternen und -externen Zusammenhängen zu berücksichtigen, die sich parallel dazu ereigneten. Die Vereinigung wird nicht nur als Zusammenschluß sogenannter Volksfreunde in Hessen betrachtet, sondern ausgehend von ihrem Selbstverständnis, die volkskundliche Forschung über die Landesgrenzen hinaus zu fördern¹⁹, gleichzeitig als ein Teil der außeruniversitären Organisation der Wissenschaft Volkskunde im Kaiserreich. Dies bedeutet, daß die vereinsinternen Diskussionen in mehrfacher Weise mit wissenschaftlichen Debatten korrelierten. Und zwar standen die Diskussionen innerhalb der Hessischen Vereinigung in Wechselwirkung sowohl mit volkskundlichen Debatten um 1900 als auch mit Diskursen der unterschiedlichen Disziplinen der Wissenschaftler, die sich in den Volkskundevereinen engagierten und volkskundliche Themen in ihre Lehrveranstaltungen aufnahmen. Es wird zu zeigen sein, inwieweit die Gießener Vereinsquerelen über die Grenzen Hessens hinaus zugleich auf Richtungskämpfe innerhalb der wis-

¹⁸ Gelehrtenfehden innerhalb der Philologenschaft waren im 19. Jahrhundert ein weitverbreitetes Phänomen. Vgl. dazu beispielsweise die Aufsätze in: Hellmut Flaschar/Karlfried Gründer/Axel Horstmann (Hg.): *Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert*.

¹⁹ Vgl. Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde vom 24.5.1902, § 1. Darin heißt es: „Sie will ferner die volkskundliche Forschung überhaupt fördern und das Verständnis für sie in weitere Kreise tragen.“

senschaftlichen Volkskunde und der verschiedenen Disziplinen hinweisen, die während ihrer Institutionalisierungsphase um die Jahrhundertwende auf Vereinsebene ausgefochten wurden.

Ausgehend von der Gießener Konstellation – Geschichtsverein versus Volkskundeverein – wird nun einigen Bezügen zu Diskussionen und Neuorientierungen der beteiligten Disziplinen Philologie und Geschichte nachgegangen, die bei der Konstituierung der wissenschaftlichen Volkskunde zum Tragen kamen. Martin Scharfes These von den wissenschaftsexternen Funktionalisierungen der Volkskunde²⁰ könnte somit um die der wissenschaftsinternen Zielsetzungen, die sich durch veränderte Anforderungen in den beteiligten Fachgebieten ergaben, erweitert werden. Darüber hinaus weisen die Gießener Vorgänge auf weiterreichende gesellschaftliche Zusammenhänge hin, die sowohl mittelbar als auch unmittelbar auf die volkskundliche Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich einwirkten, wie beispielsweise die soziokulturelle Bedeutung der wissenschaftlichen Vereine für ihre Mitglieder. Durch eine differenzierte Betrachtung der Ambivalenzen, welche die Aufnahme volkskundlicher Forschung in das Programm des Oberhessischen Geschichtsvereins begleiteten, können Rückschlüsse auf dahinter stehende Motive und Intentionen gezogen und mögliche fachexterne Ursachen und Hintergründe der Auseinandersetzungen transparent gemacht werden.

2. Die Stellung der Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein

Bereits in der unterschiedlichen Behandlung der beiden neuen Forschungsgebiete – Universitätshistorie und Volkskunde – deutet sich eine Sonderstellung der Sektion für hessische Volkskunde innerhalb des Oberhessischen Geschichtsvereins an. Dadurch erscheint die Absicht des Geschichtsvereins, volkskundliche Forschungsfelder in sein Programm zu integrieren, ambivalent. Entsprach das der Sektion für Volkskunde eingeräumte Eigenleben einer bestimmten Intention, war es lediglich die Folge eines eigendynamischen Prozesses oder deuten sich darin vielmehr Akzeptanzprobleme für Volkskunde innerhalb des Geschichtsvereins an?

Einige Anzeichen sprechen dafür, daß man sich durch die Errichtung einer ‚Filialorganisation‘ für volkskundliche Forschung im Geschichtsverein eine größere Außenwirkung erhoffte. Einen ersten Hinweis darauf enthält der zweite Jahresbericht nach Gründung der volkskundlichen Sektion. Darin wird mitgeteilt, man habe inzwischen eine Namensänderung vorgenommen, und daß nun eine Mitgliedschaft unabhängig vom Beitritt zum Oberhessischen Geschichtsverein möglich sei. Im Bericht über die Entwicklung der Sektion heißt es: „Die Anzahl der Beitrittserklärungen zu der

²⁰ Vgl. Martin Scharfe: Volkskunde in den Neunzigern, S. 65-66.

‚Vereinigung für hessische Volkskunde‘ – der Name ‚Vereinigung‘ statt ‚Sektion‘ wurde ihr aus taktischen Gründen beigelegt – wächst von Tag zu Tag.“²¹ Für diesen Mitgliederzuwachs habe – so ist weiter zu lesen – eine „Agitation über die Grenze der Provinz Oberhessen hinaus“²² gesorgt, die mit Unterstützung der Schulbehörden des Landes durchgeführt wurde. Als weitere gezielte Werbemaßnahmen waren Aufrufe zur Beantwortung des versendeten Fragebogens zur hessischen Volkskunde in der Darmstädter und Gießener Presse erfolgt. Vermutlich trug nicht zuletzt auch der niedrige Jahresbeitrag von einer Mark als einzige Voraussetzung für den Eintritt in die Vereinigung zum raschen Anstieg der Mitgliederzahlen bei. Diese Entwicklung setzte sich fort, so daß die Vereinigung zum Zeitpunkt der Trennung die Mitgliederstärke des Oberhessischen Geschichtsvereins fast erreicht und ein Jahr später um das Doppelte überschritten hatte.²³ Seit Beginn des Jahres 1899 erschienen zudem die Blätter für hessische Volkskunde, die im Auftrag der Vereinigung unter der Redaktion von Adolf Strack herausgegeben wurden. Durch ihre Verbreitung als Beilage der Regionalzeitung, dem Gießener Anzeiger, machten sie die Vereinigung für hessische Volkskunde in weiten Bevölkerungskreisen bekannt, was sich vermutlich ebenfalls positiv auf die Mitgliederentwicklung auswirkte.

Der beachtliche Zulauf, den die volkskundliche Vereinigung verbuchen konnte, beweist, daß sich die geschickte Taktik der Umbenennung als richtig erwiesen hatte. Dieser Erfolg machte jetzt aber vereinsintern offensichtlich Maßnahmen erforderlich, um den Mitgliederzustrom zu kanalisieren. Mit der Umbenennung der Sektion in Vereinigung für hessische Volkskunde erhielt diese eine eigene Satzung, und trat erstmalig mit einer gesonderten Chronik in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins auf, die von Karl Helm mit „Schriftführer der Vereinigung“ unterzeichnet ist.²⁴ Durch diese Satzung, in der auch der Beitritt zur Vereinigung geregelt war, erhielt sie bereits den Charakter eines eigenständigen Vereins. Daß die Satzung der Vereinigung dennoch im Vereinsorgan des Oberhessischen Geschichtsvereins abgedruckt war und nicht in den von ihr redigierten Blättern für hessische Volkskunde, zeugt von einer noch bestehenden

²¹ Chronik des [Oberhessischen Geschichts-]Vereins. Februar 1898 - Febr. 1899, S. 252.

²² Ebd. Oberhessen war eine der drei Provinzen des Großherzogtums Hessen. Die anderen Provinzen waren Starkenburg und Rheinhessen.

²³ Ein Vergleich der Mitgliederzahlen anhand der Mitgliederlisten und der Angaben in den Jahresberichten der Vereinsorgane der Hessischen Vereinigung und des Oberhessischen Geschichtsvereins ergab folgendes Ergebnis zur Mitgliederentwicklung von 1897 bis 1902: Im Oberhessischen Geschichtsverein stieg die Mitgliederzahl von 300 auf 368, demgegenüber in der Hessischen Vereinigung stieg sie von 0 auf 754, deren Mitgliederstärke 1905 mit 1100 ihren Höhepunkt erreichte.

²⁴ Vgl. Chronik des [Oberhessischen Geschichts-]Vereins. Februar 1898 - Februar 1899.

Identifikation des Geschichtsvereins mit der Vereinigung für hessische Volkskunde. Ebenso spricht die Tatsache dafür, daß neben dem Vorsitzenden Konstantin Höhlbaum noch drei Vorstandsmitglieder des Geschichtsvereins weiterhin im Ausschuß der Vereinigung vertreten waren.²⁵ Dennoch ist nicht zu übersehen, daß sich die Vereinigung binnen kurzem zum ‚Konkurrenzunternehmen‘ des Oberhessischen Geschichtsvereins und so quasi zum Verein im Verein entwickelt hatte. Denn mit einer eigenen Satzung, einem eigenen Organ, eigenen Mitgliedern und Jahresberichten wies die Vereinigung bereits eineinhalb Jahre nach ihrer Gründung alle Merkmale eines eigenständigen Vereins auf. Damit waren aus vereinspolitischer Perspektive Konflikte vorprogrammiert, die früher oder später auf einen Bruch und auf die Forderung nach Selbständigkeit der Sektion Volkskunde hinauslaufen mußten.

Auffallend ist die zu beobachtende ambivalente Haltung des Geschichtsvereins gegenüber der Volkskunde. Diese drückte sich darin aus, daß einerseits volkskundliche Forschungsfelder als vielversprechende neue Bereiche ins Vereinsprogramm aufgenommen wurden, man aber andererseits die Sektion in der Öffentlichkeit mit einem neuen Namen präsentierte – in der Art einer Tochtergesellschaft, deren Zugehörigkeit zum ‚Mutterverein‘ erst auf den zweiten Blick erkennbar war. Dies könnte ein Indiz für gravierende Differenzen innerhalb des Geschichtsvereins sein, die einer völligen Integration der Volkskunde in dessen Vereinsprogramm entgegenstanden. Dagegen spricht jedoch, daß man die Umbenennung der Sektion in Vereinigung für hessische Volkskunde im Vereinsorgan des Oberhessischen Geschichtsvereins ganz offen als taktisches Vorgehen bezeichnete. Die dahinter stehenden Absichten wurden zwar nicht explizit benannt, allerdings läßt die Erwähnung im Zusammenhang mit ansteigenden Beitritts-erklärungen eine Strategie zur Mitgliederwerbung vermuten. Zu fragen wäre daher, welche Bevölkerungskreise man möglicherweise dadurch gezielt erreichen wollte – und vor allem: was die Gründe dafür waren, daß man eine besondere Werbetaktik für erforderlich hielt.

3. Besonderheiten der volkskundlichen Mitgliederwerbung

Zwei potentielle Zielgruppen werden mit dem ersten Hinweis auf die Gründung der Sektion für Volkskunde im Jahresbericht des Oberhessischen Geschichtsvereins von 1898 klar benannt: „Geistlichkeit und Lehrerschaft sind für die volkskundlichen Bestrebungen geworben und gewonnen.“²⁶ In

²⁵ Vgl. [Adolf Strack]: Unsere Ziele, S. 2.

²⁶ Chronik des [Oberhessischen Geschichts-]Vereins. September 1896 bis Februar 1898, S. 214. In der volkskundlichen Fachgeschichte gilt der hohe Anteil dieser Berufsgruppen als unhinterfragter Locus communis. Er wird im nächsten Kapitel differenzierter behandelt werden.

der Vereinschronik des folgenden Jahres ist der Adressatenkreis weniger eng gefaßt, hier wird eine große Resonanz auf die volkskundlichen Aktivitäten in „weitere(n) Kreise(n)“ positiv hervorgehoben²⁷. In der ersten Nummer der eigenen Zeitschrift, Blätter für hessische Volkskunde, wird ebenfalls kein spezieller Personenkreis anvisiert, wenn es heißt: „Ein jeder ist in der Lage, uns zu unterstützen. [...] Und so ergeht denn an alle hessischen Landsleute, hoch und niedrig, Beamte und Kaufleute, Gelehrte und Ungelehrte, Städter und Landbewohner die herzliche Bitte, unser Unternehmen zu fördern durch Mitarbeit, durch Werbung anderer und durch eigenen Beitritt.“²⁸ In diesem Aufruf wird die Absicht propagiert, man wolle alle Bevölkerungsgruppen für die Mitarbeit an den volkskundlichen Aufgaben gewinnen. Mit der sehr weit gefaßten Zielgruppe wird zugleich die Vorstellung vermittelt, jede Frau und jeder Mann sei nicht nur angesprochen, sondern auch dazu in der Lage, sich in der Volkskunde zu betätigen. Oder sollte gar suggeriert werden: Volkskunde als die Wissenschaft vom Volk²⁹ könne vom Volk selbst betrieben werden oder sogar nur gelingen, wenn das Volk teil habe. Diesen Schluß legt der folgende Satz aus dem werbenden Eingangartikel der ersten Ausgabe der Blätter für hessische Volkskunde nahe: „Gelingen kann dieses Unternehmen [Fragebogen zur hessischen Volkskunde, A.B.] nur, wenn wir in allen Teilen unseres Großherzogtums [Hessen, A.B.] und in allen Kreisen seiner Bevölkerung Teilnahme und Unterstützung finden.“³⁰ Der Erfolg der jungen Wissenschaft Volkskunde wird hier verknüpft mit einer postulierten Volksnähe, die Anreize in der Bevölkerung zur Mithilfe an ihren wissenschaftlichen Aufgaben schaffen soll.

Auf die Frage, ob die Sektion für hessische Volkskunde und spätere Hessische Vereinigung ihren postulierten Anspruch, weitere Bevölkerungskreise in ihre Arbeit zu integrieren, auf alle sozialen Gruppen bezog und diesen tatsächlich auch einlöste, oder ob es lediglich werbestrategische

²⁷ Vgl. Chronik des [Oberhessischen Geschichts-]Vereins. Februar 1898 bis Februar 1899, S. 252. Diese Bemerkung bezieht sich allerdings auf die erste Fragebogenversendung und nicht auf steigende Beitrittserklärungen. An den volkskundlichen Fragebogenaktionen beteiligten sich in den ersten Jahren fast doppelt so viel Personen wie die Anzahl der Sektionsmitglieder. Nach einer von mir erstellten Statistik standen bis Ende 1899 einer Rücklaufquote von etwa 300 Eingängen 182 Beitrittserklärungen gegenüber, und es ist stark anzunehmen, daß die Bearbeiter des Fragebogens später Mitglieder der Hessischen Vereinigung wurden.

²⁸ [Adolf Strack]: Unsere Ziele, S. 2.

²⁹ Der Begriff „Volk“ sowie seine Komposita werden in der vorliegenden Untersuchung als historische Begriffe aufgefaßt und hier nicht in Anführungszeichen gesetzt.

³⁰ Ebd. Vgl. dazu Alfred Höck: Notizen zur hessischen Landes- und Volkskunde. Höck verweist hier auf S. 55. auf die dadurch ausgelösten Folgen, geht aber nicht auf die Ursachen ein, wenn er konstatiert, „der Anteil der Laien aus den verschiedenen Volkskreisen ist beträchtlich“.

„Bauernfängerei“³¹ war und sich die Mitarbeit nur auf bestimmte Bereiche beschränkte, wird zurück zu kommen sein. Allerdings läßt sich das durch die vage Formulierung „weitere Kreise“ allgemein angesprochenes Publikum (und dessen etwaige Beteiligung) schon durch die Tatsache einschränken, daß der Verbreitungsgrad der Zeitschrift begrenzt war: zum einen auf die Vereinsmitglieder und zum anderen auf den Leserkreis des Gießener Anzeigers. Eine Rezipientenanalyse könnte zwar Aufschluß über den erreichten Personenkreis geben, aber nicht die Frage beantworten, wer sich von der Volkskunde angesprochen fühlte und sich letztendlich auch darin engagierte. Für die Beurteilung der Beziehung zwischen der Sektion Volkskunde und dem Oberhessischen Geschichtsverein ist an dieser Stelle die Frage von größerem Interesse, in welchem Maße der speziell von der Volkskunde angesprochene weite Mitgliederkreis möglicherweise ein Indikator für Akzeptanzprobleme der Sektion innerhalb des Geschichtsvereins und somit eine Ursache für die spätere Trennung war. Darüber hinaus kann von der als notwendig erachteten besonderen Werbestrategie auf Schwellenängste geschlossen werden, die bei potentiellen Mitgliedern der Vereinigung für Volkskunde gegenüber dem Oberhessischen Geschichtsverein vermutet wurden. Möglicherweise wären gerade die von der volkskundlichen Vereinigung angesprochenen „weiteren Kreise“ von einem Beitritt abgehalten worden, wenn der Geschichtsverein zu sehr im Vordergrund gestanden hätte.

Für eine Bewertung des beobachteten distanzierten Verhaltens des Oberhessischen Geschichtsvereins gegenüber den Mitgliedern der Vereinigung für hessische Volkskunde ist allerdings schon die intendierte Breitenwirkung von Relevanz. Denn darin deuten sich bereits Ursachen für die Sonderstellung der Sektion Volkskunde innerhalb des Geschichtsvereins und dessen Abgrenzungsbestrebungen an. Als entscheidender Unterschied zwischen dem Geschichtsverein und der Vereinigung ist die propagierte Volksnähe, welche der Begriff „weitere Kreise“ impliziert und dem im Umkehrschluß ein ‚enger‘ Kreis im Geschichtsverein gegenüberzustellen wäre, anzusehen. Eine völlige Integration der Sektion Volkskunde und deren potentielle Mitglieder in den Oberhessischen Geschichtsverein hätte gleichzeitig eine Öffnung des Geschichtsvereins für die von der Volkskunde erwünschten „weiteren Kreise“ bedeutet. Damit wäre aber der exklusive Charakter des Geschichtsvereins, der sich in der impliziten Opposition des ‚engen‘ und ‚weiten‘ Kreises ausdrückt, gefährdet gewesen. Die Regelung der Mitgliedschaft in der bereits eineinhalb Jahre nach Gründung der Sek-

³¹ Mit dem Begriff Bauernfängerei wird hier auch bewußt auf den Forschungsgegenstand der Volkskunde angespielt. Möglicherweise verfolgte man mit der volksnahen Mitgliederwerbung auch das Ziel, die zu erforschenden Bauern positiv für die Volkskunde einnehmen zu können.

tion gesondert aufgestellten Satzung für die Vereinigung für hessische Volkskunde weist in diese Richtung.

Für die Festlegung der Mitgliedschaft in der Vereinigung sind zwei Paragraphen ausgewiesen: „§ 3. Mitglied der Vereinigung ist jedes Mitglied des Geschichtsvereins als solches, außerdem ein Jeder, der, ohne dem Verein anzugehören, einen Jahresbeitrag von einer Mark entrichtet. § 4. Die zuletzt genannten Mitglieder der Vereinigung erwerben durch ihren Beitrag nicht die Rechte der ordentlichen Mitglieder des Geschichtsvereins.“³² Während also die Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins obligatorisch die Mitgliedschaft in der Vereinigung erwarben, verfügten umgekehrt deren Mitglieder nicht über die gleichen Rechte. Für sie war zwar ein Beitritt in den Oberhessischen Geschichtsverein prinzipiell nicht ausgeschlossen, aber um die ordentlichen Mitgliedsrechte des Geschichtsvereins zu erlangen, bedurfte es mehr als nur den Jahresbeitrag (der für den Geschichtsverein „wenigstens drei Mark“ betrug) zu zahlen, wie in dessen Satzung unter § 2 vermerkt ist: „Die Aufnahme erfolgt nach Anmeldung beim Vereinsvorstand durch Beschluß desselben [...]“³³. Diese unterschiedlichen Beitrittsmodalitäten könnten in dem Motiv begründet liegen, einen befürchteten unerwünschten Mitgliederzustroms vom Geschichtsverein abzuwenden, um damit dessen Exklusivität zu wahren. Weiter ließe sich vermuten, dahinter verberge sich die unausgesprochene Befürchtung des Geschichtsvereins, daß man durch die von der Vereinigung beworbenen „weiteren Kreise“ zukünftig – salopp gesagt – ‚Krethi und Plethi‘ zu den Vereinsbrüdern³⁴ zählen müsse, daß man also Bevölkerungskreise in den Verein aufnehmen müsse, von denen man sich normalerweise aus Distinktionsgründen distanzierte. Diese Vermutung erhärtet sich durch einen Hinweis von Georg Faber, der in seinem Bericht anlässlich des 25jährigen Bestehens der Hessischen Vereinigung die Trennung vom Oberhessischen Geschichtsverein behandelt: „In dem Rundschreiben, das an die seitherigen Mitglieder der volkskundlichen Sektion versandt wird, heißt es: ‚...In Ihrer Stellung zur Vereinigung wird nur dadurch eine Änderung eintreten, daß

³² Satzungen der Vereinigung für hessische Volkskunde, S. 255.

³³ Satzungen des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen, S. 254.

³⁴ Die beiden Vereine waren in diesem Zeitraum eine primär männliche Domäne, so daß von Vereinsschwestern, um im Bild zu bleiben, kaum gesprochen werden kann. Sowohl im Oberhessischen Geschichtsverein als auch in dessen volkskundlicher Sektion wurde um 1900 jeweils eine Frau als Mitglied aufgeführt. Die Beteiligung von Frauen beschränkte sich im Oberhessischen Geschichtsverein in der Regel darauf, daß sie als Angehörige der männlichen Mitglieder zu den Jahresexkursionen oder Feierlichkeiten eingeladen wurden. Dies entsprach sowohl der damaligen Konvention als auch den gesetzlichen Bestimmungen, nach denen Frauen erst mit dem Reichsvereinsgesetz von 1908 formal Zutritt zu Vereinen und öffentlichen Versammlungen gewährt wurde. Vgl. dazu Ute Gerhard: Unerhört.

Sie künftighin alle Rechte eines ordentlichen Mitgliedes haben und nicht bloß die Pflicht des Zahlens wie seither‘.³⁵

4. Die soziokulturelle Bedeutung der Vereinszugehörigkeit

Eine Erklärung für die evidenten Abschottungsbemühungen des Oberhessischen Geschichtsvereins gegenüber den Mitgliedern seiner Sektion für Volkskunde ergibt sich unter anderem aus der Bedeutung und Funktion, die den wissenschaftlichen Vereinen im Kaiserreich über den reinen Vereinszweck hinaus im Kontext des lokalen Gesellschaftsgefüges zugesprochen wurden. Die Geschichtsvereine gehörten zu den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften, die seit dem Vormärz in allen deutschen Provinzen entstanden waren,³⁶ und deren Träger sich in der Regel aus Mitgliedern der örtlichen Oberschicht rekrutierten³⁷. Der 1878 gegründete Oberhessische Geschichtsverein gehörte zu den jüngeren Organisationen, die sich im Großherzogtum Hessen um die Jahrhundertwende überwiegend auf die Städte Darmstadt, Friedberg und Gießen³⁸ konzentrierten. Die Vereine verfolgten wissenschaftliche Interessen aller Fachrichtungen außerhalb der Universitäten oder waren voruniversitäre Zusammenschlüsse mit berufspolitischen Intentionen.³⁹ Neben den inhaltlichen und wissenschaftlichen Zielen spielte der Geselligkeitsaspekt⁴⁰ in den Vereinen für das jeweilige lokale Establishment eine nicht zu überschätzende Rolle. Feste und Veranstaltungen der Vereine wurden als Bestandteil des örtlichen kulturellen Angebotes und als gesellschaftliches Ereignis wahrgenommen. So wurden auch die Aktivitäten im Oberhessischen Geschichtsverein nicht nur vereinsintern mitgeteilt, sondern auch in der örtlichen Presse veröffentlicht. Sogar die Einberufung der ordentlichen und außerordentlichen Hauptver-

³⁵ Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 3. Einen vergleichbaren Hinweis auf Abgrenzungsprobleme gibt Jörn Christiansen in seiner Studie über einen Heimatverein in Schleswig-Holstein. Hier ging die Distanzierung von Lehrern aus, da sich der Verein zu einem „Werk der Universität“ entwickelt habe und nicht mehr ihre Interessen vertrete. Mit dem Argument, daß sie nicht nur zahlende Mitglieder sein wollten, zogen sie die Konsequenzen und gründeten eine eigene Organisation. Vgl. Jörn Christiansen: „Die Heimat“, S. 39.

³⁶ Vgl. Hartmut Bookmann (Hg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert; vgl. auch bereits einen Prospekt der Deutschen Geschichtsblätter von Friedrich Andreas Perthes u. Armin Tille aus 1901.

³⁷ Vgl. Klaus Tenfelde: Entfaltung des Vereinswesens sowie Hermann Heimpel: Geschichtsvereine einst und jetzt.

³⁸ Vgl. Johannes Müller (Hg.): Die Wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands.

³⁹ Vgl. dazu Klaus Tenfelde: Entfaltung des Vereinswesens sowie Rüdiger vom Bruch: Die Professionalisierung der akademisch gebildeten Volkswirte.

⁴⁰ Zur Geselligkeitsfunktion der Vereine vgl. Thomas Nipperdey: Verein als soziale Struktur.

sammlung des Geschichtsvereins schreibt dessen Satzung „durch eine Bekanntmachung des Vereinsvorstandes im Gießener Anzeiger oder in einem anderen geeigneten Blatt“⁴¹ vor. Gleichzeitig waren diese Vereine Treffpunkte und Kommunikationsforen mit Netzwerkcharakter für bestimmte soziale Gruppen, die ihnen Gelegenheiten zur Demonstration ihrer Zusammengehörigkeit boten.⁴²

Welche Bedeutung einer Vereinszugehörigkeit für die soziale Verortung in der sogenannten guten Gesellschaft einer kleinen deutschen Universitätsstadt wie Gießen um 1900 zukam, vermittelt Walter Bloems Studentenroman „Der krasse Fuchs“, der eindrücklich die Verhältnisse im benachbarten Marburg im gleichen Zeitraum wiedergibt. Die Marburger Sozialstruktur beschreibt er darin folgendermaßen: „Marburgs Bürgerschaft gliederte sich in zwei Kasten: in die Gesellschaft und in das, was nicht zur Gesellschaft gehörte. Ob der einzelne Mensch, die einzelne Familie in die eine oder die andere Klasse zu rechnen sei, darüber entschied ein sehr einfaches Unterscheidungsmerkmal: die Mitglieder des Vereins ‚Museum‘ bildeten die Gesellschaft; wer diesem Kreise nicht angehörte, war ein unqualifiziertes Lebewesen. Die Mitglieder der Behörden, der Universität, der städtischen Verwaltungskörperschaften, das Offizierskorps des Jägerbataillons, ferner auch sämtliche private Akademiker und die wohlhabenden Kaufleute gehörten dem Verein an. Die Studenten konnten um ein Geringes die außerordentliche Mitgliedschaft erwerben, und so waren die Angehörigen der Korps, Burschenschaften, Landsmannschaften, akademischen Turnvereine ohne Ausnahme museumsberechtigt.“⁴³ In Bloems Ausführungen kommt nicht nur die eminente Distinktionsfunktion zum Ausdruck, welche die Marburger der Zugehörigkeit zur „Museums-Gesellschaft“⁴⁴ zuschrieben, sondern er schlüsselt auch die „museumsberechtigten“ Bevölkerungskreise auf. Die Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins setzten sich um die Jahrhundertwende genau aus den von Bloem genannten gesellschaftlichen Gruppen zusammen.⁴⁵ Es ist also anzunehmen, daß der Geschichtsverein in Gießen die gleiche Bedeutung als Unterscheidungsmerkmal für die Zugehörigkeit zur ‚guten Gesellschaft‘ hatte wie der Museumsverein für die Marburger Bürger.

Norbert Elias sieht in Bloems Angaben ein repräsentatives Beispiel für die Macht- und Statushierarchie in Deutschland um die Jahrhundertwende aus der Perspektive der Beteiligten: „Wie in wohl jeder deutschen

⁴¹ Satzung des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen. S. 254.

⁴² Vgl. Thomas Nipperdey: Verein als soziale Struktur.

⁴³ Walter Bloem: Der krasse Fuchs, S. 86.

⁴⁴ Laut Bernhard vom Brocke bezogen sich Bloems Ausführungen auf die Marburger „Museums-Gesellschaft“, welche erstmals 1830 und danach mehrmals neu gegründet wurde und die Ende des 19. Jahrhunderts eine letzte Blütezeit erlebte. Vgl. Bernhard vom Brocke: Marburg im Kaiserreich 1866-1918, S. 525-527.

⁴⁵ Vgl. Mitglieder-Verzeichnis [des Oberhessischen Geschichtsvereins].

Stadt, klein und groß, gab es auch in Marburg eine aus der Stadtbevölkerung herausgehobene Gruppe, die ‚gute Gesellschaft‘. Deren Angehörige bildeten ein Netzwerk von Menschen, die sich bei aller inneren Rivalität und Feindseligkeit als zusammengehörig empfanden und die gemeinsam genügend Macht hatten, um sich abzuschließen und andere von ihren Verkehrskreisen auszusperrten. Diese Exklusivität, die Zugehörigkeit zur ‚guten Gesellschaft‘, wurde sichtbar gemacht durch die Mitgliedschaft in einer lokalen Vereinigung, der ‚Museumsgesellschaft‘.⁴⁶ Elias geht es weniger um die Art der Vereine, sondern vielmehr um deren Funktion für das jeweilige lokale Establishment und hier vor allem darum, welche Umgangsformen die ‚gute Gesellschaft‘ mit der Vereinskultur entwickelte, die für ihr Distinktionsbedürfnis wichtig waren. Denn die Mitgliedskarte stellte nicht das einzige Abgrenzungsmerkmal der ‚guten Gesellschaft‘ dar. Genauso wirkungsvoll waren spezielle Verhaltensregeln, deren Verletzung einen Prestigeverlust für die Betroffenen zur Folge haben konnte, denn, so schreibt Elias, „im großen und ganzen entschied die Vereinszugehörigkeit darüber, mit wem ‚man‘ verkehren konnte, ohne seinen herausgehobenen Status aufs Spiel zu setzen“⁴⁷. Welche Konsequenzen mit einem derartigen Regelverstoß über den Verlust des Ansehens hinaus verbunden sein konnten, beschreibt der Gießener Schriftsteller Alfred Bock in seinem Roman „Kinder des Volkes“. Er schildert darin, wie ein Lehrer zwangsversetzt wird, weil er eine Arbeiterin geheiratet hat. Denn dadurch hatte er sich nach der herrschenden Meinung in der Stadt über die gesellschaftlichen Spielregeln hinweggesetzt und wurde deshalb für ihre Schule als nicht mehr tragbar angesehen.⁴⁸

Alfred Bock führt uns nicht nur zurück nach Gießen und Oberhessen, die überwiegend räumlicher und inhaltlicher Hintergrund seiner Romane und Erzählungen sind, sondern mit ihm läßt sich auch eine Verbindung zur Hessischen Vereinigung herstellen. Bock gehörte zu den Gründungs- und ersten Vorstandsmitgliedern des Vereins und engagierte sich jahrelang in dessen Ausschuß. Als Schriftsteller des Realismus behandelte er in seinen ‚Geschichten‘ aus und über Hessen häufig das Alltagsleben der Menschen, mit dem sich seinerzeit auch die wissenschaftliche Volkskunde beschäftigte. Wenn der volkskundliche Einfluß in seinen Darstellungen auch unverkennbar ist, so ist er doch dem harmonisierenden Ansatz, der in der damaligen Volkskunde vorherrschte, weniger verpflichtet und schließt auch seinerzeit aktuelle, gesellschaftspolitisch brisante Bereiche nicht aus. Er problematisiert Auswirkungen sozialer Barrieren sowohl im Dorf als auch in den kleinen hessischen Städten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wie das

⁴⁶ Norbert Elias: Studien über die Deutschen, S. 65.

⁴⁷ Ebd. S. 66.

⁴⁸ Vgl. Alfred Bock: Kinder des Volkes; hier bes. Kapitel 8, S. 139-142.

erwähnte Beispiel der Verbindung zwischen einer Arbeiterin und einem Lehrer zeigt.⁴⁹

Die Ausführungen über die gesellschaftliche Bedeutung und Funktionen, die mit den wissenschaftlichen Vereinen im wilhelminischen Kaiserreich verknüpft waren, lassen Schlüsse über die Ursachen der Konflikte und Kontroversen im Gründungsprozeß des Gießener Volkskundevereins zu. Sie machen deutlich, welche bedrohliche Wirkung von dem Ansinnen der Volkskundler – weitere Bevölkerungskreise zu integrieren – auf die Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins ausgegangen sein muß. Insbesondere vor dem Hintergrund der scharfen Klassenschranken der wilhelminischen Gesellschaft kann in der speziellen Mitgliederregelung für die Vereinigung für Volkskunde eine Maßnahme des Geschichtsvereins zur Erhaltung seiner Exklusivität gesehen werden. Die Vermutung liegt nahe, daß die führenden Vertreter der späteren Hessischen Vereinigung für Volkskunde eine Gleichbehandlung ihrer Mitglieder anstrebten und dabei auf nicht geringen Widerstand im Leitungsgremium des Geschichtsvereins stießen. Darin könnte eine Ursache für die oben erwähnten Auseinandersetzungen liegen, die letztendlich zum Bruch führten. Denn die Gießener Volkskundler konterkarierten die Spielregeln der ‚guten Gesellschaft‘ nicht nur indem sie ihren wissenschaftlichen Verein für weitere Bevölkerungskreise öffneten, auch relativierte die Hessische Vereinigung den vermuteten Anspruch des Geschichtsvereins auf Exklusivität durch ihr postuliertes Ziel, die bestehende Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk aufzuheben. So betonte Adolf Strack als einer der maßgeblichen Vertreter der Hessischen Vereinigung⁵⁰ 1902 in einem Artikel in der Darmstädter Zeitung die „außerordentlich weittragende Bedeutung“ der Volkskunde, die für ihn zunächst auf sozialem Gebiet lag. Und er begründete die Notwendigkeit ihrer sozialintegrativen Funktion wie folgt: „Die Kulturentwicklung unseres Volkes hat eine immer weiter gehende Differenzierung der einzelnen Stände zur Folge gehabt. Unter den sozialen Gegensätzen, die hierdurch veranlaßt wurden, ist, innerlich betrachtet, der schärfste der zwischen dem Bauernstand und dem gebildeten Bürgerstand [...].“ Diese Kluft habe „Mißtrauen und offene Feindseligkeit zur Folge“. An diese Ausführungen schließt er den Wunsch an: „Wenn die Volkskunde nur dazu beitrüge, diese Kluft zu schließen.“⁵¹ Auf die weitreichende Bedeutung der Strackschen

⁴⁹ Alfred Bocks (1859-1932) Werk stellt somit nicht nur eine literarische, sondern auch eine kulturgeschichtliche Quelle dar. Seine Bücher sind zudem für die heutige Bewertung der damaligen Volkskunde sehr aufschlußreich, da er nicht nur die Sonnenseiten des Volkslebens, sondern auch dessen Schattenseiten darstellt und damit auch die Kehrseite der volkskundlichen ‚Medaille‘ beleuchtet.

⁵⁰ Zu Adolf Strack vgl. die Magisterarbeit von Sigmar Berrisch: Adolf Strack.

⁵¹ Adolf Strack: Volkskunde. In: Darmstädter Zeitung vom 4.4.1902, Nr. 156.

Diagnose und der damit verknüpften Zielsetzung der Volkskunde wird zurückzukommen sein.

Auch der zweite bedeutende Vertreter der Hessischen Vereinigung, Albrecht Dieterich, rechnete das Integrationsziel zu den wichtigen Aufgaben der Volkskunde. In seinem programmatischen Vortrag „Über Wesen und Ziele der Volkskunde“ betonte er: „Die nationalste und zugleich sozialste Aufgabe der Volkskunde bleibt aber doch immer die, den Riß zwischen Volk und Gebildeten, zwischen Ständen *eines* Volkes zu mildern, den wir mit Recht immer bewußter beklagen.“⁵² Aus der Perspektive der Mitglieder des Geschichtsvereins respektive der ‚guten Gesellschaft‘ – und hier insbesondere aus der der Gebildeten – mußten die sogenannten einfachen Leute durch derartige Äußerungen eine doppelte Aufwertung erfahren. Einmal durch die Teilhabe an ihren Gesellschaftskreisen qua Vereinsmitgliedschaft und zum anderen durch das Aufnehmen der Volkskultur in die bildungsbürgerliche Domäne Wissenschaft, indem die wissenschaftliche Volkskunde das Volksleben zum Forschungsgegenstand erhob.

Die Absichtserklärungen, „weitere Kreise“ in die wissenschaftliche Volkskunde einzubinden, indizierten einen weiteren Effekt, nämlich den, daß Wissenschaft nicht mehr als ausschließliches Monopol von Gelehrten daherkam, sondern für Bevölkerungsgruppen machbar erschien, die zuvor in der Regel kaum oder gar nicht mit ihr in Berührung kamen. Wissenschaft schien durch das Vorgehen der Volkskundler in zweifacher Weise vom ‚hohen Podest‘ herunter geholt: Durch den Forschungsgegenstand Volk und durch die Beteiligung des Volkes an der wissenschaftlichen Volkskunde. Leben und Kultur des einfachen Mannes und der einfachen Frau wurden für wert befunden erforscht zu werden und zum Forschungsgegenstand einer Wissenschaft erklärt. Wenn man Volkskultur auch nicht gleichsetzte mit der sogenannten Hochkultur, so wurde sie zumindest in die wissenschaftliche Waagschale geworfen. Daß dieser Forschungsgegenstand von nicht wenigen Mitgliedern der akademischen Gemeinde für zu leicht befunden wurde – und mit ihnen letztendlich auch die wissenschaftliche Volkskunde –, war ein Problem, mit dem die Volkskunde anhaltend konfrontiert wurde. Einer der frühen Österreicher Volkskundler, Friedrich Salomon Krauß, brachte diese Problematik bereits 1893 markant auf den Punkt. Er sah die Ursache für die mangelnde Anerkennung der Volkskunde im Wissenschaftsbetrieb bereits darin, daß sie „sich dem ‚Volk‘ widmeten, das noch vor wenigen Jahrzehnten den privilegierten Klassen gegenüber nur für eine Null angesehen wurde.“⁵³ Dementsprechend erklärte Krauß die volkskundlichen Bestrebungen regelrecht zu einem revolutionären Akt, indem er sie mit der seinerzeit gefürchteten ‚Umsturzpartei‘ verglich: „Die

⁵² Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 172 [Hervorhebung im Original].

⁵³ Friedrich Salomon Krauß: [Rezension zu] Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn.

Volksforscher sind so zu sagen die Sozialdemokraten in der Wissenschaft.“⁵⁴ Dies kann aus heutiger Sicht freilich nur im übertragenen Sinne interpretiert werden, denn daß sich die Volkskunde in dieser Zeit nicht mit sozialdemokratischen Ideen identifizierte, sondern mehr auf der gegenüberliegenden Seite des politischen Spektrums zu verorten war, ist vielfach belegt worden.⁵⁵ Aber gerade weil dies so war, macht Krauß‘ Vergleich deutlich, welche Wirkung die volkskundlichen Initiativen in akademischen respektive bildungsbürgerlichen Kreisen hervorriefen und welche Widerstände zu überwinden waren. Vor diesem Hintergrund werden zum Teil auch die Schwierigkeiten, die den Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung begleiteten, verständlich. Aber nicht nur der Forschungsgegenstand Volk sorgte um die Jahrhundertwende für Furore, sondern auch die Frage, mit welchen Ansätzen dieser in der wissenschaftlichen Volkskunde zu bearbeiten sei. Ein Blick auf die seinerzeit von Volkskundlern und Geschichtswissenschaftlern geführten Debatten wird zeigen, wie die Abgrenzungsbestrebungen der Gießener Vereine über die gesellschaftlichen Ursachen hinweg ebenso mit innerwissenschaftlichen Positionskämpfen korrelierten.

5. Debatten über die inhaltliche und organisatorische Verortung der Volkskunde

Die Philologie war um die Jahrhundertwende sowohl innerhalb der Geschichtswissenschaft als auch seitens der wissenschaftlichen Volkskunde Anlaß zu Positions- und Richtungskämpfen. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß in erster Linie Philologen die Interessen der Hessischen Vereinigung verfolgten und demgegenüber im Leitungsgremium des Oberhessischen Geschichtsvereins zunehmend Universitätshistoriker dominant waren, sind wissenschaftsinterne Kontroversen zwischen Historikern und Philologen ebenfalls als Trennungsursache der Vereinigung vom Gießener Geschichtsverein in Betracht zu ziehen. Aufschlußreich ist ein Blick auf die Entwicklung innerhalb der Geschichtswissenschaft in der Zeit als die ersten Volkskundevereine entstanden.

Parallel zu den Organisationsbemühungen der wissenschaftlichen Volkskunde schlossen sich seit den 1890er Jahren Historiker deutscher Hochschulen zusammen und trafen sich ab 1893 jährlich zur Versammlung deutscher Historiker, den sogenannten Historikertagen. Im Mittelpunkt der ersten Historikertage standen Erörterungen über die Neugestaltung des Geschichtsunterrichtes und über die Ausbildung der zukünftigen Geschichtslehrer. Einer der vorrangigsten Kritikpunkte in den Debatten war die klassisch-philologische Dominanz in der Ausbildung der Geschichtslehrer.

⁵⁴ Ebd. Vgl. auch Raimund Friedrich Kaindl: Die Volkskunde, S. 44.

⁵⁵ Vgl. u.a. Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie und Hermann Bausinger: Volksideologie und Volksforschung.

Konsens der darüber lebhaft geführten Auseinandersetzungen auf dem 5. Historikertag (1898 in Nürnberg) war, daß der Geschichtsunterricht zukünftig nur durch fachmännisch ausgebildete Lehrer erteilt werden dürfe. Und dies bedeutete, schreibt Armin Tille: Geschichtsunterricht sollten fortan „nur Leute, die eine volle Ausbildung als Historiker erfahren haben“⁵⁶ erteilen und nicht mehr – wie bis dato üblich – Lehramtskandidaten, die ein Studium, bestehend aus vier Semestern klassischer Philologie und zwei Semestern Geschichte, absolviert hatten. Auf diesem Historikertag waren die Befürworter einer Beibehaltung der engen Verbindung mit der Klassischen Philologie in der Geschichtslehrausbildung überstimmt worden. Diese Diskussion deuteten letztlich auf ein Verdrängen der Philologen sowohl aus der Historikerausbildung als auch aus dem Geschichtsunterricht, der von diesen bis dahin noch überwiegend bestimmt worden war, hin.

Etwa im gleichen Zeitraum dieser Historikerdebatte wurde in der wissenschaftlichen Volkskunde eine vergleichbare Diskussion geführt. Darin ging es um die Frage, „ob die Volkskunde wesentlich philologisch oder historisch zu bearbeiten“⁵⁷ sei. Mit dieser Frage wurde die Entscheidung verknüpft, ob sich die Volkskundevereine an den historischen Vereinen orientieren und sich dementsprechend dem Dachverband der Geschichts- und Altertumsvereine anschließen, oder aber, ob sie eine eigene Dachorganisation gründen sollten. Da die Initiative für einen eigenständigen überregionalen Zusammenschluß der Volkskundevereine hauptsächlich von den Vertretern der Hessischen Vereinigung ausging⁵⁸ und die Gründung des volkskundlichen Dachverbandes von vergleichbaren Kontroversen begleitet wurde, wie die Trennung der Gießener Volkskundler vom Geschichtsverein, spricht einiges dafür, daß die Probleme auf Parallelen zu der geschilderten Historikerdebatte hinweisen.

So gingen kurz vor der Jahrhundertwende – fast zeitgleich zum Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung – von einigen Volkskundevereinen Bestrebungen aus, eine volkskundliche Abteilung im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine einzurichten. Vergleichbar mit der Sektion Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein sollte auch überregional im Dachverband der historischen Vereine eine Abteilung für Volkskunde gebildet werden. Die ersten Schritte dazu hatte der Verein für Sächsische Volkskunde, als seinerzeit größter deutscher Volkskundeverein, eingeleitet. Dessen Vorsitzender, Generalmajor Ernst Friedrich Carl

⁵⁶ Armin Tille: Die Historikertage, S. 142.

⁵⁷ [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung (für Volkskunde) [1902], S. 42.

⁵⁸ Vgl. dazu Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung. Neben Dieterich und Strack gehörte auch Eugen Mogk zu den Initiatoren. Mogk war Vorstandsmitglied des Sächsischen Vereins für Volkskunde, dessen Vorsitzender von Friesen allerdings entschieden gegen die Gründung eines autonomen volkskundlichen Dachverbandes war.

Freiherr von Friesen, hielt anlässlich der Jahrestagung des Gesamtvereins im Herbst 1900 in Dresden einen Vortrag über „Die Beziehung der Vereine für Volkskunde zu den Geschichts- und Altertumsvereinen“. Darin forderte er: „Alles was die Volkskunde erforschen will, muß historisch begründet sein“.⁵⁹ Des weiteren betonte er eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen Historikern und Volkskundlern. Er plädierte deshalb für einen Anschluß an den Dachverband der historischen Vereine und die Gründung einer speziellen volkskundlichen Abteilung zum Zwecke des überregionalen Zusammenschlusses und Austausches.

Bemerkenswert ist die Schlußmetapher seines Vortrages, weil sie sowohl die späteren Reaktionen der Hessischen Vereinigung als auch ihre Beziehung zum Oberhessischen Geschichtsverein in einem interessanten Licht erscheinen läßt. Von Friesen verglich die Verbindung zwischen Geschichts- und Volkskundeverein mit einer Ehe im Schillerschen Sinne: „Mögen beide sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, wie Mann und Frau in einer glücklichen Ehe. Der Geschichtsverein als Mann ‚muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben‘ u.s.w., der Verein für Volkskunde als Frau: ‚drinnen waltet als züchtige Hausfrau die Mutter der Kinder‘ u.s.w. Damit aber seien auch die Bestrebungen und Ziele beider skizziert: das äußere geistige Leben bleibe dem Historiker, das innere Gemüthsleben der Volkskunde; in einem Garten, auf einem Felde mögen beide sammeln. Bei der einstigen Ernte wird für Jeden das Seine abfallen.“⁶⁰ Überträgt man das Geschlechterverhältnis im Verständnis um 1900 auf das anvisierte Verhältnis zwischen Geschichts- und Volkskundeverein, dann bedeutete diese vom Vorsitzenden des sächsischen Vereins benutzte Ehe-metapher eine Unterordnung des Volkskundevereins, und man könnte weiter interpretierend von einem Abhängigkeitsverhältnis sprechen. In diesem Sinne käme der Ablösungsprozeß der Hessischen Vereinigung vom Oberhessischen Geschichtsverein einem Emanzipationsprozeß gleich.

Das sich in von Friesens Darlegungen andeutende ungleichgewichtige Verhältnis zwischen Geschichts- und Volkskundevereinen wurde jedoch von den Versammelten der Jahrestagung des Gesamtvereins im Herbst 1900 in Dresden nicht problematisiert, sondern von Friesens Ausführungen stießen auf offene Ohren. Unterstützt vom Vorsitzenden des Vereins für Bayerische Volkskunde und Mundartforschung, Oskar Brenner, wurde während der folgenden Jahrestagung in Freiburg im Breisgau eine fünfte Abteilung für Volkskunde im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und

⁵⁹ [Ernst Friedrich Carl] Freiherr von Friesen: Die Beziehung der Vereine für Volkskunde, S. 4-7.

⁶⁰ Ebd. S. 7. Die zitierte Passage ist aus Friedrich Schillers Ballade „Das Lied von der Glocke“.

Altertumsvereine gegründet.⁶¹ Die volkskundliche Abteilung tagte ein Jahr später, auf der Düsseldorfer Generalversammlung am 23. September 1902, zum ersten Mal. Die Themen der ersten Sitzung der V. Abteilung sind für unseren Zusammenhang insofern von Relevanz, als sie Fragen nach der zukünftigen Orientierung der wissenschaftlichen Volkskunde behandeln. Die zentrale Frage der Diskussion war, ob in der Volkskunde ein historischer oder philologischer Ansatz überwiegen solle. Von großer Bedeutung ist vor allem, welche Position die Hessische Vereinigung dazu einnahm.

In den Verhandlungen der V. Abteilung wurden viele Aspekte thematisiert, die auch Gegenstand der ersten Fachdiskussion in den Hessischen Blättern waren, so daß eine Interdependenz zwischen den beiden Debatten wahrscheinlich ist. Vor allem sind Dieterichs Äußerungen in der ersten Ausgabe der Hessischen Blätter als eine Reaktion auf die Initiativen der Abteilung V zu sehen.⁶² Die Düsseldorfer Sitzungsteilnehmer sprachen sich zum einen dafür aus, daß eine historische Vorgehensweise unerläßlich sei, insbesondere zur Vermeidung von Fehlinterpretationen, wie zum Beispiel „die voreilige Zurückführung von Sage, Märchen und Aberglauben auf altes deutsches Heidentum“, wie Brenner ausführte⁶³. Zum anderen wurde entschieden „der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Philologie nicht berechtigt sei, die Volkskunde für sich allein als Domäne zu beanspruchen“⁶⁴. Daß mit dieser deutlichen Zurückweisung der Philologen die Sitzung beendet wurde, verlieh der Forderung programmatischen Charakter und war darüber hinaus gleichzeitig eine Antwort auf die schärfsten Kritiker der Abteilung V, nämlich die Vertreter der Gießener Volkskundler.

Den Hintergrund dieser heftigen Reaktion der Abteilung V bildete das Ergebnis einer Umfrage, die deren Vorsitzender Freiherr von Friesen seit 1900 bei deutschen Volkskundevereinen und bei einzelnen volkskundlich interessierten Personen durchgeführt hatte. Auf seinen Aufruf zum Beitritt in die Abteilung V des Gesamtvereins waren nicht nur positive Antworten eingegangen. Die Resonanz sei zwar trotz einiger Absagen insgesamt „wohlwollend“ gewesen, wie von Friesen in seinem Zwischenbericht im Juni 1902 feststellte, allerdings habe es eine Ausnahme gegeben, die dazu noch von einem der „rührigsten“ Vereine käme: „Eine einzige kann unter diesen als unbedingt ablehnend betrachtet werden; zur Motivierung wird darin angeführt, die Volkskunde dürfe den Geschichts- und Altertumsvereinen nicht *angeschlossen* und *untergeordnet* werden, da sie dort *verblas-*

⁶¹ Die Zahl Fünf ergab sich dadurch, daß der Gesamtverein bis dahin vier Abteilungen besaß und die Volkskunde als fünfte Abteilung hinzukam.

⁶² Dies vermutet auch Wolfgang Jacobeit, obwohl er die im folgenden angeführte Umfrage der V. Abteilung, mit der sich diese Annahme erhärten läßt, nicht in seine Beurteilung einbezieht. Vgl. ders.: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft, S. 191.

⁶³ So Oskar Brenner laut [Bericht über die] Sitzung der Abteilung V (für Volkskunde) [1902], S. 45.

⁶⁴ Ebd. S. 47.

sen und *verkümmern* müßte. – Der Verfasser dieser Antwort ist der Ansicht, ‚daß eine Gesamtvereinigung für Volkskunde in Deutschland im Stile der in der That vorbildlichen englischen Folklore Society recht wohl erstrebt werden könne‘, und wird bestrebt sein, eine *selbständige Organisation* der Vereine für Volkskunde herbeizuführen.“⁶⁵ Der Wortlaut dieser Ablehnung benennt deutlich die Konsequenzen einer Integration der Volkskunde in den Dachverband der Geschichtsvereine. Die Forderung nach Autonomie wird mit dem Argument, die Volkskunde verlöre ihre Selbständigkeit und ihr Profil, begründet. Daß der nichtgenannte Verfasser dieser vehementen Absage aus dem Kreis der neugegründeten Hessischen Vereinigung kam, kann als sicher angesehen werden. In seinem Beitrag zum 25jährigen Gründungsjubiläum der Hessischen Vereinigung berichtet Georg Faber, daß man in der „Vorstandssitzung vom 8.12.1901“ über eine „Aufforderung des Vereins für Sächsische Volkskunde, dem Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beizutreten“, diskutiert habe. Und er informiert weiter: „Prof. Albrecht Dieterich beantragte zu antworten, daß die Vereinigung einen Zusammenschluß der deutschen volkskundlichen Vereine begrüße, daß sie jedoch die Bildung einer volkskundlichen Sektion beim Gesamtverband der Geschichtsvereine in Deutschland nicht als den richtigen Weg betrachten könne.“⁶⁶ Die abschlägige Antwort stammte demnach entweder aus der Feder Dieterichs oder wurde zumindest durch ihn veranlaßt.

In der Hessischen Vereinigung beließ man es aber nicht bei der Absage. Zum einen leitete man gezielt Schritte für die Gründung einer eigenen Dachorganisation der Volkskunde ein. Analog der sächsischen Aufforderung wurde nun eine zweite Umfrage gestartet, um Anhänger für einen eigenständigen Zusammenschluß der Volkskundevereine zu gewinnen.⁶⁷ Die treibenden Kräfte der Gießener Volkskunde stießen mit ihrem Vorschlag offensichtlich auch auf große Resonanz. Denn zwei Jahre nach den kontroversen Debatten in der Abteilung V konnten sie eine genügende Anzahl von Anhängern mobilisieren, die für eine eigenständige Dachorganisation stimmten. Der Verband der deutschen Vereine für Volkskunde wurde nicht

⁶⁵ [Ernst Friedrich Carl] Freiherr von Friesen: Von der fünften Abteilung des Gesamtvereins, S. 97 [Hervorhebungen im Original].

⁶⁶ Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 5.

⁶⁷ Faber berichtet hier von einem Briefwechsel, den Dieterich in dieser Angelegenheit mit Friedrich Vogt in Breslau und Max Rödiger in Berlin geführt habe, und von einem Schreiben Stracks, das an eine Anzahl bedeutender Volkskundler versandt worden sei. Des weiteren gibt er das Rundschreiben mit der Unterschrift von 15 bekannten Gelehrten im Wortlaut wieder, mit dem man zu einer Versammlung am 6. April 1904 in Leipzig einlud, um über einen eigenen Zusammenschluß zu beraten. Ebenso abgedruckt ist hier das im Februar 1904 verschickte und von Strack und Mogk gemeinsam unterzeichnete 2. Rundschreiben, mit dem zur Gründungsver-sammlung nach Leipzig eingeladen wurde. Vgl. ebd. S. 5-9.

nur hauptsächlich auf Bestreben der Hessischen Vereinigung am 6. April 1904 gegründet, sondern auch von deren damaligem Vorsitzenden, Adolf Strack, geleitet. Zum anderen lassen sich Gegenpositionen zu den Ansätzen, die in der Abteilung V vertreten wurden, in den Hessischen Blättern ausmachen, die als Reaktion darauf interpretiert werden können. Insbesondere ließ der Altphilologe Albrecht Dieterich in seinem engagierten Vortrag, „Über Wesen und Ziele der Volkskunde“ anlässlich der ersten Hauptversammlung der Hessischen Vereinigung am 24. Mai 1902 in Frankfurt am Main keinen Zweifel darüber aufkommen, was er von einem primär historisch orientierten Ansatz in der Volkskunde hielt. Mit einem eingängigen Plädoyer für die Klassische Philologie postulierte er deren Herrschaftsanspruch, diese sei „in Wahrheit die Führerin der heutigen Geschichtswissenschaft“. Er ging sogar so weit, die Geschichtswissenschaft zur Hilfswissenschaft der Völkerkunde abzuwerten.⁶⁸ Die Volkskunde wollte er nur unter dem Dach der Philologie betreiben wissen, dabei lehnte er sogar eigene volkscundliche Lehrstühle ab, sie sollte in seinen Augen philologische Hilfswissenschaft werden.⁶⁹ Gegen Dieterichs Beschränkung wissenschaftlicher Volkskunde bezog vermutlich Oskar Brenner, eines der führenden Mitglieder und späterer Leiter der V. Abteilung, in der Düsseldorfer Versammlung Stellung, als er betonte: „Die Volkskunde ist eine selbständige Wissenschaft. Sie deckt sich nicht mit der Kulturgeschichte, ist auch nicht ein Teil der Philologie oder Geschichte.“⁷⁰

Die wenigen Hinweise zeigen deutlich, daß eine kontrovers geführte Debatte über die Ansätze volkscundlicher Forschung bereits jahrelang im Gange war, bevor die Diskussion einsetzte, die in der Fachgeschichte gewöhnlich als erste Fachdiskussion wissenschaftlicher Volkskunde angesehen wird. Daß sich in der dargestellten ‚Vorlaufdebatte‘ vor allem eine Opposition zwischen Positionen der Hessischen Vereinigung und denen der V. Abteilung herauskristallisierte, könnte eine Erklärung dafür sein, daß die Hessischen Blätter in der darauffolgenden Diskussionsphase um inhaltliche

⁶⁸ Vgl. Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 184.

⁶⁹ Vgl. dazu auch Wolfgang Jacobeit, der auf diese Auseinandersetzungen um philologische und historische Ansätze im Zusammenhang mit der Errichtung der V. Abteilung hinweist und die These vertritt, die Durchsetzung der philologischen Richtung in der Volkskunde habe eine Erforschung der bäuerlichen Arbeit und Wirtschaft weitgehend verhindert. Ders.: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft, S. 109 u. 111.

⁷⁰ Oskar Brenner im [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung (für Volkskunde) [1902], S. 43. Bemerkenswert ist, daß Brenners Erklärung am Anfang seiner Erläuterungen zu den von Eugen Mogk aufgestellten „Thesen des Vereins für sächsische Volkskunde“ stand, der dienstlich verhindert war. Brenners kritische Auseinandersetzung mit Mogks Thesen, die eher auf der Linie der Hessischen Vereinigung lagen, geben sowohl Aufschluß über Positionen, die in der V. Abteilung vertreten wurden als auch darüber, daß die Ansichten über volkscundliche Forschungsansätze selbst innerhalb des sächsischen Vereins divergierten, da dessen Vorsitzender, von Friesen, in seinem Arbeitsplan andere Positionen vertrat.

und theoretische Richtungen in der wissenschaftlichen Volkskunde hauptsächliches Forum waren.⁷¹ Bemerkenswert an der ‚Vorlaufdebatte‘ ist zudem, daß sie in puncto Eigenständigkeit wissenschaftlicher Volkskunde recht paradoxe Züge zeigt. Die Entscheidung darüber, ob in Zukunft ein philologischer oder ein historischer Ansatz in der Volkskunde vorherrschen sollte, wurde verknüpft mit der nicht unwichtigen Frage nach der organisatorischen Eigenständigkeit der wissenschaftlichen Volkskunde. In dieser gerade für eine Institutionalisierung des Faches relevanten Frage gingen die Meinungen ebenfalls auseinander.

Für Dieterich war es „geradezu erschreckend, wie verschieden die verschiedenen Volkskundigen über die werdende Wissenschaft“⁷² dachten, und so kann sein Vortrag im Mai 1902, in dem er die inhaltliche und organisatorische Richtung der zukünftigen Volkskunde absteckte, wenn nicht als Vorgabe, dann zumindest als wegweisender Wink für die im darauffolgenden September geplante erste Sitzung der Abteilung V gewertet werden. Der Vertreter der Klassischen Philologie wollte die Volkskunde im Gegensatz zu den Vertretern der fünften Abteilung nur als eine Hilfswissenschaft seines Faches verstanden wissen und nicht als eigenständige Disziplin, wie er es in den Sätzen – „All dergleichen ist mir in der Seele verhaßt“ und „Vor Leuten, die nur Volkskunde als ihre Wissenschaft betreiben, mag uns der Himmel in Gnaden bewahren“ – in seinem Frankfurter Vortrag sehr emotional und energisch ausgedrückt hatte. Nach den Vorstellungen des Vertreters der Hessischen Vereinigung sollte die Volkskunde im Hochschulbetrieb also den Status einer Sektion oder Hilfswissenschaft erhalten, der auf Unterordnung und nicht auf eine Autonomie der Wissenschaft Volkskunde hinzielte. Dies wurde aber gerade als Argument der Hessischen Vereinigung angeführt, um den Anschluß der wissenschaftlichen Volkskunde auf Vereins- und Verbandsebene abzulehnen, da – so die Befürchtung – die Volkskunde „dort verblässen und verkümmern müßte“. Während aus der Sicht des Gießener Philologen die Integration der Volkskunde nur in einer etablierten Disziplin – und hier scheinbar vorwiegend in der Klassischen Philologie – als erfolgversprechend galt, wurde deren Eingliederung in das flächendeckende Vereinsnetz der Landesgeschichte negativ beurteilt und abgelehnt. Diese unterschiedliche Bewertung der Eigenständigkeit erscheint widersprüchlich und wirft die Frage auf, warum kein Vorteil darin gesehen wurde, Anschluß an ein bewährtes und gut funktionierendes Kommunikationssystem der landesweit organisierten Ge-

⁷¹ Vgl. dazu Gerhard Lutz (Hg.): *Volkskunde*; hier bes. Kapitel III: „Erste Erörterungen von Arbeitsprinzipien um die Jahrhundertwende“, S. 38-101. Lutz verweist jedoch weder auf die Aktivitäten der V. Abteilung noch auf die dadurch ausgelösten Kontroversen.

⁷² Albrecht Dieterich: *Über Wesen und Ziele*, S. 171.

schichtsvereine zu erhalten. Mit einem überregionalen Austausch im Dachverband der historischen Vereine – durch deren eingeführte Vereinszeitschriften und Jahrestagungen – hätte man den Aufbau eines eigenen Netzwerkes zumindest am Anfang erleichtern können. Für die Vertreter der Hessischen Vereinigung war Landeskunde allerdings nicht mit wissenschaftlicher Volkskunde vereinbar, wie Dieterich durch seine herbe Kritik am Arbeitsplan des Vereins für Sächsische Volkskunde darlegte. Dieses Arbeitsprogramm war für ihn ein „Conglomerat von Aufgaben“, das weder eine Wissenschaft noch ein Forschungsgebiet sei, „dem menschliche Forscher sich widmen“ könnten, und letztendlich Landeskunde und keine Volkskunde.⁷³

Daß Dieterich gerade am Arbeitsplan des sächsischen Vereins kein gutes Haar ließ, hatte vermutlich nicht nur deren landesgeschichtlichen Ansatz als Ursache, sondern lag auch an der Person, die diesen Plan aufgestellt hatte. Denn die Hessische Vereinigung lehnte ja nicht alles ab, was aus dem sächsischen Volkskundeverein kam, wie sich kurz darauf an der Zusammenarbeit mit Eugen Mogk zeigte. Dieterichs Kritik am sächsischen Konzept zielte vermutlich auch auf dessen Verfasser, den Vereinsvorsitzenden Generalmajor von Friesen, ab, welcher zu den sogenannten Laien zählte. Das Laienwesen stellte ein weitverbreitetes Phänomen sowohl innerhalb der Volkskundevereine als auch der historischen Vereine dar und stieß in den Kreisen der Hochschullehrer vielfach auf Kritik, weil die Vereine dadurch in den Ruf gerieten, es mangle ihnen an wissenschaftlichem Standard. Die Leistungen der engagierten Laien wurden von vielen mit dem Vorwurf des Dilettantismus oder der unwissenschaftlichen Liebhaberei abgewertet und nicht zur Kenntnis genommen. Daher ist zu vermuten, daß in Dieterichs Ablehnung der historischen Vereine und der landeskundlichen Ansätze der Dilettantismusaspekt keine geringe Rolle spielte, und daß auch sein später oft zitierter Ausspruch „Die Volkskunde muß aus dem landschaftlichen Sumpfe herausgehoben werden“⁷⁴, sich mehr auf die „Sumpfbewohner“ und weniger auf die Organisationsform an sich bezog⁷⁵. Vermutlich spielte er damit auf die Tatsache an, daß um die Jahrhundertwende Laien noch oft Inhalte und Struktur der landesgeschichtlichen Ver-

⁷³ Ebd. S. 184.

⁷⁴ Hugo Hepding und Karl Helm: [Nachruf auf] Albrecht Dieterich, S. 116. Die Autoren berufen sich in ihrem Nachruf auf einen Brief Dieterichs.

⁷⁵ Vgl. dagegen Siegfried Becker: *Volkskundliche Forschung in Hessen*, S. 42-43. Becker interpretiert den Satz als Zeichen für die „Überwindung der Romantik“ in der Volkskunde und sieht die Ursache der Auseinandersetzungen zwischen Oberhessischem Geschichtsverein und Hessischer Vereinigung darin, daß Dieterichs Forderung methodische Innovationen und die Hinwendung zu „interdisziplinärer und internationaler Diskussion“ beinhaltet hätten. Allerdings räumt er in seinen weiteren Ausführungen zu Recht ein, daß die postulierten Ansätze in der Hessischen Vereinigung nicht umgesetzt wurden.

eine bestimmten und noch überwiegend in den Leitungsgremien vertreten waren.⁷⁶ Allerdings widersprach eine generelle Ausgrenzung der Laien dem Ziel der Hessischen Vereinigung, „weite Kreise“ anzusprechen und in ihre Arbeit zu integrieren. Daher ging es Dieterich sicherlich mehr um die Rolle der Laien im Verein und darum, deren Mitarbeit auf vorwissenschaftliche Tätigkeiten zu beschränken. Die Aktivitäten der Laien wurden von den Universitätshistorikern und den volkskundlich interessierten Hochschullehrern vermutlich nicht nur unterschiedlich bewertet, sondern die Bewertungen waren offensichtlich auch nicht frei von Ambivalenzen. Diese unterschiedliche Bewertung wird im folgenden Abschnitt näher erörtert, um zu klären, inwieweit das Laienwesen eine Ursache für die Querelen zwischen der Volkskunde und dem Geschichtsverein war und somit ein möglicher Einflußfaktor im Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung, der zur Ablösung vom Oberhessischen Geschichtsverein führte. Ein Exkurs über die Entwicklung der universitären Geschichtswissenschaft und deren Verhältnis zu den Geschichtsvereinen wird dabei aufschlußreich sein.

6. Zum Einfluß struktureller Veränderungen in der landesgeschichtlichen Forschung

Der Mainstream der Geschichtsforschung an den deutschen Hochschulen zeichnete sich im Untersuchungszeitraum primär durch eine an Haupt- und Staatsaktionen orientierte Politikgeschichte.⁷⁷ Die Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Bestrebungen, nicht mehr ausschließlich den Staat in den Mittelpunkt historischer Forschung zu stellen, sondern auch kulturgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Fragestellungen in die Geschichtswissenschaft zu integrieren, lösten einen Historikerstreit aus. Der Streit entzündete sich insbesondere an Karl Lamprechts kulturgeschichtlichen Arbeiten⁷⁸, an denen die materialistische Orientierung und die sozialpsychologischen Ansätze von staatsorientierten Historikern stark kritisiert

⁷⁶ Beispielsweise war der Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins zur Hälfte mit Laien besetzt. Vgl. dazu auch die oben genannten Vorstandsmitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins. Das unter seiner Obhut stehende Gießener Museum, welches unter anderem zur öffentlichen Präsentation der Vereinsarbeit diente, wurde von Hauptmann a. D. Kramer geleitet. Offiziere zählten im Kaiserreich zu den historisch interessierten Laien, wie auch das Beispiel des Generalmajors Freiherr von Friesen als Vorsitzender des sächsischen Volkskundevereins zeigte.

⁷⁷ Vgl. dazu u.a. Jürgen Kocka: Sozialgeschichte, S. 52-53. Daß hier nicht alle fachgeschichtlichen Facetten der Geschichtswissenschaft behandelt, sondern nur die Aspekte angesprochen werden, die im Zusammenhang mit der Umstrukturierung des Oberhessischen Geschichtsvereins und dem Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung von Bedeutung sind, ist selbstredend.

⁷⁸ Dieser Historikerstreit wird in der Geschichtswissenschaft daher als „Lamprecht-Streit“ bezeichnet.

und vehement abgelehnt wurden.⁷⁹ Diese Neuansätze konnten sich innerhalb der Historikerkunft nicht durchsetzen, da sie als nicht vereinbar mit der national-politischen Grundorientierung der Geschichtswissenschaft galten. Sie wurden abgedrängt in andere Disziplinen, wie zum Beispiel in die Nationalökonomie oder in die Soziologie, oder sie wurden auf dem Gebiet der Landesgeschichte weiterverfolgt.⁸⁰

Eine Verbindung zwischen Geschichtswissenschaft und wissenschaftlicher Volkskunde, die sich – wie gezeigt – auf Vereinsebene angebahnt hatte und die sich in den kultur- und sozialgeschichtlichen Bereichen auch angeboten hätte, kam auf universitärer Ebene in diesem Zeitraum nur vorübergehend durch Karl Lamprecht in Leipzig zustande.⁸¹ Lamprecht war einer der wenigen Historiker, die eine Verbindung zwischen Volkskunde und Geschichtswissenschaft befürworteten. Er richtete in seinem 1909 gegründeten Institut für Kultur- und Universalgeschichte eine Abteilung für Volks- und Völkerkunde ein, in der der Leipziger Germanist, Eugen Mogk, die Volkskunde vertrat. Nach Lamprechts Tod (1915) wurde die volkskundliche Abteilung allerdings aufgelöst.⁸² Abgesehen von der Tatsache, daß vom Gros der Universitätshistoriker kulturgeschichtliche Ansätze, die Anknüpfungspunkte zwischen Volkskunde und Geschichtswissenschaft geboten hätten, abgelehnt wurden, so war einer möglichen Zusammenarbeit auch durch Vorbehalte gegenüber der Vereinsforschung die Basis entzogen. Vor dem Hintergrund, daß wissenschaftliche Volkskunde seinerzeit ausschließlich in Vereinen organisiert war, wird die fehlende Akzeptanz oder Öffnung der Geschichtswissenschaft gegenüber der Volkskunde insbesondere auch in deren institutionellem Status zu suchen sein.⁸³

Selbst die Geschichtsvereine hatten im 19. Jahrhundert mit Akzeptanzschwierigkeiten innerhalb der Historikerkunft, die sich mehr an der hohen Laienbeteiligung als an den Inhalten festmachten, zu kämpfen. Jedoch

⁷⁹ Vgl. dazu u.a. Georg G. Iggers: *Geschichtswissenschaft in Deutschland*, S. 187-188. Iggers sieht im Materialismusverdacht den Hauptablehnungsgrund Lamprechts, da er dadurch „verdächtig nah an den Marxismus heranrückte“. Ebd.

⁸⁰ Vgl. dazu ausführlich Gerhard Oestreich: *Die Fachhistorie und die Anfänge*. Auf S. 363 konstatiert Oestreich abschließend, die „Fortschritte der Sozialgeschichte in Deutschland vollzogen sich ruhig und still auf dem Gebiete der Landesgeschichte“. Er gibt hier allerdings keinen Hinweis auf die Bedeutung der Geschichtsvereine für diese Forschungsrichtung.

⁸¹ Vgl. dazu Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: *Einführung in die Volkskunde*, S. 67.

⁸² Vgl. dazu Wolfgang Jacobeit: *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft*, S. 61.

⁸³ Darin könnte die Ursache der Nichtwahrnehmung der Volkskunde durch die Geschichtswissenschaft liegen, die sich anhaltend feststellen läßt. Beispielsweise erwähnen Jürgen Kocka (*Sozialgeschichte*, 1977) und Gerhard Oestreich (*Die Fachhistorie und die Anfänge*, 1969) die Brüder Grimm und Wilhelm Heinrich Riehl zwar als Wegbereiter sozialgeschichtlicher Forschung, allerdings fehlt bei beiden ein Hinweis auf die Volkskunde.

fand nach der Reichsgründung von 1871 eine Annäherung zwischen den Geschichtsvereinen und den Universitätshistorikern statt, da letztere die landesgeschichtliche Forschung nun als wichtige Basis für eine nationalistisch ausgerichtete Politikgeschichte ansahen. Diese Erweiterung der universitären Geschichtsforschung um die Landesgeschichte war nicht unerheblich für die Entwicklung der Geschichts- und Volkskundevereine. Ursache des neuen landesgeschichtlichen Interesses war in diesem Zusammenhang die oben erwähnte Umgestaltung des Geschichtsunterrichtes, in der die Landesgeschichte an Bedeutung zunahm. Es waren aber weder die dafür entsprechend ausgebildeten Geschichtslehrer vorhanden, noch gab es eine Schulliteratur, die man für akzeptabel hielt. Die dadurch entstandene Interessenerweiterung der Geschichtsprofessoren um die Landeskunde blieb allerdings nicht ohne Wirkung auf die Geschichts- und Altertumsvereine und hier insbesondere auf die darin weitverbreitete Laienbeteiligung.

Die Orts- und Landesgeschichte war bis dahin vor allem Arbeitsfeld der Geschichtsvereine gewesen, die sich während des 19. Jahrhunderts sowohl quantitativ als auch qualitativ enorm entwickelt hatten. Die meisten von ihnen waren in dem bereits erwähnten, 1852 gegründeten, Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine organisiert. Getragen wurden diese Vereine überwiegend von sogenannten Laien, das heißt von Personen, die keine akademisch ausgebildeten Historiker waren. Hier trafen sich in der Regel Mitglieder der bürgerlichen Oberschicht des jeweiligen Ortes und der näheren Region – über die soziokulturelle Bedeutung einer Vereinsmitgliedschaft wurde bereits gesprochen. Das Mitgliederspektrum der Geschichtsvereine umfaßte zwar auch Akademiker, wie zum Beispiel Juristen, Ärzte, Philologen und Pfarrer. Aber mit Ausnahme der Archivare und der Geschichtslehrer an den Gymnasien betätigten sich in den Vereinen kaum akademisch ausgebildete Historiker.⁸⁴ Die Universitätshistoriker standen den Forschungsergebnissen der ‚Vereinsgeschichtler‘ distanziert gegenüber, da deren Arbeiten in den Augen der Hochschullehrer nicht dem wissenschaftlichen Forschungsstandard genügten. Sie blieben daher den Vereinen mit dem Vorwurf des Dilettantismus weitgehend fern – vermutlich auch deshalb, weil sie Prestigeverluste befürchteten.

Der Herausgeber der 1899 gegründeten Deutschen Geschichtsblätter, der Historiker Armin Tille und der Verleger Friedrich Andreas Perthes, beschreiben das darauf basierende Spannungsverhältnis zwischen Geschichtsvereinen und den Universitätshistorikern in einem Werbeprospekt der Zeitung 1902 wie folgt: „Zu Beginn der achtziger Jahre entstand eine

⁸⁴ Vgl. Hermann Heimpel: Geschichtsvereine einst und jetzt. Nach Heimpel bestand die Historikerabstinentz in den Geschichtsvereinen insbesondere in den Leitungsgremien noch bis in die 1890er Jahre. Vgl. auch Friedrich Andreas Perthes/Armin Tille: Prospekt sowie die Beiträge über Orts- und Landesgeschichte der Jahrgänge 1901/1902 in den Deutschen Geschichtsblättern.

lebhaft erörtert über die wissenschaftliche Bedeutung der Geschichtsvereine, die vielen recht gering erschien: und sie wurden sogar geradezu als gefährlich hingestellt, insofern sie zur Oberflächlichkeit und zum Dilettantismus verleiten sollten. Als treffliche Verteidigung der Geschichtsvereine erschien 1883 (Heilbronn) die Schrift ‚Die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft‘ von G. v. Bossert, deren Sätze im wesentlichen heute noch Geltung beanspruchen dürfen.⁸⁵ Die von Tille redigierte Zeitschrift war unter Mitwirkung von sozial- und kulturgeschichtlich orientierten Wissenschaftlern entstanden und verstand sich als Vermittlungsinstanz zwischen diesen beiden „Konkurrenten“⁸⁶, wie sie in dem erwähnten Prospekt bezeichnet werden. Weiter wird darin – vielleicht als erste Erfolgsmeldung für die Zeitschrift – festgestellt: „Aber im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ist doch vieles anders geworden. Grundsätzlich ablehnend gegenüber der in den Geschichtsvereinen organisierten Lokalforschung verhalten sich nur noch vereinzelt Vertreter der Geschichtswissenschaft.“⁸⁷ Die seit der Reichsgründung einsetzende Annäherung zwischen den Vertretern der Geschichtswissenschaft und den in den historischen Vereinen organisierten Lokalforschern drückte sich darin aus, daß die Universitätshistoriker nun häufiger in den Geschichtsvereinen vertreten waren und die Vereinsleitung in ihren Händen lag. Im Gießener Geschichtsverein übernahmen beispielsweise ab 1889 Historiker der Universität den Vorsitz,⁸⁸ und Hans Georg Gundel bemerkt dazu: „Fast alle Gießener Ordinarien der Geschichte haben dem Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins angehört und dessen Bestrebungen durch Vorträge oder wissenschaftliche Abhandlungen tatkräftig unterstützt.“⁸⁹

⁸⁵ Friedrich Andreas Perthes/Armin Tille: Prospekt, S. 2.

⁸⁶ Ebd. Über die Ziele der Zeitschrift wird mitgeteilt: Die Deutschen Geschichtsblätter „suchen eine Verbindung zwischen der allgemeinen und der Orts- und Landesgeschichte herzustellen, jedem Teil diejenige Kenntnis zu vermitteln, die ihm am ehesten fehlt, und so eine arbeitssparende Organisation des geschichtswissenschaftlichen Betriebes herbeizuführen.“ Ebd. S. 3. Die Zeitschrift erweist sich bei näherem Hinsehen allerdings als Sprachrohr der Akademiker und so dienen die darin als Negativbeispiele präsentierten Arbeiten weniger der Vermittlung, denn mehr der Abschreckung der Laien. Nicht uninteressant für unseren Zusammenhang ist, daß der ehemalige Vorsitzende des Oberhessischen Geschichtsvereins, Goswin von der Ropp, der inzwischen an der Universität Marburg Geschichte lehrte und Gründungsmitglied der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck war, zum Mitarbeiterstab der Zeitung zählte, die auf die Laienbeteiligung einwirken wollte.

⁸⁷ Ebd. S. 3.

⁸⁸ Vgl. Erwin Knauß: 100 Jahre Oberhessischer Geschichtsverein, S. 11.

⁸⁹ Hans Georg Gundel: Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen, S. 246. Bemerkenswert ist hier allerdings Gundels Hinweis, daß die Ordinarien zwar landesgeschichtliche Fragen in Vorlesungen und Übungen behandelt hätten, aber der Wunsch nach einem dauernden Lehrauftrag für Landesgeschichte besonders von der Theologischen Fakultät gekommen sei. Dieser Hinweis unterstützt die Vermutung,

Mit dem zunehmenden Interesse der Universitätshistoriker an der landesgeschichtlichen und regionalhistorischen Forschung ging eine strukturelle Veränderung in den Vereinen einher. Es stieg nicht nur der Wissenschaftlichkeitsanspruch⁹⁰, mit dem die Anerkennung und Akzeptanz der Vereinsforschung nun verbunden wurde, sondern die Hochschullehrer okkupierten hier auch sukzessive ein außeruniversitäres Forschungsfeld, von dem sie sich offensichtlich in ihrer Monopolstellung bedroht fühlten. Wie gezeigt, sprachen Perthes und Tille von Konkurrenzen zwischen Hochschulhistorikern und Lokalforschern. Wie schwer sich die Hochschullehrer damit taten, die Arbeiten der Vereine als adäquate Forschungsleistung anzuerkennen, kann am Beispiel des Oberhessischen Geschichtsvereins in seinem Umgang mit dessen zweitem neuen Forschungsfeld Universitätsgeschichte gezeigt werden, welches gleichzeitig die Haltung Behaghels als ehemaligem Leiter der Sektion für hessische Volkskunde in diesem Punkt erhellt.

Wie oben erwähnt, wurde die Einführung der Universitätsgeschichte als neuer Bereich neben der Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein mit dem bevorstehenden Universitätsjubiläum begründet, und man konnte bereits 1898 im Jahresbericht Ergebnisse zu diesem Schwerpunkt vorweisen.⁹¹ Im Jubiläumsjahr 1907 gab die Universität Gießen eine zweibändige Festschrift heraus, zu der Behagel als damaliger Rektor das Vorwort schrieb. Behagel, der zum gleichen Zeitpunkt Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins war, berichtet darin, daß der Universitätssenat 1898 einen Ausschuß zur Vorbereitung auf die Jahrhundertfeier der Landesuniversität eingesetzt habe, dem neben ihm sein Vorgänger in der Vereinsleitung, der Ordinarius der Geschichtswissenschaft, Höhlbaum, sowie weitere Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins angehörten. Einführend stellt er fest: „Bei dem Fehlen fast jeder Vorarbeit für die Geschichte unserer Hochschule betrachtete es der Ausschuß als eine seiner vornehmlichsten Aufgaben, den für die Geschichte der Ludoviciana in Be-

daß die Universitätshistoriker aus Prestige Gründen eine ambivalente Haltung gegenüber der landesgeschichtlichen Forschung beibehielten.

⁹⁰ In diesem Zusammenhang ist eine 1896 verabschiedete Resolution des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine auf seiner Generalversammlung zu sehen, die auf einem Antrag beruhte, der eine stärkere Berücksichtigung des geschichtlichen Heimatkundeunterrichtes forderte und deren Schlußpassage lautete: „Aufgabe der Geschichtsvereine ist es, für die *wissenschaftlichen* Grundlagen einer *zuverlässigen* Heimathskunde zu sorgen.“ [Bericht über die] Generalversammlung [1896], S. 16. [Hervorhebungen, A.B.]. Daß in der folgenden Delegirten-Sitzung des Gesamtvereins der Antrag auf zukünftige Terminabsprachen zwischen den Historikertagen und den Generalversammlungen der Geschichtsvereine mit 19 zu 5 Stimmen abgelehnt wurde, deutet auf eine Mißstimmung zwischen beiden Lagern hin. Vgl. Protokoll der Delegirten-Sitzung, S. 119.

⁹¹ Vgl. Chronik des [Oberhessischen Geschichts-]Vereins. September 1896 bis Februar 1898, S. 214.

tracht kommenden [...] Quellenstoff zu sammeln und zu sichten und damit für die Abfassung einer späteren zusammenfassenden Darstellung der Universitätsgeschichte den Boden zu bereiten.“⁹² In der danach folgenden Belobigung für das Zustandekommen der Festschrift fehlt allerdings jeglicher Hinweis darauf, daß der Oberhessische Geschichtsverein bereits ein Jahr vor dem Senatsausschuß sich der Universitätsgeschichte widmete und auch schon erste Ergebnisse vorzuweisen hatte. Der Rektor Behaghel negierte damit also die Leistungen des Vereins, dessen Vorsitzender er war. Das Verschweigen der Arbeiten des Oberhessischen Geschichtsvereins läßt die Vermutung zu, daß er den wissenschaftlichen Standard dieser Arbeiten nicht äquivalent mit den Arbeiten des Ausschusses bewertete. Das geringe Ansehen, welches der Forschungstätigkeit der Vereine im akademischen Milieu entgegengebracht wurde, zeigt sich gerade an dem Verhalten von Behaghel sehr deutlich, da er in Personalunion Vertreter beider Bereiche war. Diese Haltung könnte auch sechs Jahre vorher bei den Gründungsverhandlungen um die Hessische Vereinigung ausschlaggebend für Behaghels Ablehnung gewesen sein. Möglicherweise sah er in der Öffnung der Vereinigung für „weite Kreise“ eine Gefahr für die Wissenschaftlichkeit volkskundlicher Forschung.

Im Zusammenhang mit der Interessenerweiterung der Geschichtswissenschaft und den damit einhergehenden Veränderungen in den Geschichtsvereinen kann auch die oben skizzierte Umstrukturierung des Oberhessischen Geschichtsvereins gesehen werden, in der die Leitung des Vereins dem Universitätshistoriker Höhlbaum übertragen wurde und gleichzeitig das Programm eine schärfere Eingrenzung erfuhr.⁹³ Mit dem Einzug des Hochschullehrers in den Geschichtsverein wurden zugleich strengere wissenschaftliche Maßstäbe angelegt, die sich beispielsweise im Erschließen und kritischen Bearbeiten von Quellen aus regionalen Archiven äußerten.⁹⁴ Zur Aufbereitung der regionalgeschichtlichen Quellen, die zu den vorrangigsten Zielen der Universitätshistoriker im Zuge ihrer Interessenerweiterung um die Landesgeschichte zählten, organisierten sich die Historiker vor allem in den neu gegründeten historischen Kommissionen, da sie die wissenschaftlichen Kapazitäten der Geschichtsvereine dafür als

⁹² Die Universität Gießen von 1607 bis 1907, S. VII.

⁹³ Nach Hans Georg Gundels Meinung vertrat Höhlbaum die landesgeschichtlichen Belange besonders erfolgreich. Vgl. Hans Georg Gundel: Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen, S. 246.

⁹⁴ In der Vereinschronik des Oberhessischen Geschichtsvereins heißt es 1898, man habe „die in den letzten Jahren etwas in's Stocken gekommene Inventarisierung der oberhessischen Archive“ wieder aufgenommen. Die Erschließung der hessischen Archive hatte der Geschichtsverein in einer früheren Amtsperiode des Universitätshistorikers Höhlbaum begonnen und war offensichtlich von dessen Nachfolger, dem Realschullehrer Buchner, vernachlässigt worden. Vgl. Chronik des [Oberhessischen Geschichts-]Vereins. September 1896 bis Februar 1898, S. 214.

ungenügend ansahen. Und es war sicherlich kein unerwünschter Nebeneffekt, daß man mit dieser Organisationsform auch eine mögliche Laienbeteiligung abwehren konnte.

So schlossen sich im gleichen Jahr, als die Sektion für hessische Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein entstand, auch hessische Universitätshistoriker zusammen, um die Quellen für die landesgeschichtliche Forschung zu sichern und gründeten die Historische Kommission für Hessen und Waldeck.⁹⁵ An dieser Gründung, die in Marburg stattfand, waren auch Vertreter des Oberhessischen Geschichtsvereins maßgeblich beteiligt. In einer ausführlichen Darstellung über die Entwicklung, die zur Gründung der historischen Kommissionen geführt hatte, heißt es in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins: „Die zahlreichen bestehenden provinziellen und örtlichen Geschichtsvereine waren jedoch, zumeist schon durch die Beschränktheit ihrer Mittel, nicht in der Lage, diese Aufgabe zu übernehmen; die Bewegung war so stark und allgemein verbreitet, daß bald nach Begründung des neuen deutschen Reiches in den meisten deutschen Landschaften besondere historische Kommissionen oder Gesellschaften, sei es durch den Staat, sei es durch freie Vereinigung in's Leben gerufen wurden, um das landesgeschichtliche Studium vornehmlich durch Herausgabe seiner wichtigsten Quellen zu fördern. Sie sollten damit zugleich die Vermittlung zwischen der allgemeinen und der provinziellen Forschung übernehmen.“⁹⁶ Die Kommission grenzte sich zwar auch von den lokalen Geschichtsvereinen ab, indem sie sich als ‚rein‘ wissenschaftliches Unternehmen verstand. Zu ihren Grundsätzen zählte die Einhaltung „der strengen historischen Kritik“, und demzufolge lehnte sie „jeden Wettstreit [...] mit den bestehenden Vereinen historischer oder antiquarischer Richtung“⁹⁷ ab. Dennoch wird zugleich betont, man wolle eine Vermittlerrolle übernehmen. Die signalisierte Annäherung verweist auf die veränderte Haltung der Universitätshistoriker gegenüber den Geschichtsvereinen. Mit der Gründung der Historischen Kommissionen – so Walter Heinemeyer – „war zum ersten Male eine Brücke zwischen den Landes- und Heimatforschern einerseits, den Universitätshistorikern andererseits geschlagen worden“⁹⁸.

Diese neue Verbindung zwischen den Landes- und Heimatforschern und den Universitätshistorikern konnte nicht ohne Wirkung auf die aktive Laienbeteiligung bleiben. In den Kommissionen spielte die Laienbeteili-

⁹⁵ Vgl. Walter Heinemeyer (Hg.): Die Historische Kommission für Hessen.

⁹⁶ Die historische Kommission für Hessen und Waldeck, S. 199.

⁹⁷ So im Text der Oberhessischen Zeitung vom 14. Juli 1897, der die Eröffnungssprache des Marburger Professors für mittlere und neuere Geschichte, Goswin Freiherrn von der Ropp, anlässlich der Gründungsversammlung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, wiedergab. Hier zit. nach Walter Heinemeyer: 80 Jahre Historische Kommission Hessen, S. 48.

⁹⁸ Ebd. S. 4.

gung aufgrund ihrer besonderen Organisationsstruktur keine Rolle. Die meist von Ländern finanzierten Zusammenschlüsse zeichneten sich dadurch aus, daß deren Mitglieder auf Vorschlag des Vorstandes ernannt wurden. Im Gegensatz zu den Beitrittsregelungen der Vereine konnte dadurch in den Kommissionen eine hohe Exklusivität gewahrt werden. In der Marburger Gründungsversammlung der hessischen Kommission, an der neben wenigen Mäzenen aus dem Wirtschaftsbürgertum ausschließlich Akademiker und insbesondere Historiker der Universitäten Marburg und Gießen beteiligt waren, kam dies zum Ausdruck. Der Oberhessische Geschichtsverein war, mit Ausnahme des Bibliothekars der Universitätsbibliothek, Herrmann Haupt, ausschließlich von Gießener Hochschullehrern vertreten, und der Vorsitzende Konstantin Höhlbaum wurde zum stellvertretenden Kommissionsvorsitzenden gewählt.⁹⁹ Daß die Kommission nicht auf Laien abzielte, zeigte sich auch in den auf der Gründungsversammlung verabschiedeten Statuten. Darin heißt es: „Die Historische Kommission für Hessen und Waldeck hat den Zweck, Quellen und Darstellungen der hessischen und waldeckischen Geschichte *einer den Forderungen der Wissenschaft entsprechenden Weise* herauszugeben.“¹⁰⁰ Diese Professionalisierungsbestrebungen in der außeruniversitären landesgeschichtlichen Forschung mußten auch in den Geschichtsvereinen längerfristig auf eine Reduzierung der aktiven Laienmitarbeit hinauslaufen. Durch die Beschränkung auf eine passive Mitgliedschaft blieb den Laien letztlich nur noch die Pflicht des Zahlens. Abgesehen vom Prestigeerwerb, die eine Zugehörigkeit zum Geschichtsverein beinhaltete, mußte der Verein, der vormals von historisch interessierten Laien als Möglichkeit aktiver, sinnvoller und in weitestem Sinne auch wissenschaftlicher Freizeitgestaltung genutzt werden konnte, für diese zunehmend als unattraktiv erscheinen.

Das Gespenst des Dilettantismus respektive der Unwissenschaftlichkeit geisterte trotz der zunehmenden Professionalisierung dennoch anhaltend durch die Vereine.¹⁰¹ Die Argumente der Kritiker und die der Verteidiger sind sehr aufschlußreich für die Interpretation der Kontroversen zwischen dem Oberhessischen Geschichtsverein und dessen Sektion für hessische Volkskunde. Gleichzeitig lassen sie die von der Sektion und späteren Hessischen Vereinigung postulierten uneingeschränkten Voraussetzungen für die Beteiligung an der volkskundlichen Forschung und vor allem für die dominant vertretenen Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer in einem interes-

⁹⁹ Vgl. dazu Wilhelm Hallwachs: Die Mitglieder der Historischen Kommission für Hessen.

¹⁰⁰ Hier zit. nach Walter Heinemeyer: 80 Jahre Historische Kommission für Hessen, S. 1. [Hervorhebungen von A.B.]

¹⁰¹ Der Vorwurf beschäftigte den Chronisten des Oberhessischen Geschichtsvereins noch 1928 anlässlich der 50-Jahrfeier und veranlaßte ihn, Argumente zur Verteidigung der Vereinforschung aufzufahren. Vgl. Carl Walbrach: Ein halbes Jahrhundert, S. 212.

santen Licht erscheinen. Für diesen Zusammenhang sind die Diskussionen über die Laien, die in den Deutschen Geschichtsblättern geführt wurden, beachtenswert. Die Zeitschrift verstand sich als ‚Nachhilfeorgan‘ zur wissenschaftlichen Anleitung der Laienforscher und versuchte „hauptsächlich auf Geistliche und Lehrer einzuwirken [...], welche die überwiegende Zahl aller Lokalhistoriker“¹⁰² ausmachten. Darin werden jedoch gerade die von diesen Berufsgruppen verfaßten Ortschroniken und Heimatkundebücher als Negativbeispiele vorgeführt. Peter P. Albert bezeichnet diese Arbeiten beispielsweise als Erzeugnisse „übelberatener Liebhaberei“, da hier die „einzige Vorbedingung geschichtsschreiberischer Tätigkeit die Liebe zur Sache“ sei und weniger die „Grundregeln historischer Methode“. Mit Orts- und Landesgeschichtsschreibung sei mehr als „bloß Heimatkunde und Vaterlandsliebe [...] zu verbreiten, sondern auch die allgemeine Geschichte [...] zu beleuchten“. Entsprechend sind für ihn „die einzig wahren Geschichtsfreunde, die sich hierin die gebotene Entsagung auferlegen“¹⁰³. Interessant an dieser Kritik ist nicht nur die deutliche Zurückweisung der Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer, die sich auf dem Gebiet der Orts- und Regionalgeschichte publizistisch betätigten, sondern vor allem auch der Aspekt, daß die Liebe zur Sache, zu Heimat und Vaterland mit Unwissenschaftlichkeit konnotiert wird. In ähnlicher Weise argumentiert der bereits genannte Chronist des Oberhessischen Geschichtsvereins, Carl Walbrach, wenn er 1928 in seinem Bericht zur 50-Jahrfeier an die ursprünglichen Ziele des Oberhessischen Geschichtsvereins erinnert und betont, „dabei war der Verein stets bestrebt, sich davon frei zu halten, dem an sich so wertvollen Gefühl der Heimatliebe einen Einfluß auf die wissenschaftliche Forschung zum Nachteil strenger Wahrheit zu gestatten“¹⁰⁴. Wenngleich er der Heimatliebe einen hohen Wert zuspricht, so wird die libidinöse Besetzung des Forschungsgegenstandes doch als unvereinbar mit strenger Wissenschaftlichkeit angesehen.

Vor dem eben geschilderten Hintergrund ist nicht nur die Tatsache auffallend, daß die Sektion für hessische Volkskunde sowie die spätere Hessische Vereinigung besonders die Berufsgruppen ansprach, die offensichtlich aus der landesgeschichtlichen Forschung und hier vor allem aus ihrer publizistischen Tätigkeit herausgedrängt werden sollten. Und bemerkenswert ist nicht zuletzt auch, daß in der Volkskunde gerade die Liebe zur Heimat und zum Volksleben als Voraussetzung volkskundlicher Betätigung gefordert wird. Im Eröffnungsbeitrag der ersten Nummer der Blätter für Hessische Volkskunde wird die Mitarbeit in der Vereinigung für hessische Volkskunde sogar als Liebesbeweis angesehen, dem sich die Hessen nicht entziehen dürften, wenn sie sich nicht durch Rückständigkeit auszeichnen

¹⁰² Peter P. Albert: Ortsgeschichte, S. 194.

¹⁰³ Ebd. S. 193-194 und 204.

¹⁰⁴ Carl Walbrach: Ein halbes Jahrhundert, S. 216.

wollten: „Unsere Hessen werden hinter den anderen deutschen Volksge-
nossen nicht zurückbleiben wollen, wenn es sich um eine Bethätigung ihrer
Liebe zur heimatlichen Erde und zum angestammten Volkstume handelt.
Ein jeder ist in der Lage, uns zu unterstützen.“¹⁰⁵ Was sich also im Ge-
schichtsverein zum Tabu und vor allem zum Merkmal von Unwissenschaft-
lichkeit entwickelt hatte, wurde im Volkskundeverein zum Muß erklärt:
Volkskundliche Forschung wird als Verwirklichung der Liebe zum Volk
propagiert.

In der Hessischen Vereinigung hatte man offensichtlich auch weniger
Bedenken gegenüber der Mitarbeit von Laien. Nicht nur, daß jeder zu ihrer
Unterstützung aufgerufen war, Dieterich hatte in seinem bereits zitierten
Vortrag sogar betont: „Die Angst vor dem Dilettantismus ist meist über-
trieben, in einer gut organisierten Vereinigung fast überflüssig.“¹⁰⁶ Ange-
sichts dieser Selbstsicherheit könnte man ergänzend anschließen: Die Hes-
sische Vereinigung stellte nach Dieterichs Meinung diese gut organisierte
Vereinigung dar. In der beobachteten Entwicklung der Geschichtsvereine,
in der Lehrer und Pfarrer zunehmend in das Schußfeld der Kritik gerieten,
könnte eine Erklärung dafür liegen, warum diese Berufsgruppen zu den am
stärksten vertretenen Personenkreisen in den Volkskundevereinen zählten.
Ob sich in dem zitierten Satz Dieterichs mit dem Wort „fast“ eine Ein-
schränkung andeutet, wird im folgenden Kapitel erörtert.

¹⁰⁵ [Adolf Strack]: Unsere Ziele, S. 2, Sp. 1.

¹⁰⁶ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 193.

III. Mitglieder und Funktionsträger in der Hessischen Vereinigung für Volkskunde

Eine Analyse der Mitglieder- und Vereinsstruktur der Hessischen Vereinigung für die vorliegende Untersuchung von grundlegender Bedeutung, da sich Fragen nach den Einflußfaktoren im Institutionalisierungsprozeß der wissenschaftlichen Volkskunde ohne genauere Kenntnis der Personengruppen, die sich in den Volkskundevereinen engagierten, nur unzureichend beantworten lassen. Zur Verdeutlichung der Ursachen für den Aufschwung der wissenschaftlichen Volkskunde im Kaiserreich ist es unumgänglich, nach den Trägern der volkskundlichen Bewegung und deren Motiven zu fragen. Infolgedessen werden die Fragen dieses Kapitels sein: Aus welchen Bevölkerungs- und Berufsgruppen kamen die Mitglieder der Hessischen Vereinigung? Gibt es Hinweise auf Faktoren, die ihr Engagement beeinflussten? Durch wen oder was wurde die wilhelminische Volkskunde unterstützt oder gefördert?

In der Darstellung der Gründungsgeschichte der Hessischen Vereinigung kristallisierten sich bereits mehrere Faktoren heraus, die im Entstehungsprozeß zum eigenständigen Verein hinsichtlich ihrer Mitglieder zum Tragen kamen. Es zeigte sich einmal, daß in den Auseinandersetzungen über die Eigenständigkeit der Hessischen Vereinigung soziokulturelle Aspekte keine geringe Rolle spielten. Die Mitgliedschaft in einem wissenschaftlichen Verein galt im wilhelminischen Kaiserreich als Prestigemerkmal und hatte Distinktionsfunktion. Daher war die von den Volkskundlern propagierte Öffnung der volkskundlichen Sektion im Oberhessischen Geschichtsverein für sogenannte weite Kreise und damit letztlich auch für nichtakademische Bevölkerungsschichten für die damalige Zeit sehr progressiv – um nicht zu sagen geradezu revolutionär. Ein breites Mitgliederpektrum hätte jedoch die Exklusivität des etablierten Geschichtsvereins gefährden können. Die vermutlich daraus resultierenden Kontroversen zwischen den Vertretern des Oberhessischen Geschichtsvereins und den Befürwortern eines eigenständigen hessischen Volkskundevereins wurden jedoch nicht nur durch soziokulturelle Faktoren verursacht. Der Streit zwischen den Protagonisten der Hessischen Vereinigung und den Vertretern des Oberhessischen Geschichtsvereins wurde auch im Zusammenhang eines Paradigmenwechsels in der Geschichtswissenschaft betrachtet, der sich

auf die außeruniversitäre historische Forschung in den Geschichtsvereinen auswirkte. Die seit der Reichsgründung einsetzende Professionalisierung in der landesgeschichtlichen Forschung hatte zur Folge, daß man nun höhere Anforderungen an die Arbeit der Geschichtsvereine stellte. Dies führte dazu, daß die Beteiligung von Laien – zu denen vor allem Pfarrer und Volksschullehrer zählten – zunehmend kritisiert wurde. Eine Integration von Laien erachtete man verstärkt als abträglich für den wissenschaftlichen Anspruch der Vereine und deren Renommee. Vor allem war man bestrebt, Laien von der aktiven und besonders von der publizistischen Vereinstätigkeit fernzuhalten. Vor dem Hintergrund sowohl der Entwicklung in der historischen Forschung als auch dem der genannten soziokulturellen Dimensionen wird nun bei der Untersuchung der personellen Beteiligung in der Hessischen Vereinigung von Interesse sein, ob sich in der Volkskunde eine vergleichbare Entwicklung wie in den Geschichtsvereinen bemerkbar machte oder ob es gravierende Unterschiede gab. Beide Aspekte müßten sich in der Mitglieder- und Vereinsstruktur der Hessischen Vereinigung ablesen lassen.

Zur Analyse der Mitglieder- und Vereinsstruktur der Hessischen Vereinigung sind einige Anmerkungen zur Quellenlage und zum methodischen Vorgehen vorzuschicken. Die Mitgliederstruktur kann aufgrund der Quellenlage nur indirekt ermittelt werden, weil die Vereinsakten – sowohl die des Oberhessischen Geschichtsvereins als auch die der Hessischen Vereinigung – im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden und somit keine vollständigen Mitgliederlisten für den gesamten Untersuchungszeitraum vorliegen.¹ Bis zur Gründung der eigenständigen Hessischen Vereinigung wurden zwar alle Beitritte fortlaufend in den Blättern für hessische Volkskunde veröffentlicht, es wurden jedoch nur die Personen in der „Mitgliederliste der Vereinigung für hessische Volkskunde“ aufgeführt – so der Hinweis in den Blättern –, „die nicht zugleich dem Oberhessischen Geschichtsverein angehören“². Dadurch liegt lediglich ein detailliertes Verzeichnis der ersten 182 ‚eigenen‘ Mitglieder bis zur Gründung der Hessischen Vereinigung (am 25.10.1901) vor. Da in dieser Mitgliederliste nur diejenigen Mitglieder genannt wurden, die explizit der volkskundlichen Abteilung beigetreten waren, lassen sich Doppelmitgliedschaften, also diejenigen, die zugleich Mitglieder des Gießener Geschichtsvereins und der

¹ Vgl. Erwin Knauß: 100 Jahre Oberhessischer Geschichtsverein, S. 7. Ermittlungen über Mitglieds- oder Verteilerlisten im Leibziger Teubner Verlag, der die Hessischen Blätter verlegte, waren ergebnislos, da die Verlagsakten im Zweiten Weltkrieg ebenfalls vernichtet wurden.

² Mitgliederliste [der Vereinigung für hessische Volkskunde], S. 15. Bis zur vorletzten Ausgabe der Blätter für hessische Volkskunde (am 13.7.1901) wurden alle Eintritte in die Vereinigung bekannt gegeben.

Vereinigung waren und ihr als Mitglieder zuzurechnen wären, nicht ermitteln. Außerdem wurde bis zum 25-jährigen Gründungsjubiläum der Hessischen Vereinigung (1926) in deren Vereinszeitschrift keine Mitgliederliste mehr publiziert, so daß Fragen zur Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung durch die Analyse verschiedener Quellen indirekt erschlossen werden.

Zur Ermittlung der Mitgliederstruktur werden zunächst Informationen über die personelle Beteiligung an der Vereinigung und der späteren Hessischen Vereinigung aus den unterschiedlichen Vereinszeitschriften³ sowie aus anderen Publikationen über den Volkskundeverein herangezogen. Wenngleich mit diesem Vorgehen kein lückenloses Bild der Mitgliederstruktur zu erhalten ist, wie dies mit einer kompletten Mitgliederliste möglich wäre, so ergeben die unterschiedlichen Informationen in der Zusammenschau dennoch genügend Anhaltspunkte, um signifikante Aussagen über Mitglieder und vor allem über dominante Trägergruppen in der Hessischen Vereinigung machen zu können. Zum einen enthalten die Jahresberichte sowie die „Geschäftlichen Mitteilungen“ des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Vereinigung zahlreiche Hinweise auf Berufsgruppen, die sich verstärkt in der hessischen Volkskunde engagierten. Zum anderen können diese Angaben durch eine Aufschlüsselung der ersten 182 namentlich und mit Berufsangaben genannten Mitglieder untermauert werden. Eine 1898 publizierte Mitgliederliste des Oberhessischen Geschichtsvereins⁴, als Vergleichsbasis herangezogen, gibt zudem Aufschluß über die unterschiedliche Mitgliederstruktur des Geschichtsvereins und dessen Abteilung für Volkskunde, die auf Tendenzen der zukünftigen Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung verweist. Im Vergleich zeigt sich, daß bereits in der Anfangsphase Unterschiede zwischen den Mitgliedern im Volkskundeverein und im Geschichtsverein im Hinblick auf deren Berufszugehörigkeit deutlich werden.

Als weitere Quellen zur Erforschung der Mitgliederstruktur wurden die publizierten Rückläufe des ab 1898 versendeten „Fragebogens zur hessischen Volkskunde“ sowie die des 1907 versendeten Fragebogens über „Kinderreime und -spiele“ ausgewertet. Die Einsender der Fragebogenantworten wurden mit Angaben von Namen, Beruf sowie akademischem Grad oder Titel und Wohnort in den Blättern für hessische Volkskunde unter der

³ Hinweise auf die Mitglieder der Vereinigung für Volkskunde und der Hessischen Vereinigung enthalten die Zeitschriften: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Blätter für hessische Volkskunde und Hessische Blätter für Volkskunde.

⁴ Vgl. Mitglieder-Verzeichnis [des Oberhessischen Geschichtsvereins] vom 28.2.1898.

Rubrik „Eingänge“ bekanntgegeben.⁵ Die Praxis der namentlichen Erwähnung von Einsendern der beantworteten Fragebogen oder von volkskundlichem Material wurde ab 1907 in den Hessischen Blättern für Volkskunde fortgesetzt. Hinzu kamen ab 1911 die Angaben über die beteiligten Sammler an der Flurnamensammlung in der Zeitschrift.⁶ Durch die fortlaufenden Mitteilungen über die Sammeleingänge in den Vereinszeitschriften läßt sich das Bild über die personelle Beteiligung an der Vereinigung und an der Hessischen Vereinigung weiter vervollständigen. Die namentliche Nennung der Sammler gibt Aufschluß über die hauptsächlich vertretenen Berufsgruppen und ermöglicht so Rückschlüsse auf die Mitgliederstruktur des Vereins. In einem weiteren Schritt werden die Ergebnisse über die beteiligten Berufsgruppen ergänzt, indem die Besetzung der Leitungsgremien und die Autorenschaft in den Hessischen Blättern für Volkskunde auf dominante Gruppen hin untersucht wird.

Als möglicher Einflußfaktor auf Vereinsbeitritte und mithin auf die Mitgliederstruktur sind nicht zuletzt auch die in den Satzungen festgehaltenen Beitrittsregelungen der Vereinigung und der Hessischen Vereinigung zu gewichten. Denn wie im vorigen Kapitel ausgeführt, war die Beteiligung an einem Verein nicht allein von dessen Zielen und Zwecken abhängig, sondern hatte darüber hinaus gesellschaftliche Funktionen für die Mitglieder. Daher ist auch zu klären, ob die jeweiligen Beitrittsmodi selektiven Einfluß auf die Mitgliederstruktur des Vereins hatten oder nicht. Zu fragen ist beispielsweise, ob der Vereinsbeitritt erschwert wurde durch komplizierte Aufnahmeverfahren oder durch einen hohen Mitgliedsbeitrag, der ein entsprechendes Einkommen voraussetzte, oder ob die Volkskundler bestrebt waren, die Anforderungen für einen Vereinsbeitritt niedrig zu halten. Beide Aspekte könnten sich im Mitgliederspektrum bemerkbar niederschlagen.

Da sich die Beitrittsregelungen analog der organisatorischen Entwicklungsschritte der Hessischen Vereinigung veränderten, werden diese in drei Phasen behandelt. Die erste Phase umfaßt die Zeit von der Errichtung der Sektion für hessische Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein (Sommer 1897) bis zum Zeitpunkt der Umbenennung in Vereinigung für hessische Volkskunde (Frühjahr 1899). Die zweite Etappe beginnt mit der Umbenennung und der damit verbundenen Aufstellung von gesonderten „Satzungen für die Vereinigung“, in der die Beitrittsregelung für die Vereinigung festgelegt wurde. In diesen Satzungen wurde unterschieden zwi-

⁵ Vgl. Blätter für hessische Volkskunde 2/1899, S. 8.

⁶ Vgl. Hessische Blätter ab Band 6/1907. Unter „Eingänge für das Archiv der Vereinigung“ werden bis auf wenige Ausnahmen alle Personen genannt. Ab dem Band 10/1911 der Hessischen Blätter werden unter „Mitteilungen zur Flurnamensammlung“ alle Sammler und Einsender aufgeführt.

schen den Mitgliedern des Geschichtsvereins und denjenigen, die ausschließlich der Vereinigung beigetreten waren. Mit Inkrafttreten der ersten Satzungen erschienen auch die Blätter für hessische Volkskunde, die ebenso Informationen über Beitrittsregelungen enthielten. Die Gründung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde als eigenständiger Verein am 25.10.1901 und die Aufstellung einer neuen Vereinssatzung – mit der sich die Beitrittsmodalitäten erneut veränderten – stellen den Beginn der letzten Phase dar.

A. ‚Alle sind gleich‘: Die Öffnung des wissenschaftlichen Vereins für nichtakademisches Publikum

1. Die Mitgliederstruktur im Spiegel der Beitrittsregelungen

Die Voraussetzungen für die Aufnahme in die Sektion für hessische Volkskunde im Oberhessischen Geschichtsverein erscheinen zunächst recht minimal. Dies hatte vermutlich werbestrategische Gründe. Darauf verweist der erste Artikel zur hessischen Volkskunde von Otto Behaghel, der am 3.8.1897, also zwei Monate nach Einrichtung der volkskundlichen Sektion, auf der Titelseite der Darmstädter Zeitung erschien. Damit wurde die neue Forschungsrichtung des Gießener Geschichtsvereins im regierungsamtlichen Organ des Großherzogtums Hessen bekannt gemacht, und es sollte gleichzeitig Interesse für die hessische Volkskunde in der Bevölkerung geweckt werden. Behaghel stellte in dem mit „Hessische Volkskunde“ überschriebenen Artikel zunächst Ziele und Zwecke der volkskundlichen Forschung vor. Und am Ende seiner längeren Abhandlung lud er „alle Freunde des hessischen Volkstums“ ein, „das neue vaterländische Unternehmen dadurch zu unterstützen, daß sie Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins, Sektion für Volkskunde, werden, gegen den geringen Jahresbeitrag von 1 Mark“⁷. Auf den ersten Blick erscheint diese Beitrittsregelung reduziert auf den finanziellen Aspekt, die Zahlung einer Mark Jahresbeitrag als einzige Voraussetzung, um Mitglied in der Sektion für Volkskunde zu werden. Nicht unwichtig sind allerdings die Erwartungen sowie der Appellcharakter, die Behaghels Einladung zum Beitritt enthielt. Von den Mitgliedern wird eine emotionale Verbundenheit mit dem „hessischen Volkstum“ sowie die Bereitschaft erwartet, eine Landesangelegenheit zu fördern. Indirekt wird mit dem Aufruf an eine regierungskonforme Haltung appelliert. Diese Aspekte hatten zwar auf normativer Ebene keine Bedeutung für die Beitrittsregelung, aber als Argumente in der Mitgliederwerbung darf ihr Einfluß auf die Beitritte nicht unterschätzt werden.

⁷ Otto Behaghel: Hessische Volkskunde. In: Darmstädter Zeitung, 3.8.1897.

An dieser Stelle kann zunächst festgehalten werden, daß rein faktisch jeder Mitglied in der Sektion werden konnte, der den Jahresbeitrag entrichtete beziehungsweise dessen wirtschaftliche Verhältnisse dies erlaubten. Anders gesagt, man mußte über ein entsprechend hohes Einkommen verfügen, um den Jahresbeitrag zahlen zu können. Ein Vergleich von hessischen Einkommensverhältnissen um die Jahrhundertwende zeigt jedoch, daß ein Vereinsbeitritt nicht für alle Bevölkerungskreise erschwinglich war⁸, und sich die „Freunde des hessischen Volkstums“ nicht aus allen Bevölkerungskreisen rekrutieren konnten. Es wäre freilich unrealistisch anzunehmen, daß beispielsweise Arbeiter und Arbeiterinnen um 1900 einem wissenschaftlichen Verein beitreten würden. Selbst wenn diese Bevölkerungsschicht das nötige Geld für den Jahresbeitrag hätte aufbringen können, so verfügte sie nicht über das gleiche Zeitbudget wie beispielsweise Lehrer oder Pfarrer. Ungeachtet der Frage, ob Arbeiter und Arbeiterinnen damals Interesse an einer Mitgliedschaft in einem Volkskundeverein hatten, gab es für sie weitaus gravierendere Gründe, einem wissenschaftlichen Verein fern zu bleiben, als mangelndes Geld oder fehlende Muße. Diese bestanden vor allem in den gesellschaftlichen Barrieren zwischen gebildeten und nichtgebildeten Bevölkerungsschichten, auf die ich zurückkommen werde. Der Einkommensvergleich gibt jedoch einen ersten Hinweis darauf, daß der proklamierte Anspruch der Gießener Volkskundler, „alle hessischen Landsleute“ für einen Vereinsbeitritt gewinnen zu wollen, vermutlich weder uneingeschränkt galt noch ganz wörtlich zu nehmen war.⁹

⁸ Zur Bewertung der finanziellen Belastung, die die Zahlung des Jahresbeitrages um 1900 darstellte, seien hier Einkommensbeispiele in Relation zu Preisen für Grundnahrungsmittel genannt. Das durchschnittliche Jahresgehalt eines Volksschullehrers lag im Großherzogtum Hessen je nach Dienstjahren und Gemeindegröße um 1900 zwischen 900 und 2.800 Mark. Vgl. Peter Müller: Das Volksschulwesen im Großherzogtum Hessen, S. 132ff. In Relation dazu ein Beispiel zum Jahreseinkommen eines ordentlichen Professors an der Universität Gießen: In der Personalakte Albrecht Dieterichs ist vermerkt, daß er 1901 ein Jahresgehalt von 4.900 Mark bekam. Vgl. Personalakte Albrecht Dieterich, UAG PrA Phil Nr. 6. Die durchschnittlichen Tageslöhne lagen um 1900 in der Provinz Oberhessen für Tagearbeiter bei 1,80 M. und für Tagearbeiterinnen bei 1,20 M. Im Vergleich dazu mußte man für ein Kg Brot zwischen 0,23 und 0,27 M. und für ein Kg Schweinefleisch durchschnittlich 1,26 M. aufbringen. Vgl. Statistisches Handbuch für das Großherzogtum Hessen, S. 70 u. S. 120-121.

⁹ Den Einfluß der Mitgliedsbeiträge auf die Mitgliederzahlen zeigt z. B. ein Vergleich mit dem Berliner Verein für Volkskunde und dem Verein für Sächsische Volkskunde: Während der Berliner Verein 1905 einen Jahresbeitrag von 12 Mark erhob und rund 200 Mitglieder zählte, hatte der sächsische Verein zum gleichen Zeitpunkt bereits rund 2300 Mitglieder bei einem Jahresbeitrag von 1,50 Mark. Vgl. dazu Mitteilungen des Verbandes 1/1905, S. 9 und IX. Jahresbericht des Vereins für Sächsische Volkskunde, S. 9.

Angaben über die Beitrittsregelungen in der nächsten Phase – also nach der Umbenennung in Vereinigung – finden sich zunächst im eigenen Organ, den Blättern für hessische Volkskunde, deren Erscheinen in Behag-hels Artikel bereits angekündigt wurde. Zur ersten Ausgabe der Blätter kam es jedoch erst im Januar 1899¹⁰. Sie wurden als Beilage des Gießener Anzeigers vertrieben und sollten die Verbindung zwischen der volkskundlichen Sektion und ihren Mitgliedern pflegen¹¹. Im Eröffnungsartikel der Zeitschrift teilte der Redakteur Adolf Strack über die erhoffte Beteiligung an der Vereinigung mit, daß diese in „allen Teilen unseres Großherzogtums und in allen Kreisen seiner Bevölkerung Teilnahme und Unterstützung finden“ wolle. Anschließend konkretisierte Strack seine Vorstellungen über den zukünftigen Mitgliederkreis der Vereinigung weiter durch folgende Ausführungen: „Ein jeder ist in der Lage, uns zu unterstützen. [...] Und so ergeht denn an alle hessischen Landsleute, hoch und niedrig, Beamte und Kaufleute, Gelehrte und Ungelehrte, Städter und Landbewohner die herzliche Bitte, unser Unternehmen zu fördern durch Mitarbeit, durch Werbung anderer und durch eigenen Beitritt.“¹²

Diesem Aufruf zufolge sollte der Beitritt zur Vereinigung prinzipiell nicht nur jedem offen stehen, sondern ein breites Mitgliederspektrum schien geradezu erwünscht zu sein. Dies wird insbesondere deutlich durch die Betonung auf „alle Landsleute“, die aus „allen Kreisen“ der Bevölkerung – „hoch und niedrig“ – kommen sollten. Darüber hinaus wurden auch unterschiedliche Beteiligungsmöglichkeiten aufgezeigt: Volkskundlich Interessierte konnten Mitglied werden, aktiv mitarbeiten oder für die Vereinigung werben. Mit dem Appell „durch Werbung anderer“ potenzierte sich die eigene Werbung in der Art des ‚Schneeballsystems‘. Dadurch konnten auch Personen erreicht werden, die nicht zum Leserkreis des Gießener Anzeigers und somit nicht zu den Beziehern der „Vereinsblätter“¹³ zählten. Die Vereinigung zielte demnach auf einen ausgesprochen weiten Verbreitungsradius ab – als hieße die Devise salopp gesprochen ‚Volkskunde für alle und von allen‘. Als einzige Voraussetzung für den Beitritt in die Vereinigung galt weiterhin – wie eineinhalb Jahre zuvor in die Sektion – die

¹⁰ Vgl. Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. Februar 1898 - Februar 1899, S. 251.

¹¹ Vgl. Hugo Hepding: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung, S. 5.

¹² [Adolf Strack]: Unsere Ziele, S. 2. Dieser Artikel erschien zwar ohne Angabe eines Autors, es ist jedoch anzunehmen, daß er aus der Feder von Adolf Strack, dem Redakteur der Blätter für hessische Volkskunde, stammte.

¹³ Im ersten Jahresbericht bezeichnet Schriftführer Karl Helm die Blätter für hessische Volkskunde als „Vereinsblätter“. Darin könnte sich bereits ein Jahr vor Gründung der Hessischen Vereinigung die angestrebte Eigenständigkeit andeuten, zumal dieser Jahresbericht im Organ des Oberhessischen Geschichtsvereins publiziert wurde. Vgl. Chronik der Vereinigung (1899-1900), S. 104.

Verpflichtung, den „geringen Jahresbeitrag von 1 Mk.“ zu zahlen. Dafür wurde nun als Gegenleistung sogar die unentgeltliche Zustellung der Blätter angekündigt. Wenngleich auch bereits der Hinweis erfolgte, „Höhere Beiträge wird man mit besonderem Danke begrüßen“¹⁴, so wurde die unkomplizierte Beitrittsregelung der Sektion auch nach deren Umbenennung in Vereinigung in der Öffentlichkeitsarbeit beibehalten. Aufgrund der beobachteten Werbeauftrufe sowie der Beitrittsregelungen könnte man annehmen, die Volkskunde ziele nicht auf eine exklusive Abgrenzung, wie es den etablierten Geschichtsvereinen damals eigen war, ab.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang jedoch, daß im Zuge der Umbenennung der Status der ‚Volkskundemitglieder‘ innerhalb des Oberhessischen Geschichtsvereins neu definiert wurde. Der Beitritt zur Vereinigung wurde nun dahingehend modifiziert, daß die Mitgliedschaft ab Anfang 1899 in den „Satzungen der Vereinigung für hessische Volkskunde (Sektion des Oberhessischen Geschichtsvereins)“ geregelt war. Mit der Aufstellung der gesonderten Satzungen für die Vereinigung wurde eine obligatorische Mitgliedschaft der Mitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins in der Vereinigung festgelegt, jedoch bei gleichzeitigem Ausschluß einer automatischen Doppelmitgliedschaft derjenigen Mitglieder, die explizit der Vereinigung beitraten.¹⁵ Dies bedeutete, es gab ab jetzt zwei Kategorien von Mitgliedern im Oberhessischen Geschichtsverein: einerseits die Vollmitglieder des Geschichtsvereins und andererseits die Mitglieder, die nur der Vereinigung beitraten. Letztere erwarben damit aber nicht die vollen Mitgliedsrechte im Geschichtsverein.

Diese Unterscheidung in Vollmitglieder und Mitglieder der Volkskundevereinigung basierte vermutlich weniger auf einer veränderten Interessenlage innerhalb des Geschichtsvereins, sondern vielmehr auf soziokulturellen Faktoren. Die Differenzierung korrespondierte in nicht geringem Maße mit einer weitverbreiteten Haltung im wilhelminischen Bürgertum, sich in exklusiven Vereinen – zu denen die Geschichts- und Altertumsvereine zählten – nach ‚unten‘ abzugrenzen. Selbst wenn diese Vereine formal für alle Bevölkerungskreise offen waren, drückten sich gesellschaftliche Unterschiede in der Teilnahme an unterschiedlichen Assoziationen aus. Man trat in der Regel nur Zusammenschlüssen bei, die sich aus den Bevölkerungskreisen zusammensetzten, denen man selber angehörte, so daß Vereine in der Regel relativ homogene gesellschaftliche Formationen darstell-

¹⁴ [Adolf Strack]: Unsere Ziele, S. 2. Über die formelle Aufnahmeregelung informiert der Artikel weiter, daß die „Anmeldung zum Beitritt“ nun entweder an Behagel als Leiter der „Vereinigung“ oder an Strack als Redakteur der Zeitschrift zu richten war.

¹⁵ Vgl. §§ 3 und 4 der Satzungen der Vereinigung für hessische Volkskunde, S. 255.

ten.¹⁶ In der gesonderten Mitgliederregelung könnte ein Versuch des etablierten Oberhessischen Geschichtsvereins vermutet werden, seine Exklusivität zu wahren. Allerdings standen diese informellen und formellen Barrieren dem von der Vereinigung gewünschten breiten Mitgliederspektrum im Wege und beeinflusste offensichtlich deren Mitgliederstruktur, indem sie an Volkskunde interessierte Personen von einer Mitgliedschaft abhielt. Denn obwohl die vorgenommene Differenzierung der Mitglieder formal die Beitrittsregelung der Vereinigung nicht eingeschränkte, wirkte sich die Verbindung mit dem Geschichtsverein atmosphärisch nicht positiv auf den Mitgliederzulauf der Vereinigung aus. Es wird sich zeigen, daß der erhoffte Mitgliederanstieg erst nach der Trennung vom Geschichtsverein erfolgte. Dies ist ein Hinweis darauf, daß die jeweiligen Mitglieder der beiden Vereine vermutlich aus unterschiedlichen Bevölkerungsschichten kamen. Wie entwickelte sich nun die Mitgliederstruktur in der dritten Phase, also nach der Gründung der eigenständigen Hessischen Vereinigung, im Vergleich zum Oberhessischen Geschichtsverein und welche Hinweise gab die neue Satzung auf bevorzugte Mitglieder?

Gegenüber den Satzungen der Vereinigung waren die „Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde e.V.“ von der ersten ordentlichen Mitgliederversammlung des Volkskundevereins am 24.5.1902 in Frankfurt am Main in erheblich erweiterter Form verabschiedet worden.¹⁷ Die Satzungen umfaßten nun 28 Paragraphen im Vergleich zu den vorherigen, die nur 10 Paragraphen enthielten. Die Mitgliedschaft war darin mit 9 Paragraphen wesentlich differenzierter geregelt worden. Mitglieder konnten jetzt Einzelpersonen und Korporationen werden, und man differenzierte „Ehrenmitglieder, Patrone und ordentliche Mitglieder“¹⁸. Zu den Beitrittsvoraussetzungen zählte nun die Volljährigkeit und der Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte. Der Vereinsbeitrag wurde entsprechend der unterschiedlichen Mitgliederkategorien gestaffelt: Mit „einem Jahresbeitrag von mindestens 20 Mark“ oder einem „einmaligen Beitrag von 200 Mark“ konnte man Patron der Hessischen Vereinigung werden. Patrone unterschieden sich zwar formal von ordentlichen Mitgliedern nur durch einen höheren Jahresbeitrag, aber nicht in ihren Rechten und Pflichten. In der Regel wurden Provinzen, Landkreise, Städte und Institutionen Patrone eines Vereins, aber auch Einzelpersonen, wie zum Beispiel führende Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik, die über ein entsprechendes Vermögen verfügten und ein hohes Ansehen genossen. Für die Vereine bedeuteten Patrone je-

¹⁶ Vgl. dazu u.a. Christiane Eisenberg: Arbeiter, Bürger und der ‚bürgerliche Verein‘. Zur Vereinszugehörigkeit als gesellschaftlichem Distinktionsmittel vgl. Norbert Elias: Studien über die Deutschen.

¹⁷ Vgl. Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde [vom 24. Mai 1902].

¹⁸ Ebd. § 6.

doch nicht nur eine Erhöhung ihres Jahresetats, sondern auch einen Prestigegewinn. Am begehrtesten war vor allem die Patronage durch den Landesherrn. Vereine, die das Landesoberhaupt zu ihren Patronen zählen konnten, wurden so nicht nur finanziell durch die Landesregierung gefördert, sondern sie erhielten damit auch eine offizielle Anerkennung ihrer Vereinsziele. Die Patronage durch den Landesherrn sowie durch andere Persönlichkeiten von hohem politischen oder gesellschaftlichen Rang bedeutete für einen Verein stets ein höheres Ansehen gegenüber den Vereinen, die diese ‚allerhöchste‘ Anerkennung nicht aufweisen konnten. Daß die Hessische Vereinigung in den Genuß von beidem gekommen war, wird in Georg Fabers Jubiläumsbericht deutlich. Darin teilte er mit: „Die Hessische Regierung, Provinzen, Kreise und Städte unterstützten die Vereinigung mit größeren Zuwendungen.“¹⁹

Mit der neuen Satzung veränderten sich auch die Jahresbeiträge der ordentlichen Mitglieder. Die Beiträge waren jetzt einmal nach dem Wohnort gestaffelt und gliederten sich nach „in Hessen wohnenden, außerhalb Hessens aber im deutschen Reich und außerhalb des Reiches wohnenden“ Personen. Die jeweiligen Jahresbeiträge betragen eine, zwei und drei Mark. „Vereine und juristischen Personen (Behörden, Anstalten u.s.w.)“ hatten unabhängig von ihrem Sitz ebenfalls drei Mark Jahresbeitrag zu entrichten. Der niedrige Jahresbeitrag von einer Mark blieb für die hessischen Mitglieder zwar weiterhin bestehen, jedoch wurden jetzt alle Beiträge als Mindestbeiträge ausgewiesen, und mit dem einleitenden Satz des Paragraphen 9, den „ordentlichen Mitgliedern bleibt es überlassen, die Höhe ihres Jahresbeitrages selbst zu bestimmen [...]“²⁰, deutete sich in den Satzungen an, was in den „Geschäftlichen Mitteilungen“ deutlich ausgesprochen wurde. Man wünschte sich höhere Zahlungen, weil mit dem erzielten Beitragsvolumen durch die Mindestbeiträge die anfallenden Jahreskosten des Vereins nicht gedeckt werden konnten.²¹ Allerdings wurde die Beibehaltung des niedrigen Satzes von einer Mark für die hessischen Mitglieder weiterhin betont. Begründet wurde das finanzielle Entgegenkommen damit, „auch weniger Bemittelten den Beitritt in die Vereinigung zu ermöglichen“.²² Finanzielle Barrieren sollten also einem Beitritt auch zur Hessischen Vereinigung nicht im Wege stehen. Vermutlich bezog sich dieses Entgegenkommen primär auf die Zielgruppe jüngerer Volksschullehrer, deren Anfangsgehälter im

¹⁹ Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 3.

²⁰ Satzungen der Hessische Vereinigung [vom 24. Mai 1902], § 9.

²¹ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung] Nr. 3, S. 1 und Nr. 4, S. 3.

²² Vgl. ebd. Nr. 4. Der Mindestbeitrag für die hessischen Mitglieder wurde erst 1905 auf 1,50 Mark zur Deckung der Zustellgebühren für die Zeitschrift erhöht. Vgl. dazu Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung] Nr. 5, S. 1.

Vergleich zum Einkommen älterer Kollegen und zu dem von Gymnasiallehrern oder anderen Berufsgruppen in der Hessischen Vereinigung wie zum Beispiel von Pfarrern und Hochschullehrern wesentlich niedriger ausfielen.

Die auch in finanzieller Hinsicht scheinbar ‚volksnahe‘ Beitrittsregelung entsprach dem postulierten Anspruch der Hessischen Vereinigung, Personen aus allen Bevölkerungskreisen zum Eintritt zu animieren, und sie korrespondierte zugleich mit dem in Paragraph eins ihrer Satzungen formulierten Ziel, das „Verständnis für die Volkskunde in weite Kreise zu tragen“²³. Die später vorgenommenen Satzungsänderungen, die die Aufnahme von Mitgliedern betrafen, bezogen sich mehr auf vereinsinterne Praktiken und hatten offensichtlich keinen negativen Einfluß auf die Beitritte zur Hessischen Vereinigung²⁴, denn gerade das Gegenteil war der Fall. Nach Gründung der Hessischen Vereinigung verdoppelte sich die Mitgliederzahl innerhalb weniger Wochen²⁵ und stieg innerhalb eines Jahres, wie im Geschäftsbericht von 1902 angegeben, auf 754 Mitglieder²⁶. Die rasch steigenden Mitgliederzahlen der Hessischen Vereinigung belegen, daß die Integration der Volkskunde in den Gießener Geschichtsverein für die Mitgliedschaft in der Vereinigung eher hinderlich anstatt förderlich gewesen war. Denn verglichen mit dem letzten Mitgliederstand der Vereinigung, der Mitte 1901 in den Blättern mit 182 angegeben wurde, stieg die Mitgliederzahl im ersten Jahr nach Gründung der Hessischen Vereinigung um 572 auf 754 Mitglieder, was eine Steigerung von über 300% bedeutete. Bis 1905 stieg die Mitgliederzahl weiter auf 1100 Mitglieder an und erreichte damit ihren Höhepunkt. Danach sank sie geringfügig und pendelte sich bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges bei einem Stand von etwa 1000 Mitgliedern ein. Während des Ersten Weltkrieges reduzierte sich die Mitgliederzahl enorm, erreichte aber bis Mitte der zwanziger Jahre wieder eine Höhe von beinahe 700 Mitgliedern.²⁷

Die Entwicklung der Mitgliederzahlen in der Anfangsphase der Hessischen Vereinigung zeigt sehr deutlich, daß der rasche und enorme Mitgliederanstieg erst nach der Trennung vom Oberhessischen Geschichtsverein stattfand. Hugo Hepdings Argument, die hohe Mitgliederzahl der Vereinigung habe zur Trennung vom Geschichtsverein und zur Gründung des ei-

²³ Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde [vom 24. Mai 1902], § 1.

²⁴ Vgl. Satzungsänderungen zum § 10 vom 24.6.1903 und 25.6.1904. Die Änderungen bezogen sich jeweils darauf, ob die Mitgliedskarte vom Vorsitzenden und dem Schriftführer oder vom Rechner ausgestellt werden sollte.

²⁵ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung, 1902], S. 62-63.

²⁶ Vgl. Chronik der [Hessischen] Vereinigung [1902], S. 168.

²⁷ Vgl. Mitgliederverzeichnis [der Hessischen Vereinigung, 1926].

genständigen Volkskundevereins geführt, kann so entkräftet werden.²⁸ Vielmehr spricht der rasche Mitgliederanstieg in der Anfangsphase der Hessischen Vereinigung dafür, daß die Trennungsursache auf unterschiedlichen Vorstellungen über das Mitgliederspektrum in den beiden Vereinen basierte. Denn obwohl nun die Jahresbeiträge als Mindestbeiträge und für außerhalb Hessens wohnende Mitglieder sogar höher ausgewiesen waren und die Aufnahme in den Verein jetzt durch den Vorstand²⁹ und nicht mehr wie vorher bloß durch Zahlung des Beitrages und Anmeldung erfolgte, waren die Beitritte gestiegen. Der gravierendere Unterschied gegenüber der Mitgliedschaft in der Vereinigung lag jedoch im Mitgliederstatus. Die Mitglieder hatten in der Hessischen Vereinigung volle Mitgliedsrechte, und es gab nicht mehr Mitglieder ‚zweiter Klasse‘, deren Rechte auf „die Pflicht des Zahlens“ reduziert waren, wie es in der volkskundlichen Abteilung des Geschichtsvereins üblich gewesen war.³⁰

Vergleicht man die Mitgliederbewegungen der beiden Vereine miteinander, so ist festzustellen, daß sich die ehemalige Abteilung des Oberhessischen Geschichtsvereins zunehmend als starke Konkurrentin des Geschichtsvereins entpuppt hatte. Während der Oberhessische Geschichtsverein zum Zeitpunkt der Trennung 1901 eine Mitgliederzahl von 368 hatte,³¹ die sich im gleichen Zeitraum (1901-1918) nicht über 400 bewegte, hatte die Hessische Vereinigung innerhalb weniger Jahre einen wesentlich höheren Zulauf, was auf eine größere Breitenwirkung gegenüber dem ‚Mutterverein‘ schließen läßt. Die steigenden Mitgliederzahlen der Hessischen Vereinigung wurden zum Leidwesen des Oberhessischen Geschichtsvereins, dessen Mitgliederzahlen stagnierten. In den Jahreschroniken des Geschichtsvereins wurden nun vermehrt Klagen über mangelnde Beitritte laut, wie beispielsweise in der Chronik über die Jahre 1906 bis 1908. Darin begründete man den Mitgliedern die geringen Beitritte zum Oberhessischen Geschichtsverein mit den Worten: „Freilich ist es nicht gelungen, die Zahl der Mitglieder wesentlich zu steigern; die immer stärkere Konkurrenz anderer wissenschaftlicher Vereine und popularisierender Bestrebungen er-

²⁸ Das Argument wurde 1951 von Hugo Hepding als Trennungsursache vertreten. Vgl. Hugo Hepding: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung, S. 5.

²⁹ In § 10 der Satzungen [vom 24. Mai 1902] heißt es bezüglich der Aufnahme in die Hessische Vereinigung für Volkskunde: „Die Aufnahme eines Mitgliedes erfolgt durch den Vorstand.“

³⁰ Daß dies die einzige Veränderung war, ergibt sich aus dem ersten Rundschreiben der Hessischen Vereinigung an ihre Mitglieder. Darin heißt es: „In Ihrer Stellung zur Vereinigung wird nur dadurch eine Änderung eintreten, daß Sie künftighin alle Rechte eines ordentlichen Mitgliedes haben und nicht bloß die Pflicht des Zahlens wie seither.“ Hier zit. nach Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 3.

³¹ Vgl. Chronik des [Oberhess. Geschichts-]Vereins. April 1901 bis April 1902, S. 94.

klärt das zur Genüge.³² Worin bestand nun die zunehmende Konkurrenz anderer wissenschaftlicher Vereine, die sich durch populären Charakter auszeichneten? Neben der Hessischen Vereinigung waren seit der Jahrhundertwende im Großherzogtum Hessen insgesamt vier neue wissenschaftliche Vereine zu den bereits bestehenden hinzugekommen³³. Da im Gegensatz zu den vier neugegründeten Vereinen die Hessische Vereinigung am ehesten eine inhaltliche Nähe zum Oberhessischen Geschichtsverein aufzuweisen hatte, ist in ihr die stärkste Konkurrenz zu sehen, die dem Geschichtsverein Mitgliederpotential hätte abziehen können. Die Bezeichnung „popularisierender Bestrebungen“ kann daher als Seitenhieb auf die volksnahe und erfolgreiche Mitgliederwerbung der Hessischen Vereinigung – wenn nicht gar als Abwertung des Volkskundevereins – verstanden werden. Bemerkenswert ist allerdings, daß der Oberhessische Geschichtsverein offen von Konkurrenz sprach. Waren doch – wie gezeigt – die etablierten Geschichtsvereine bemüht, ihre Exklusivität und ihr wissenschaftliches Renommee zu wahren, was letztlich den Mitgliederkreis einschränkte. So vermittelt die Klage über Konkurrenzen den Eindruck, als sei nun die Höhe der Mitgliederzahl ein Qualitätsmerkmal geworden und man sei in einen Wettbewerb um Mitglieder eingetreten. Die Frage, warum die Hessische Vereinigung in diesem Wettbewerb gegenüber dem Geschichtsverein erfolgreicher war, läßt sich vermutlich nicht nur durch ihre volksnahe Mitgliederwerbung erklären, sondern auch dadurch, daß sie bestimmte Berufsgruppen bevorzugt ansprach.

2. Zur Dominanz der Pfarrer und Volksschullehrer

Die Überprüfung der Beitrittsregelungen ergab, daß diese keine Hinweise auf eine Einschränkung des Mitgliederkreises oder auf eine Bevorzugung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen enthielten. Auch in den erwähnten Zeitungsaufrufen war keine Einschränkung des Mitgliederkreises erkennbar, sondern gerade im Gegenteil: Alle Bevölkerungskreise wurden zur Beteiligung am Volkskundeverein aufgerufen. Dennoch ist ein erhöhter Zulauf von bestimmten Berufsgruppen festzustellen. Sowohl in den Jahresberichten des Oberhessischen Geschichtsvereins als auch in den Geschäftlichen Mitteilungen der Vereinigung und der Hessischen Vereinigung gibt es wiederholt Hinweise auf eine hohe Beteiligung der Berufsgruppen Lehrer

³² Chronik des [Oberhess. Geschichts-]Vereins vom April 1906 bis April 1908, S. 106.

³³ Vgl. Johannes Müller: Die Wissenschaftlichen Vereine, Bd. 2. Nach den Angaben von Müller waren an Neugründungen jeweils ein juristischer Verein in Gießen und Darmstadt sowie der Hessisch-Nassauische Zweigverein der „Gesellschaft für soziale Reform“ in Gießen und die „Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet“ in Darmstadt hinzugekommen.

und Pfarrer. Gleichwohl man angab, alle Bevölkerungskreise für die volkskundlichen Bestrebungen gewinnen zu wollen, ist allerdings auch den Vereinsnachrichten zu entnehmen, daß Lehrer und Pfarrer gezielt angeworben worden waren. Bereits mit dem ersten Bericht des Oberhessischen Geschichtsvereins über die Aufnahme der Volkskunde in das Vereinsprogramm wird bekannt gegeben: „Geistlichkeit und Lehrerschaft sind für die volkskundlichen Bestrebungen geworben und gewonnen.“³⁴ Die beiden Berufsgruppen zählten offensichtlich zum bevorzugten Mitgliederkreis der „Vereinigung“. Umgekehrt waren die Initiatoren hessischer Volkskunde bei diesen Berufsgruppen offensichtlich auch auf besonders große Resonanz gestoßen. Lehrer und Pfarrer zeigten auch ihrerseits verstärkt Interesse an der Volkskunde und engagierten sich im Vergleich zu anderen Berufsgruppen wesentlich stärker im Gießener Volkskundeverein.

Vergleicht man allerdings die Mitarbeit der beiden Berufsgruppen in der Zeit bis zur Gründung des eigenständigen Vereins, so sind quantitative und qualitative Unterschiede nicht zu übersehen. An der Beantwortung des ersten „Fragebogens zur hessischen Volkskunde“³⁵ beteiligten sich insbesondere Lehrer. Der Schriftführer der Vereinigung, Karl Helm, wies in der ersten „Chronik der Vereinigung für hessische Volkskunde“ darauf hin, es sei „in kurzer Zeit ein reichhaltiges Material gesammelt worden“, und über die Sammler teilte er mit: „Großenteils stammen diese Antworten aus dem Kreise des Lehrerstandes, den die Vereinigung somit als den hauptsächlichen Förderer ihrer Bestrebungen bezeichnen kann.“³⁶ Die außerordentlich starke Beteiligung der Lehrer belegen auch die publizierten „Eingänge“³⁷ für das Archiv in den Vereinsblättern. Von den insgesamt 310 veröffentlichten Einsendungen sind 203 mit der Berufsbezeichnung Lehrer, sechs mit Gymnasial- oder Oberlehrer und jeweils eine Einsendung mit Realgymnasiallehrer und Oberreallehrer angegeben. Addiert man noch zehn Einsendungen von Lehrern in Ausbildung hinzu und berücksichtigt fünf Doppelmeldungen, so beteiligte sich mit 216 Antworten die Berufsgruppe

³⁴ Chronik des [Oberhess. Geschichts-]Vereins. September 1896 bis Februar 1898, S. 214.

³⁵ Der im gesamten Großherzogtum Hessen verbreitete Fragebogen wurde mit wenigen Änderungen im ersten Heft der Blätter für hessische Volkskunde 1899 abgedruckt. Vgl. Fragebogen zur hessischen Volkskunde, S. 2-4.

³⁶ Chronik der Vereinigung für hessische Volkskunde (1899-1900), S. 104. Demgegenüber gab Hepding neben Lehrern auch Pfarrer und Studenten als hauptsächliche Bearbeiter dieses Fragebogens an. Vgl. Hugo Hepding: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung, S. 5.

³⁷ Unter der Rubrik „Eingänge“ wurden in den Blättern für hessische Volkskunde ab Heft 2/1899 bis Heft 3/1901 bis auf wenige anonyme Einsendungen alle Personen namentlich genannt, die den Fragebogen oder einzelne Teile desselben beantwortet hatten.

Lehrer (und davon zu über 90% Volksschullehrer³⁸) mit Abstand am stärksten an der ersten Fragebogenaktion der Vereinigung. Während der Anteil der Lehrer an den Fragebogenrückläufen damit 70% betrug, waren die Pfarrer entschieden weniger bei den Einsendungen vertreten. Mit der Berufsbezeichnung Pfarrer sind 18 Eingänge aufgeführt, darunter drei Doppelnennungen, so daß sich lediglich 15 Geistliche an der Beantwortung des Fragebogens beteiligten, was 5% der Einsendungen ausmachte³⁹. Anhand der Sammeleingänge zeigt sich deutlich, daß seit Entstehung der Sektion bis zur Gründung der Hessischen Vereinigung die Lehrer im Gegensatz zu den Pfarrern für die Vereinigung eine außerordentlich große Rolle als sogenannte Materiallieferanten spielten.

Im Vergleich zu dem unterschiedlichen Engagement der Lehrer und Pfarrer bei der Sammlung volkskundlichen Materials differiert der jeweilige Anteil dieser Berufsgruppen an den ersten eigenen Mitgliedern der Vereinigung allerdings weniger stark. Bis zum 13. Juli 1901 werden in den Blättern 182 Mitglieder namentlich und bis auf acht Nennungen mit Berufsangaben genannt.⁴⁰ Der Mitgliederanteil aus dem Lehrerberuf⁴¹ machte hier 25% oder 46 Nennungen, der der Pfarrer 20% oder 37 Nennungen aus. Bemerkenswert ist, daß von den 15 Pfarrern, die sich an den Sammlungen beteiligten, acht zu den ersten Mitgliedern der Vereinigung zählten. Im Gegensatz dazu traten von den 216 Lehrern, die ja das Gros der Sammler ausmachten, bis 1901 nur sieben in die Vereinigung ein. Aufgrund dieses Befundes könnte man nun schließen, die Bereitschaft, Mitglied in der neuen Vereinigung zu werden, war auf seiten der Pfarrer anfangs stärker vorhanden als auf seiten der Lehrer.⁴² Die Zurückhaltung der Lehrer ist jedoch

³⁸ Es ist davon auszugehen, daß mit der Bezeichnung Lehrer Volksschullehrer gemeint waren, da die Lehrer anderer Schulzweige stets besonders kenntlich gemacht wurden.

³⁹ Von den restlichen 62 Eingängen wurden 45 mit „ungenannt“, acht ohne Berufsbezeichnung und neun entweder mit akademischem Titel oder anderen Berufen angegeben. Vgl. Blätter für hessische Volkskunde 2/1899-3/1901.

⁴⁰ Vgl. Neue Mitglieder der Vereinigung. In: Blätter für hessische Volkskunde 1/1901, S. 4.

⁴¹ Darunter habe ich hier Lehrer aller Schulzweige sowie hohe Schulbeamte gefaßt.

⁴² Vergleicht man den Mitgliederanteil der Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer in der Vereinigung mit dem jeweiligen Anteil im Geschichtsverein, dann wird die größere Bereitschaft der Pfarrer, Mitglied im Volkskundeverein zu werden, noch deutlicher. In dem 1898 vom Oberhessischen Geschichtsverein veröffentlichten Mitgliederverzeichnis waren von 300 Mitgliedern 5% Pfarrer und knapp 12% Lehrer, das bedeutet, der Anteil der Pfarrer in der Vereinigung (20%) war bereits in den Anfangsjahren um das Vierfache höher als im Oberhessischen Geschichtsverein, während der Lehreranteil (25%) im Vergleich nur um das Doppelte stieg. Vgl. Mitglieder-Verzeichnis [des Oberhessischen Geschichtsvereins] vom 28. Februar 1898, S. 222-226.

vor dem Hintergrund ihrer enormen Sammelarbeit erstaunlich. Die Beobachtung dieses unterschiedlichen Beitrittsverhaltens unterstützt jedoch die Vermutung, daß es insbesondere für die nichtakademischen Volksschullehrer Hemmschwellen gab, der Vereinigung beizutreten, solange diese eine Abteilung des Geschichtsvereins war. Die bereits erwähnten soziokulturellen Barrieren sind als Einflußfaktoren auf das Beitrittsverhalten der nichtakademischen Bevölkerungsgruppen nicht zu überschätzen. Es ist daher anzunehmen, daß Volksschullehrer erst nach Gründung der eigenständigen Hessischen Vereinigung vermehrt eintraten. Wie noch zu sehen ist, war diese Berufsgruppe auch in den folgenden Jahren am stärksten an der Sammelarbeit der Hessischen Vereinigung beteiligt.

Nach Gründung der Hessischen Vereinigung gab es in den ersten Jahren ihres Bestehens keine Meldungen über Sammeleingänge in den Hessischen Blättern für Volkskunde. Erst im Jahre 1907 – als der zweite Fragebogen der Hessischen Vereinigung „Kinderreime und -spiele“ versandt wurde⁴³ – begann man wieder mit der Publikation von Sammeleingängen. Unter der Rubrik „Eingänge für das Archiv der Vereinigung“ wurden ab Bd. 6 der Hessischen Blätter für Volkskunde kontinuierlich in jedem Band der Zeitschrift die Einsender von Fragebogenantworten oder von volkskundlichem Material namentlich aufgeführt. Im Zeitraum von 1907 bis 1918 wurden insgesamt 295 Eingänge veröffentlicht.⁴⁴ Inwieweit es sich hier um die gesamten Archiveingänge aus diesen elf Jahren handelt, läßt sich anhand der Quellen nicht ermitteln. Wenn dies jedoch die gesamten Eingänge aus dem Zeitraum wären, dann deutete dies auf einen Rückgang der Sammeltätigkeit in der Hessischen Vereinigung hin. Einerseits hat sich die Anzahl der Eingänge gegenüber den ersten Meldungen, die in einem wesentlich kürzeren Zeitraum eingingen, nicht erhöht. Andererseits sind 295 Eingänge bei einer mit 7.000 angegebenen Auflagenhöhe des Fragebogens als ein sehr schlechtes Rücklaufergebnis⁴⁵ zu werten. An dieser Stelle steht jedoch nicht der geringe Rücklauf zur Debatte, sondern das Sammeln von Indizien im Vordergrund, die Aufschluß über die Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung geben.

Was die Frage nach der personellen Beteiligung an den Sammeltätigkeiten anbetrifft, so lassen sich die bisherigen Ergebnisse über die Zeit vor der Trennung vom Oberhessischen Geschichtsverein mit wenigen Abstrichen auch in der Hessischen Vereinigung bestätigen. Wie in den vorherge-

⁴³ Vgl. Fragebogen I. Kinderreime und -spiele, S. V.

⁴⁴ Vgl. Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

⁴⁵ Vgl. Otto Schulte: Das Kindergebet, S. 1. Schulte wies hier darauf hin, daß der Fragebogen „Kinderspiele und -reime“ an 6.000-7.000 Personen gegangen sei. Der geringe Rücklauf wäre auch bei einer Analyse der publizierten Forschungsergebnisse, die sich auf Fragebögen stützten, von nicht geringem Interesse.

henden Jahren kam auch in der Zeit von 1907 bis 1918 mit 59% (= 174) der größte Anteil an den Einsendungen für das Archiv aus der Lehrerschaft beziehungsweise aus dem Bereich Schule. Bemerkenswert ist allerdings, daß die Einsendungen nun weniger von den Lehrern selbst kamen, sondern von Schülern, Seminaristen und Seminaristinnen⁴⁶. Insgesamt machten diese mit 32% (oder 94 Einsendungen) die größte Gruppe der Einsender aus. Die zukünftigen Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen ließen jedoch ihr gesammeltes Material oder ihre beantworteten Fragebögen überwiegend von ihren Lehrern einsenden; nur sehr wenige schickten ihre Antworten direkt an den Verein. Daher ist anzunehmen, daß die Seminaristen den Fragebogen durch die Initiativen der Lehrer beantworteten und sie mehr als Materiallieferanten und weniger als Mitglieder des Vereins eine Rolle spielten. Daß Seminaristen Mitglieder der Hessischen Vereinigung wurden, ist nicht nur wegen des finanziellen Aspektes, sondern auch deshalb unwahrscheinlich, weil sie die in der Satzung geforderte Volljährigkeit noch nicht erreicht haben dürften.⁴⁷ Trotz der hohen Schülerbeteiligung von 32% war die Berufsgruppe der Lehrer mit 27%⁴⁸ wieder stärker vertreten als die der Pfarrer, die 12%⁴⁹ der Einsendungen ausmachten. Die restlichen 29% oder 85 der Einsendungen verteilten sich etwa zur einen Hälfte auf Personen ohne Angaben von Beruf oder Titel – darunter befanden sich auch 16 Frauen – und auf wenige anonyme Einsender. Die andere Hälfte der restlichen Einsendungen kam von Personen mit akademischem Titel oder Grad (21), von Studenten (8) sowie von Landbeamten (15) und von Institutionen (4).⁵⁰

Die festgestellte Dominanz der Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer bei den Sammeleingängen für das Archiv der Hessischen Vereinigung setzte sich auch bei den Eingängen für die Flurnamensammlung fort. Unter „Mitteilungen für die Flurnamensammlung“ wurden in den Hessischen Blättern für Volkskunde zwischen 1911 und 1917 die Einsender namentlich ge-

⁴⁶ Mit Seminaristinnen und Seminaristen bezeichnete man die Auszubildenden an den Schullehrerseminaren. Die Seminare waren damals die Ausbildungsstätten der Volksschullehrer und -lehrerinnen. Für Hessen vgl. dazu Peter Müller (Hg.): Das Volksschulwesen im Großherzogtum; für andere deutsche Staaten vgl. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer.

⁴⁷ Die Aufnahme in die dreijährige Seminarbildung fand in der Regel ab dem 16. Lebensjahr statt. Vgl. Peter Müller (Hg.): Das Volksschulwesen im Großherzogtum, S. 85-90.

⁴⁸ 27% entsprachen 80 Einsendungen. Berücksichtigt wurden hier die Berufsbezeichnungen Lehrer, Volksschullehrer, Ober- und Reallehrer und Schulleiter. Lehrerin wird nur einmal genannt.

⁴⁹ Entsprachen 35 Einsendungen.

⁵⁰ Vgl. Eingänge für das Archiv der Vereinigung. 21 Einsendungen entsprechen 7%, 15 = 5%, 8 = 3% und 4 = 1%. Die Prozentzahlen wurden entsprechend auf- oder abgerundet.

nannt.⁵¹ Bei den abgeschlossenen Flurnamensammlungen werden 160 Sammler gemeldet. Davon kamen aus dem Bereich Schule 61% oder 98 der Einsendungen – diesmal wieder überwiegend von der Lehrerschaft selber (54% oder 86 Einsendungen) und weniger von Schülern, Seminaristen und Studierenden (7% oder 11 Einsendungen). Von Pfarrern wurden 13% oder 21 der Einsendungen gemeldet. Insgesamt bestritten Lehrer und Pfarrer wiederum drei Viertel aller Einsendungen, wie es bereits bei den vorherigen Eingängen für das Archiv der Hessischen Vereinigung zu beobachten war.⁵² Daß sich an der Flurnamensammlung weniger Schüler und Seminaristinnen beteiligten, lag sicherlich sowohl am Sammelgegenstand als auch an der Erhebungsmethode. Zum einen betraf der vorhergehende Fragebogen „Kinderreim und -spiel“ ja die Welt der Kinder und Jugendlichen selber. Es liegt auf der Hand, daß Schüler und Seminaristen sich von diesem Thema wesentlich stärker angesprochen fühlen konnten als von einem abstrakt erscheinenden Gebiet wie Flurnamen. Außerdem stellte die Beantwortung des Fragebogens zur Kinderkultur sicherlich sowohl für Lehrer als auch für Schüler eine willkommene Abwechslung im Schulalltag dar. Zum anderen war die Beantwortung eines Fragebogens – vermutlich unter Anleitung des Lehrers – einfacher und weniger zeitaufwendig als die empirische Erhebung von Flurnamen.

Obwohl die Anzahl der beiden untersuchten Sammeleingänge, die in den Hessischen Blättern von 1901 bis 1918 publiziert wurden, bei weitem nicht der Höhe der Mitgliederzahlen entsprach, die in diesem Zeitraum bei etwa 1000 Mitgliedern lag, so werden gerade anhand der kontinuierlichen Sammelbeteiligungen doch Tendenzen deutlich, die Anhaltspunkte für die Bestimmung der Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung bieten. Es zeichnet sich sehr deutlich ab, daß die im Verein organisierte wissenschaftliche Volkskunde im Großherzogtum Hessen während des Kaiserreiches die Berufsgruppe Lehrer besonders stark ansprach und auch anzog. Bei allen Sammelaktionen, die die Hessische Vereinigung respektive ihre Vorgängerorganisation, die Vereinigung für hessische Volkskunde, durchführ-

⁵¹ Vgl. Mitteilungen für die Flurnamensammlung. Berücksichtigt wurden bei der Analyse nur die eingesandten abgeschlossenen Flurnamensammlungen, da die Auflistung der Sammler unvollständig in den Hessischen Blättern abgedruckt wurde und somit die Fluktuation innerhalb der Sammler nicht völlig erfaßt werden konnte. Jedoch ergibt die Analyse der 460 genannten Sammler ein fast identisches Ergebnis, wie die Analyse der Einsendungen von abgeschlossenen Flurnamensammlungen.

⁵² Die verbleibenden 26% oder 42 Einsendungen verteilen sich wie folgt: 18 Einsendungen werden von Personen ohne Berufsangaben (darunter 4 Frauen), 16 von Landbeamten, 3 von Personen mit Professoren- und Dokortitel gemeldet und die restlichen von 2 Rentnern sowie von einem Gutsbesitzer, einem Landwirt und einem Maler.

te, waren Lehrer (oder durch ihre Initiative Schüler, Seminaristinnen und Seminaristen) mit Abstand am stärksten beteiligt.

Die nächst größere Beteiligung ging von den Pfarrern aus. Diese waren zwar zahlenmäßig bei weitem nicht so stark bei den gemeldeten Materialsammlungen vertreten wie die Lehrerschaft, aber sie stellten bei den angegebenen Berufsgruppen stets die zweitgrößte Gruppe dar. Zudem zeigte sich, daß der Anteil der Pfarrer an den ersten Mitgliedern der Vereinigung bereits 20% betrug. Im Vergleich dazu machten Pfarrer im Oberhessischen Geschichtsverein lediglich 5% der Mitglieder aus, was zunächst auf ein größeres Interesse dieser Berufsgruppe am Verein für Volkskunde als am Geschichtsverein schließen läßt. Als ein weiterer Beleg dafür, daß sich Geistliche in der hessischen Volkskunde stark engagierten, kann auch die Tatsache angesehen werden, daß der Pfarrer Otto Schulte ab 1906 für 15 Jahre das Amt des ersten Vorsitzenden der Hessischen Vereinigung übernahm. Der zahlenmäßig geringere Anteil der Pfarrer an den Einsendungen läßt sich auch dadurch erklären, daß die Anzahl der Pfarrer im Großherzogtum Hessen insgesamt wesentlich geringer war als die Anzahl der Lehrer.⁵³

Aufgrund der konstant hohen Sammelbeteiligung der beiden Berufsgruppen kann angenommen werden, daß sich deren große Beteiligung weiterhin fortsetzte, und daß Lehrer und Pfarrer einen relativ hohen Anteil an den rasch ansteigenden Mitgliederzahlen der Hessischen Vereinigung stellten. Für die Annahme, daß diese Berufsgruppen zu den primären Trägergruppen der Hessischen Vereinigung gehörten, sprechen zudem zahlreiche Hinweise in den „Geschäftlichen Mitteilungen“⁵⁴ des Vereins. Diese Mitteilungen gaben die jeweiligen Jahresberichte des Vorsitzenden anlässlich der Mitgliederversammlungen wieder, informierten über Veränderungen im Leitungsgremium sowie über Ereignisse des Vereinslebens. Lehrer und Pfarrer werden in zahlreichen Mitteilungen erwähnt; sei es, daß sie zu neuen Ausschußmitgliedern ernannt wurden, daß sie sich an den Unternehmungen der Hessischen Vereinigung regelmäßig beteiligten oder daß sie sich im Berichtsjahr durch besondere Aktivitäten hervorgetan hatten. Bei-

⁵³ Vgl. Statistisches Handbuch für das Großherzogtum. Darin werden für das Jahr 1908 die Anzahl der Pfarrer mit 422 und die der Lehrer mit 4.506 angegeben, was einem Verhältnis von 1 zu 10 entspricht. Dabei wurden die Lehrer der Präparandenanstalten, Fortbildungsschulen sowie der verschiedenen Spezialschulen wie z. B. Gewerbeschulen und Landwirtschaftsschulen nicht mitgerechnet, da die Lehrerstellen an diesen Schulen im Handbuch nicht aufgeführt wurden. Berücksichtigte man alle Schulen im Großherzogtum, würde sich die Anzahl der Lehrer noch erhöhen und das Verhältnis noch um einige Grade verschlechtern.

⁵⁴ Die Geschäftlichen Mitteilungen der Hessischen Vereinigung erschienen ein- bis zweimal jährlich in den Hessischen Blättern. Ausnahmen bildeten die Jahre von 1903 bis 1905 – in diesen Jahren wurden sie als nummerierte Sonderdrucke (Nr. 2-5) verteilt – und die Jahre von 1916 bis 1919, in denen sie völlig fehlten.

spielsweise informieren die Mitteilungen aus dem Jahre 1903 darüber, daß auf Initiative des Lehrerkollegiums der Höheren Bürgerschule in Lauterbach eine Ortsgruppe der Hessischen Vereinigung gegründet wurde und daß Lehrer in Darmstadt, Michelstadt und Groß-Umstadt die Verteilung der Vereinszeitschrift an die dortigen Mitglieder übernommen hatten.⁵⁵ 1907 orientierte sich die Hessische Vereinigung sogar bei der Wahl des Ortes und des Termins der Mitgliederversammlung besonders an den Interessen der Lehrerschaft, „da man hoffte, infolge einer vormittags tagenden Versammlung des Kreis-Lehrer-Vereins eine größere Anzahl von Freunden und Förderern der volkskundlichen Sache vorzufinden“, wie es in den Geschäftlichen Mitteilungen des Jahres heißt. Daß diese Überlegungen erfolgreich waren, bestätigt die Anmerkung, diese Erwartungen seien „nicht getäuscht“⁵⁶ worden. Insbesondere der letzte Hinweis aus dem Jahre 1907 über das Entgegenkommen der Hessischen Vereinigung, den Lehrern die Teilnahme an der Mitgliederversammlung zu erleichtern, zeigt nicht nur eindrücklich, welch großen Wert auf die Lehrer als Mitglieder gelegt wurde. Da diese Rücksichtnahme auf die Lehrer in einem Jahr stattfand, als die Hessische Vereinigung ihren höchsten Mitgliederstand hatte⁵⁷, kann auch von einem hohen Lehreranteil an den Mitgliedern der Hessischen Vereinigung ausgegangen werden.

Die Beteiligung der Lehrerschaft an der wissenschaftlichen Volkskunde war um die Jahrhundertwende kein spezifisches Phänomen der Hessischen Vereinigung im Großherzogtum Hessen. Sowohl im benachbarten Kurhessen als auch in anderen Ländern des Deutschen Reiches beteiligte sich diese Berufsgruppe stark an den volkskundlichen Sammlungen und war an der Institutionalisierung des Faches interessiert. In Kurhessen ging im gleichen Zeitraum eine Initiative zu volkskundlichen Sammlungen vom Verein für Erdkunde in Kassel aus, und auch hier waren die Mitarbeiter überwiegend Lehrer, die den Sammelaufrufen gefolgt waren. Der Kasseler Rektor Carl Heßler, der die Initiative leitete, gab bereits 1904 ein zweibändiges Werk zur „Hessischen Landes- und Volkskunde“ heraus. In seinem Vorwort hob er insbesondere die Verdienste der „hessischen Lehrerschaft“ am Zustandekommen der Bücher hervor. In pathetischen Worten führte Heßler über die Lehrerschaft aus, diese habe sich „in diesem Werke selbst ein Denkmal gesetzt, das sie ehren wird für alle Zeiten“⁵⁸. Wie in Gießen hatte man auch in Kassel die Lehrer gezielt angesprochen und dazu ebenfalls den Weg über die Schulbehörden gewählt. Die Aufrufe zur Mitarbeit

⁵⁵ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung] Nr. 3 vom März 1904, S. 3 u. 4.

⁵⁶ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung, 1907], S. 207.

⁵⁷ 1907 hatte die Hessische Vereinigung 1.070 Mitglieder. Vgl. Ebd.

⁵⁸ Carl Heßler: Hessische Landes- und Volkskunde, S. VIII.

an den volkskundlichen Sammlungen wurden nicht nur in der Hessischen Schulzeitung veröffentlicht, sondern sogar in einer regierungsamtlichen Mitteilung an die Lehrer, wie aus Heßlers Danksagung an die Landesregierung zu erfahren ist. Die „Königliche Regierung zu Cassel“ hatte die Bitte des Erdkundevereins „an die hessischen Lehrer im Schulverordnungsblatt (Nr. 1, 1899) kräftigst unterstützt“⁵⁹. In Kurhessen nahmen die volkskundlichen Initiativen also offiziellen Charakter an, indem sie vom Ministerium nicht nur erwünscht waren, sondern per Verordnungsblatt empfohlen wurden. Dadurch konnten die Sammelauftrufe als eine Art dienstliche Anordnung erscheinen, der die Lehrer zu folgen hatten. Diese Besonderheit bei der Anwerbung von Sammlern, die auch in der Hessischen Vereinigung eine große Rolle spielte, wird im nächsten Abschnitt noch eingehender behandelt.

Vergleichbare Hinweise auf die starke Beteiligung der Lehrer finden sich in vielen Sammelwerken der frühen Volkskunde. Als Beispiel sei hier nur auf die „Deutsche Volkskunde“ – eines der ersten umfangreichen volkskundlichen Werke – hingewiesen, das 1898 von Hugo Elard Meyer herausgegeben wurde. Meyer, der zu den Pionieren der organisierten Volkskunde in Baden zählte, wies in seinem Vorwort darauf hin, daß in Freiburg seit Anfang der 1890er Jahre volkskundliches Material gesammelt wurde, „und zwar mittelbar namentlich durch zahlreiche eifrige Volksschullehrer“⁶⁰. Auch aus anderen europäischen Ländern wird mitgeteilt, daß volkskundliche Sammlungen und Themen bei den Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer auf großes Interesse stießen. So wird in einer Untersuchung über Sagensammler der Schweiz hervorgehoben, daß es hier ab Mitte des 19. Jahrhunderts ebenfalls hauptsächlich Geistliche beider Konfessionen und Lehrer waren, die sich als volkskundliche Sammler hervortaten.⁶¹ Diese Beobachtungen lassen auf ein international verbreitetes Phänomen schließen, das jedoch noch genauer zu überprüfen wäre.

Das Vorgehen, sich bei Befragungen oder Fragebogenaktionen in größerem Umfang an Lehrer oder Pfarrer zu wenden, war zudem kein spezifisches Phänomen der Volkskunde oder ein Novum der empirischen Forschung. Die Datenerhebung mittels Fragebogen wurde im 19. Jahrhundert

⁵⁹ Vgl. ebd. S. IX.

⁶⁰ Elard Hugo Meyer: Deutsche Volkskunde, S. V.

⁶¹ Vgl. Rudolf Schenda (Hg.): Sagenerzähler und Sagensammler. Hier wird insbesondere in Schendas einleitendem Überblick auf zahlreiche Beispiele von sammelnden und publizierenden Lehrern und Pfarrern eingegangen. Des weiteren weist Schenda darauf hin, daß sich Mitte des 19. Jh. auch in der Schweiz „ein neuer Geist wissenschaftlicher Beschäftigung mit den Sagen“ geregt habe. Und er teilt hier weiter mit: „Die neuen Anstöße zur Beschäftigung mit dem nationalen Sagengut kommen einerseits aus der Geistlichkeit, zum zweiten aus der Lehrerschaft, zum dritten von einigen Freunden.“ Ebd. S. 68-69.

sowohl bei volkswirtschaftlichen Studien⁶² als auch in der frühen Brauch- und Dialektforschung⁶³ angewandt. Die Volkskundler griffen damit nicht nur auf verbreitete empirische Forschungsmethoden zurück, sondern es war auch üblich, Fragebogen an Lehrer und Pfarrer zu senden⁶⁴. Da es für diese Berufsgruppen demnach nichts Ungewöhnliches war, sich an der Beantwortung von Fragebögen zu beteiligen⁶⁵, könnten bereits gemachte Erfahrungen mit diesen Erhebungsmethoden die Bereitschaft der Lehrer und Pfarrer, die Fragebögen der hessischen Volkskunde zu beantworten, wesentlich erhöht haben.

Die bisherige Analyse ergab als ein signifikantes Merkmal der Mitgliederstruktur den hohen Anteil der Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß der weibliche Anteil im Lehrerberuf seit der Jahrhundertwende stetig anstieg⁶⁶, soll nun nach der Beteiligung von Lehrerinnen in der Hessischen Vereinigung gefragt werden. Auffallend ist einmal, daß Frauen vor 1907 weder als Sammlerinnen noch als Mitglieder namentlich in Erscheinung traten. Erst ab 1907 werden unter den Einsendungen für das Archiv der Hessischen Vereinigung und unter denen für die Flurnamensammlung auch Frauen in den Hessischen Blättern genannt.⁶⁷ Zweitens fällt auf, daß bei den gesamten hier analysierten Sammeleingängen lediglich eine Frau mit der Berufsbezeichnung Lehrerin angegeben ist. Was war der Grund für die geringe Präsenz von Lehrerinnen in der Hessischen Vereinigung im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen? War der Anteil von Frauen im Lehrerberuf im Großherzogtum Hessen entgegen dem Befund von Rainer Bölling niedriger oder ist die geringe Präsenz von Lehrerinnen etwa ein Hinweis darauf, daß Frauen in der frühen Volkskunde ausgeschlossen wurden? Gegen die Annahme, daß Lehrerinnen ein geringeres Interesse an Volkskunde hatten als ihre männlichen Kollegen, spricht, daß sich an den Sammlungen zum Kinderkulturprojekt der Hessischen Vereinigung wesentlich mehr Seminaristinnen beteiligten als Seminari-

⁶² Vgl. dazu die Hinweise von Eugen Katz: Landarbeiter und Landwirtschaft, S. VII-IX.

⁶³ Vgl. zur Empirie der frühen Volkskunde die Beiträge in: Hermann Bausinger u.a. (Hg.): Abschied vom Volksleben; hier bes. Rudolf Schenda: Einheitlich – urtümlich. Vgl. auch Ulrich Knoop/Herbert Ernst Wiegand: Die Marburger Schule.

⁶⁴ Vgl. Ulrich Knoop/ Herbert Ernst Wiegand ebd. S. 52-53 und Eugen Katz: Landarbeiter und Landwirtschaft, S. VIII.

⁶⁵ Daß die Volksschullehrer auch weiter stark an der volkswirtschaftlichen Empirie beteiligt waren, zeigt sich z.B. daran, „daß 80% der Befragter für den Atlas der Deutschen Volkskunde Volksschullehrer waren.“ Rudolf Schenda: Einheitlich – urtümlich, S. 139.

⁶⁶ Vgl. u.a. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer; hier bes. S. 95-103.

⁶⁷ Frauen werden bei den Sammeleingängen der Vereinigung nicht erwähnt. Erst ab 1907 werden unter den Einsendungen für das Archiv der Hessischen Vereinigung 6% und unter den Flurnamensammlungen 2,5% Frauen genannt.

sten⁶⁸. Es kann daher vermutet werden, daß auch die zukünftigen Lehrerinnen der hessischen Volkskunde positiv gegenüber standen. Die Ursachen für die geringe Beteiligung von Frauen im allgemeinen und Lehrerinnen im besonderen sind in den seinerzeit herrschenden weiblichen Lebensbedingungen zu finden.

Ein nicht geringer Grund lag in den ungleichen Chancen der schulischen und beruflichen Bildung von Frauen und Männern.⁶⁹ Im Großherzogtum Hessen wurden Frauen erst ab 1900 an der Universität Gießen als „Hörerinnen und als immatrikulierte Hospitantinnen zugelassen“⁷⁰. Damit konnten sie jedoch die Voraussetzung für den höheren Schuldienst und vor allem für das Staatsexamen⁷¹, nämlich ein Hochschulstudium, nicht erfüllen. Eine Tätigkeit als Lehrerin an einem hessischen Gymnasium war ihnen aufgrund der mangelnden Ausbildungsmöglichkeiten also verwehrt. Die gezielte Ausbildung von Volksschullehrerinnen begann im Großherzogtum ebenfalls erst um diese Zeit. Für die Ausbildung von Volksschullehrerinnen wurde das erste und einzige Seminar im Großherzogtum Hessen 1902 in Darmstadt eingerichtet.⁷² Vorher waren Frauen vorwiegend für das „höhere Lehrfach“ an Mädchenschulen ausgebildet worden.⁷³ Die auffällig geringe Beteiligung von Lehrerinnen an den Sammlungen im Vergleich zu Lehrern läßt sich vermutlich darauf zurückführen, daß die Ausbildung der Volksschullehrerinnen erst ab 1902 institutionalisiert wurde und praktisch noch in den Anfängen steckte, als die ersten volkskundlichen Sammelprojekte gestartet wurden.

Der Hinweis auf die Mädchenschulen zeigt jedoch, daß es durchaus Lehrerinnen im Großherzogtum gab. Um die Gründe für ihr Fehlen in der Hessischen Vereinigung weiter erhellen zu können, ist die Frage sowohl nach dem Frauenanteil am Lehrpersonal insgesamt als auch die nach den

⁶⁸ Verglichen mit den Einsendungen von männlichen Schulseminaristen in Alzey, Bensheim und Friedberg wurden von Darmstädter Seminaristinnen die meisten Einsendungen registriert.

⁶⁹ Ein oben bereits erwähnter weiterer Grund ist in den gesetzlichen Bestimmungen zu sehen. Erst mit dem Reichsvereinsgesetz von 1908 hatten Frauen freien Zutritt zu Vereinen und öffentlichen Versammlungen. Vgl. dazu Ute Gerhard: Unerhört.

⁷⁰ Die Universität Gießen von 1607 bis 1907, S. 407. Unter dem Stichwort „Frauenstudien“ wird hier über die Zulassung von Frauen an der Universität Gießen informiert. Allgemein setzte sich die Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium an deutschen Universitäten bekanntlich erst 1908 durch.

⁷¹ Vgl. zur Ausbildung der Gymnasiallehrer u.a. Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium.

⁷² Vgl. Peter Fleck (Hg.): Eduart Berlet. Lehrerbildung in Hessen-Darmstadt, S. 487.

⁷³ In Darmstadt und Mainz gab es dafür in Verbindung mit den dortigen Höheren Mädchenschulen spezielle Lehrerinnenseminare. Vgl. Peter Müller: Das Volksschulwesen im Großherzogtum, S. 96-98. Vgl. dazu auch Jakob Dieterich: Heinrich Eisenhuth. Schulmann, S. 223-226.

Schulen, an denen Lehrerinnen arbeiteten, relevant. Wenngleich der Frauenanteil am Lehrpersonal der Volksschulen im Großherzogtum 1908 insgesamt bereits bei 15% lag, lehrten in der Provinz Oberhessen, also im hauptsächlich Einzugsgebiet der volkskundlichen Sammlungen, nur 3% Frauen an Volksschulen.⁷⁴ Allerdings war im gleichen Jahr der Frauenanteil am Lehrpersonal höherer Schulen im Großherzogtum Hessen im Vergleich zur Volksschule wesentlich höher. An den städtischen höheren Mädchenschulen waren Lehrerstellen sogar zu 50% mit Frauen besetzt, und an Höheren Bürgerschulen machten Lehrerinnen 27% aus; wesentlich höher lag der Frauenanteil an Privatschulen, hier waren seit 1900 stets mehr Lehrerinnen als Lehrer angestellt.⁷⁵ Lehrerinnen gab es im Großherzogtum, wenn auch nicht in gleicher Anzahl wie Lehrer, so doch in nicht geringem Maße. Waren nun Lehrer stärker an Volkskunde interessiert als Lehrerinnen oder hatte ihre Marginalität in der Hessischen Vereinigung andere Ursachen? Anders gefragt: gibt es Anhaltspunkte dafür, daß Lehrerinnen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen größere Barrieren zu überwinden hatten oder gar gezielt ausgegrenzt wurden?

Die geringe Beteiligung der Lehrerinnen an den Sammlungen lag vermutlich daran, daß sich die höheren Schulen, an denen Frauen zu dieser Zeit noch häufiger beschäftigt waren als an den Volksschulen, fast ausschließlich in den Städten befanden⁷⁶. Die Sammlungen der Hessischen Vereinigung waren aber in erster Linie auf die ländlichen Gebiete und hier vor allem auf die dörflich bäuerliche Bevölkerung ausgerichtet. Deshalb gingen die Fragebogen an die Volksschulen auf dem Lande, an denen die Lehrer in der Überzahl waren. Dadurch war die Wahrscheinlichkeit, einen Fragebogen der Hessischen Vereinigung zu erhalten und dadurch mit Volkskunde in Berührung zu kommen, für Lehrerinnen damals wesentlich geringer als für Lehrer. Dies könnte eine Erklärung für die geringere Sammelbeteiligung der Lehrerinnen sein. Weshalb allerdings der Frauenanteil in der Hessischen Vereinigung mit der „zunehmenden ‚Feminisierung‘ des Lehrberufs“⁷⁷ nicht anstieg, sondern die Hessische Vereinigung weitgehend

⁷⁴ Vgl. Statistisches Handbuch für das Großherzogtum Hessen, S. 150-155.

⁷⁵ Vgl. ebd.

⁷⁶ Zu den höheren Schulen zählten im Großherzogtum Hessen Gymnasien, Progymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und Realschulen sowie Höhere Bürgerschulen und Städtische Höhere Mädchenschulen. Frauen waren nur an den zwei letztgenannten Schulen beschäftigt. Vgl. ebd. S. 151-152. Bölling weist darauf hin, daß Volksschullehrerinnen auch primär die städtischen Stellen erhielten. Vgl. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 100.

⁷⁷ Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 100.

eine Männerdomäne blieb⁷⁸, ist eine Frage, die an dieser Stelle nicht ausführlich erörtert werden kann. Insbesondere wäre die Unterrepräsentanz von Frauen in der frühen Volkskunde im Zusammenhang mit der sich weiter fortsetzenden Beziehung zwischen Volkskunde und Lehrerschaft und den damit verbundenen Institutionalisierungs- und Professionalisierungsschritten des Faches, näher zu betrachten.⁷⁹

3. Staatliche und kirchliche Einflußnahmen auf die Mitgliederstruktur

Pfarrer und Lehrer – so der bisherige Befund der Untersuchung – zählten zu den besonders umworbenen Mitarbeitern und Mitgliedern der Vereinigung, und wie anhand der hohen Sammelbeteiligung deutlich wurde, scheinen diese Berufsgruppen auch ihrerseits großes Interesse an der Volkskunde bekundet zu haben. Allerdings lassen die speziellen Werbemaßnahmen der Volkskundler sowohl den erhöhten Beitritt dieser Berufsgruppen und anderer Beamte auf dem Lande als auch den damit verbundenen raschen Mitgliederanstieg der Hessischen Vereinigung in einem interessanten Licht erscheinen. Die Maßnahmen, die zur Anwerbung ergriffen wurden, sind nicht zuletzt auch deshalb besonders zu erwähnen, weil sich darin bereits Ursachen und Motive für die verstärkte Mitarbeit der einzelnen Berufsgruppen in der hessischen Volkskunde andeuten. Von nicht geringer Bedeutung für die große Beteiligung der Lehrer und Pfarrer in der hessischen Volkskunde war die Unterstützung der jeweils zuständigen Landesbehörden dieser Berufsgruppen bei der Anwerbung von Mitarbeitern für die Sammelaktionen der Vereinigung.

Für eine Beteiligung der Lehrer an den volkskundlichen Sammlungen und an der Beantwortung des „Fragebogens zur hessischen Volkskunde“ hatte sich der Geheime Oberschulrat Heinrich Eisenhuth eingesetzt. Eisenhuth, der als liberaler und reformfreudiger Mann galt, war seit 1899 Ministerialrat und Vorsitzender der Abteilung für Schulangelegenheiten im Großherzoglichen Ministerium des Inneren und der Justiz in Darmstadt.⁸⁰

⁷⁸ Der Frauenanteil an den Mitgliedern der Hessischen Vereinigung für Volkskunde betrug auch 25 Jahre später nur 2%. Vgl. Mitgliederliste [der Hessischen Vereinigung 1926].

⁷⁹ Vgl. dazu u.a. Norbert Autenrieth: *Volkskunde und Schule*. Die Frage der Geschlechtsspezifität, die sich gerade durch die steigende Anzahl der Lehrerinnen in einer Untersuchung über den Zusammenhang Volkskunde und Schule aufdrängt, wurde in bisherigen Arbeiten zu diesem Thema kaum behandelt. Einige Überlegungen dazu vgl. Anita Bagus: *Marginal oder präsent?*

⁸⁰ Vgl. Jakob Dieterich: *Heinrich Eisenhuth*. Schulmann. Daß Eisenhuth Neuerungen gegenüber aufgeschlossen war, wird hier unter anderem dadurch begründet, daß es

Mit ihm hatte die Vereinigung also Unterstützung vom Leiter der obersten Schulbehörde des Landes. Adolf Strack bezeichnete Eisenhuth als einen der Männer, „dem unsere Vereinigung seit ihren ersten Anfängen zu größtem Danke verpflichtet ist“⁸¹. Der Anlaß für Stracks Belobigung in den Blättern für hessische Volkskunde ist aus einer Chronik des Oberhessischen Geschichtsvereins zu erfahren. Dort heißt es im Zusammenhang der Mitgliederwerbung: „Mit Hülfe der Behörden, unter denen vor Allem Herr Geheimer Oberschulrat Eisenhuth in Darmstadt zu nennen ist, der die ihm unterstellten Kreisschulinspektoren für das schöne Werk der Sammlung der Volksüberlieferungen anwirbt, hofft die Vereinigung binnen kurzem das Material für wissenschaftliche Veröffentlichungen aus dem Gebiete der hessischen Volkskunde gewinnen zu können.“⁸²

Der Leiter der obersten Schulbehörde des Landes befürwortete also nicht nur die Beteiligung der Lehrerschaft in der hessischen Volkskunde, sondern er machte sich als Vorgesetzter kraft seines Amtes auch stark dafür, indem er Werbung für die Mitarbeit in der Vereinigung bei den ihm unterstellten Schulbeamten machte. Die Kreisschulinspektoren wiederum hatten beratende und zugleich überwachende Funktion in allen Volksschulen ihres Kreises und waren die direkten Vorgesetzten der Volksschullehrer. Bei den mindestens einmal im Jahr durchzuführenden „Inspektionen“ in allen Volksschulen war das „Lehrpersonal [...] verpflichtet, den mündlichen Weisungen des Kreisschulinspektors unbeschadet des Rechts der Beschwerde bei der Kreisschulkommission Folge zu leisten“⁸³. Die Kreisschulinspektoren hatten somit Weisungsbefugnis. Das bedeutete, es lag in ihrer Kompetenz, im Rahmen ihrer Schulinspektionen Empfehlungen auszusprechen, denen die Volksschullehrer zu folgen hatten. Zudem hatten die Schulinspektoren über ihre Schulvisitationen der obersten Schulbehörde, also der Behörde, der Eisenhuth vorstand, vierteljährlich zu berichten.⁸⁴ Da sich die Volksschullehrer auf der untersten Stufe dieser Ämterhierarchie befanden und zudem abhängig von der Beurteilung der Kreisschulinspektoren bezüglich ihres beruflichen Weiterkommens waren, kann davon ausgegangen werden, daß die Werbetätigkeit hoher Schulbeamter nicht ohne Einfluß auf den großen Zulauf der Volksschullehrer in der hessischen

insbesondere durch seine Initiative zur Gründung des ersten Lehrerinnenseminars in Darmstadt kam.

⁸¹ [Adolf Strack:] Berichtigung, S. 24, Sp. 2. Strack teilte hier eine Berichtigung der Mitgliederliste mit und entschuldigt sich, daß man ausgerechnet Eisenhuth vergaß anzugeben, der sich für die Vereinigung besonders eingesetzt habe.

⁸² Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. Februar 1898 bis Februar 1899, S. 252.

⁸³ Peter Müller: Das Volksschulwesen im Großherzogtum, S. 199.

⁸⁴ Zum Aufgabenbereich der Kreisschulinspektoren im Großherzogtum vgl. ebd. S. 198-202.

Volkskunde gewesen ist. Wie freiwillig oder unfreiwillig die Mitarbeit der Lehrerschaft in der Hessischen Vereinigung vor diesem Hintergrund war, läßt sich heute nur noch schwer ermitteln.⁸⁵ Festzuhalten ist jedoch, daß die Anwerbung der Lehrerschaft für die Mitarbeit in der Hessischen Vereinigung vom Ministerium aus – sozusagen hierarchisch von oben nach unten – ging. Abgesehen vom symbolischen Wert, den dieses Vorgehen zweifelsohne hatte, standen die jeweils Untergebenen in einem Abhängigkeitsverhältnis zur nächst höheren Instanz, und sicherlich war es für ein berufliches Fortkommen nicht förderlich, die Empfehlungen der Vorgesetzten zu ignorieren. Ungeachtet der beschriebenen Abhängigkeitsverhältnisse, die möglicherweise mit ein Grund für die Mitarbeit zahlreicher Volksschullehrer war, wird allerdings noch auf die Frage zurückzukommen sein, welche Motive die Volksschullehrer darüber hinaus hatten, sich aktiv an den Projekten der Hessischen Vereinigung zu beteiligen. Zu fragen wäre beispielsweise, welchen Anreiz ihnen die Beschäftigung mit volkswissenschaftlichen Themen bot.

Die Strategie, Vorgesetzte der jeweils zuständigen Behörden für die Mitgliederwerbung der Vereinigung zu mobilisieren, hatte sich offensichtlich positiv auf die Beteiligung der Lehrer ausgewirkt. Diese bewährte Methode wurde auch für die Anwerbung evangelischer Pfarrer gezielt eingesetzt. Unter der Rubrik „Geschäftliches“ wird 1899 im 3. Heft der Blätter für hessische Volkswissenschaft mitgeteilt: „Die Bestrebungen der Vereinigung sind in letzter Zeit in ganz besonders dankenswerter Weise gefördert worden durch ein Ausschreiben des Großherzoglichen Oberkonsistoriums vom 25. April, das in warmen Worten den evangelischen Dekanaten und Pfarrämtern unsere Bestrebungen ans Herz legt. Wir dürfen so hoffen, daß neben den Lehrern, zu deren Gewinnung Herr Geheimrat Eisenhuth in liebenswürdigster Weise uns behilflich ist, auch die Geistlichen uns ihre Mitarbeit, auf die wir ebenfalls besonderen Wert legen, nicht versagen werden.“⁸⁶ Der hier nach einem Gedankenstrich angefügte Satz deutet darauf hin, daß der Einsatz der schulischen und kirchlichen Dienststellen bei anderen Behörden Schule machen sollte: „Bei den Ärzten, Juristen, Oberförstern und anderen Beamten auf dem Lande haben wir zwar zur Zeit die

⁸⁵ Die einzige Möglichkeit, darüber Aufschluß zu erhalten, böten hier Nachlässe von Lehrern mit entsprechenden Hinweisen über ihre Mitgliedschaft in der Hessischen Vereinigung – z.B. in deren Privatkorrespondenz. Derartige Nachlässe sind mir bisher nicht bekannt geworden.

⁸⁶ Geschäftliches [der Vereinigung für hessische Volkswissenschaft, 1899], S. 12, Sp. 2. Zum Umfang der angeschriebenen kirchlichen Dienststellen seien hier die Angaben aus dem bereits erwähnten Statistischen Handbuch für das Großherzogtum Hessen aus dem Jahre 1908 herangezogen: Danach hatte die evangelische Kirche im Großherzogtum 23 Dekanate und 421 Pfarrämter. Vgl. Statistisches Handbuch für das Großherzogtum Hessen, S. 125.

wünschenswerte Anteilnahme noch nicht gefunden, hoffen aber von der Zukunft das Beste.“⁸⁷ Mit diesem Satz wurde auch an die Initiative der entsprechenden Behörden und Dienststellen dieser auf dem Lande tätigen Berufsgruppen appelliert.

Im Hinblick auf die Mitgliederstruktur sind diese Appelle sehr aufschlußreich. Daraus läßt sich entnehmen, daß man offensichtlich konkrete Vorstellungen über die zukünftigen Mitarbeiter und somit auch über die Mitglieder der Hessischen Vereinigung hatte. Mit dem werbestrategischen Vorgehen, gezielt Behörden und Dienststellen anzusprechen, um „Beamte auf dem Lande“ für die Mitarbeit zu gewinnen, relativiert sich jedoch der postulierte Anspruch, alle Bevölkerungskreise – „hoch und niedrig“ wie Strack betont hatte – erreichen zu wollen. Da auch in den Vereinszeitschriften über die bisher erwähnten dominanten Berufsgruppen hinaus keine Angaben über die besondere Mitarbeit anderer Bevölkerungsgruppen gemacht wurden, kann davon ausgegangen werden, daß sich die Mitglieder der Hessischen Vereinigung nicht aus allen sozialen Schichten zusammensetzten, wie es der Passus „aus allen Kreisen der Bevölkerung“ nahe legen konnte. Vielmehr führen die bisherigen Untersuchungsergebnisse zu dem Schluß, daß die Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung in erster Linie von den Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer und in zweiter Linie von höheren und niederen Landbeamten bestimmt wurde. Der Anteil der Beamten aus den Bereichen Forsten und Justiz sowie aus kommunalen Behörden, der bei den Mitgliedern der Vereinigung bis Mitte 1901 bereits bei etwa 18%⁸⁸ lag, wird vermutlich in der Hessischen Vereinigung ebenso gestiegen sein, wie der aus den Berufsgruppen Lehrer und Pfarrer. Im Vergleich zu den Landbeamten wie beispielsweise Förstern und Landrichtern können jedoch Lehrer und Pfarrer als die primären Trägergruppen der Hessischen Vereinigung angesehen werden, die auch weiterhin die engagiertesten Vereinsmitglieder blieben. Diese Annahme stützt sich auf zahlreiche Hinweise in den Jahresberichten der Hessischen Vereinigung, in denen deren Mitarbeit stets besonders erwähnt wird, während Angaben zu den anderen genannten Berufsgruppen fehlen.

4. Behördenlobby und Staatsnähe

Wie gezeigt, war es in der Anfangsphase des Gießener Volkskundevereins gängige Praxis, Landesbehörden für seine Interessen zu gewinnen. Über

⁸⁷ Geschäftliches [der Vereinigung für hessische Volkskunde, 1899], S. 12, Sp. 2.

⁸⁸ Der überwiegende Teil dieser 32 Beamten, die als Neueintritte in die Vereinigung gemeldet wurden, kam aus Forst- und Justizbehörden. Vgl. Blätter für hessische Volkskunde 1899-1901.

den Weg der leitenden Dienststellen erreichte der Verein, daß deren Bedienstete und Beamte sich an den volkskundlichen Datenerhebungen beteiligten. Zudem konnte den so gewonnenen Mitarbeitern der Vereinsbeitritt mit dem niedrigen Jahresbeitrag attraktiv gemacht werden. Dieses Vorgehen war jedoch nur dadurch erfolgreich, weil die Volkskundler offensichtlich auch bei den angesprochenen Behörden auf große Resonanz stießen. Aus einem Bericht des Schriftführers des Oberhessischen Geschichtsvereins, Julius Reinhard Dieterich, über die Entwicklung der Vereinigung geht dies deutlich hervor. Darin erwähnte er die intensive Unterstützung der Behörden bei der Beantwortung des ersten Fragebogens zur hessischen Volkskunde: „In rühmenswerthem Wetteifer nahmen sich die geistlichen, Forst- und Schulbehörden der Sache an.“⁸⁹ Demnach fanden die Volkskundler mit ihrem Anliegen bei diesen hessischen Behörden großen Anklang.

Die genannten Behörden stellten für die Hessische Vereinigung eine einflussreiche Lobby dar, indem sie sich für die Aktivitäten der Vereinigung einsetzten und somit die Sammlungen zur hessischen Volkskunde zu ihrer Sache machten. Dieser behördliche Lobbyismus blieb sicherlich nicht ohne Wirkung sowohl auf die Mitgliederstruktur als auch auf das Image des Vereins. Durch die tatkräftige Unterstützung staatlicher und kirchlicher Behörden wurde die Vereinigung gegenüber anderen Vereinen, die diese Lobby nicht hatten, aufgewertet. Denn die Beteiligung der Behörden signalisierte, daß die Vereinigung kein beliebiger Zusammenschluß war, sondern daß die volkskundlichen Interessen mit kirchlichen und staatlichen Interessen konform gingen. Vom Lobbyismus der Behörden konnte somit auf eine eminente gesellschaftspolitische Bedeutung der Volkskunde geschlossen werden. Mit der Unterstützung und Anerkennung durch Oberkonsistorium, Forst- und Schulbehörden erhielt die Vereinigung einen offiziellen Anstrich. Dadurch konnte Volkskunde in der Öffentlichkeit nicht nur als ‚rein‘ wissenschaftliches Anliegen, sondern ebenso als staatliches oder kirchliches Unternehmen wahrgenommen werden. In den Augen der Bevölkerung stieg dadurch möglicherweise zugleich das Ansehen des Vereins und die Bedeutung der Erforschung des Volkslebens. Der Eindruck der Staatsnähe wurde vonseiten der Volkskundler selber noch verstärkt, durch den postulierten Anspruch in der Werbung, mit dem Verein ein „vaterländisches Unternehmen“ respektive eine wichtige Landessache verfolgen zu wollen. Dieses halboffizielle Image der Vereinigung wurde ab 1903 mit der Patronage des Großherzoglichen Innenministeriums in der Hessischen Vereinigung bekräftigt, und es erfuhr ein Jahr später noch eine Steigerung, als der Verein den Großherzog als seinen „Allerhöchsten Protektor“ bekannt ge-

⁸⁹ [Julius Reinhard Dieterich:] Oberhessischer Geschichtsverein, S. 108.

ben konnte.⁹⁰ Ein Verein, der den Landesherrn zu seinen Patronen zählen konnte, hatte dadurch nicht nur finanzielle Vorteile⁹¹, sondern auch ‚allerhöchste‘ Zustimmung zu seinen Zielen und Zwecken. Der ‚erste‘ Mann im Staate als Vereinsmitglied war freilich nicht ohne symbolische Wirkung auf die anderen Mitglieder der Hessischen Vereinigung. Bedeutete es doch, daß man für eine Mark Jahresbeitrag mit dem Landesherrn Mitglied des gleichen Vereins sein konnte. Vor dem Hintergrund des oben erwähnten hierarchischen Denkens in der wilhelminischen Gesellschaft sowie der dargestellten Bedeutung einer Mitgliedschaft in einem wissenschaftlichen Verein für das Prestige war es vermutlich für Bevölkerungsgruppen, die in der Regel keinen Zugang zur ‚guten Gesellschaft‘ hatten, auch attraktiv, Mitglied im Volkskundeverein zu werden.

Welche Schlüsse lassen sich aus der beobachteten Staatsnähe der Hessischen Vereinigung im Hinblick auf die politische Richtung des Vereins sowie auf die politische Einstellung seiner Mitglieder ziehen? Angesichts der Unterstützung der genannten Behörden und des Protektorats der Großherzoglichen Regierung kann man zunächst davon ausgehen, die Hessische Vereinigung war alles andere als eine oppositionelle politische Bewegung, und sie kam offensichtlich einem gesellschafts- und nationalpolitischen Bedarf entgegen⁹². Man kann zwar von einem nicht geringen Einfluß der Staatsnähe auf die Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung ausgehen, allerdings weder daraus eindeutige Schlüsse auf die politische Einstellung noch auf die Motive aller ihrer Mitglieder ziehen. Inwieweit die Mitarbeit oder die Mitgliedschaft der Staatsbeamten in der Hessischen Vereinigung vor dem oben dargestellten Hintergrund auf freien Stücken oder auf Opportunität beruhte, ist schwer zu beantworten. Wenn leitende Dienststellen des Staates und der evangelischen Kirche die Volkskundeaktivitäten für gut und unterstützenswert befanden und ihren Beamten die Mitarbeit „ans Herz legten“, konnten sich die Beamten dieser Behörden dem vermutlich nur schwer entziehen. Ein Problem, das bereits bei der Mitarbeit der Volksschullehrer diskutiert wurde. Andererseits könnte es sich auch auf den Beitritt der Beamtenschaft ausgewirkt haben, daß leitende Beamte der Behör-

⁹⁰ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung] Nr. 2, S. 2 und Nr. 3, S. 1.

⁹¹ Über die finanziellen Zuwendungen der Patrone heißt es im Jahresbericht 1903: „Ganz besonderen Dank schulden wir unter diesen dem Großherzog[lichen] Ministerium des Innern, das uns mit Rückwirkung auf 1902 für 5 Jahre einen namhaften Betrag zugesichert hat, der es uns ermöglichte, auch das Rechnungsjahr 1902 schon mit einem kleinen Überschuß abzuschließen.“ Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung] Nr. 2, S. 2.

⁹² Auf die Frage, ob sich die Hessische Vereinigung tatsächlich auf der kulturpolitischen Linie des Großherzogs bewegte und ob sie die demokratischen Interessen anderer kultureller Vereinigungen teilte, werde ich zurückkommen.

den zu den ersten Mitgliedern der Leitungsgremien der Hessischen Vereinigung zählten und man deren Vorbild nacheiferte. Beispielsweise war der erwähnte Oberschulrat Eisenhuth aus Darmstadt eines der ersten Vorstands- und Ausschußmitglieder der Hessischen Vereinigung. Der Kreis-
schulinspektor Albert Lucius aus Gießen war sogar unter den Gründungsmitgliedern, er arbeitete bis 1903 ebenfalls im Vorstand und danach im Ausschuß des Vereins mit.

Für die weitere Bestimmung der Mitgliederstruktur und der Motive für das Interesse an wissenschaftlicher Volkskunde ist an dieser Stelle festzuhalten: Die aufgezeigte Lobby unterschiedlicher Behörden sowie die damit verbundenen hierarchischen Beziehungen innerhalb der Mitglieder weisen deutlich darauf hin, daß die Mitgliedschaft in der Hessischen Vereinigung stark mit berufs- und gesellschaftspolitischen Interessen und Zielen verwoben war. Anders gewendet bedeutet dies, daß sich eine Mitgliedschaft in der Hessischen Vereinigung nicht ausschließlich mit deren wissenschaftlichen Interessen und Zielen – wie beispielsweise „ein Bild des Volkslebens zu gewinnen“ oder „die volkskundliche Forschung überhaupt zu fördern“⁹³ – erklären läßt. Die Verquickung von berufs- und gesellschaftspolitischen mit volkskundlichen Interessenlagen lassen zugleich das Motiv, „Liebe zum hessischen Volkstum“, für eine Mitarbeit oder Mitgliedschaft im Volkskundeverein in einem ideologischen Licht erscheinen. Dies kann als Hinweis auf die Entzauberung der oft formelhaft beschworenen Voraussetzung für die volkskundliche Forschung, „Liebe zum Volk“⁹⁴, gedeutet werden. Der Frage nach den Beweggründen der Mitglieder sei die Frage nach den Interessen der Behörden in einer These gegenübergestellt: Die wissenschaftliche Volkskunde wurde von den staatlichen und kirchlichen Behörden im Kaiserreich deshalb unterstützt, weil sie zugleich einem gesellschafts- und berufspolitischen Bedarf entsprach. Damit wäre auch ein signifikantes Merkmal der volkskundlichen Institutionalisierung benannt, dass sich nämlich in den Volkskundevereinen eine eklatante Verzahnung von wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Interessen abzeichnet, die vermutlich für die weitere Genese der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde nicht ohne Einfluß war. Im weiteren Verlauf dieser Arbeit wird versucht, sowohl den unterschiedlichen Bedarf als auch die möglichen Ursachen dafür zu konkretisieren und dabei die Motive derjenigen zu erhellen, die sich anschickten diesen Bedarf durch Volkskunde zu decken.

⁹³ § 1 der Satzungen der Hessischen Vereinigung vom 24. Mai 1902.

⁹⁴ Beispielsweise wird noch 1974 die Sammlung der „bäuerlichen Werkkultur“ als ein „Zeichen echter Liebe zum deutschen Volkstum“ bezeichnet. Vgl. Wörterbuch der deutschen Volkskunde, S. 346.

B. ‚Manche sind gleicher‘: Bildung als Hierarchisierungsinstrument

Ausgehend von den bisherigen Ergebnissen wird nun die Verteilung von Aufgaben und Funktionen innerhalb des Vereins untersucht. Dabei wird es einmal um die Besetzung der Leitungsgremien wie Vorstand, Ausschuß und Schriftführung gehen. Zum anderen ist von Relevanz, wer die Redaktion der Hessischen Blätter für Volkskunde übernahm und aus welchen Berufsgruppen sich die Autorinnen und Autoren der Zeitschrift zusammensetzten. In der Analyse wird folgenden Fragen nachgegangen. Erstens: Bestätigt sich die bisher festgestellte Dominanz der Trägergruppen des Vereins – Lehrer und Pfarrer – auch in den Leitungsgremien der Hessischen Vereinigung sowie in der Autorenschaft der Hessischen Blätter oder überwogen hier andere Berufsgruppen? Zweitens: Zeichnete sich der Verein durch eine hierarchische Struktur aus, die sich beispielsweise in einer Arbeitsteilung zwischen nichtakademischen und akademischen Berufsgruppen niederschlug? Drittens: Spiegeln sich in der internen Aufgabenverteilung der Hessischen Vereinigung auch Unterschiede zwischen den jeweils beteiligten Berufsgruppen wider, die mit deren unterschiedlichem beruflichem Status und Prestige in der wilhelminischen Gesellschaft korrelierten?

1. Die Mitglieder der Leitungsgremien

Über die Mitglieder des leitenden Ausschusses der Vereinigung wurde zum ersten Mal 1899 im ersten Heft der Blätter für hessische Volkskunde informiert. Im Anschluß an den Eingangsartikel heißt es: „Der geschäftsführende Ausschuß der Vereinigung besteht augenblicklich aus folgenden Herren: Professor Dr. Höhlbaum, dem Vorsitzenden des oberhessischen Geschichtsvereins, Geh. Hofrat Professor Dr. Behaghel, dem Leiter des Ausschusses, Provinzialdirektor v. Bechtold, Privatdozent Dr. J. Dieterich, Oberbürgermeister Gnauth, Hauptmann Kramer, Kreisschulinspektor Dr. Lucius, Langerichtsrat Möbius, Langerichtsrat Schäfer, Professor D. Stamm und Professor Dr. Strack.“⁹⁵ Der Ausschuß bestand zu diesem Zeitpunkt also aus elf Mitgliedern, und über die Hälfte davon waren zugleich Vorstandsmitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins.⁹⁶ Bis zur letzten Ausgabe der Blätter am 24.8.1901 wurde als einzige Veränderung im Ausschuß die Zuwahl von „Privatdozent Dr. Helm“⁹⁷ gemeldet. Daher ist anzunehmen, daß der Ausschuß der Vereinigung bis zur Gründung der

⁹⁵ [Adolf Strack:] Unsere Ziele, S. 2, Sp. 1.

⁹⁶ Vgl. Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. September 1896 bis Februar 1898, S. 213. Diese Vorstandsmitglieder des Oberhessischen Geschichtsvereins wurden ein Jahr später in der Hauptversammlung erneut bestätigt.

⁹⁷ Geschäftliches [der Vereinigung für hessische Volkskunde, 1899], S. 12, Sp. 2.

Hessischen Vereinigung aus den genannten zwölf Mitgliedern bestand. Die besonders erwähnten Funktionen und Aufgaben blieben ebenfalls konstant: Behaghel blieb weiterhin Leiter des Ausschusses und Strack Redakteur der Blätter. Helm war weiter für den Bezug der Blätter zuständig und hatte das Amt des Schriftführers inne. Der erste Ausschuß setzte sich also zur Hälfte aus Hochschullehrern und Privatdozenten zusammen, die an der Universität Gießen Germanistik oder Geschichte vertraten. Zur anderen Hälfte bestand er aus leitenden Regierungsbeamten der Provinz Oberhessen und örtlichen Honoratioren. Es war mithin ein Personenkreis, der damals üblicherweise das Mitgliederspektrum der Geschichts- und Altertumsvereine bestimmte.

Vergleicht man die personelle Besetzung dieses Ausschusses mit den im gleichen Zeitraum bekanntgegebenen Sammlern und ersten Mitgliedern der Vereinigung, so fällt auf, daß die Berufsgruppen Volksschullehrer und Pfarrer, die sich hier stark hervorgetan hatten, im Ausschuß nicht vertreten waren. Als weiteres Merkmal ist festzuhalten, daß drei Viertel der Ausschußmitglieder einen akademischen Titel hatte, was innerhalb der Gruppe der Sammler weitaus geringer der Fall war. Diese Merkmale sind jedoch vor dem Hintergrund, daß der Ausschuß kein von den Vereinsmitgliedern gewähltes, sondern ein vom Vorstand des Oberhessischen Geschichtsverein gebildetes Gremium war, wenig erstaunlich, da die Sammler als potentielle Mitglieder sowie die ersten eigenen Mitglieder der Vereinigung noch keinen Einfluß auf die Zusammensetzung dieses Gremiums hatten. Dieser Einfluß, so wäre zu vermuten, müßte sich aber in den Leitungsgremien der Hessischen Vereinigung bemerkbar machen, die von der ordentlichen Mitgliederversammlung gewählt wurden.

Die Hessische Vereinigung hatte in den ersten beiden Jahren ihres Bestehens einen Vorstand, der sich aus zehn gewählten Mitgliedern zusammensetzte und der das Recht hatte, weitere fünf Mitglieder hinzuzuwählen. Mit der Satzungsänderung vom 24.6.1903 wurde das Leitungsgremium der Hessischen Vereinigung neu organisiert. Nun bestand der Vorstand aus fünf gewählten Mitgliedern, und „als beratendes Organ neben dem Vorstand“ hatte sich ein Ausschuß konstituiert.⁹⁸ Der Ausschuß wurde zu einer Hälfte von der ordentlichen Mitgliederversammlung gewählt und zur anderen Hälfte vom Vorstand ernannt. Eine weitere Änderung betraf die Amtsperiode der Leitungsgremien. Diese wurden jetzt nicht mehr jährlich, sondern für drei Jahre von der ordentlichen Mitgliederversammlung gewählt. Das Modell der zwei Leitungsgremien wurde nach den Satzungen der Hessischen Vereinigung auch in den folgenden Jahren beibehalten. In den Sat-

⁹⁸ Vgl. Satzungsänderung vom 24.6.1903. Im neu eingeführten Paragraphen 28 in der Satzung der Hessischen Vereinigung wurde die Bestellung des Ausschusses geregelt. Es fehlen allerdings Angaben über die Anzahl der Ausschußmitglieder.

zungen von 1912 wurde der Vorstand um einen Archivar auf sechs Mitglieder erhöht und mit dem Recht ausgestattet, sich drei weitere Mitglieder hinzuzuwählen. Die Regeln über die Wahl des Ausschusses blieben unverändert.⁹⁹ Bis auf das Recht der Zuwahl weiterer drei Vorstandsmitglieder und der Ernennung der Hälfte der Ausschußmitglieder wurden die Leitungsgremien der Hessischen Vereinigung also von der ordentlichen Mitgliederversammlung gewählt. Sie hätten sich somit theoretisch per Wahl aus allen Berufsgruppen, die in der Hessischen Vereinigung vertreten waren, zusammensetzen können.

Betrachtet man die Zusammensetzung des Vorstandes im Vergleich zu den bisherigen Ergebnissen über die Mitgliederstruktur, so ist einmal festzustellen: Der Vorstand setzte sich im Untersuchungszeitraum zu 80% aus akademischen und zu 20% aus nichtakademischen Mitgliedern zusammen.¹⁰⁰ Während der durchschnittliche Akademikeranteil bei den Sammlern etwa 20% betrug¹⁰¹, drehte sich das Verhältnis zwischen den akademischen und nichtakademischen Berufsgruppen im Leitungsgremium um. Letztere hatten durchgängig das Amt des Rechners inne und kamen aus wirtschaftsbürgerlichen Kreisen. Hinzu kam ab 1911 ein Volksschullehrer, der das Schriftführeramt übernahm. Die Volksschullehrer, die neben Pfarrern zu den am stärksten umworbenen Mitgliedern zählten und die sich am häufigsten an den Sammlungen beteiligten, werden ansonsten nicht als Vorstandsmitglieder genannt. Im Gegensatz zu den Volksschullehrern waren jedoch die Pfarrer von Beginn an sowohl im Vorstand als auch im Ausschuß durch Pfarrer Otto Schulte vertreten, der sogar ab 1906 fünfzehn Jahre lang das Amt des ersten Vorsitzenden inne hatte. Alle anderen Vorstandsmitglieder waren entweder Hochschullehrer der germanischen oder klassischen Philologie oder hatten eine akademische Berufsausbildung wie Pfarrer, Gymnasiallehrer und Bibliothekare.

Ab 1912 wurde der Vorstand erweitert um den Archivar der Hessischen Vereinigung. Mit Berta Kalbhenn, der zu diesem Zeitpunkt die Archivarbeit oblag, kam dadurch die erste Frau in den Vorstand der Hessischen Vereinigung. Sie blieb im Untersuchungszeitraum jedoch das einzige weibliche Vorstandsmitglied.¹⁰² Georg Fabers Jubiläumsbericht von 1926

⁹⁹ Vgl. Satzungen der Hessischen Vereinigung vom 9.12.1912.

¹⁰⁰ Zur Besetzung des Vorstandes der Hessischen Vereinigung vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung] von 1902 bis 1918. Vgl. auch die Zusammenstellung des engeren Vorstandes von Georg Faber. Ders.: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 16-17.

¹⁰¹ Unter den Eingängen für das Archiv der Vereinigung wurden 10% und unter denjenigen für das Archiv der Hessischen Vereinigung 30% der Sammler mit akademischem Abschluß genannt. Von den abgeschlossenen Flurnamensammlungen wurden 14% der Einsendungen von Personen mit akademischer Ausbildung eingesendet.

¹⁰² Vgl. Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 17.

gibt lediglich Auskunft über Kalbhenns Familienstand, aber nicht über ihre Berufstätigkeit. Im Gegensatz zu den männlichen Vorstandsmitgliedern, die mit Berufsbezeichnung oder akademischem Titel angegeben sind, ist die Archivarin nur mit der weiblichen Anrede „Fräulein“ versehen.¹⁰³

Der Ausschuß der Hessischen Vereinigung setzte sich entsprechend dem Vorstand zu 85% aus akademischen und zu 15% aus nichtakademischen Mitgliedern zusammen. Die Anzahl der Ausschußmitglieder war von 14 bei seiner Gründung auf 25 im Jahre 1906 angestiegen. Angaben über eine anzahlmäßige Begrenzung der Ausschußmitglieder sind weder in den Satzungen noch in den Geschäftsberichten enthalten. Nach 1906 wurde der Ausschuß zwar weiter als Vereinsorgan in den Satzungen aufgeführt¹⁰⁴, seine Existenz oder Zusammensetzung wurde allerdings nach 1906 in der Vereinszeitschrift nicht mehr erwähnt. Es ist anzunehmen, daß der Ausschuß von der 1909 gegründeten Kommission für Flurnamensammlung abgelöst wurde.¹⁰⁵ Im Gegensatz zum Ausschuß war diese Kommission jedoch kein reines Organ der Hessischen Vereinigung mehr, sondern sie wurde von Vertretern der hessischen Geschichtsvereine und der Hessischen Vereinigung zur Organisation der geplanten Flurnamensammlung im Großherzogtum Hessen gewählt, wie es in den Geschäftlichen Mitteilungen hieß. Die Leitung des neuen Unternehmens sollte sich aus „Vertretern der Geschichtswissenschaft, Volkskunde und Germanistik zusammensetzen, die den drei Provinzen angehören“¹⁰⁶, wie der Jahresbericht weiter informierte. Die Sammlung der Flurnamen wurde zwar interdisziplinär durchgeführt, blieb aber weiterhin organisatorisch unter dem Dach des Volkskundevereins. Dies zeigte sich darin, daß die Kommission dazu verpflichtet war, ihren Tätigkeitsbericht jedes Jahr in dessen ordentlicher Mitgliederversammlung zu erstatten und daß die Berichte über die Entwicklung und die Ergebnisse der Flurnamensammlung in den Hessischen Blättern publiziert wurden. Dennoch war die Kommission für Flurnamensammlung, die sich ausschließlich aus akademischen Mitgliedern zusammensetzte, kein demokratisch gewähltes Organ der Hessischen Vereinigung, da die ordentliche Mitgliederversammlung der Hessischen Vereinigung keinen Einfluß auf deren Besetzung hatte.

¹⁰³ Meine Nachforschungen über das Beschäftigungsverhältnis von Berta Kalbhenn in der Universitätsbibliothek Gießen waren ohne Erfolg: Eine Archivarin namens Kalbhenn ist in den Personallisten der Universität Gießen nicht aufgeführt.

¹⁰⁴ Vgl. § 28 der Satzungen der Hessischen Vereinigung von 1912.

¹⁰⁵ Zur Kommissionsgründung vgl. Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung, 1910], S. 159-160.

¹⁰⁶ Ebd. S.160. Mit den drei Provinzen waren die drei politischen Provinzen des Großherzogtums Hessen – Oberhessen, Rheinhessen und Starkenburg – gemeint.

Zusammenfassend ist über die Besetzung der Leitungsgremien der Hessischen Vereinigung festzuhalten, daß sich in ihnen nicht das breite Mitgliederspektrum widerspiegelt, wie es von Strack anfangs propagiert wurde. Es sei hier daran erinnert, daß er ja von „allen hessischen Landsleuten“ gesprochen und – „hoch und niedrig, Beamte und Kaufleute, Gelehrte und Ungelehrte“¹⁰⁷ – zur Mitarbeit und zum Vereinsbeittritt eingeladen hatte. Vorstand und Ausschuß setzten sich allerdings nicht aus allen Bevölkerungskreisen zusammen. Vielmehr zeichnet sich eine Arbeitsteilung zwischen akademischen Mitgliedern einerseits, die leitende Funktionen und Aufgaben übernahmen, und nichtakademischen Mitgliedern andererseits, die sich überwiegend an den Sammlungen des Vereins beteiligten, ab. Diese Arbeitsteilung kann noch deutlicher anhand der Autorenschaft in der Vereinszeitschrift gezeigt werden.

2. Die Autoren der Hessischen Blätter für Volkskunde von 1902 bis 1918

Von 121 Aufsätzen, die von 1902 bis 1918 in den Hessischen Blättern für Volkskunde erschienen, wurden 84% von Akademikern und 2% von Studenten geschrieben. Von Volksschullehrern wurden fünf Aufsätze und von anderen nichtakademischen Berufen sieben veröffentlicht. Weitere fünf Publikationen kamen von Autoren ohne Angaben von Beruf oder akademischen Graden.¹⁰⁸ Dieses Autorenverhältnis traf auch in etwa bei den kleineren Abhandlungen der Zeitschrift, den sogenannten Kleineren Mitteilungen zu. Hier waren die Lehrer mit 8% von 136 Beiträgen nur geringfügig besser vertreten als bei den Aufsätzen.¹⁰⁹ Im umfangreichen Rezensionsteil der Zeitschrift wurden 92% der 387 Beiträge von Akademikern verfaßt. Neben der geringen Beteiligung von nichtakademischen Berufsgruppen an den Publikationen ist eine noch geringere Beteiligung von Frauen auffallend. Im Aufsatzteil der Hessischen Blätter für Volkskunde sind Frauen überhaupt nicht vertreten. Von den Kleineren Mitteilungen kamen zwei von einer Frau und von den Rezensionen wurden sechs von Frauen geschrieben.

Wie in den Leitungsgremien kehrte sich die Relation zwischen Akademikern und Nichtakademikern auch bei den Publikationen des Vereins gegenüber den Mitarbeitern bei den Sammlungen um. Waren es bei den Sammeleingängen überwiegend Volksschullehrer und andere nichtakade-

¹⁰⁷ [Adolf Strack]: Unsere Ziele, S. 2, Sp. 1.

¹⁰⁸ Vgl. Hessische Blätter von 1/1902 bis 17/1918. Die übrigen Autoren der Aufsätze in Prozent: 6% nichtakademische Berufe, 4% Volksschullehrer, 4% ohne Berufsangabe.

¹⁰⁹ Die Beiträge der Kleineren Mitteilungen wurden zu 80% von akademischen und zu 20% von nichtakademischen Mitgliedern verfaßt. Vgl. ebd.

mische Mitglieder, die als Sammler genannt wurden, so war die Vereinsleitung und die Zeitschrift eine Domäne der männlichen Mitglieder, die entweder eine akademische Berufsausbildung hatten, wie Gymnasiallehrer und Pfarrer, oder Hochschullehrer waren. Das in den Satzungen niedergelegte und in den Hessischen Blättern für Volkskunde dokumentierte Vereinsziel, ein Bild des Volkslebens zu erstellen, wurde somit in einem arbeitsteiligen Prozeß von unterschiedlich ausgebildeten Mitgliedern gewonnen. Die nicht uninteressante Frage, welchen Einfluß diese Arbeitsteilung – zumal man nicht ausschließlich von der Freiwilligkeit der Sammler ausgehen kann – auf die Forschungsergebnisse hatte, kann an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden.¹¹⁰

3. Merkmale der Vereinsstruktur und Motive der Mitglieder

Das Ergebnis, daß in einem wissenschaftlichen Verein die Vereinsleitung und die Zeitschrift in den Händen von Akademikern lag, ist freilich nicht ungewöhnlich. Desgleichen gilt für die Beobachtung, daß Hochschullehrer gemeinsam mit außeruniversitär tätigen Akademikern im Kaiserreich einen Verein gründeten mit dem Ziel, eine neue Wissenschaft zu fördern. Als sehr außergewöhnlich kann es allerdings angesehen werden, daß ein nicht-akademisches Publikum ausdrücklich zum Beitritt in einen wissenschaftlichen Verein und zur Mitarbeit aufgefordert wurde, das von wissenschaftlichen Kreisen in der wilhelminischen Gesellschaft normalerweise ausgeschlossen war. Wie revolutionär seinerzeit das Ansinnen der Volkskundler, nichtakademische Bevölkerung in ihre wissenschaftliche Arbeit integrieren zu wollen, auf wilhelminische Bildungsbürger gewirkt haben muß, wird in einer Darstellung von Friedrich Paulsen aus dem Jahre 1902 deutlich, in der er auf das Verhältnis zwischen akademisch gebildeten und nicht akademisch gebildeten Bevölkerungsgruppen eingeht. Über die eminente Bedeutung akademischer Bildung für die gesellschaftliche Verortung im wilhelminischen Kaiserreich schreibt Paulsen: „Die Gesamtheit der akademisch Gebildeten stellt in Deutschland eine Art geistiger Aristokratie dar.“ Diese Geistesaristokratie beschreibt er näher als „eine homogene gesellschaftliche Schicht“, die „sich eben auf Grund der akademischen Bildung als sozial Gleichstehende“ anerkenne. Und weiter teilt er mit: „Umgekehrt: wer keine akademische Bildung hat, dem fehlt in Deutschland etwas, wofür

¹¹⁰ Sie würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Zu fragen wäre z.B. wie motiviert Mitglieder sind, die auf Empfehlung ihrer Vorgesetzten einem Verein beitreten, ist nur eine der sich in diesem Zusammenhang aufdrängenden Fragen. Zu fragen wäre nicht zuletzt, welchen Einfluß die so angeworbenen Mitglieder auf die Materialerhebung und somit auf die Qualität des Sammelmaterials hatten, das ja Grundlage der wissenschaftlichen Arbeit in der Volkskunde sein sollte.

Reichtum und vornehme Geburt nicht vollen Ersatz bieten. Dem Kaufmann, dem Banquier, dem reichen Fabrikanten oder auch dem Großgrundbesitzer, er mag in anderer Hinsicht noch so überlegen darstehen, wird gelegentlich der Mangel akademischer Bildung empfindlich.“¹¹¹ Nicht zuletzt durch Paulsens Hinweis auf das Besitzbürgertum wird deutlich: wer im Kaiserreich zur sogenannten guten Gesellschaft gehören und vor allem auch von dieser akzeptiert werden wollte, für den war akademische Bildung unabdingbare Voraussetzung. „Und die Folge ist“, so resümiert Paulsen weiter, „dass die Erwerbung der akademischen Bildung zu einer Art gesellschaftlicher Notwendigkeit bei uns geworden ist, mindestens die Erwerbung des Abiturzeugnisses, als des potentiellen akademischen Bürgerrechts.“¹¹² Nach Aussagen des liberalen Bildungshistorikers Paulsen, war akademische Bildung oder zumindest das Abitur das gesellschaftliche Unterscheidungsmerkmal im Kaiserreich schlechthin. Auf die Bedeutung dieser bildungsbedingten gesellschaftlichen Dichotomie im Institutionalisierungsprozeß der wissenschaftlichen Volkskunde werde zurückkommen.

Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß höhere oder akademische Bildung das gravierendste gesellschaftliche Distinktionsmittel im Kaiserreich war, wies sich die Hessische Vereinigung mit ihrem postulierten Anspruch, alle Bevölkerungskreise ungeachtet ihrer Bildung am Aufbau einer neuen Wissenschaft beteiligen zu wollen, nicht als exklusive ‚gute Gesellschaft‘¹¹³ aus. Der wissenschaftliche Verein, zu dessen Zielen die Förderung der volkskundlichen Forschung zählte, gerierte sich zumindest in der Öffentlichkeit mit seinem breiten Mitgliederspektrum nicht ausschließlich als akademischer Zusammenschluß. Er vereinte sowohl personell als auch inhaltlich Bereiche, die vielen akademischen Zeitgenossen mit dem Anspruch strenger Wissenschaft nicht vereinbar scheinen mochten. Der wissenschaftliche Verein Hessische Vereinigung für Volkskunde machte im wahrsten Sinne des Wortes Wissenschaft populär, indem der zu erforschende populus zur Mitarbeit bei der Erforschung seiner selbst aufgerufen wurde. Darin ist ein bedeutsamer Unterschied zur Exklusivitätsattitüde der Geschichtsvereine zu konstatieren.

In der vereinsinternen Aufgabenverteilung kam jedoch auch in der Hessischen Vereinigung das gesellschaftliche Unterscheidungsmerkmal Bildung zum Ausdruck. So waren nichtakademische Mitglieder weitgehend sowohl bei Führungsaufgaben als auch in der Publikationstätigkeit kaum oder gar nicht präsent. Daß sich die nichtakademischen Mitglieder, zu denen in erster Linie die Volksschullehrer zählten, trotz der beobachteten

¹¹¹ Friedrich Paulsen: Die deutschen Universitäten, S. 149-150.

¹¹² Ebd. S. 150.

¹¹³ Vgl. Norbert Elias: Studien über die Deutschen.

hierarchischen Zurücksetzung dennoch kontinuierlich in der wissenschaftlichen Volkskunde engagierten, hat möglicherweise folgende Gründe. Wie gezeigt, stieg seit Beginn des Kaiserreiches der wissenschaftliche Anspruch der Geschichtsvereine im Zuge der Professionalisierung der landes- und regionalgeschichtlichen Forschung. Diese Entwicklung hatte zur Folge, daß Volksschullehrer und Landpfarrer zunehmend als Laien diffamiert und aus der aktiven Vereinsarbeit verdrängt wurden. In der Volkskunde hingegen wurden diese Berufsgruppen sowie andere Laien ungeachtet ihrer akademischen Ausbildung explizit zur Mitarbeit aufgerufen. Vor allem für die nichtakademischen Volksschullehrer konnte eine Mitarbeit in der Volkskunde als attraktiv erscheinen, da dies für sie eine Teilhabe an der akademischen respektive wissenschaftlichen Welt bedeutete, von der sie in der Regel ausgeschlossen waren. In den Volkskundevereinen hingegen war ihre Mitarbeit als Sammler nicht nur sehr geschätzt, sondern sie wurde sogar als wissenschaftliche aufgewertet. Hatte doch Dieterich in seinem Grundsatzreferat festgestellt, man solle die „vorbereitende Tätigkeit des Sammelns nicht gering schätzen“, und dazu weiter mitgeteilt: „Es ist auch eine wissenschaftliche Tätigkeit, und wie oft ist ein ganzes der Wissenschaft gewidmetes Leben nichts anderes als ein vorbereitendes Sammeln und ihm wird doch sein Lohn im Danke der Nachfolger nicht vorenthalten.“¹¹⁴ Mit der Aufwertung des Sammelns zur wissenschaftlichen Tätigkeit werden auch die sammelnden Laien aufgewertet. Durch ihr Sammeln – so wird suggeriert – können auch sie ihr Leben der Wissenschaft widmen und am Aufbau der Wissenschaft Volkskunde teilhaben. Letztlich wird in Aussicht gestellt, durch Volkskunde das „akademische Bürgerrecht“, von dem Paulsen sprach, auch ohne Abiturzeugnis erlangen zu können.

Aus entsprechenden Äußerungen in den eigenen Reihen läßt sich auch entnehmen, daß die eröffnete Möglichkeit zur Teilhabe an der wissenschaftlichen Welt ein motivationaler Hintergrund der Volksschullehrer war. Zudem wurde innerhalb der organisierten Volksschullehrerschaft bereits Jahre vor Paulsens Feststellung die bildungsbedingte gesellschaftliche Hierarchie und die damit einhergehende Geringschätzung der Volksschullehrer thematisiert und vehement kritisiert.¹¹⁵ So prangerte beispielsweise 1891 der hessische Schulinspektor Wilhelm Scherer den bildungsbedingten „Kastengeist und Klassenhaß“¹¹⁶ an und sprach ein Jahr später von einer „Zersplitterung“ der Lehrerschaft, die „nur aus unverbundenen Gliedern,

¹¹⁴ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 193.

¹¹⁵ So sah Wilhelm Meyer-Markau darin einen Grund für das ansteigende Organisationsverhalten der Volksschullehrer. Vgl. Wilhelm Meyer-Markau: Was uns eint, S. 17-32; ders.: Das entschleierte Bild des Volksschullehrers, S. 194.

¹¹⁶ Wilhelm Scherer: Welche Anforderungen stellt unsere Zeit, S. 38.

die sich hochmütig von einander absperren“¹¹⁷, bestehe. Ungeachtet dieser Distanzierungen wurde allerdings in den überregionalen Organisationen der Lehrer zugleich für eine Mitarbeit in der Volkskunde plädiert. So empfahl Albert Richter den Lehrern in seinem Vortrag „Volkstum und Volksschule“ auf der „Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung“ 1889, sich für die Förderung der Volkskunde einzusetzen. Er forderte darin bereits ein Jahr vor Gründung des ersten Volkskundevereins in Berlin, jeder Lehrer müsse ein „Forscher in Dingen der Heimatkunde sein“. Als Vorbild bezeichnete er in seinem Vortrag, in dem er sich auf Wilhelm Heinrich Riehl bezog, die Volkskunde in Bayern und stellte dazu fest: „Ähnliches gilt es in anderen deutschen Landschaften noch zu schaffen; das wäre eine dankbare Aufgabe für fleißige und für ihr Volkstum begeisterte Lehrer.“¹¹⁸ In Carl Rademachers Vortrag „Lehrerschaft und Volkskunde“, den er 1893 auf dem „Rheinischen Lehrertag“ hielt, kam noch deutlicher zum Ausdruck, daß den Volksschullehrern durch ihr Engagement für Volkskunde die Teilhabe an der Wissenschaft eröffnet werde. Nachdem er hier eingangs den Lehrern die Mitarbeit in der Volkskunde nahelegt, merkt er an, „wenn mir dies nur in etwa gelänge, würden Sie durch Ihre Bestrebungen auf diesem Gebiete sich sowohl sehr befriedigt fühlen, als Sie auch der Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben mit Recht beanspruchen dürften“¹¹⁹. Und dieses „Recht“ wurde ihnen von volkskundlicher Seite, wie oben am Beispiel von Dieterich gezeigt, durch ihre Sammeltätigkeit in Aussicht gestellt.

In den Vorträgen zu den Lehrertagungen wird zudem als weiterer Anreiz der Nutzen betont, den Volksschullehrer aus der Mitarbeit in der Volkskunde ziehen könnten. So wird unter anderem vermittelt, mit Volkskunde könne der Unterricht attraktiver werden. Der „Geist tödlicher Langeweile“ – so Richter – müsse „Platz machen dem Geiste frischer, lebendiger Volkstümlichkeit, der den Beziehungen zwischen dem Unterrichtsstof-

¹¹⁷ Wilhelm Scherer: Die allgemeine Volksschule in Rücksicht, S. 114.

¹¹⁸ Albert Richter: Volkstum und Volksschule, S. 13. Aufschlußreich ist Richters Vorwort zum Vortrag. Darin teilt er mit, er habe diesen Vortrag bereits 1868 auf der Lehrerversammlung in Kassel halten wollen, er sei aber damals von der Versammlung abgelehnt worden. Als Erklärung dafür, daß man den Vortrag nach 20 Jahren angenommen habe, gibt er die politische Entwicklung nach der Reichsgründung an: „Auf das Zeitalter weltbürgerlicher Gesinnung und Gesittung ist ein Zeitalter nationaler Bestrebungen gefolgt, an die Stelle der Mißachtung volkstümlicher Überlieferung ist begeisterte Pflege derselben und treue Arbeit an einer Wissenschaft von deutscher Volkskunde getreten.“ Ebd. Richters Äußerungen sind ein Hinweis dafür, daß innerhalb der Lehrerschaft bereits vor der Reichsgründung und 20 Jahre vor Gründung des ersten Volkskundevereins Interesse an Volkskunde geäußert wurde. Welche Bedeutung die von ihm angesprochene „weltbürgerliche Gesinnung“ im neuhumanistischen Kontext hatte, wird im Laufe der Arbeit noch ausführlich besprochen.

¹¹⁹ Carl Rademacher: Lehrerschaft und Volkskunde, S. 1.

fe und dem Denken und Empfinden des Volkes nachgeht“¹²⁰. In Richters Äußerung scheint sich die Vermutung über die Ursachen der oben festgestellten hohen Beteiligung der Seminaristen und der Schüler an den Fragebogenaktionen der Volkskunde zu bestätigen. Volkskunde bot den Lehrern die Möglichkeit, ihren Unterricht lebendiger insofern attraktiver zu gestalten. Der Erfolg lag vermutlich nicht zuletzt auch darin, daß die Kinder und Jugendlichen hierbei aktiv mitarbeiten und ihre Lebenswelt im Unterricht einbringen konnten. Dieser pädagogische Aspekt war in dem damals, vor allem im niederen Schulwesen vorherrschenden, autoritären ‚Paukunterricht‘ alles andere als üblich.

Den Volksschullehrern wird jedoch noch ein weiterer Vorteil in Aussicht gestellt. Durch den Dienst an der Wissenschaft Volkskunde wird ihnen auch die Aufwertung des Volksschullehrerstandes zugesichert. Dies deutet sich in Rademachers Schlußplädoyer an: „Vergessen Sie die Volkskunde nicht, das wird jedem persönlich und unserem ganzen Stande zur besonderen Ehre gereichen.“¹²¹ Nicht nur der prognostizierte Prestigege-
winn sollte die Lehrer für Volkskunde einnehmen. Interessant sind auch Rademachers Hinweise auf den Lustgewinn, den die Lehrer aus der Beschäftigung mit Volkskunde ziehen könnten. Indem sie „der Wissenschaft einen Dienst erweisen“, würden sie zugleich „manche frohe und heitere Stunde geniessen“ können und nicht zuletzt „die Liebe zum Volke in sich erstehen sehen“¹²². Die Botschaft, die hier vor über hundert Jahren via Volkskunde vermittelt wird, hört sich an wie eine Botschaft der hedonistischen Werbung in der sogenannten Spaßgesellschaft der 1980er Jahre: Die Wissenschaft Volkskunde bringe nicht nur Spaß und Genuß, sondern auch Prestigege-
winn. Der Frage, warum diese Botschaften nicht nur bei den Volksschullehrern, sondern in der Lehrerschaft insgesamt fruchteten, gilt es im Zusammenhang zwischen der Volkskundegenese und der bildungsgeschichtlichen Entwicklung noch weiter nachzugehen.

Die Motive der evangelischen Landpfarrer, sich an der Volkskunde zu beteiligen, waren vermutlich ähnlich gelagert wie die der Volksschullehrer. An dieser Stelle sollen dazu jedoch nur kurz einige Überlegungen als Vergleich zu den Volksschullehrern angeführt werden, da die Motive der Theologen noch in einem anderen Zusammenhang zu diskutieren sind. Die evangelischen Pfarrer waren zwar im Gegensatz zu den Lehrern aufgrund ihrer Ausbildung nicht aus der wissenschaftlichen Welt ausgeschlossen. Hatten sie doch Abitur und ein Theologiestudium an einer Universität absolviert. In einem Dorf allerdings – zumal wenn es abgelegen war – waren

¹²⁰ Albert Richter: Volkstum und Volksschule, S. 8.

¹²¹ Carl Rademacher: Lehrerschaft und Volkskunde, S. 16.

¹²² Ebd. S. 9.

sie oft die einzigen Akademiker. Die direkte Kommunikation mit anderen Pfarrern oder akademischen Bevölkerungsgruppen war insbesondere in ländlichen Gebieten oft eingeschränkt. Noch fehlten hier während des Kaiserreiches Telefon, öffentliche Verkehrsmittel oder Autos. Weitab von ihrem akademischen Herkunftsmilieu erlebten nicht wenige junge Theologen in den Landgemeinden einen Praxisschock. Dieser Praxisschock hatte unterschiedliche Gründe: Sie wurden erstens mit ländlicher Lebensweise konfrontiert, die ihnen oft fremd war, insbesondere dann, wenn sie aus einer Stadt respektive anderen Gegend stammten.¹²³ Zweitens machten viele Pfarrer die Erfahrung, daß sie in ihren Predigten entweder die Landbevölkerung nicht erreichten, weil sie nicht verstanden wurden, oder daß sie sogar von ihr nicht akzeptiert wurden. Diese Entfremdungserfahrungen resultierten unter anderem aus einer wenig praxisnahen Ausbildung sowie aus soziokulturellen Unterschieden, mit denen sie in den Landgemeinden konfrontiert wurden.¹²⁴ Des weiteren bekamen die Pfarrer im Zuge der Modernisierung und Säkularisierung auch in der Landbevölkerung einen steigenden Autoritätsverlust zu spüren. Diese Problematik findet auf theologischer Seite vielfältigen Ausdruck in der Monatsschrift für die kirchliche Praxis. In der Zeitschrift für praktische Theologie, die ab 1901 in neuer Folge erschien, werden vor allem unter der Rubrik „Zur kirchlichen Volkskunde“ die Probleme der Landpfarrer thematisiert.¹²⁵

Wie die Lehrer scheinen auch die Pfarrer ihre volkskundlichen Interessen mit beruflichen Anliegen verknüpft zu haben. Dies wird nicht nur in den Beiträgen der theologischen Zeitschrift deutlich. Einer ihrer Herausgeber, der Gießener Theologieprofessor Paul Drews, legte diesen Zusammenhang von beruflichen und volkskundlichen Interessen auch in den Hessischen Blättern dar. In seinem Aufsatz „Religiöse Volkskunde“ stellte er zum Schluß fest: „Ich gestehe es offen, nicht nur um bloß zu wissen, wie’s um des Volkes Innenleben steht, treibe ich Volkskunde, sondern im Dien-

¹²³ Dies wird beispielsweise bei dem langjährigen Vorsitzenden der Hessischen Vereinigung, Pfarrer Otto Schulte, ins Positive gewendet. In einer Laudatio anlässlich seines 70. Geburtstages stellte Faber fest: „Der Umstand, daß Schulte nicht Hesse ist, ließ ihn vieles in unserem Volksleben sehen, was den geborenen Hessen nicht ohne weiteres auffällt.“ Georg Faber: Otto Schulte, S. I. Schulte war gebürtiger Rheinländer. Vgl. auch Hugo Hepding: [Nachruf auf] Otto Schulte, S. 110-112.

¹²⁴ Übrigens stellte Wilhelm Heinrich Riehl bereits 1851 fest, daß vor allem die evangelischen Pfarrer und weniger die katholischen Geistlichen Entfremdungsprobleme hätten. Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Hg. von Peter Steinbach, S. 87. Eine vergleichende Untersuchung über die Beteiligung evangelischer und katholischer Pfarrer an der Volkskunde wäre hier sicher aufschlußreich. Zur fachgechichtlichen Diskussion zum Thema Fremdheit vgl. Greverus, Ina-Maria/Köstlin, Konrad/Schilling, Heinz (Hg.): Kulturkontak Kulturkonflikt.

¹²⁵ Vgl. dazu Angela Treiber: Volkskunde und evangelische Theologie.

ste meines Faches, meines Berufes.“¹²⁶ Daß die Motive der Landpfarrer, sich der Volkskunde zu widmen, aus deren alltäglichen Erfahrungen und Problemen resultierten, wird am deutlichsten vom langjährigen Vorsitzenden der Hessischen Vereinigung, Pfarrer Otto Schulte, zum Ausdruck gebracht. In einem Aufsatz stellte er folgende aufschlußreiche Erklärung voran: „Es sei mir gestattet, gewissermaßen als Einleitung, zu erzählen, wie ich dazu kam, mich mit religiöser Volkskunde zu beschäftigen.“¹²⁷ Anschließend fährt er mit der Beschreibung seines ersten Einsatzortes als Pfarrer fort: „Ein einsames Dorf, Engelrod, weitab von jedem Verkehre gelegen, war die erste Stätte meiner geistlichen Wirksamkeit. Nach den nächstgelegenen Eisenbahnstationen Lauterbach und Mücke hatte man 3, bzw. 4 Stunden zu gehen. Wohl ging durch das Dorf die Staatsstraße Schotten-Lauterbach, aber eine belebte Verkehrsstraße war sie nicht. Es war so recht ein Platz, wo ‚die Welt mit Brettern zugeschlossen‘ war.“¹²⁸ Aus dieser Beschreibung kann man unschwer die Kehrseite der ländlichen Idylle heraushören und sie unterstützt auch fachgeschichtliche Erklärungen nicht, die überwiegend in Modernisierungsängsten, Stadtflucht und agrarromantischen Sehnsüchten die maßgeblichen Ursachen für die Hinwendung zur Volkskultur sehen. Vielmehr deutet Schultes Schilderung auf Wünsche hin, dem einsamen Dorf im Vogelsberg, dem sogenannten Hessisch Sibirien, zu entfliehen. Der junge Pfarrer, der von „Jugend auf in der Stadt aufgewachsen“ war, mußte mit einem Dorf zurecht kommen, in dem – so Schulte – „die Wellen der großen geistigen Strömungen, die unser Volk bewegten, nicht“ schlugen. Und er wird damit konfrontiert, daß er die „Anschauungen vom Lande, die auch wohl die meisten Städter haben“¹²⁹, revidieren mußte.

Auf entsprechend leidvolle Erfahrungen deutet auch sein Vortrag über den Nutzen der religiösen Volkskunde für die Seelsorge in einer „Provinzialconferenz der Geistlichen Oberhessens“ hin. Mit seinen Ausführungen wollte er „besonders die jungen Amtsbrüder schützen vor ähnlichen Gedanken, Sorgen und Vorwürfen, wie wir sie einst durchlebt haben, als wir unser Amt auf dem Lande antraten“¹³⁰. Die hier angedeuteten Probleme resultierten offensichtlich vor allem aus der veränderten beruflichen Situation der Geistlichen. Pfarrer Schulte weist darauf hin, wenn er feststellt, es „wechselt der heutige Dorfpfarrer im Allgemeinen seine Stelle weit häufi-

¹²⁶ Paul Drews: Religiöse Volkskunde, S. 29. Ein Jahr zuvor wies Drews bereits auf den Nutzen der religiösen Volkskunde für die Theologenausbildung hin. Vgl. ders.: „Religiöse Volkskunde“, eine Aufgabe der praktischen Theologie.

¹²⁷ Otto Schulte: Worin erkennt der Bauer, S. 1.

¹²⁸ Ebd. S. 1.

¹²⁹ Ebd. S. 2.

¹³⁰ Otto Schulte: Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, S. 139.

ger, denn früher; und eben deshalb hat er nicht die Musse, so mit der Gedankenwelt des Bauern eines Landstriches bekannt zu werden, wie der Pfarrer der alten Zeit, der womöglich sein ganzes Lebens auf derselben Stelle blieb und seine Gemeinde in- und auswendig, wie man sagt, kennen lernte“¹³¹. Neben höheren Anforderungen an die Mobilität nennt er als weitere Veränderung, daß „die Autorität des Amtes im Schwinden“ sei. Er vergleicht die „Autorität eines Pfarrers im oberen Vogelsberg“ mit der Autorität, die ein Pfarrer in den „an der Bahn gelegenen Dörfern der Wetterau genießt“ und stellt dazu fest: „Da oben im Gebirg ist er noch so etwas, wie ein kleiner König, dessen Willen und Wort respektiert wird. In der Wetterau in den bezeichneten Teilen, wer fragt da viel nach dem Pfarrer?“¹³² „Aber auch im Gebirg“ ist nicht mehr alles beim Alten, wie Pfarrer Schulte weiß, auch hier „wankt die Autorität des Amtes“. Aufschlußreich ist seine Erklärung: „Die Demokratisierung des Bauersmannes hat begonnen. Wir können sie nicht aufhalten in einer Zeit, in der allenthalben das Lesebedürfnis wächst, Blätter, Zeitungen, Bücher jeder Art unsern Gemeindemitgliedern vor die Augen kommen, Menschen jeder Art den Verkehr ihnen in Dorf und Haus bringt.“¹³³ Auf Pfarrer Schultes Diagnose wird zurückzukommen sein, da sie nicht nur auf theologische, sondern auch auf soziokulturelle Probleme verweist, mit der vor allem die ‚alte‘ Bildungselite im Kaiserreich konfrontiert wurde. Diese komplexe Problematik ist im Zusammenhang der bildungsbedingten gesellschaftlichen Dichotomie zu sehen, die sich in der weiteren Analyse noch als sehr gravierend herausstellen wird. Darin lag – so die These – eine der Hauptursachen für die bildungsbürgerliche Hinwendung zur Volkskultur. An dieser Stelle kann zunächst resümiert werden: Letztlich bot die Mitgliedschaft in der Hessischen Vereinigung auch den Landpfarrern in abgelegenen Provinzen Gelegenheit an der bildungsbürgerlichen und akademischen Welt zu partizipieren (was ihnen in abgelegenen Provinzen nicht möglich war). Die Veranstaltungen des Volkskundevereins bot ihnen Möglichkeiten, sich mit anderen Theologen und Akademikern sowohl über berufspraktische Probleme als auch über volkskundliche Fragen auszutauschen.

Abschließend sind einige Merkmale der Mitgliederstruktur, die für die weitere Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde von Bedeutung sind, festzuhalten. Indem die Volkskunde ausdrücklich Laien in ihre wissenschaftliche Arbeit integrierte, riskierte sie in nicht geringem Maße, sich den damals weitverbreiteten Dilettantismusvorwurf einzuhandeln. Dies war nicht nur eine anhaltend schwere Bürde für die Etablierung der Volkskunde

¹³¹ Ebd. S. 138.

¹³² Ebd. S. 140.

¹³³ Ebd.

als wissenschaftliche Disziplin an den Hochschulen. Die Integration von Laien ging auch zu Lasten der Professionalität, wird doch gerade die klare Unterscheidung zwischen Laien und Fachleuten als entscheidendes Kriterium geglückter Professionalisierung angesehen.¹³⁴ Da sich die treibenden Kräfte der Hessischen Vereinigung jedoch über die klare Trennung zwischen Laien und Wissenschaftlern hinwegsetzten, stellt sich die Frage, ob es tatsächlich ihre Absicht war, Volkskunde als eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin, insofern auch eine Berufsgruppe Volkskundler zu etablieren. Vor allem ist es nicht unerheblich für die Akzeptanz und Anerkennung einer neuen Fachrichtung im Wissenschaftsbetrieb, wer diese vertritt. Anders gesagt, es wird leichter sein eine neue Disziplin zu etablieren, wenn diese von etablierten und anerkannten Fachvertretern oder einflußreichen Hochschullehrern unterstützt und gefördert wird. Im folgenden Kapitel werde ich daher der Frage nachgehen, welche Fachvertreter Volkskunde an der Gießener Hochschule förderten und welche nicht. Von erheblicher Bedeutung werden dabei nicht nur Fragen zum jeweiligen Status der ersten Volkskundler im Wissenschaftsbetrieb, sondern nicht zuletzt auch nach deren unterschiedlichen fachlichen und disziplinären Wurzeln, demzufolge auch deren wissenschaftliche Herkunftsmilieus sein.

¹³⁴ Vgl. dazu Werner Conze/Jürgen Kocka: Einleitung.

IV. Philologien als fachliche und disziplinäre Wurzeln im Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde

Der Beginn wissenschaftlicher Volkskunde wird gemeinhin in der nationalen Philologie gesehen. So gilt auch die Deutsche Philologie respektive Germanistik in der volkskundlichen Fachgeschichtsschreibung als sogenannte Herkunfts- oder Mutterdisziplin institutionalisierter Volkskunde. Die „Volkskunde als Universitätsdisziplin (ist) ein Kind der Germanistik, das heißt der philologischen Deutschtumswissenschaft“¹, erklärte beispielsweise Wolfgang Brückner die Entwicklung der Disziplin in einer fachgeschichtlichen „Annäherung für Franzosen“. Diese Abstammung wird meist, in der Familienterminologie bleibend, auf die gemeinsamen ‚Stammväter‘ der beiden Fächer, Jacob und Wilhelm Grimm, zurückgeführt. Hermann Bausinger sieht die Werke von Jacob Grimm als richtungsweisend in der Entwicklungsgeschichte wissenschaftlicher Volkskunde an. Dazu stellt er fest, „wenn später Volkskunde im Verbundsystem mit Germanistik auftaucht oder als ‚Deutschkunde‘ verstanden wird, dann nicht nur unter nationalen Prämissen, sondern auch auf Grund der hier angelegten Gravitation zum Philologischen“². Wenn man für die volkskundliche Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert eine enge Verbindung zwischen Volkskunde und Philologie als maßgeblich ansieht, dann müßte sich dieses Determinationsverhältnis auch als konstitutiver Faktor in der Entwicklung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde insofern im Institutionalisierungsprozeß des Faches feststellen lassen.

Mit der Verwendung des Wortes Philologien in der Überschrift dieses Kapitels soll jedoch eine differenziertere Sicht auf die Beziehung zwischen Volkskunde und Philologie angezeigt werden. Zum einen engagierten sich weder in der Hessischen Vereinigung noch in der Volkskunde allgemein ausschließlich Germanisten, sondern auch andere Philologen. Vor allem aber spielte die Klassische Philologie, auch Altphilologie genannt, eine maßgebliche Rolle, deren Einfluß auf die ersten Konzepte wissenschaftli-

¹ Wolfgang Brückner: Geschichte der Volkskunde, S. 106.

² Hermann Bausinger: Volkskunde, S. 41. Bausinger verweist hier auch darauf, „warum Grimms Werk in einer Geschichte der Volkskunde an zentrale Stelle gerückt werden muß“. Ebd. S. 42.

cher Volkskunde nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Zum anderen sind in diesem Zeitraum unterschiedliche Strömungen innerhalb der Germanistik zu beachten, die in der Institutionalisierungsphase wissenschaftlicher Volkskunde ebenfalls einflußreich waren. Und nicht zuletzt ist im Hinblick auf die Anerkennung und Akzeptanz der Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin der unterschiedliche Status der Philologen zu berücksichtigen. Es ist zu differenzieren, ob Philologen im Hochschuldienst, am Gymnasium oder an anderen Institutionen tätig waren, die die Volkskunde an der Hochschule vertraten. Wie sah nun die Beziehung zwischen den Philologen und der Volkskunde an der Gießener Hochschule aus? Welche Stellung nahm Volkskunde in ihrem Lehrangebot ein? Wie wurde Volkskunde als neues Forschungsfeld innerhalb der jeweiligen Philologie und wie wurde sie innerhalb des Wissenschaftsbetriebes bewertet? Diesen Fragen wird in den folgenden drei Abschnitten nachgegangen. Abschnitt A analysiert die Beziehung zwischen Germanistik und Volkskunde. Im Abschnitt B wird der Einfluß der Klassischen Philologie in der Volkskunde behandelt. Der dritte Abschnitt C beschäftigt sich mit der wechselseitigen Beziehung von Philologie, Volkskunde und Religionswissenschaft.

A. Germanistik als Wurzel der Volkskunde

1. Zum unterschiedlichen Status und fachlichen Herkunftsmilieu der Germanisten in der Hessischen Vereinigung für Volkskunde

Wie bereits im Kapitel über die Gründungsgeschichte ausgeführt, war es der seinerzeit renommierte Germanist Otto Behaghel, auf dessen Initiative hin 1897 die Sektion für hessische Volkskunde innerhalb des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen entstand. Der Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur übernahm die Leitung der volkskundlichen Abteilung und entwickelte einen Fragebogen zur hessischen Volkskunde. Damit wurde die erste organisatorische Basis für wissenschaftliche Volkskunde in Hessen von einem Germanisten geschaffen. Soweit findet sich die eingangs erwähnte fachgeschichtliche Annahme von der engen Verbindung zwischen Germanistik und Volkskunde zunächst auch in Hessen bestätigt. Allerdings konnte auch gezeigt werden, daß sich der Germanist an der Entwicklung der Hessischen Vereinigung zum eigenständigen Verein nicht mehr beteiligte und sich nach dem Gründungsprozeß sogar vom aktiven Vereinsgeschehen jahrelang zurückzog. Behaghel war sicherlich eine wichtige Initialperson und ein Mentor in der ersten Organisationsphase der Hessischen Volkskunde im Kaiserreich. Jedoch darf der Einfluß des Hochschulgermanisten weder auf die Entwicklung der Hessischen Vereinigung noch auf die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde insgesamt zu

hoch bewertet werden, obgleich durch die Versendung des von ihm bearbeiteten ersten Fragebogens zur hessischen Volkskunde auch seine Vorstellungen über Volkskunde anfangs in das Vereinsprogramm eingingen³. Aber in den volkskundlichen Vereinsorganen trat Behaghel selbst weder als Autor noch als Schriftleiter in nennenswertem Umfang in Erscheinung. Die Redaktion der Vereinszeitschriften lag von Beginn an in den Händen von Adolf Strack, der auch die weitere Modifizierung des Behaghelschen Fragebogens übernahm. In der ersten Ausgabe der Blätter für hessische Volkskunde, die die Sektion ab 1899 herausgab, schrieb Behaghel lediglich eine kurze Notiz unter der Rubrik „Kleinere Mitteilungen und Umfragen“⁴. Er äußerte sich auch nur noch einmal schriftlich zu seinem Fragebogen, jedoch nicht in den Blättern der volkskundlichen Abteilung, sondern im Vereinsorgan des Oberhessischen Geschichtsvereins. Obwohl im gleichen Jahr bereits die Blätter für hessische Volkskunde erschienen waren, wählte der Leiter der volkskundlichen Abteilung die Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, um einen vorbildlich beantworteten Fragebogen seines Studenten Hugo Hepding vorzustellen, mit der Absicht, „den Vereinsgenossen eine Anschauung von der Art unserer Arbeit zu gewähren“⁵. Offensichtlich gab es im Geschichtsverein hinsichtlich der Arbeit in der volkskundlichen Abteilung Erklärungsbedarf. Und es scheint Behaghel wichtiger gewesen zu sein, diesen zu decken, als potentielle Sammler über die vorbildliche Beantwortung des Fragebogens zu informieren. Denn die Sammler waren – wie oben gezeigt – weitgehend nur Mitglieder der volkskundlichen Abteilung und nicht des Geschichtsvereins und somit auch nicht die Bezieher der Mitteilungen. Wenn Behaghel mit seinem Kommentar die Sammler hätte erreichen wollen, wäre es freilich sinnvoller gewesen, den vorbildlich beantworteten Fragebogen in den Blättern für hessische Volkskunde, deren Bezieher die Mitglieder der volkskundlichen Abteilung waren und die das Gros der Sammler ausmachten, zu veröffentlichen. Im ersten eigenen Organ der Gießener Volkskunde hatte jedoch Adolf Strack die Anleitung zum effektiveren Sammeln nach dem Behaghelschen Fragebogen übernommen und nicht Behaghel selbst. Die Überlassung oder Delegation dieser Aufgabe wie auch die der Schriftleitung an Strack deutet auf die vermutete Mentorenschaft Behaghels hin. Es könnte auch ein Zeichen dafür sein, daß sich der Hochschulgermanist bereits zu diesem Zeitpunkt

³ Beispielsweise wurde das eingegangene Sammelmaterial aufgrund des von ihm gestalteten Fragebogens für erste Aufsätze in der Vereinszeitschrift ausgewertet. Darauf verweisen beispielsweise Horn und Strack. Vgl. Wilhelm Horn: Die Natur im Glauben, S. 8; Adolf Strack: Hessische Vierzeiler, S. 30.

⁴ Vgl. Otto Behaghel: „Gewitteraberglaube“.

⁵ Vgl. Otto Behaghel: Vorbemerkung, S. 225.

schon von der Arbeit in der volkskundlichen Abteilung distanzierte und nicht erst in der Gründungsphase der Hessischen Vereinigung.

Auffallender ist aber vor allem seine inhaltliche respektive publizistische Zurückhaltung. Behaghel veröffentlichte auf volkskundlichem Gebiet ausgesprochen wenig und äußerte sich auch nie zu Grundsatzfragen volkskundlicher Forschung⁶. Erst einige Jahre nach Gründung der Hessischen Vereinigung schrieb er im neuen Vereinsorgan, den Hessischen Blättern, wiederum unter der Rubrik „Kleinere Mitteilungen“⁷ lediglich zwei kurze Beiträge, aber keine längeren Abhandlungen. An den Diskussionen über Ansätze volkskundlicher Forschung, die ja gerade um die Jahrhundertwende in den Hessischen Blättern vehement geführt wurden, nahm der Germanist, der die Volkskunde in Gießen organisatorisch aus der Taufe gehoben hatte, erstaunlicherweise nicht teil. Behaghels Einfluß auf die Entwicklung der Volkskunde machte sich in Gießen offensichtlich erst durch seine Schüler bemerkbar. Wenn beispielsweise sein Lehrstuhlnachfolger und Schüler Alfred Götze in einem Nachruf auf Behaghel ausführt, dieser habe die hessischen Germanisten „zur Erforschung des heimischen Volkstums und der hessischen Mundarten erzogen“⁸, so kam dieser Einfluß erst bei den Behaghelschülern in den zwanziger und vor allem in den dreißiger Jahren stärker zum Tragen⁹. Während des Kaiserreiches aber, als sich die Hessische Vereinigung zu einem der führenden Volkskundevereine entwickelte, war von diesem Einfluß wenig sichtbar.

Eine erste Erklärung für das ambivalente Verhalten des Germanisten in der Gießener Volkskunde deutet sich in den biographischen Hinweisen über seine wissenschaftliche Orientierung an. Wissenschaftsgeschichtlich wird Behaghel innerhalb der Germanistik der junggrammatischen Schule zugeordnet.¹⁰ Die „eigentlichen Schwerpunkte“ seiner Lehr- und Forschungstätigkeit lagen auf dem Gebiet der „deutschen Sprachgeschichte und der Syntax“¹¹, wie Heinz Engels in einer biographischen Notiz ausführt. Behaghels Interesse galt insbesondere der Herausgabe sogenannter Literaturdenkmäler, das heißt, er gab vorzugsweise alt- und mittelhochdeutsche Texteditionen¹² heraus. Seine sprachgeschichtlichen Interessen

⁶ Vgl. Friedrich Maurer: [Nachruf auf] Otto Behaghel [1936], S. 117.

⁷ Vgl. Otto Behaghel: Eine morgenländische Fassung, S. 118; ders.: Besehung der Toten, S. 139.

⁸ Vgl. Alfred Götze: [Nachruf auf] Otto Behaghel [1936], S. 8.

⁹ Hier wären vor allem Friedrich Maurer und Alfred Götze zu nennen.

¹⁰ Vgl. Reinhard Olt/Heinz Ramge: „Außenseiter“. Otto Behaghel. Nach der Meinung der Autoren sei Behaghel der „letzte der großen ‚Junggrammatiker‘“ gewesen. Ebd. S. 197. Vgl. auch Heinz Engels: [Artikel über] Otto Behaghel. (1854-1936). Germanist, S. 32.

¹¹ Heinz Engels, ebd. S. 31.

¹² Vgl. ebd. Vgl. dazu auch Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, S. 710ff.

hatten zwar mit Mundartforschung und Dialektgeographie unmittelbar Bezüge zu frühen Forschungsfeldern der Volkskunde. Diese Forschungsinteressen schlugen sich aber offensichtlich weder in einer aktiven Beteiligung an der Hessischen Vereinigung noch in einer Teilnahme an den überregionalen Diskussionen der wissenschaftlichen Volkskunde während des Kaiserreiches nieder.

Die kontinuierliche Erfolgsgeschichte der Gießener Volkskunde, die in der bisherigen Fachgeschichtsschreibung meist von der Behaghelschen Gründung der volkskundlichen Vereinigung bis zur eigenständigen Hessischen Vereinigung als nahtloser Übergang erscheint, wird sich in der folgenden Analyse als noch weniger homogen erweisen. Vielmehr deuten die unten dargestellten Konflikte um den Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung auf eine Neuorientierung in der Gießener Volkskunde hin, die weder auf personeller noch auf inhaltlicher Ebene als eine ausschließlich germanistische Kontinuität bezeichnet werden kann. Es wird sich gerade an Behaghels Bewertung der Volkskunde innerhalb seines Fachbereiches noch zeigen lassen, daß er sich auch an einer Etablierung der Volkskunde im Wissenschaftsbetrieb wenig interessiert zeigte. Augenscheinlich ist Behaghels ambivalente Haltung: Einerseits initiierte er die ersten organisatorischen Schritte der Gießener Volkskunde und ist somit zu den Pionieren des volkskundlichen Institutionalisierungsprozesses zu rechnen. Andererseits beteiligte er sich aber nach 1901 weder am Aufbau und der Entwicklung der Hessischen Vereinigung noch engagierte er sich in der überregionalen volkskundlichen Bewegung.

Diese ambivalente Haltung des über die hessischen Landesgrenzen hinaus angesehenen Hochschulgermanisten gegenüber der wissenschaftlichen Volkskunde hatte vermutlich mehrere, zum Teil miteinander verknüpfte Ursachen: Erstens ergibt sich ein Zusammenhang zwischen seinem wissenschaftlichen Herkunftsmilieu und den damaligen Richtungsstreitigkeiten innerhalb der Germanistik, die auch in nicht geringem Maße die Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde um die Jahrhundertwende beeinflussten. Zweitens erweisen sich neben diesen fachinternen Kontroversen zugleich auch fakultätsinterne Diskrepanzen an der Gießener Hochschule im Hinblick auf die Frage der Akzeptanz und der Anerkennung der Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin als sehr aufschlußreich. Die angedeuteten fachlichen und fakultätspolitischen Einflüsse auf die Gießener Volkskunde sollen nun erörtert werden, indem auf die treibenden Kräfte, die um die Jahrhundertwende sowohl die Richtung der Hessischen Vereinigung als auch die überregionale Organisation der wissenschaftlichen Volkskunde maßgeblich bestimmten, näher eingegangen wird. Einerseits werden dazu Philologen vorgestellt, die innerhalb der Germanistik nicht die Forschungsrichtung des Gießener Germanistikordinarius vertraten. Ande-

rerseits wird ausführlich auf das jeweilige fachliche Herkunftsmilieu der Philologen eingegangen, weil daraus vielfach die Gründe sowohl für die angedeuteten Konflikte im Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung als auch für die unterschiedlichen Interessen an der wissenschaftlichen Volkskunde resultierten.

An erster Stelle ist unter den treibenden Kräften der Hessischen Vereinigung um die Jahrhundertwende der bereits mehrfach erwähnte Adolf Strack zu nennen. Dieser setzte sich nicht nur für die Gründung des eigenständigen Volkskundevereins ein, sondern von ihm wurde auch die Entwicklung des Vereins in den ersten Jahren maßgeblich geprägt. Über Stracks Bedeutung für die Hessische Vereinigung stellt Karl Helm in einem Nachruf fest: „Er war nicht nur seit 1902 ihr erster Vorsitzender; er ist überhaupt seit ihrem Bestehen und lange ehe ihm die offizielle Leitung der Geschäfte übertragen wurde der geistige Mittelpunkt der Vereinigung gewesen.“¹³ Das Vereinsmanagement lag Helms Mitteilung zufolge sowohl auf organisatorischer als auch auf inhaltlicher Ebene in Stracks Händen. Bei „ihm liefen alle Fäden zusammen, geschäftliche und wissenschaftliche“¹⁴ wie Helm an anderer Stelle anmerkte. Stracks wissenschaftliche Ausbildung und seine berufliche Situation stellen sich als sehr relevant für die Frage nach der Akzeptanz der Volkskunde an der Gießener Hochschule dar. Der wissenschaftliche Werdegang Stracks entsprach zunächst dem damals üblichen Ausbildungsweg eines Gymnasiallehrers. Er absolvierte ein Studium der klassischen und germanischen Philologie und Geschichte.¹⁵ Jedoch schloß er sein Studium nicht an erster Stelle mit dem Staatsexamen ab, das Voraussetzung für die Einstellung im höheren Schuldienst war, sondern 1883 mit einer Promotion an seinem überwiegenden Studienort Berlin¹⁶. Anschließend studierte er noch zwei Semester in Gießen und trat nach bestandener Lehramtsprüfung 1884 in den höheren Schuldienst in Hessen ein.¹⁷

Obwohl die Promotion unter den Gymnasiallehrern Ende des 19. Jahrhunderts noch weit verbreitet war¹⁸, ist diese Reihenfolge der Ab-

¹³ So [Karl Helm: Grabrede zur Trauerfeier Adolf Stracks], S. 75.

¹⁴ Karl Helm: [Nachruf auf] Adolf Strack, S. III.

¹⁵ Vgl. Christoph Führ: Gelehrter Schulmann, S. 432.

¹⁶ Strack studierte von 1878 bis 1879 in Leipzig, von 1879 bis 1883 in Berlin und anschließend bis zu seinem Staatsexamen 1884 in Gießen. Vgl. Personalakte Adolf Strack, Universitätsarchiv Gießen (künftig UAG) PrA Phil Nr. 27.

¹⁷ Vgl. ebd.

¹⁸ Vgl. dazu Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer. Bölling stellt hier fest, daß der Anteil promovierter Oberlehrer ab Mitte der 1890er Jahre rückläufig war. Als Ursache nennt er veränderte Laufbahnbedingungen. Der Anreiz, durch eine wissenschaftliche Weiterqualifikation eine besser dotierte Oberlehrerstelle zu erhal-

schlüsse bei Strack ungewöhnlich. Die schlechten Aussichten in den 1880er Jahren, eine Anstellung im höheren Schuldienst zu finden¹⁹, könnten ein Motiv dafür gewesen sein, daß er zunächst eine wissenschaftliche Qualifikation für eine Hochschullaufbahn anstrebte. Vermutlich waren aber zwei weitere Gründe entscheidend für Stracks beruflichen Werdegang. Zum einen stieß die Mobilität der Gymnasiallehrer im 19. Jahrhundert im wahrsten Sinne des Wortes an Grenzen – beispielsweise im Gegensatz zu der der Hochschullehrer. So konnten in den einzelnen Ländern des Deutschen Reiches nur diejenigen in den Schuldienst eintreten, die ein Staatsexamen für das höhere Lehramt an der jeweiligen Landesuniversität abgelegt hatten. Für eine Einstellung an einem Gymnasium im Großherzogtum Hessen war also ein Examen an der Gießener Hochschule Voraussetzung.²⁰ Dies könnte eine Ursache dafür gewesen sein, daß sich Strack nach seiner Promotion in Berlin noch zwei Semester an der Gießener Universität einschrieb, um sein Staatsexamen an der Hessischen Landesuniversität abzulegen. Vermutlich war aber auch Stracks wissenschaftliche Orientierung Anlaß, für die Promotion seinen primären Studienort Berlin vorzuziehen. Denn sein Studienschwerpunkt lag auf dem Gebiet der neueren deutschen Literaturgeschichte; diese Forschungsrichtung vertraten seine Lehrer Rudolf Hildebrand in Leipzig und vor allem Wilhelm Scherer in Berlin.²¹ Dieser neuere Zweig der Germanistik genoß aber an der Gießener Hochschule seinerzeit kein großes Ansehen, so daß Stracks wissenschaftliche Interessen möglicherweise hier auf wenig positive Resonanz gestoßen wären. Dennoch konnte sich Strack 1893 – neben seiner Tätigkeit als Gymnasiallehrer

ten, sei „1892 mit der allgemeinen Verleihung des Titels ‚Oberlehrer‘ und der Einführung einer Besoldung nach dem Dienstalterprinzip“ entfallen. Ebd. S. 34-35.

¹⁹ Zur Einstellungssituation im höheren Schuldienst während des Kaiserreiches vgl. Christoph Führ: Gelehrter Schulmann, S. 427; Führ weist hier auf eine Überfüllungskrise im Gymnasiallehrerberuf hin, „die in den 80er Jahren begann und bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts dauerte“. Ebd. S. 439. Vgl. auch Böllings Hinweis auf Wartezeiten von sechs bis acht Jahren auf eine feste Planstelle. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 30 sowie Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, S. 708.

²⁰ Die Gleichstellung des hessischen mit dem preußischen Staatsexamen wurde erst 1911 vereinbart. Vgl. Otto Immisch: Geschichte des großherzoglich hessischen philologischen Seminars, S. 17. Über die hessischen Bestimmungen für die Ausbildung der Gymnasiallehrer vgl. auch Ludwig Nodnagel: Das höhere Schulwesen im Großherzogtum Hessen; Eva-Maria Felchow: Die Universität Gießen als Ausbildungsstätte von Lehrern. Zur gegenseitigen Anerkennung der Lehramtsprüfungen im Kaiserreich vgl. Christoph Führ: Gelehrter Schulmann, S.

²¹ Vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft; Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie.

– für das Fach der neueren deutschen Literaturgeschichte²² habilitieren und erhielt zehn Jahre später 1903 an der Universität Gießen eine außeretatmäßige außerordentliche Professur für deutsche Literatur, also eine Anstellung ohne feste Bezüge²³. Damit hatte er zusätzlich zu seiner Tätigkeit am Gießener Realgymnasium ein Extraordinariat innerhalb der Germanistik an der Ludoviciana inne. Diese Informationen über Stracks wissenschaftlichen und beruflichen Werdegang und vor allem über seinen Status an der Hochschule²⁴ sind von Bedeutung bezüglich der Frage nach der Anerkennung und Akzeptanz der Volkskunde innerhalb des Gießener Wissenschaftsbetriebes.

Die Tatsache, daß Strack von 1890 bis zu seinem plötzlichen Tode 1906 hauptberuflich als Oberlehrer (ab 1899 mit dem Titel Professor²⁵) am Gießener Realgymnasium tätig war²⁶, bleibt jedoch selbst in den jüngeren Arbeiten über die Geschichte der Hessischen Vereinigung unerwähnt²⁷. Die fehlenden Angaben über Stracks Hauptberuf können so zu dem Schluß führen, Strack sei ausschließlich Hochschullehrer gewesen und habe als solcher die Volkskunde an der Gießener Universität vertreten.²⁸ Durch die mangelnde Berücksichtigung von Berufs- und Statusunterschieden der ersten Volkskundler wird allerdings der volkskundliche Institutionalierungsprozeß in der Fachgeschichtsschreibung nicht adäquat erfaßt. So kann leicht der Eindruck entstehen, als sei es vor hundert Jahren kein bedeutender Unterschied gewesen, ob nun ein ordentlicher Professor oder sogar ein Ordinarius an einer Universität Volkskunde als neue wissenschaftliche

²² Zu Stracks Habilitationsverfahren vgl. Personalakte Adolf Strack, UAG PrA Phil Nr. 27.

²³ In der Ernennungsurkunde zum außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät heißt es: „ohne Gehalt und ohne daß die Bestimmungen des Gesetzes vom 9.6.1898, die Besoldung der Staatsbeamten betreffend, auf ihn Anwendung finden“. Ebd. Vgl. auch Dozenten-Verzeichnis in: Die Universität Gießen 1607-1907, S. 459.

²⁴ Über die Stellung der Extraordinarien im Kaiserreich vgl. Rüdiger vom Bruch: Universitätsreform als soziale Bewegung.

²⁵ Vgl. Karl Helm: [Nachruf auf] Adolf Strack, S. I. Dies ist ein Hinweis darauf, daß die Habilitation im Kaiserreich nicht gleichbedeutend mit der Ernennung zum Gymnasialprofessor war.

²⁶ Vgl. Festschrift des Realgymnasiums zu Gießen, S. 46. Strack war seit 1890 am Realgymnasium tätig und wird hier 1937 in der Liste der ehemaligen Lehrer mit dem Vermerk „verstorben im Amt“ aufgeführt.

²⁷ Vgl. dagegen Siegfried Becker: Volkskundliche Forschung in Hessen. Die Tatsache, daß Strack hauptberuflich Lehrer am Realgymnasium war, bleibt hier unerwähnt. Auch ist Beckers Angabe zu korrigieren, Strack habe „in Gießen eine Professur für klassische und germanische Philologie inne“ gehabt. Ebd. S. 44.

²⁸ Dies wird auch 2003 in der 3. vollständig überarbeiteten u. aktualisierten Auflage der Einführung in die Volkskunde noch vermittelt. Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann/ Andreas C. Bimmer/Siegfried Becker: Einführung in die Volkskunde, S. 88.

Richtung vertritt und fördert, indem er sie in sein Lehrprogramm integriert, oder aber, ob die Volkskunde nebenberuflich von Gymnasiallehrern oder Bibliothekaren als außeretatmäßige Extraordinarien oder von Privatdozenten mit Lehraufträgen an der Universität angeboten wird. Diese Unterschiede sind weniger eine Frage unterschiedlicher Fachkompetenz, sondern sie geben vielmehr ein Bild unterschiedlicher Akzeptanz und Wertigkeit, die der Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin in den damaligen Hochschulkreisen sowie in einflußreichen Gesellschaftskreisen entgegengebracht wurde.²⁹ Will man jedoch die jeweiligen Motive und die unterschiedlichen Interessenlagen sowie die gesellschaftlichen Ursachen erfassen, die den Institutionalisierungsprozeß der Volkskunde beeinflussten, so wird man gerade die beruflichen und die damit korrespondierenden gesellschaftlichen Statusunterschiede differenzierter betrachten müssen. Es ist selbstredend, daß sich diese Faktoren auch im kognitiven Bereich einer neuen Fachrichtung niederschlagen, da die Inhalte nicht unabhängig von den Personen zu betrachten sind, die die Volkskunde vertreten haben. Daher ist nicht nur Stracks Status als Extraordinarius an der Gießener Hochschule bei der Frage nach den Ursachen für die nicht zustande gekommene institutionelle Einbindung der Volkskunde an der Universität Gießen zu berücksichtigen, sondern auch seine Forschungsinteressen innerhalb der Germanistik.³⁰

An Stracks beruflichem und wissenschaftlichem Werdegang ist es im Hinblick auf seinen Einfluß auf die Entwicklung der Hessischen Vereinigung gerade von Bedeutung, daß er sich einerseits mit seiner Habilitation in der neueren deutschen Literaturgeschichte wissenschaftlich an einer relativ jungen Forschungsrichtung innerhalb der deutschen Philologie orientierte. Diese neue Forschungsrichtung, die vor allem von Stracks Berliner Lehrer Wilhelm Scherer vertreten wurde, und die zur Teilung des Faches deutsche Philologie³¹ führte, grenzte sich mit eigenem Gegenstand und neuen

²⁹ Als aktuelles Beispiel sei auf die Institutionalisierung der Frauenforschung im Fach hingewiesen. Wurde Frauenforschung in den 1980er Jahren noch meist sporadisch mit Lehraufträgen abgedeckt, so ist das Gebiet seit den 1990er Jahren zunehmend ins etablierte Lehrangebot integriert worden. Vgl. Anita Bagus: Zehn Jahre Frauenforschung. Vgl. auch Christel Köhle-Hezinger, Martin Scharfe, Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Männlich. Weiblich.

³⁰ Diese Aspekte bleiben auch bei Arbeiten, die sich mit der Frage der fehlenden Institutionalisierung der Volkskunde in Gießen beschäftigten, unberücksichtigt. Vgl. Alfred Höck: Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen.

³¹ Zur Teilung der Germanistik in eine ältere und eine neuere Abteilung seit den 1870er Jahren vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, S. 444.

Methoden von der älteren Abteilung ab³², also von der Forschungsrichtung, die in Gießen hauptsächlich Behagel vertrat. Andererseits gehörte Strack damit auch zu den Philologen, die eine Verbindung zwischen Schulpraxis und Hochschule suchten und herstellten.³³ Diese Beziehung war seit Beginn des Kaiserreiches ein heftig diskutierter Punkt in den Debatten um die Ausbildungsmisere der Gymnasiallehrer und insbesondere der Deutschlehrer. Es wird zu zeigen sein, daß sich diesbezügliche Auseinandersetzungen innerhalb der deutschen Philologie nicht nur in Gießen indirekt darauf auswirkten, in welchem Maße die universitäre Institutionalisierung der Volkskunde gefördert wurde. Diese philologische Fachdebatte beeinflusste vermutlich auch die Beteiligung der Philologen an der Volkskunde insgesamt stärker als bisher in der volkskundlichen Fachgeschichte angenommen wurde.

2. Volkskunde im Kontext eines germanistischen Schulstreits

Anhand von zwei Beispielen kann verdeutlicht werden, daß die Akzeptanz der Volkskunde innerhalb des Wissenschaftsbetriebes sowohl von der Entwicklung der Germanistik – als wissenschaftsinterner Determinante – als auch durch soziokulturelle Faktoren – als wissenschaftsexterner Determinante – beeinflusst wurde. Daß der Gießener Ordinarius für deutsche Philologie, Otto Behagel, der neuen Richtung innerhalb der Germanistik, der sich Strack widmete, nicht positiv gegenüberstand, kann zunächst an Stracks Habilitationsverfahren im Jahre 1893 dargestellt werden, in dem Behagel als Fachvertreter der Gießener Germanistik Stracks Arbeit in der neueren deutschen Literaturgeschichte zu begutachten hatte. Einen weiteren Anhaltspunkt werden die Verhandlungen zur Beförderung des Realgymnasiallehrers zum Extraordinarius, die zehn Jahre später zu Kontroversen in der Philosophischen Fakultät führten, geben. Am Beispiel dieser Beförderungsverfahren läßt sich erstens zeigen, daß die Deutsche Philologie nicht die einzige universitäre Disziplin war, die um die Jahrhundertwende die Volkskunde als neue Forschungsrichtung innerhalb ihres Faches protegierte. Zweitens wird deutlich werden, daß es vom jeweiligen Interessen- und Forschungsgebiet der Ordinarien abhängig war, ob Volkskunde anerkannt und gefördert wurde oder nicht. Und drittens ist im Zusammenhang mit einem Richtungswechsel und einem Schulstreit innerhalb der deut-

³² Vgl. dazu den Vortrag des Marburger Germanisten Elster auf der Philologentagung 1909 in Graz. Ernst Elster: Über den Betrieb der Deutschen Philologie. Vgl. dazu auch Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, sowie Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie.

³³ Vgl. dazu Adolf Strack: Der deutsche Unterricht.

schen Philologen sowohl die Bewertung als auch die Anerkennung der Volkskunde in der Germanistik zu gewichten.

Zunächst zum Habilitationsverfahren Stracks, das vier Jahre vor Beginn der organisatorischen Volkskunde an der Gießener Hochschule stattfand. Behaghel legte zu der von Strack eingereichten Habilitationsschrift über „Goethes Leipziger Liederbuch“ ein Gutachten vor, das mit den Worten beginnt: „Herr Dr. Strack, ein Schüler Wilhelm Scherers, vertritt einen Standpunkt und befolgt eine Methode mit denen sich Referent nicht immer einverstanden erklären kann. Referent würde es jedoch für unbillig halten, wenn er bei Beurteilung der eingereichten Arbeit von seinen abweichenden Grundanschauungen ausgehen wollte. Er nimmt daher für den Augenblick die allgemeinen Voraussetzungen Stracks als gegeben an.“³⁴ Der Vertreter der Germanistik an der Ludoviciana grenzte sich damit gleich zu Beginn seines Gutachtens von den Ansätzen der neueren deutschen Literaturgeschichte ab, die Stracks Berliner Lehrer Wilhelm Scherer vertrat. Behaghel relativierte zwar seine ablehnende Haltung gegenüber der Schererschule auf diplomatische Weise, indem er sich im zweiten Satz Toleranz auferlegte. Aber in der weiteren Beurteilung von Stracks Habilitationsschrift kommt seine Meinung über die Ansätze der neueren deutschen Literaturgeschichte dennoch unverhohlen zum Ausdruck. Er meldet Bedenken über Form und Inhalt der Untersuchung an – sie sei unübersichtlich und lückenhaft. Und diese seien auch, so Behaghel, „durch die Rechtfertigungsversuche des Verfassers nicht beseitigt“³⁵ worden. „Stracks Arbeit“ stellte sich für Behaghel „als ein Commentar“ zu den Liedern in Goethes Leipziger Liederbuch dar. Und er fährt fort: „Bei jedem einzelnen Gedicht untersucht der Verfasser die Geschichte des Textes, den – in der Regel nicht sehr schwierig – Gedankengang, die Beziehung zu den äußeren und inneren Erlebnissen des Dichters, die Zeit seiner Abfassung, vor allem aber das Verhältnis zu der übrigen Lyrik des vorigen Jahrhunderts, namentlich zu der Anakreontik.“³⁶ Der behandelte Stoff sei von geringem Schwierigkeitsgrad und in „der Beweisführung“ bleibe eine „recht fühlbare Lücke“³⁷. Die wenigen Bemerkungen vermitteln nicht den Eindruck, daß Behaghel von der wissenschaftlichen Qualität der Arbeit überzeugt war, und seine Kritikpunkte nahmen sich für eine zur universitären Weiterqualifikation eingereichte Arbeit recht fundamental aus. Trotz seiner fachlichen Bedenken empfiehlt Behaghel dennoch der Fakultät die Zulassung Stracks zu Colloquium und Probevorlesung. Damit löste der Fachvertreter zwar seine postu-

³⁴ Otto Behaghel: [Gutachten im] Commissionsbericht vom 3.6.1893.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

lierte Toleranz in dem offensichtlich zutage tretenden Schulenstreit ein, aber seine Entscheidung schien nicht frei von selbstreferentiellen Motiven. Indem er grünes Licht für das Habilitationsverfahren Stracks gab, konnte er sich auch als gönnerhaft und als der Erhabene präsentieren.

In Stracks Habilitationsverfahren kam jedoch nicht nur ein germanistischer Schulenstreit zum Ausdruck, sondern hier spiegelten sich auch sozio-kulturelle Konflikte wieder, die man in Philologenkreisen ebenfalls kontrovers diskutierte. So spielte offensichtlich bei der Beurteilung von Stracks Habilitationsgesuch neben den fachlichen Bedenken des Gutachters auch dessen Status als Gymnasiallehrer eine Rolle. Zumindest deutet ein Absatz in Behaghels Gutachten darauf hin, in dem stand: „Ob die Habilitation des Herrn Dr. Strack einem Bedürfnis der Landesuniversität entspreche, ob es sich empfehle, Lehrer hiesiger Schulen zur Habilitation zuzulassen, das sind nach Ansicht des Referenten Fragen, die zu stellen und zu beantworten, nicht Aufgabe der Fakultät sein kann.“³⁸ Die Frage, ob Behaghel mit dem Satz auf eine aktuelle Debatte reagierte und damit seine Position deutlich machen, oder aber, ob er damit eine erneute Diskussion darüber herbeiführen wollte, läßt sich nicht eindeutig beantworten. Aber die Streichung des Satzes auf Wunsch der Fakultätskommission ist ein Anzeichen dafür, daß es seinerzeit offensichtlich Kontroversen über die Zulassung von Habilitationsgesuchen Gießener Lehrer in der Fakultät gab. Diese wurden in einem Kommentar zum vier Monate vorher eingereichten Habilitationsgesuch von Joseph Collin – einem Kollegen Stracks am Gießener Realgymnasium – sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, indem der Altphilologe Adolf Philippi dazu anmerkte: „Ohne den Vorschlägen der Commission vorzugreifen, möchte ich den Herrn Collegen zu geneigter Erwägung geben, ob wir es mit den Habilitationen von Lehrern hiesiger Anstalten nicht vorläufig genug sein lassen wollten.“³⁹ Es liegt auf der Hand, daß die vorher zitierte Bemerkung Behaghels eine Reaktion auf diesen vorausgehenden Kommentar Philipphis war. Die Tatsache aber, daß Behaghels Antwort auf die Meinung Philipphis von der Fakultätskommission gestrichen wurde, ist nicht nur ein Hinweis auf das Kräfteverhältnis zwischen Altphilologen und Germanisten innerhalb der Fakultät. Der Vorgang ist auch ein deutliches Zeichen dafür, daß Anfang der 1890er Jahre die wissenschaftliche Tätigkeit respektive Weiterqualifizierung von Gymnasiallehrern innerhalb der Gießener Scientific Community nicht mehr uneingeschränkte Anerkennung genoß.⁴⁰ Die sich hier andeutenden unterschiedlichen Einflußfaktoren, die

³⁸ Ebd.

³⁹ [Adolf] Philippi: [Anmerkung zum] Habilitationsgesuch von Joseph Collin.

⁴⁰ Diese ablehnende Haltung Gießener Hochschullehrer korrespondiert mit Böllings Befund der „sinkenden Teilhabe am wissenschaftlichen Leben“ der Oberlehrer um die Jahrhundertwende. Bölling führt den bemerkbaren Rückgang der aktiven Teilha-

sich möglicherweise auch auf die Akzeptanz und Anerkennung der wissenschaftlichen Volkskunde in der Gießener Ludoviciana auswirkten, seien hier kurz resümiert: Es gab Kontroversen sowohl über neue Forschungsrichtungen innerhalb der Germanistik als auch zwischen Altphilologen und Germanisten. Und nicht zuletzt wurde auf soziokulturelle Probleme verwiesen, mit denen Gymnasiallehrer konfrontiert waren, wenn sie sich für eine Hochschultätigkeit weiterqualifizieren wollten. Diese Gemengelage von Einflußfaktoren soll nun im Hinblick auf die Stellung der Volkskunde weiter erörtert werden – freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Wenn nun – wie oben angedeutet – bereits soziokulturelle Faktoren die Weiterqualifikation von Gymnasiallehrern für den Hochschuldienst negativ beeinflussen konnten, so wird es für die Lehrer, die zudem eine neue Forschungsrichtung vertraten, um ein Vielfaches schwieriger gewesen sein, akzeptiert zu werden. Deshalb war es für die Etablierung der Volkskunde an der Gießener Universität sicher nicht unbedeutend, ob die Forschungsrichtung Stracks, als einem der Aktivsten in der Hessischen Vereinigung, vom Ordinarius für Germanistik akzeptiert wurde oder nicht. Um Lehrangebote zu neuen Themen im Wissenschaftsbetrieb integrieren und etablieren zu können, bedurfte es der Zustimmung des Fachvertreters Behaghel. Da die neuere deutsche Literaturwissenschaft, die Strack als Extraordinarius in der Gießener Germanistik vertrat, auch in den Jahren nach seiner Habilitation nicht aufgewertet wurde, war es für den Gymnasiallehrer möglicherweise auch schwierig, zusätzlich noch volkskundliche Themen in sein Lehrangebot aufzunehmen. Die geringe Anerkennung, die der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Gießener Hochschule anhaltend entgegengebracht wurde, zeigte sich unter anderem darin, daß sie seit 1893 über zehn Jahre lang durch Lehraufträge von den habilitierten Realgymnasiallehrern Adolf Strack und Joseph Collin nebenberuflich vertreten wurde. Das Forschungsgebiet wurde in der Gießener Germanistik erst Ende der 1920er Jahre durch eine feste Stelle institutionalisiert.⁴¹

be an fachwissenschaftlicher Forschung innerhalb der Gymnasiallehrer auf „fortschreitende Spezialisierung im akademischen Wissenschaftsbetrieb“ sowie auf eine stärkere Belastung durch Erhöhung der Pflichtstundenzahlen und der Klassenfrequenz zurück. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 34. Hier wäre als weitere Ursache jedoch die allgemeine Krisensituation der Philologie sowie die Überfüllung im Oberlehrerberuf um die Jahrhundertwende zu berücksichtigen. Es wird noch zu zeigen sein, daß die Abwehrmechanismen der Philologen, die sich insbesondere in der mangelnden Akzeptanz von Realgymnasiallehrern äußerte, auch im Zusammenhang mit dem Legitimationsdruck der Philologen und deren Furcht vor Statusverlusten standen.

⁴¹ Im Gegensatz zur allgemeinen Entwicklung wurde die Gießener Professur für neuere deutsche Literaturgeschichte erst 1923 mit der Berufung von Hermann August Korff in ein eigenständiges Ordinariat umgewandelt und damit erst drei Jahre vor

Der Institutionalisierungsprozeß der neueren deutschen Literaturgeschichte an den Universitäten ist für die Etablierung der Volkskunde aus verschiedenen Gründen von nicht geringer Relevanz. Die Etablierung der neueren deutschen Literaturgeschichte stand in engem Zusammenhang mit der Verbesserung der Deutschlehrausbildung. Den Vertretern der sogenannten Deutschlehrerbewegung, zu deren Mentoren Stracks Lehrer Rudolf Hildebrand in Leipzig zählte, ging es unter anderem darum, stärker unterrichtsrelevante Inhalte im germanistischen Studium zu etablieren.⁴² Auch Strack hatte sich zur damals viel diskutierten Ausbildungsmisere der Deutschlehrer kritisch geäußert. In seinem Beitrag „Der deutsche Unterricht“ beschrieb er 1892 die Situation mit drastischen Worten: „Von einem brauchbaren Gymnasiallehrer (ich sehe von den Mathematikern und Naturwissenschaftlern jetzt ab) verlangte man seither in der Regel, dass er ein geprüfter alter Philologe, von einem Reallehrer, dass er neuer Philologe (d.h. Anglist und Romanist) sei, ein Germanist konnte sehen, wie er sich durchdrückte. Der alte (oder auch neue) Philologe gilt wohl für befähigt auch ohne facultas deutschen Unterricht zu erteilen, denn er ist ja ein Deutscher, kann deutsch lesen und schreiben und somit auch unsere Litteratur verstehen, der Germanist dagegen weiss eigentlich nichts Ordentliches; mit der got., ahd., mhd. und angels. Grammatik kann er in der Schule doch wenig anfangen und fremdsprachlichen Unterricht wird man ihm nur anvertrauen dürfen, wenn ihm von einer Prüfungskommission bescheinigt ist, dass er irgend einmal eine gewisse Summe von gedächtnismäßigem Stoffe besessen hat.“⁴³ In diesen zwei Sätzen griff Strack die seinerzeit zentralen Kritikpunkte an der Deutschlehrausbildung auf, die nicht nur für die Situation der Deutschlehrer aufschlußreich sind. Zum einen verweist er darin auf die altphilologische Dominanz⁴⁴ und zum anderen auf die geringe Be-

Behaghels Emeritierung. Dies ist einerseits vor dem Hintergrund der fachgeschichtlichen Entwicklung der Gießener Germanistik erstaunlich, denn die Gießener Hochschule war die erste, an der ab 1863 in einer Doppelprofessur beide Schwerpunkte angeboten wurden. Das danach benannte „Gießener Modell“ ging in die Fachgeschichte ein. Andererseits verbesserte sich diese Entwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts an anderen Hochschulen dahingehend, daß Professuren für neuere deutsche Literaturgeschichte seit Ende der 1880er Jahre zunehmend in gleichberechtigte Ordinarien umgewandelt wurden. Zur Institutionalisierung der neueren deutschen Literaturgeschichte vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft; hier bes. die Ausführungen über das „Gießener Modell“ S. 432-438.

⁴² Vgl. Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie. Über die Situation der Deutschlehrausbildung in den 1880er Jahren stellt Kopp fest: „Schulrelevante Themen stellten im Lehrangebot der Hochschulgermanisten die seltene Ausnahme dar.“ Ebd. S. 710.

⁴³ Adolf Strack: Der deutsche Unterricht, S. 127.

⁴⁴ Stracks Kritik daran wird in dem darauf folgenden Satz noch deutlicher, wenn er feststellt, „und doch muss man sagen, wer mit Erfolg ein gutes Gymnasium durchlaufen und sich dann dem Studium der deutschen Philologie gewidmet hat, ist viel

wertung der neueren deutschen Literatur als Gegenstand philologischer Ausbildung. An dieser Stelle soll nur angedeutet werden, daß beide Kritikpunkte eng miteinander verknüpft waren, und daß diese philologischen Probleme auch in die Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde hineinreichten.

Mit dem Hinweis auf die Dominanz der gotischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen und angelsächsischen Grammatik innerhalb des Germanistikstudiums, die Stracks Meinung nach wenig brauchbar für den Schulunterricht sei, stellte er allerdings auch das germanistische Gebiet in Frage, das der Junggrammatiker Behaghel an der Gießener Hochschule vertrat. Stracks massive Kritik an diesem Zweig der Germanistik wird vermutlich nicht ohne Einfluß auf Behaghels kritische Begutachtung seiner Habilitationsschrift gewesen sein, die er ein Jahr nach Erscheinen seines Aufsatzes einreichte. Die Beobachtung, daß sich Adolf Strack mit seiner Habilitationsschrift als Vertreter des neuen Zweiges der Germanistik auswies und sich sowohl in der sogenannten Deutschlehrerbewegung als auch in der volkskundlichen Forschung engagierte, ist nicht der einzige Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen der Diskussion um die Verbesserung der Deutschlehrerausbildung und der Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde. Die Forderung nach Integration der Volkskunde in die Lehrerausbildung, von der man sich eine Verbesserung für den Unterricht versprach, spielte nicht zuletzt auch für den volkskundlichen Institutionalisierungsprozeß sowie für die Etablierung der Volkskunde an den Hochschulen eine wesentliche Rolle.⁴⁵ Der Befund, daß der überwiegende Teil der Volkskundler im Kaiserreich entweder wie Strack aus dem Lehrerberuf oder aus den unterschiedlichen Philologien und damit aus den Ausbildungswissenschaften für Gymnasiallehrer an den Hochschulen kam, weist zudem auf einen bildungspolitischen Zusammenhang hin.

Da die universitäre Institutionalisierung der neueren deutschen Literaturwissenschaft und die der Volkskunde weitgehend parallel verlief⁴⁶ und

eher im Stande lateinischen und griechischen Unterricht zu erteilen, als ein alter Philologe, der sich nur mit seinem Fache beschäftigt hat, dazu, im Deutschen zu unterrichten“. Ebd.

⁴⁵ Vgl. Adam Abt: Volkskunde als akademisches Prüfungsfach, S. 146; Karl Reuschel: Das Deutsche Volkstum im Unterricht; John Meier (Hg.): Lehrproben zur deutschen Volkskunde; als neueres Beispiel vgl. Norbert Authenried: Volkskunde und Schule.

⁴⁶ Vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, S. 438. Die institutionelle Teilung in eine ältere und in eine neuere Abteilung der Germanistik begann in den 1870er Jahren durch die stärkere Beteiligung des Faches an der Lehrerausbildung und kam in den 1920er Jahren zum Abschluß. Zur Beziehung zwischen der Entwicklung der neueren deutschen Literaturwissenschaft und der Volkskunde vgl. Holger Dainat: Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte; hier bes.

die beiden Forschungsgebiete mit vergleichbaren Schwierigkeiten innerhalb der etablierten Germanistik zu kämpfen hatten, soll hier kurz auf Parallelen eingegangen werden. Vergleichbar sind unter anderem die Hürden, die beide Forschungsgebiete bei ihrer Etablierung zu überwinden hatten. Es fehlten nicht nur finanzielle Mittel für neue Professuren und wissenschaftlichen Nachwuchs, um diese Stellen besetzen zu können. Von größerem Gewicht war es, daß die neuen Forschungsrichtungen die alten Ansätze zur Disposition stellten. Vor allem bedeutete die Institutionalisierung der neuen Gebiete innerhalb der Germanistik, daß die Kompetenz der etablierten Philologen zunehmend in Frage gestellt wurde. Während diese die Gebiete der neueren Literatur bisher mitbetreut hatten, so beauftragte man seit den 1870er Jahren für die neuere deutsche Literaturwissenschaft zunehmend ‚Spezialisten‘ und richtete eigene Professuren und Ordinariate ein. Dies war ein „doppeltes emotionales Problem“, konstatiert Klaus Weimar, „denn einerseits hat ein Ordinarius auch damals nicht gern zugegeben, daß er mit der Vertretung des Ganzen überfordert sei, und andererseits mußte er dann immer noch die Befürchtung tapfer überwinden, daß in der neueren Abteilung die philologische ‚Methode‘ und damit die Wissenschaftlichkeit zu Schaden kommen könnte“⁴⁷. Was Weimar über die Ursachen der zögernden Institutionalisierung der neueren deutschen Literaturgeschichte feststellt, trifft *cum grano salis* auch auf die Institutionalisierung der wissenschaftlichen Volkskunde im Kaiserreich zu. Entdeckten doch primär Philologen seit Beginn des Kaiserreiches verstärkt Volkskunde als ihr Terrain und bei der Etablierung eines eigenständigen Faches Volkskunde hätten sie die gleichen Konflikte überwinden müssen, die Weimar für die Etablierung der Literaturwissenschaft beschreibt. Mit der Förderung eines eigenständigen Faches Volkskunde wären die etablierten Philologen möglicherweise nicht nur mit ihrer fachlichen Inferiorität konfrontiert worden. Durch die große Resonanz der Volkskunde unter den sogenannten Laien hätte aus ihrer Sicht auch der Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit Schaden nehmen und ihnen letztendlich Prestigeverluste innerhalb der Scientific Community einbringen können.

Die Angst vor Unwissenschaftlichkeit aufgrund einer Beeinträchtigung der philologischen Methodik ist vor dem Hintergrund der philologischen Tradition des 19. Jahrhunderts zu verstehen. Wissenschaftlichkeit wurde in der traditionellen Philologie weniger von einer besonderen Qualität der Forschungsgegenstände an sich abgeleitet, sondern den Philologen galt die sogenannte strenge philologische Methode selbst primär als Garant

S. 520-24. Vgl. auch bereits dazu die programmatische Prager Rektoratsrede von August Sauer aus dem Jahre 1907: *Literaturgeschichte und Volkskunde*.

⁴⁷ Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, S. 431.

für Wissenschaftlichkeit. Das Problem war hier weniger, daß den Gegenständen die eigentliche wissenschaftliche Qualität erst durch die Beherrschung und Einhaltung der philologischen Methode zugesprochen wurde. Problematischer und konflikträchtiger war vor allem, daß dieser philologischen Methode keine ausgearbeitete und damit transparente Methodologie⁴⁸ zugrunde lag, sondern sie ging mit einem ethischen Postulat wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit einher, das man zur Charakterdisposition der Forscher erklärte. Die Berufung auf die strenge philologische Methode, die gleichbedeutend mit dem Wahrhaftigkeitspostulat war, diente somit nicht nur zur Abgrenzung von den sogenannten Dilettanten. Da der ethisch verbrämte Wissenschaftsanspruch von der jeweiligen Definition von Wahrhaftigkeit abhing, kam es auch regelmäßig zu Kontroversen innerhalb der unterschiedlichen philologischen Gruppierungen.

Diese Methodenproblematik der Philologen, bei der es nicht zuletzt auch um Definitionsmacht ging, ist vor allem im Auge zu behalten, wenn es um die Akzeptanz der wissenschaftlichen Volkskunde und ihrer Methodologie geht.⁴⁹ In Behaghels Kritik im Gutachten über Adolf Stracks Habilitationsschrift ist diese Problematik nicht zu übersehen. Indem Behaghel hier als Vertreter der junggrammatischen Schule gleich im ersten Satz die Methode der Schererschule ablehnte, stellte er damit letztlich auch die Wissenschaftlichkeit der Strackschen Studie in Frage. Die Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte wandten sich jedoch nicht nur der jüngeren deutschen Literatur zu, sondern sie lehnten auch die Dominanz der klassischen philologischen Methode ab. Im Gegensatz dazu entwickelte man in der neuen deutschen Literaturwissenschaft den Ansatz der historisch-psychologischen Rekonstruktion.⁵⁰ Mit diesem Interpretationsansatz

⁴⁸ Vgl. dazu Jürgen Fohrmann: Von den deutschen Studien zur Literaturwissenschaft. Fohrmann sieht in der „pathetischen Beschwörung der ‚strengen Methode‘“ eher eine „Methodenrhetorik“ denn eine Wissenschaftsmethode, die „anstelle einer ausgearbeiteten Methodologie eine Ethik“ setze, in der ein „Wahrhaftigkeitspostulat“ zur Charakterdisposition der Forscher erklärt werde. Die wissenschaftliche Wahrheit soll sich nach diesem Ansatz aus der Wahrhaftigkeit des jeweiligen Forschers von selbst ergeben. Ebd. hier bes. S. 6-7.

⁴⁹ Vgl. dagegen Vera Deißner: Die Volkskunde und ihre Methoden. Erstaunlich ist, daß Deißner in ihrem Kapitel über die Nebenfächer der Volkskunde nicht auf diese Entwicklung der Germanistik eingeht und auch, daß sie die Bedeutung der philologischen Methode und Methodologie nicht erörtert.

⁵⁰ Diesen Ansatz vertrat am vehementesten der Marburger Germanist Ernst Elster. Sein Vortrag anlässlich der Philologenversammlung war in großen Teilen ein Plädoyer für die „Berücksichtigung der modernen Psychologie“ in der Literaturwissenschaft. Er vertrat hier sogar die Meinung, daß in vieler Hinsicht „nur die psychologische Methode den sicheren Grund der Forschung bilden“ könne. Ders.: Über den Betrieb der Deutschen Philologie, S. 544. Vgl. dazu auch Dainats Ausführungen über eine verstärkte Diskussion ab 1890 über die philologische Methode als Wissenschaftlich-

sollte die dichterische Phantasietätigkeit unter Einbeziehung der Entstehungsbedingungen der Werke nachempfunden werden.⁵¹ Es ging dabei nicht zuletzt um den „psychischen Faktor“, der als entscheidend für das „ästhetische Schaffen“ angesehen wurde – mithin um eine „psychologische Interpretation“⁵². Dieser Ansatz der Schererschule stieß bei den Vertretern einer an Fakten orientierten historisch-philologischen Wissenschaft auf mangelnde Akzeptanz, was auch in Behaghels Gutachten über Stracks Arbeit zum Ausdruck kam. Während es Strack um eine historisch-psychologische Herleitung der Entstehungsbedingungen der einzelnen Lieder Goethes ging, präferierte der Junggrammatiker eine strukturelle und systematische Untersuchung in Relation zur zeitgenössischen Lyrik. Für Behaghel wäre es „weit zweckmäßiger erschienen, das Verhältnis mit zeitgenössischer Lyrik im Zusammenhang zu untersuchen; daß Bild wäre weit übersichtlicher und klarer geworden, als jetzt, wo die Untersuchung auf die Betrachtung einzelner Verse und Worte zersplittert ist“⁵³.

Der putative Verlust der Wissenschaftlichkeit war für die etablierten Philologen jedoch kein ausschließlich methodisches, sondern ebenso ein inhaltliches Problem. Unter den Philologen war auch die Überzeugung weitverbreitet, „daß die neuere deutsche Literatur der ‚seriösen‘ wissenschaftlich-philologischen Beschäftigung nicht würdig war“. Der „vermeintlich allgemeinverständliche Gegenstand“ war mit dem „rigiden Wissenschaftsethos der Philologen“⁵⁴ nicht vereinbar. In ihren Augen hätte sich jeder ‚Gebildete‘ ohne besonderes Studium über die neuere Literatur äußern können, denn sie zählte unter streng philologischen Gesichtspunkten zum Alltagswissen und nicht zum ‚rein‘ wissenschaftlichen Wissen.⁵⁵ Gegen diese Haltung des philologischen Establishments, die sich insbesondere im Germanistikstudium auswirkte, wandte sich auch Strack in seinem Artikel über den Deutschunterricht. Er kritisierte darin die weitverbreitete Meinung, jeder gebildete Deutsche habe automatisch literaturwissenschaftliche Kompetenz. Er untermauerte seine Kritik mit dem Hinweis auf die Folgen

keitsnachweis zugunsten komparatistischer Ansätze, die er im Kontext der allgemeinen Ausdifferenzierung der Wissenschaften Ende des 19. Jahrhunderts nachweist. Holger Dainat: *Von der neuen deutschen Literaturgeschichte*, S. 513ff.

⁵¹ Zu Scherers Ansatz vgl. Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, S. 472f.

⁵² Ernst Elster: *Über den Betrieb der deutschen Philologie*, S. 545-546. Es kann hier ebenso nur kurz angemerkt werden, daß die Hinwendung zur psychologischen Methode in der Volkskunde vermutlich nicht nur auf einem Einfluß der Völkerpsychologie basierte, sondern in nicht geringem Maße auch von der engen Beziehung zur Literaturwissenschaft beeinflusst wurde.

⁵³ [Otto] Behaghel: [Gutachten im] Commissionsbericht vom 3.6.1893.

⁵⁴ Detlev Kopp: *(Deutsche) Philologie*, S. 711.

⁵⁵ Vgl. ebd.

der mangelnden Deutschlehrerausbildung für den Unterricht, die jedoch Zweifel an der Kompetenz der Gebildeten aufkommen ließen. Dazu berief er sich auf einen kritischen Bericht über das Germanistikstudium, in dem es hieß, „von den Dingen, die man in der Schule braucht, erfahre man in germanistischen Hörsälen blutwenig; über neuere Litteratur werde zu wenig gelesen, und auch das, was in dieser Beziehung geboten werde, nütze dem künftigen Lehrer wenig“⁵⁶. Strack legt in seiner Kritik die Frage nahe: Wenn die zukünftigen Deutschlehrer schon keine fundierten wissenschaftlichen Kenntnisse über die neuere Literatur erhielten, wie könne dann den Gymnasiasten, als potentiellen gebildeten Deutschen, literaturwissenschaftliche Kompetenz vermittelt werden.

Was über das philologische Establishment und dessen Haltung zur neueren deutschen Literaturwissenschaft ausgesagt wurde, läßt sich in allen Punkten nicht unschwer auf die damalige Volkskunde übertragen. Einerseits zählten die Gegenstände der Volkskunde noch stärker zum Alltagswissen als die der neueren deutschen Literaturgeschichte. Andererseits mußte durch die hohe Beteiligung der nicht akademisch ausgebildeten Laien in der Volkskunde vor allem die Gefahr der Unwissenschaftlichkeit als noch größer erscheinen. Vor diesem Hintergrund ist Albrecht Dieterichs Äußerung in seinem Grundsatzreferat zu verstehen, wenn er sagt, die „Angst vor dem Dilettantismus ist meist übertrieben, in einer gut organisierten Vereinigung fast überflüssig“⁵⁷. Die Tatsache, daß Behagel dieser „gut organisierten Vereinigung“ weitgehend fern blieb, kann als Anzeichen dafür gedeutet werden, daß er die Meinung des Altphilologen nicht teilte. Mit dem Standpunkt eines strengen philologischen Wissenschaftsanspruches war sowohl die von Laien dominierte Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung als auch der Forschungsgegenstand Volksleben nur schwer zu vereinbaren.

3. Kontroversen über die Anerkennung wissenschaftlicher Volkskunde zur universitären Weiterqualifikation

Für die Frage nach der Akzeptanz und Anerkennung sowohl der neueren deutschen Literaturgeschichte als auch der Volkskunde an der Gießener Universität während des Kaiserreiches, ist nicht nur die Einstellung des Ordinarius Behagel zu diesen neuen Forschungsgebieten der Germanistik von Relevanz. Auch dessen Position innerhalb der Gießener Hochschule ist nicht zuletzt als wichtiger Einflußfaktor in dieser Frage mit in Betracht zu ziehen. Die Querelen über die Zulassung von Gymnasiallehrern zur Habili-

⁵⁶ Adolf Strack: Der deutsche Unterricht, S. 127.

⁵⁷ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 193.

tation deuteten bereits auf ein Kräftemessen innerhalb der Fakultät vor allem zwischen Germanisten und Altphilologen hin. Wenn es nun darum ging, die Etablierung eines neuen Forschungsgebietes durchzusetzen, was möglicherweise das Stellenkontingent anderer Fachbereiche der Fakultät beeinträchtigen konnte, dann war der Erfolg des Unternehmens nicht unabhängig vom Ansehen und von der Stellung des Antragstellers innerhalb der Hochschule.

Über Otto Behaghels Reputation an der Gießener Universität informieren Reinhart Olt und Hans Ramge. Sie bezeichnen ihn als „Doyen der Gießener Professorenschaft“, der durch „mannigfache Tätigkeiten in der akademischen Selbstverwaltung“⁵⁸ großen Einfluß hatte. Vor allem die dreimalige Übernahme des Rektorenamtes habe dazu geführt, „daß jahrzehntelang kaum eine wichtige universitäre Entscheidung ohne sein Mitwirken zustandekam“⁵⁹. Da Behaghel während des Kaiserreiches also einer der einflußreichsten Professoren an der Universität Gießen war⁶⁰, hing die Etablierung einer neuen Forschungsrichtung zumal im eigenen Fachbereich sehr stark von seinem Votum ab. Anders gesagt: wenn Behaghel ernsthaft Interesse an einer Institutionalisierung der Volkskunde oder der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Gießener Hochschule gehabt hätte, dann hätte er als geschätzter Rektor sicherlich auch seinen Einfluß geltend machen können und sich während seiner langjährigen Amtszeit⁶¹ dafür eingesetzt. Die Tatsache aber, daß die neuere Abteilung in der Gießener Germanistik erst zwei Jahre vor Behaghels Emeritierung aufgewertet wurde⁶² und die Volkskunde während seiner Amtszeit gar keine institutionelle Aufwertung erfuhr, läßt auf sein Desinteresse an einer Institutionalisierung dieser neuen Forschungsgebiete schließen. Als Ursache für die späte respektive fehlende Etablierung der beiden Forschungsgebiete an der Gießener Hochschule sind jedoch auch Konkurrenzprobleme zu vermuten. Ein zweiter Lehrstuhl innerhalb der Germanistik hätte sich auch als Konkurrenz

⁵⁸ Reinhart Olt/Hans Ramge: „Außenseiter“. Otto Behaghel, S. 197.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Vgl. auch Andreas Anderhub: Das Antoniterkreuz in Eisen. Anderhub bezeichnet Otto Behaghel als das „Zentrum des einflußreichsten Kreises“ und stellt fest, daß Behaghel „faktisch der Kopf der Universität, auch in der Zeit, wo er nicht Rektor war“, gewesen sei. Ebd. S. 4-5.

⁶¹ Behaghel war von 1888 bis 1925 Ordinarius für germanische Philologie an der Gießener Hochschule. Vgl. Reinhart Olt/Hans Ramge: „Außenseiter“. Otto Behaghel, S. 196.

⁶² Im Vergleich zur allgemeinen Entwicklung gehörte die Einrichtung eines Ordinariates für neuere Literaturgeschichte 1923 in Gießen zu den letzten festen Stellen, die dafür eingerichtet wurden. Vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft. S. 436-38.

entwickeln und Behaghels erhabene Position als Ordinarius relativieren oder gar schwächen können.

Die Vermutung, daß neben fachlichen Kontroversen auch Konkurrenzängste für Behaghels ambivalente Haltung gegenüber der Volkskunde eine Rolle spielten, läßt sich erhärten, wenn man seine Position in den Verhandlungen über die Beförderung der Privatdozenten Adolf Strack, Joseph Collin und Karl Helm zu außerordentlichen Professoren verfolgt. Die Beförderungsverhandlungen sind darüber hinaus nicht unbedeutend für die Frage nach der fehlenden Etablierung der volkskundlichen Forschung an der Ludoviciana. Einerseits kam darin Behaghels geringe Wertschätzung der Volkskunde als neuem Lehrgegenstand der Germanistik deutlich zum Ausdruck. Andererseits wurden die Verhandlungen auch durch fakultätsinterne Diskrepanzen zwischen dem Germanisten und dem in der Hessischen Vereinigung aktiven Altphilologen Albrecht Dieterich beeinflusst, die vermutlich mit ein Grund für Behaghels Rückzug aus dem Volkskundeverein waren.

Behaghel leitete durch seinen Antrag auf Beförderung der Privatdozenten Joseph Collin, Adolf Strack und Karl Helm zu Extraordinarien an die Philosophische Fakultät in Gießen die Verhandlungen am 17. Juli 1902 ein.⁶³ Dieser Sammelantrag könnte auf den ersten Blick als sein Bemühen sowohl um Aufwertung der neueren Literaturwissenschaft als auch der Volkskunde in der Gießener Germanistik interpretiert werden. Denn zum gleichen Zeitpunkt beteiligten sich die Privatdozenten Helm und Strack aktiv am Aufbau der Hessischen Vereinigung, und die Realgymnasiallehrer Collin⁶⁴ und Strack boten nebenberuflich Lehrveranstaltungen zur neueren deutschen Literaturgeschichte und Volkskunde an. Vergleicht man jedoch die jeweilige Antragsbegründung zur Beförderung der drei Privatdozenten miteinander, so kommen Zweifel an Behaghels Absicht auf, die beiden Realgymnasiallehrer wirklich befördern zu wollen. Die Realgymnasiallehrer wurden vom Antragsteller Behaghel wesentlich schlechter begutachtet als der Privatdozent Helm. Zudem zeugte Behaghels Ansinnen, drei Privatdozenten in einem Zuge zu Extraordinarien im gleichen Fach befördern zu wollen, von keiner diplomatischen Fachpolitik. Vielmehr sprechen nicht wenige Anzeichen dafür, daß seine Strategie primär selbstreferentiell motiviert war.

⁶³ Vgl. [Otto] Behaghel: [Antrag zur] Beförderung der Privatdozenten.

⁶⁴ Joseph Collin trat zwar im Gießener Volkskundeverein kaum in Erscheinung, da er aber an der Gründungsversammlung der Hessischen Vereinigung teilnahm, kann sein Interesse an Volkskunde vermutet werden. Vgl. Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 1.

Denn mit der Beförderung Karl Helms, der sich 1899 bei Behaghel habilitiert hatte und der ebenfalls aus der junggrammatischen Schule kam⁶⁵, wäre die ältere Abteilung der Gießener Germanistik und somit auch die Behaghelsche Position gestärkt worden, zumal Helms Forschungsschwerpunkt ebenso auf dem Gebiet der altdeutschen Philologie lag. Da die Parteilichkeit Behaghels in seinem gutachterlichen Vortrag zum Antrag offenkundig wurde, fand er vermutlich auch nicht die volle Unterstützung der Fakultätsangehörigen. Sein Vortrag rief Kritik und massive Proteste, insbesondere auf seiten des Vertreters der klassischen Philologie, Albrecht Dieterich, hervor.⁶⁶ Dieterich kritisierte nicht nur fehlende fachliche Argumente in Behaghels Gutachten, sondern vor allem auch, daß in dessen Antragstellung ein eher „subjektives und zufälliges Moment“ läge. Dieterich machte auch die Zielrichtung seiner Kritik deutlich, indem er in Helms Beförderung eine „unverdiente Bevorzugung“⁶⁷ gegenüber den anderen Kandidaten sah. Der Altphilologe stempelte damit den Beförderungsantrag zum Willkürakt Behaghels ab, was einen brüskierenden Affront auf die Integrität des angesehenen Germanistikordinarius darstellen mußte.⁶⁸ Die Tatsache, daß Behaghel in der darauffolgenden Fakultätssitzung seinen Antrag auf Helms Beförderung zurückzog⁶⁹, spricht offensichtlich nicht nur dafür, daß Dieterichs Kritik nicht unbegründet gewesen war, sondern auch dafür, daß sich der Altphilologe durchgesetzt hatte. Da diese fakultätsinternen Differenzen ein Jahr nach Gründung der Hessischen Vereinigung hauptsächlich zwischen Behaghel und Dieterich ausgetragen wurden, liegt die Vermutung nahe, daß es auch Diskrepanzen zwischen den beiden Philologen im Hinblick auf ihre Vorstellungen über die wissenschaftliche Volkskunde gab. Möglicherweise distanzierte sich der Germanist Behaghel auch deswegen von der Hessischen Vereinigung, weil deren Richtung nun stärker vom Altphilologen Dieterich bestimmt wurde.⁷⁰

⁶⁵ Zu Helms Habilitationsverfahren vgl. Personalakte Karl Helm, UAG PrA Phil Nr. 12. Zu Helms junggrammatischer Orientierung vgl. Ludwig Wolff: [Nachruf auf] Karl Helm.

⁶⁶ Vgl. dazu die Vorträge zur Fakultätssitzung des Romanisten Dietrich Behrens vom 23.11.1902 und des Altphilologen Albrecht Dieterich vom 29.11.1902 in: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

⁶⁷ [Albrecht] Dieterich: Vortrag des Correferenten [vom 29.11.1902].

⁶⁸ Vor dem Hintergrund, daß Behaghel (*1854) nicht nur älter als Dieterich (*1866), sondern auch der dienstältere Philologe (Behaghel war seit 1888 und Dieterich seit 1897 in Gießen) war, enthielt die Kritik eine zusätzliche Brisanz.

⁶⁹ Behaghel zog seinen Antrag für Karl Helm in der darauf folgenden Fakultätssitzung am 3.12.1902 zurück. Vgl. Personalakte Karl Helm, UAG PrA Phil Nr. 12.

⁷⁰ Auf die Bezüge zwischen den in der neueren deutschen Literaturwissenschaft entwickelten Herangehensweisen und dem altphilologischen Ansatz der Usener-Schule, den Dieterich vertrat, kann an dieser Stelle nur hingewiesen werden.

Für die Entwicklung der Volkskunde an der Gießener Universität ist an dieser Stelle von größerem Interesse, wie volkskundliche Arbeiten als wissenschaftliche Leistung in diesem Beförderungsverfahren bewertet wurden. Auffallend am Ablauf des Verfahrens ist zum einen, daß die positiven Argumente, die letztlich zur Beförderung von Strack und seinem Kollegen Collin führten, nicht vom Antragsteller Behaghel kamen, sondern von den anderen gutachterlichen Vorträgen der Fakultät, die der Romanist Dietrich Behrens und der Gräzist Albrecht Dieterich hielten, und vom Referenten des Gesamtsenats der Ludoviciana, dem Juristen Johannes Biermann. Zum anderen fällt Behaghels zurückhaltende Bewertung der Volkskunde in seinen Gutachten auf, die er ein Jahr nach Gründung der Hessischen Vereinigung schrieb⁷¹. Während in den anderen Gutachten zum Beförderungsverfahren der Privatdozenten nicht nur betont wurde, daß die beiden Realgymnasiallehrer seit zehn Jahren mit Lehraufträgen Gebiete abdeckten, die an der Gießener Universität sonst nicht vertreten waren, wurden darin vor allem auch Stracks Leistungen auf dem Gebiet der Volkskunde als stärkstes Argument für dessen Beförderung in die Waagschale geworfen. Demgegenüber war Behaghel die Volkskunde, also das Gebiet, das er fünf Jahre vorher in Gießen selber institutionell mit aus der Taufe gehoben hatte, in seinem Gutachten über Strack lediglich ein Nebensatz wert. Nachdem Behaghel darin Stracks Lehrqualität kritisiert – seine Vorträge seien „bisweilen etwas matt und nicht immer von der erwünschten Bestimmtheit und Klarheit“⁷² – und zudem noch auf die geringe Zahl seiner Publikationen hinweist, fügt er hier am Schluß seiner Ausführungen lediglich an, „auch seine nebenamtlichen Bemühungen um hessische Volkskunde dürfen in Anschlag gebracht werden“⁷³.

Besonders auffällig an Behaghels Gutachten ist nicht nur, daß er als Antragsteller just die Punkte, auf die es ja bei der Beförderung seines Kandidaten angekommen wäre – also auf dessen Lehrbefähigung und dessen wissenschaftliche Publikationstätigkeit – wenig positiv beurteilt⁷⁴. Bemerkenswert ist vor allem auch, daß er Stracks publizistische, redaktionelle und organisatorische Leistungen in der Hessischen Vereinigung fast völlig unter den Tisch fallen ließ. Die Haltung Behaghels legt zum einen die

⁷¹ Behaghels Gutachten zu seinem Antrag vom 16.7.1902, d.h. am Ende des Sommersemesters, sind datiert auf den 17.10.1902. Vgl. [Otto] Behaghel: Vortrag des Geh[eimen] Hofraths.

⁷² Ebd.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Auf quantitativer Ebene relativiert Behaghel zwar Stracks geringe Publikationstätigkeit durch den Hinweis, daß Strack eine vollständige Schultätigkeit ausgeübt habe, jedoch wird die wissenschaftliche Qualität kritisiert und adjektivisch abgewertet, indem er z.B. Stracks Veröffentlichung über „Hessische Vierzeiler“ als eine „hübsche Sammlung“ bezeichnet. Vgl. ebd.

Vermutung nahe, daß er in Volkskunde kein wissenschaftliches Gebiet sah, mit dem man sich in der Germanistik weiterqualifizieren konnte. Zum anderen könnte die Nichterwähnung der Publikationen in den volkskundlichen Organen darauf hindeuten, daß er die Wissenschaftlichkeit der Volkskunde prinzipiell bezweifelte. Diese Vermutung verdichtet sich, wenn man die weiteren Gutachten sowohl von der Fakultät als auch vom Gesamtsenat mit Behaghels Beurteilung vergleicht.

Im Gegensatz zum Gutachten des antragstellenden Germanisten wurden in den anderen Vorträgen Stracks Leistungen in der Volkskunde gerade zum Argument für eine positive Beurteilung seiner wissenschaftlichen Qualifikation und seiner Lehrbefähigung genommen. Was beim Germanisten Behaghel nur „nebenamtliche Bemühungen“ waren, nahm sich im Gutachten des Romanisten Behrens wesentlich positiver aus. Behrens sah Stracks „Neigung und Begabung“ auf dem Gebiet der Volkskunde nicht nur durch die von ihm herausgegebenen Hessischen Blätter bestätigt, die Behaghel auffallenderweise unerwähnt läßt⁷⁵. Der Romanist war auch der Meinung, Stracks „hierauf bezüglichen Bestrebungen und Leistungen verdienen alle Anerkennung und dürfen [...] gewiß mit in Anschlag gebracht werden, wenn es sich um seine Beförderung zum Extraordinarius handelt“⁷⁶. Stracks Leistungen in der Volkskunde stellten im Gutachten des Romanisten das stärkste Argument dar, mit dem er die Beförderung des Realgymnasiallehrers unterstützte. Behrens beteuerte zwar, daß der Antragsteller Behaghel in diesem Punkt mit ihm konform gehe, jedoch bleibt ungewiß, in welchem Umfang der Romanist dessen Meinung vertrat. Bedenkt man, daß er zugleich Behaghels positive Beurteilung im Hinblick auf Helms Beförderung relativierte, indem er auf ungleiche Ausgangsbedingungen der vorgeschlagenen Kandidaten verwies⁷⁷, könnten durchaus

⁷⁵ Behaghel erwähnte weder, daß Strack seit 1899 die Redaktion und Herausgeberschaft der Blätter für hessische Volkskunde noch ab 1902 die der Hessischen Blätter inne hatte. Vgl. ebd.

⁷⁶ [Dietrich] Behrens: Vortrag des Referenten [vom 23.11.1902].

⁷⁷ Behrens gab zwar in seinem Gutachten über Strack an, daß er seine Ausführungen über dessen Leistungen in der Volkskunde „in Übereinstimmung mit dem Herrn Antragsteller“ mache und er unterstützte auch Behaghels Antrag im Gegensatz zu Dietrich in vollem Umfang, d.h. auch die Beförderung von Helm. Jedoch relativierte er zugleich Behaghels Argumentation im Hinblick auf Helms wissenschaftliche Leistungen mit den Worten: „Wenn gleichwohl Helm nach dem fachmännischen Urteil des Antragstellers, Dr. Behaghel, auf Grund seiner Leistungen schon jetzt befördert zu werden verdient, so dürfte sich das daraus erklären, daß derselbe, indem er sich ausschließlich der akademischen Laufbahn widmete, unter ungleich günstigeren äußeren Bedingungen als seine beiden Kollegen zu arbeiten in der Lage war.“ Ebd. Damit brachte Behrens auch soziale Aspekte zur Sprache, die Behaghel offensichtlich weder für erwähnenswert hielt noch für ihn eine Rolle in seiner Beurteilung spielten.

Zweifel über die betonte Abstimmung aufkommen. Ungeachtet der nachträglichen Höherbewertung der Volkskunde durch diese gutachterliche Absprache ist die marginale Stellung der Volkskunde in Behaghels Gutachten dennoch nicht zu übersehen⁷⁸ und wirft Fragen nach den Motiven des Germanisten auf.

Die Annahme, daß Volkskunde am Ende des Sommersemesters 1902 in Behaghels Antragsbegründung deshalb zum Anathema wurde, weil die neue Fachrichtung in Gießener Hochschulkreisen keine Lobby gehabt hätte, läßt sich nicht nur durch die positive Beurteilung der Strackschen Leistungen auf volkskundlichem Gebiet innerhalb der Verhandlungen entkräften. Denn gerade das Gegenteil zeichnete sich ab. Und es deutet nicht wenig darauf hin, daß just in diesem Sommersemester, das dem Beförderungsantrag und den damit verbundenen Verhandlungen vorausgegangen war, die Volkskunde mit ersten Lehrveranstaltungen an der Gießener Universität ‚hoffähig‘ wurde. Im Gießener Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1902 wurde die erste Veranstaltung von Albrecht Dieterich, „Die Volkskunde und ihre wissenschaftlichen Aufgaben, öffentlich (für Studierende aller Fakultäten)“, innerhalb der Klassischen Philologie angezeigt. Und in der Abteilung „Neuere Sprachen“ – also in der Abteilung, an dessen Spitze Behaghel stand – las Adolf Strack zwei Mal wöchentlich über „Das deutsche Volkslied“ – ebenfalls „publice“⁷⁹.

Wenn man die Aussagen des Referenten des Gesamtsenats, der Vertreter der Jurisprudenz, Biermann, in den Verhandlungen über die Beförderung der Privatdozenten als Vergleich heranzieht, wirkt es um so befremdlicher, daß Behaghel in der Antragsbegründung Stracks Vorlesungsqualitäten bemängelt hatte und dessen erste Veranstaltung über Volkskunde in seiner eigenen Abteilung unerwähnt ließ. Im Hinblick auf Strack bezog sich der Jurist offensichtlich auf die von Behaghel kritisierten Aspekte. Denn über die Lehrqualitäten der Privatdozenten Strack und Collin heißt es in Biermanns Ausführungen: Strack habe „zwar anscheinend nicht sämtliche von ihm angekündigten Vorlesungen zu Stande gebracht, aber insgesamt mehr Vorlesungen gehalten als Collin und zum Theil – wenn auch wohl in Publika – erhebliche Zuhörerzahlen (bis zu 36 Zuhörern) erzielt“⁸⁰. Der Gesamtsenat beurteilte Stracks Lehrtätigkeiten offensichtlich nicht nur wesentlich positiver als der antragstellende Ordinarius Behaghel, er scheint

⁷⁸ In Behaghels Gutachten über Karl Helm, der seit 1899 Schriftführer in der Vereinigung und ab 1901 in der Hessischen Vereinigung war, fehlt sogar jeglicher Hinweis auf dessen Tätigkeit in der Volkskunde. Vgl. [Otto] Behaghel: Vortrag des Geh[eimen] Hofraths.

⁷⁹ Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Ludwigs-Universität Gießen vom Sommersemester 1902, S. 19.

⁸⁰ [Johannes] Biermann: Vortrag des Referenten des Gesamtsenats [vom 12.1.1903].

auch von dessen Bewertung nicht überzeugt gewesen zu sein.⁸¹ Der Jurist bezog sich in seinem Vortrag zur Beförderung Stracks offensichtlich auf dessen erste volkskundliche Lehrveranstaltung über „Das deutsche Volkslied“, die er „publice“, also für Hörer aller Fachbereiche, im Sommersemester 1902 angeboten hatte. Der Erfolg⁸² dieser volkskundlichen Veranstaltung dürfte auch dem Fachvertreter, in dessen Abteilung sie stattgefunden hatte, nicht entgangen sein. Da Behaghel diese erfolgreiche Vorlesung ein halbes Jahr später in seinem Gutachten unerwähnt läßt, so steht zu vermuten, wurde sie von ihm auch nicht als wissenschaftliche Leistung, die zur Weiterqualifikation in der Germanistik gereichte, bewertet.

Der Senatsreferent Biermann relativierte jedoch nicht nur Behaghels schlechtes Urteil über Stracks Lehrqualitäten, sondern er führte darüber hinaus auch noch ein inhaltliches Argument an, das die Beförderung Stracks und seines Kollegen Collin unterstützte: „Von beiden Dozenten läßt sich sagen, daß sie Vorlesungen gehalten haben, die sonst nicht an der Landesuniversität vertreten sind, deren Abhaltung aber im Interesse der Landesuniversität liegt, daß sie also Lücken im Lehrkörper ausgefüllt und sich so um die Universität durch ihre Lehrtätigkeit verdient gemacht haben.“⁸³ Biermann, der in seinen weiteren Ausführungen zudem betonte, daß in der Beförderung insbesondere eine wissenschaftliche Anerkennung der Privatdozenten zu sehen sei⁸⁴, brachte somit deutlich zum Ausdruck, daß die Realgymnasiallehrer Collin und Strack Desiderate innerhalb der Ger-

⁸¹ Dies legt der Passus in Biermanns Vortrag – Strack habe „zwar anscheinend nicht sämtliche [...] Vorlesungen zu Stande gebracht“ – nahe. Ebd. [Hervorhebung, A.B.]. Biermann bezog sich vermutlich auf Behaghels Äußerungen über Stracks Lehrtätigkeit, über die er im Gutachten bemerkt hatte: „Seine Vorlesungen hat Strack meist zu Stande gebracht.“ [Otto] Behaghel: Vortrag des Geh[eimen] Hofraths. Was soviel bedeutete wie, er hat seine Vorlesungen nicht immer zustande gebracht. Mit dem Wort anscheinend werden Zweifel an Behaghels Gutachten offenkundig, und mit dem Hinweis auf Stracks Vorlesungserfolge wird es sogar widerlegt.

⁸² Stracks Zuhörerzahl war sowohl in Relation zur immatrikulierten Gesamthörerzahl in der Abteilung „Neuere Sprachen“ [Germanistik, Romanistik u. Anglistik] als auch im Vergleich zu der seines Kollegen Helm relativ hoch. In der Abteilung „Neuere Sprachen“ waren im Sommersemester 1902 insgesamt 76 Hörer eingeschrieben. Der Anteil der Germanistikstudenten ist allerdings nicht ausgewiesen. Vgl. Personenbestands- und Vorlesungsverzeichnis der Ludwigs-Universität. Im Vergleich dazu die Hörerzahlen, die Behaghel im Gutachten vom 28.6.1903 zur Beförderung Helms als Beleg für dessen Lehrerfolge angab. Danach hatte Helm im Wintersemester 1902/3 in zwei Veranstaltungen 7 u. 10 und im Sommersemester 1903 nur 1 Hörer. Vgl. Personalakte Karl Helm, UAG PrA Phil Nr. 12.

⁸³ [Johannes] Biermann: Vortrag des Referenten des Gesamtsenats [vom 12.1.1903].

⁸⁴ Vgl. ebd. Biermann wies in seinem Gutachten auf diese Bedeutung der Beförderung besonders hin, da die Extraordinarien keine Dotierung und kein Mitspracherecht in der universitären Selbstverwaltung hätten. Vgl. zur Situation der Extraordinarien Rüdiger vom Bruch: Universitätsreform als soziale Bewegung.

manistik abdeckten. Diese Sachargumente, die der Referent des Gesamtseminars vorbrachte, wären jedoch gerade für den Fachvertreter die Begründung schlechthin gewesen, wenn es ihm um eine Beförderung aller von ihm vorgeschlagenen Privatdozenten innerhalb seines Gebietes gegangen wäre. Daß Behaghel in seiner Antragsbegründung aber die provisorische Institutionalisierung der neueren deutschen Literaturgeschichte unerwähnt ließ und die Volkskunde nur am Rande als Argument aufgriff, zeugt davon, welchen geringen Stellenwert er diesen Forschungsgebieten innerhalb der Germanistik beimaß. Seine ambivalente Haltung läßt vielmehr auf primär selbstreferentielle Absichten seines Beförderungsantrages schließen, die auf eine Stärkung der älteren Abteilung in der Germanistik mithin der eigenen Forschungsinteressen hinausliefen.

Der Mangel an sachlichen Argumenten in Behaghels Gutachten wurde in den Fakultätsverhandlungen am vehementesten von Albrecht Dieterich angegriffen. Daß sich der Altphilologe dennoch ausdrücklich für die Beförderung von Strack und Collin aussprach, läßt nicht nur auf persönliche Diskrepanzen zwischen ihm und Behaghel schließen. Vermutlich befürwortete er auch eine institutionelle Aufwertung der beiden Forschungsgebiete – neuere deutsche Literaturgeschichte und Volkskunde. Dieterichs Unterstützung der Beförderung Stracks, ist freilich auch vor dem Hintergrund zu bewerten, daß beide – insbesondere seit Gründung der Hessischen Vereinigung – auf volkswissenschaftlichem Gebiet eng zusammenarbeiteten und er mit Strack den Kandidaten förderte, der auch seine Vorstellungen von wissenschaftlicher Volkskunde teilte. Damit war das Vorgehen des Altphilologen letztendlich ebenso mit selbstreferentiellen Motiven verknüpft wie das des Germanisten Behaghel. Beide protegierten jeweils den Kandidaten, der ihrer wissenschaftlichen Richtung am nächsten stand und der somit ihre Position unterstützte. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich in diesem fachlichen Konkurrenzkampf zwischen den Ordinarien der Germanistik und der Altphilologie der letztere durchsetzte, was auf ein entsprechendes Kräfteverhältnis in der Fakultät schließen läßt. Es sind jedoch auch Parallelen zum Gründungsprozeß der Hessischen Vereinigung evident, in dem sich – wie gezeigt – die Altphilologen ebenfalls durchsetzten.

Die Ausführungen über die Beförderungsverhandlungen zeigen deutlich, daß um die Jahrhundertwende von einer wissenschaftlichen Anerkennung der Volkskunde als neuem Zweig der Germanistik auf Seiten des Gießener Germanistikordinarius wenig zu spüren war. Die sogenannte germanistisch-philologische Protektion der Volkskunde findet sich hier nicht bestätigt. Und obwohl Hochschulgermanisten auch weiterhin aktiv in der Hessischen Vereinigung mitarbeiteten, verbesserte sich die Stellung der Volkskunde an der Gießener Hochschule während des Kaiserreiches nicht, wie sich an der marginalen Rolle der Volkskunde in den Lehrveranstaltungen

gen bestätigen läßt.⁸⁵ In der Frage der wissenschaftlichen Akzeptanz der Volkskunde trafen unterschiedliche Forschungsrichtungen innerhalb der Philologen und insbesondere der Germanisten aufeinander, die wiederum auf unterschiedliche Vorstellungen über Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin schließen lassen. Während Adolf Strack als Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte bestrebt war, die Volkskunde nicht nur institutionell auf außeruniversitärer Ebene in der Hessischen Vereinigung zu fördern, sondern sie auch im universitären Unterricht zu etablieren, zeichnen sich die Vertreter der älteren Germanistik durch Zurückhaltung aus. Eine Ausnahme unter den Altgermanisten⁸⁶ stellte Karl Helm dar, auf dessen volkskundliche Forschungsinteressen und Mitarbeit in der Hessischen Vereinigung noch ausführlicher eingegangen wird.

4. Zum Rückzug der ‚Pioniere‘ wissenschaftlicher Volkskunde

Die ambivalente Haltung gegenüber der Volkskunde von etablierten Hochschulgermanisten, die fachgeschichtlich zwar zu den Wegbereitern der außeruniversitären Volkskunde gezählt werden, die sich aber nicht für die Etablierung des Faches im Wissenschaftsbetrieb einsetzten, war kein singuläres Phänomen der Gießener Altgermanisten. Das gleiche Verhalten wie bei Behagel ist bei Friedrich Vogt festzustellen, der ab 1902 an der Marburger Universität die ältere Abteilung der Germanistik vertrat und ebenfalls zu den ‚Pionieren‘ wissenschaftlicher Volkskunde gerechnet wird⁸⁷. Vogt gilt als Gründer der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in

⁸⁵ Vgl. Personenbestands- und Vorlesungsverzeichnis der Ludwigs-Universität Gießen 1900-1918.

⁸⁶ Mit Altgermanisten wurden Literatur- und Sprachwissenschaftler bezeichnet, die sich mit der Literatur bis 1600 beschäftigten. Demgegenüber beschäftigt sich die neuere deutsche Literaturwissenschaft mit der Literatur ab 1600.

⁸⁷ Vgl. dazu Helms Ausführungen über Vogt im Deutschen Biographischen Jahrbuch (1923), S. 371-375; hier zitiert nach einem Sonderdruck im Nachlaß Karl Helm, UAG. Helm stellt in seinem Artikel unter anderem fest, daß Vogt einer der Aktivsten in der Volkskunde Ende des 19. Jahrhunderts gewesen sei, und daß Volkskunde neben anderen Gebieten der Germanistik ein „zweites umfassendes Arbeitsgebiet“ war, dem er „lange Jahre einen guten Teil seiner Arbeitskraft schenkte“ und durch „methodische Strenge“ die „praktische volkskundliche Tätigkeit in vorbildliche Bahnen gelenkt“ habe. Ebd. S. 374.

Breslau⁸⁸, deren erster Vorsitzender er bis zu seiner Berufung nach Marburg war und deren Vereinsorgane⁸⁹ er herausgab.

Bemerkenswert am Verhalten Vogts ist, daß er einerseits zwar der Hessischen Vereinigung in Gießen beitrug und von 1903 bis 1906 als Ausschußmitglied geführt wird und auch in Marburg auf volkskundlichem Gebiet aktiv war. Hier arbeitete Vogt 1904 zusammen mit seinem Vorgänger, dem inzwischen nach Göttingen berufenen Edward Schröder, an einem Fragebogen zur hessischen Volkskunde für den Marburger Zweigverein des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel.⁹⁰ Andererseits bot der Marburger Germanistik Ordinarius trotz dieses umfangreichen Engagements in der außeruniversitären Volkskunde während seiner gesamten Marburger Hochschultätigkeit keine explizit volkskundliche Lehrveranstaltung an.⁹¹ In der Lehre lagen seine Schwerpunkte auf den Gebieten mittelalterlicher Literatur sowie alt- und mittelhochdeutscher Literaturgeschichte und Sprachforschung.⁹² Vogts Rückzug aus der Volkskunde seit seiner Marburger Lehrtätigkeit wurde auch in einem Nachruf von seinem Nachfolger Karl Helm bemerkt: „Die Zeit, in welcher Vogt aktiv an der volkskundlichen Arbeit teilnahm, ging zu Ende mit seiner Übersiedlung nach Marburg. Seitdem zog er sich mit der eigenen Arbeit wieder zur mittelhochdeutschen Literatur zurück, und hier liegt auch seine Hauptbedeutung für die Zukunft.“⁹³ Die Parallelen zwischen den beiden Vertretern der älteren Germanistik, Vogt in Marburg und Behaghel in Gießen, sind offenkundig. Beide setzten sich Ende des 19. Jahrhunderts für die Institutionalisierung der außeruniversitären Volkskunde ein, beide zogen sich nach eini-

⁸⁸ Vgl. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 2/1905, S. 5. Friedrich Vogt wird hier als Begründer der 1894 in Breslau entstandenen „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ genannt, deren Leitung er bis zu seinem Weggang nach Marburg 1902 inne hatte.

⁸⁹ Vogt habe – so Helm – „in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (1896ff.) und der Sammlung Schlesiens volkstümliche Überlieferungen (Leipzig 1901ff.) Publikationsorgane von hohem Rang geschaffen“. Karl Helm: Friedrich Vogt. In: Deutsches Biographisches Jahrbuch, S. 374.

⁹⁰ Vgl. Jahresbericht [des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde], S. 5. Über die Gründung einer volkskundlichen Sektion im Marburger Verein gibt der Jahresbericht keine Auskunft.

⁹¹ Dies war offensichtlich auch während seiner Breslauer Hochschultätigkeit so, wenn Bönisch-Brednich feststellt, „obwohl Vogt einige Jahre nach seiner Berufung gemeinsam mit Nehring die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde aus der Taufe hob, fand die Volkskunde in seinem akademischen Unterricht kaum Niederschlag“. Brigitte Bönisch-Brednich: Volkskundliche Forschung in Schlesien, S.185.

⁹² Vgl. Verzeichnis der Vorlesungen der Universität Marburg vom Wintersemester 1902/03 bis Sommersemester 1922.

⁹³ Karl Helm: [Nachruf auf] Friedrich Vogt. In: Oberhessische Zeitung vom 9. November 1923. Vgl. auch einen fast identischen, undatierten Zeitungsartikel im Nachlaß Helm, UAG.

gen Jahren mehr oder weniger von der Volkskunde zurück⁹⁴, und beide boten keine Lehrveranstaltungen an, die *expressis verbis* von Volkskunde handelten⁹⁵. Wie ist dieses auffällige Verhalten der volkskundlichen ‚Pioniere‘ zu erklären? Man könnte nun annehmen, daß die Gründe für den Rückzug der älteren Germanisten in einem wissenschaftlichen Generationswechsel lagen.⁹⁶ Gegen die Annahme, daß sich die älteren Germanisten primär als Mentoren der volkskundlichen Bewegung verstanden und nach einer Art ‚Starthilfe‘ die weitere Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde der nachfolgenden Generation überließen, spricht allerdings das Verhalten des jüngeren Germanisten Karl Helm. Am Beispiel Helms zeigt sich nicht nur, daß es weniger eine Frage der Generation, als vielmehr eine Frage der wissenschaftlichen Orientierung innerhalb der Germanistik war, welche Bedeutung man jeweils der wissenschaftlichen Volkskunde im akademischen Unterricht beimaß. Auch scheinen Zweifel am wissenschaftlichen Standard, der möglicherweise auf die hohe Laienbeteiligung in der Volkskunde zurückgeführt wurde, eine große Rolle für die Zurückhaltung etablierter Germanisten gespielt zu haben.

⁹⁴ Wengleich Helm Vogts Rückzug aus der Volkskunde mit Beginn seiner Marburger Lehrtätigkeit ansetzte, so engagierte er sich doch noch in den Anfangsjahren als Ausschußmitglied in der Hessischen Vereinigung und zeigte auch im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde weiterhin Interesse an diesem Gebiet. Auch Behaghel nahm nach Stracks Tod offensichtlich wieder aktiv am Geschehen der Hessischen Vereinigung teil: 1906 wird er als Ausschußmitglied und 1907 als Mitglied der Kommission für Flurnamensammlung genannt.

⁹⁵ Beide Germanisten boten zwar im Turnus von etwa sechs Semestern eine Veranstaltung an, die dem Titel nach auf Bezüge zur Volkskunde hindeuten, aber die Begriffe Volkskunde oder volkskundlich tauchen in keiner Ankündigung explizit auf. Die Veranstaltungen beziehen sich vielmehr auf ihre jeweiligen Forschungsschwerpunkte. Vogt bot wiederholt das „Deutsche Drama im Mittelalter und sein Fortleben im Volksschauspiel“ an und behandelte im Seminar einmal das mittelhochdeutsche Volksepos. Behaghel bot ab WS 1909/10 wiederholt „Erklärungen über ausgewählte Fastnachtsspiele von Hans Sachs“ an. Ein ähnliches Phänomen wird auch von Theodor Siebs, dem Nachfolger Vogts auf dem germanistischen Lehrstuhl und Vorsitzenden der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Breslau berichtet. Bönisch-Brednich stellt dazu fest: „Auch er übte, was volkskundliche Unterrichtsthemen anbetraf, eher Zurückhaltung.“ Brigitte Bönisch-Brednich: *Volkskundliche Forschung in Schlesien*, S. 186.

⁹⁶ Vgl. dazu auch Erich Wimmer: *Zur Volkskunde an bayerischen Universitäten*. Wimmer kommt zu einem vergleichbaren Befund in Würzburg, wo der Germanist Oscar Brenner zwar 1894 den Verein für bayerische Volkskunde und Mudartforschung gründete, aber nach der Gründungsphase keine volkskundlichen Lehrveranstaltungen anbietet. In den 1920er Jahren sei sogar eine völlige „Abstinenz der Würzburger Germanistik von der Volkskunde“ zu konstatieren, stellt Wimmer hier fest. Ebd. S.111.

5. Zur ambivalenten Haltung von Altgermanisten in der Volkskunde am Beispiel Karl Helm

Bei dem jüngeren Hochschulvertreter der Gießener Germanistik, Karl Helm, ist ein ähnlich ambivalentes Verhalten gegenüber der Volkskunde festzustellen wie bei Behaghel und Vogt. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß Helm sowohl in der Hessischen Vereinigung als auch in der überregionalen Organisation der Volkskundevereine jahrelang aktiv mitarbeitete und Funktionsaufgaben übernahm, ist seine Haltung besonders befremdlich. Er zählte zu den Gründungsmitgliedern der Hessischen Vereinigung⁹⁷ und war zunächst erster und ab 1903 stellvertretender Schriftführer des Vereins. Nach Stracks Tod übernahm er von 1906 bis 1908 zusammen mit dem Altphilologen Hugo Hepding die Redaktion der Hessischen Blätter für Volkskunde, und ab 1909 gab er die Zeitschrift bis zu seinem Weggang 1919 nach Würzburg alleine heraus. Für die ersten drei Bände der Hessischen Blätter erstellte Helm die Jahresregister⁹⁸, arbeitete in der Zeitschriftenschau mit und schrieb viele Rezensionen für die Bücherschau⁹⁹. Auch für das Mitteilungsblatt des 1904 gegründeten Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, dessen Leitungsgremium ebenfalls bis kurz nach dem Tode Stracks in Gießen war, übernahm Helm bis 1907 die Schriftleitung sowie das Amt des Schriftführers.¹⁰⁰ Und nachdem er ab Wintersemester 1921/22 als Nachfolger von Friedrich Vogt den Lehrstuhl für Germanistik im benachbarten Marburg antrat, erschien sein Name auch wieder unter den Vorstandsmitgliedern der Hessischen Vereinigung.¹⁰¹ Wenn Bernhard Martin in seinem Nachruf feststellt, „Karl Helm stellte sich nach seiner Habilitation ganz in den Dienst der Sache“¹⁰², so mag das aus der Sicht des Vereinsvorsitzenden, der die Entwicklung der außeruniversitären Volkskunde in der Hessischen Vereinigung im Blick hatte, so erschienen sein. Aber was Helms Akzeptanz der Volkskunde als Wissenschaft mithin die Integration des Faches im Wissenschaftsbetrieb anbetraf, so ist Martins Aussage zu relativieren.

Helm gehörte während des Kaiserreiches sicherlich zu den aktivsten Philologen in der Hessischen Vereinigung. Er zog sich im Gegensatz zu

⁹⁷ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [1902], S. 62.

⁹⁸ Vgl. Hessische Blätter 1/1902-3/1904.

⁹⁹ Die von Strack begründete Zeitschriften- und Bücherschau war ein wichtiger Bestandteil der Hessischen Blätter. Hier wurden Publikationen vorgestellt und rezensiert im Hinblick auf ihren Nutzen für die volkskundliche Forschung. Daraus entwickelte sich 1917 die heute noch bestehende Internationale volkskundliche Bibliographie (IVB).

¹⁰⁰ Vgl. Mitteilungen des Verbandes 1/1905f..

¹⁰¹ Vgl. Geschäftliche Mitteilungen [1921], S. 62.

¹⁰² Bernhard Martin: [Nachruf auf] Karl Helm, S. 158-159.

seinen älteren Hochschulkollegen nicht von der außeruniversitären Volkskunde zurück, sondern engagierte sich sowohl in den Leitungsgremien des hessischen Volkskundevereins als auch in denen des Dachverbandes. Vor allem bekundete er durch seine jahrelange Redaktionstätigkeit der Hessischen Blätter für Volkskunde kontinuierlich Interesse an der außeruniversitären volkskundlichen Forschung. Demgegenüber ist in seinem Lehrangebot aber die gleiche Zurückhaltung gegenüber der Volkskunde zu konstatieren wie bei Behaghel und Vogt. Während seiner gesamten Gießener Lehrtätigkeit bot er ebenfalls keine Veranstaltung explizit zu Volkskunde an.¹⁰³ Im akademischen Unterricht lagen seine Schwerpunkte denen Behaghels und Vogts vergleichbar auf dem Gebiet der älteren deutschen Philologie und Sprachforschung. Inwieweit Helm in seinen Lehrveranstaltungen auch volkskundliche Themen behandelte, läßt sich nicht eindeutig belegen. Eine Ausnahme stellten möglicherweise seine Forschungsinteressen in der germanischen Religionsgeschichte dar – von denen noch gesprochen wird.

In Helms Publikationen finden sich allerdings auch Hinweise dafür, daß er offensichtlich zwischen Veranstaltungen zur Volkskunde und zur deutschen Philologie Unterschiede machte. So weist er beispielsweise 1906 in einer Rezension darauf hin, „wer Volkskunde treibt, sollte auch an der Altertumskunde nicht vorübergehen, denn es ist auch die Frühzeit unseres Volkes und seiner Kultur, von der hier gehandelt wird, und nur aus der Vergangenheit heraus läßt sich die Gegenwart voll verstehen“¹⁰⁴. Helm weist hier zwar auf eine Beziehung zwischen den beiden Forschungsgebieten hin, indem er die Altertumskunde zum Verständnis der Gegenwartsvolkskunde empfiehlt. Aber in seiner Empfehlung ist seine Ansicht, daß sie für ihn auch zwei unterschiedliche Forschungsbereiche darstellten, nicht zu übersehen. Während seiner Marburger Lehrtätigkeit kam in einer Darstellung seines Faches „Deutsche Philologie“ in den Marburger Universitätstaschenbüchern für die Jahre 1925 bis 1928 noch deutlicher zum Ausdruck, daß Helm Volkskunde als eigenes Fachgebiet ansah. Hier schrieb er unter anderem: „Neben Sprach- und Literaturwissenschaft treten heute mit wachsender Bedeutung die oft vernachlässigten Gebiete der Altertumskunde, Volkskunde und Religionsgeschichte, die für eine wirkliche Erkenntnis deutscher Art unbedingt notwendig sind. Auch der spätere Beruf stellt den Germanisten vor so viele Fragen aus diesen Bereichen, daß er gründlichste Vorbereitung nötig hat, umso nötiger als sich gerade auf diesen Gebieten ein Dilettantismus schlimmster Art breit zu machen pflegt, dem der Germanist als Fachmann entgegenzuwirken berufen ist. Vorlesungen und Ue-

¹⁰³ Vgl. Personalbestands- und Vorlesungsverzeichnisse der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen von 1899 bis 1919.

¹⁰⁴ Karl Helm: [Rezension zu] O. Schrader: Sprachvergleichung, S. 173-174.

bungen über diese Gegenstände sollten also nicht versäumt werden, zumal sie von den ersten Semestern an mit Nutzen gehört werden können.“¹⁰⁵ Helm bezeichnet den Germanisten zwar als berufenen „Fachmann“, der für die Wissenschaftlichkeit der Volkskunde Sorge zu tragen habe, dennoch stellt er Volkskunde neben anderen als separate Lehrveranstaltung vor. Diese Differenzierung nimmt er, in leicht abgeänderter Form, auch noch im Marburger Universitätstaschenbuch für 1929 vor, hier empfiehlt er: „Man höre nicht nur die herkömmlichen großen Vorlesungen über Grammatik und Sprachgeschichte, Mundartforschung, über die Literatur größerer Zeiträume und über einzelne der wichtigsten Dichter, sondern auch jene über Volkskunde, Altertumskunde, Religionsgeschichte.“¹⁰⁶ An dieser Empfehlung ist vor allem bemerkenswert, daß er Volkskunde auch als spezielle Veranstaltung neben der Mundartforschung erwähnt, die in der volkskundlichen Fachgeschichtsschreibung häufig zu Veranstaltungen der Volkskunde erklärt werden.¹⁰⁷ Wenn nun Helm selber zwischen Veranstaltungen der Volkskunde und der Germanistik differenzierte, so ist es fraglich, ob seine im Wintersemester 1906/7 angezeigte einstündige Veranstaltung „Einführung in die germanische Altertumskunde“, wie Alfred Höck meint¹⁰⁸, tatsächlich ein Lehrangebot explizit zur Volkskunde darstellte.¹⁰⁹ Aber selbst wenn man die Veranstaltungen zur germanischen Altertumskunde¹¹⁰ zu den

¹⁰⁵ Karl Helm: Deutsche Philologie, S. 85-87. Der gleiche Wortlaut wurde auch in den folgenden Semestern in den Universitätstaschenbüchern abgedruckt. Vgl. Marburger Universitätstaschenbücher 1926-1928.

¹⁰⁶ Ebd. Ausgabe für das Jahr 1929, S. 41.

¹⁰⁷ Vgl. u.a. Alfred Höck: Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen, S. 101-105.

¹⁰⁸ Vgl. ebd.

¹⁰⁹ Es kann hier nur darauf hingewiesen werden, daß die fachgeschichtliche Zuordnung von Lehrveranstaltungen von Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachrichtungen, die sich in der außer-universitären Volkskunde engagierten, sehr problematisch ist. Abgesehen von den unterschiedlichen Vorstellungen der jeweiligen Wissenschaftler über Volkskunde besteht einmal leicht die Gefahr, daß später zum volkskundlichen Kanon erklärte Themen in die Vergangenheit transportiert werden. Zum anderen werden Veranstaltungen beispielsweise zur Deutschen Mythologie, Deutsche Altertümer, altdeutsche Literaturgeschichte und Mundartforschung ohne eindeutige Belege zu volkskundlichen Veranstaltungen erklärt oder es werden sogar zeitgenössische Aussagen über die Abstinenz von volkskundlich engagierten Germanisten in der Lehre mit dem Hinweis auf derartige Veranstaltungen dementiert. Vgl. z.B. die Interpretation der Aussagen von Friedrich Vogt und Max Roediger über Karl Weinhöck von Brigitte Bönisch-Brednich. Dies.: Volkskundliche Forschung in Schlesien, S. 69.

¹¹⁰ Helm bot im folgenden Sommersemester 1907 eine zweite Veranstaltung zur germanischen Altertumskunde mit dem Zusatz „Staats- und Privataltertümer“ an, die bei Höck (1983) nicht erwähnt wird, aber nach seiner Zuordnung ebenfalls zu den volkskundlichen Vorlesungen zu rechnen wäre. Vgl. Personalbestands- und Vorlesungsverzeichnis der Ludwigs-Universität zu Gießen 1907, S. 24.

volkskundlichen rechnen würde, so nahm die Volkskunde, wenn überhaupt, auch in Helms akademischem Unterricht eine marginale Rolle ein. Was die Integration der Volkskunde im Wissenschaftsbetrieb anbetrifft, so ist bei Helm die gleiche Zurückhaltung wie bei Behaghel und Vogt zu beobachten.¹¹¹ Diese Zurückhaltung Helms ist nicht nur vor dem Hintergrund seines anhaltenden Engagements in der außeruniversitären Volkskunde erstaunlich. Nimmt man noch seine Ansicht, der Germanist sei für den wissenschaftlichen Standard der Volkskunde verantwortlich, hinzu, so hätte es doch nahegelegen, daß Helm als berufener Fachmann die Professionalisierung der Volkskunde im Wissenschaftsbetrieb hätte vorantreiben können. Die Motive dafür, daß er Volkskunde im universitären Unterricht nicht anbot, sind möglicherweise in seinem wissenschaftlichen Herkunftsmilieu zu suchen. Aus seinen germanistischen Forschungsschwerpunkten ergeben sich auch Parallelen zu den anderen Vertretern der älteren Germanistik wie ein kurzer Blick in Helms wissenschaftliche Vita zeigt.

Karl Helm studierte ab 1889 germanische Philologie mit den Nebenfächern vergleichende Grammatik und Geschichte hauptsächlich in Heidelberg.¹¹² Von seinen Lehrern, die überwiegend aus der junggrammatischen Schule kamen¹¹³, habe vor allem Wilhelm Braune in Heidelberg Helms wissenschaftliche Orientierung beeinflusst.¹¹⁴ Im Gegensatz zu Strack schloß Helm 1894 sein Studium zunächst mit dem philologischen Staatsex-

¹¹¹ Auch während Helms Marburger Lehrtätigkeit ist im Vorlesungsverzeichnis keine Veranstaltung von ihm aufgeführt, die *expressis verbis* von Volkskunde handelt. An der Universität Marburg werden Veranstaltungen zur Volkskunde ab dem Sommersemester 1921 angezeigt: in der Theologischen Fakultät von Werner Boette (bis Sommersemester 1932) und in der Philosophischen Fakultät im Fach Germanische Philologie von Kurt Wagner (bis Sommersemester 1934). Ab Wintersemester 1934/35 bis zum Wintersemester 1944/45 werden volkskundliche Lehrveranstaltungen regelmäßig von Walter Mitzka und vor allem von Bernhard Martin angekündigt. Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der Universität Marburg von 1920 bis 1945.

¹¹² Vgl. Helms Lebenslauf (vom 7.2.1898), Personalakte Karl Helm, UAG PrA Phil Nr. 12.

¹¹³ Helm studierte 1891/92 je ein Semester in Leipzig und Freiburg. Wie eine in der Personalakte befindliche Studienbescheinigung der Leipziger Universität zeigt, hörte Helm hier u.a. bei den Junggrammatikern Friedrich Zarncke und Karl Brugmann, aber nicht wie Adolf Strack seinerzeit bei Rudolf Hildebrand, dem Vertreter der neueren deutschen Literaturgeschichte. Vgl. ebd. Vgl. auch Walter Henss: Karl Helm, hier bes. S. 21 der Hinweis auf Helms Universitätslehrer Hermann Paul in Freiburg und Hermann Osthoff in Heidelberg, die ebenfalls der junggrammatischen Schule zugerechnet werden. Zu den Vertretern der Junggrammatik vgl. auch Lexikon der Sprachwissenschaft unter Junggrammatiker, S. 362-363.

¹¹⁴ Vgl. Ludwig Wolff: [Nachruf auf] Karl Helm, hier bes. S. 42-43. „Im Sprachlichen kommt er [Karl Helm, A.B.] von den sogenannten Junggrammatikern, insbesondere Wilhelm Braune“, dem Lehrer, „dem er das Entscheidende verdankte“. Vgl. zu Braune auch Josef Dünninger: Geschichte der deutschen Philologie, S. 188-189.

amen ab und erhielt nach dem „vorgeschriebenen Probejahr am Gymnasium in Heidelberg“ 1895 die Zulassung für eine Anstellung als Lehrer an Mittelschulen.¹¹⁵ Helm hatte aber offensichtlich nicht vor, in den Schuldienst zu gehen. Denn im gleichen Jahr – informiert Ludwig Wolff – „folgte die Promotion mit einer Arbeit ‚Zur Rhythmik der kurzen Reimpaare des 16. Jahrhunderts‘, zu der er von Braune angeregt war“¹¹⁶. Anschließend nahm Helm bis Ende 1896 eine Tätigkeit an der Heidelberger Universitätsbibliothek auf. Bis zu seiner Habilitation hatte er offensichtlich keine Anstellung, denn er schreibt in seinem Lebenslauf: „Am 1. Januar 1897 gab ich diese Stelle auf, um meine ganze Kraft und Zeit meiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung widmen zu können.“¹¹⁷ Danach begann Helms akademische Laufbahn, wie Wolff in seinem Nachruf weiter feststellt, „am 9.2.1899 habilitierte er sich bei Otto Behaghel in Gießen mit den ‚Untersuchungen über Heinrich Heslers Evangelium Nicodemi‘“¹¹⁸. Anschließend erhielt er die *Venia Legendi* für das Fach der germanischen Philologie¹¹⁹ an der Gießener Hochschule. Hier war er ab 1899 als Privatdozent und ab 9.3.1904 als außeretatmäßiger außerordentlicher Professor für deutsche Philologie zwanzig Jahre lang tätig. Bis zu seinem Weggang nach Würzburg im Herbst 1919 hatte Helm an der Gießener Universität somit den gleichen Status als *Extraordinarius* ohne feste Bezüge¹²⁰ wie ihn seinerzeit Adolf Strack hatte. Helms Stellung an der Hochschule kann also nicht der ausschließliche Grund gewesen sein, daß er im Gegensatz zu Strack keine explizit volkskundlichen Lehrveranstaltungen anbot, zumal er, wie sich an den Beförderungsverhandlungen zeigte, die Gunst des *Ordinarius* Behaghel genoß.

In der Lehre vertrat Helm die Gebiete der älteren Germanistik und bot primär Veranstaltungen zu alt- und mittelhochdeutscher Grammatik und

¹¹⁵ Vgl. Helms Lebenslauf (vom 7.2.1898), Personalakte Karl Helm, UAG PrA Phil Nr. 12.

¹¹⁶ Ludwig Wolff: [Nachruf auf] Karl Helm, S. 42. Helm hatte sich offensichtlich schon länger mit diesem Thema beschäftigt. Den gleichen Titel hatte auch seine zur Fachprüfung in Deutsch für das Staatsexamen eingereichte Hausarbeit. Vgl. Personalakte Karl Helm, ebd.

¹¹⁷ Karl Helm, Lebenslauf [vom 7.2.1898], ebd..

¹¹⁸ Ludwig Wolff: [Nachruf auf] Karl Helm, S. 42.

¹¹⁹ Zu Helms Habilitationsverfahren Vgl. Personalakte Karl Helm, UAG PrA Phil Nr. 12.

¹²⁰ Helm war offensichtlich vermögend, denn obwohl er 1896 eine Familie gründete und vier Kinder hatte, konnte er es sich leisten, über zwanzig Jahre lang ohne feste Anstellung mit regelmäßigen Bezügen zu leben. In seinem Nachlaß fand ich Hinweise, daß Helm Aktien besaß. Er benutzte die Rückseite von Briefen seiner Banken, in denen die Auszahlung von Renditen mitgeteilt wird, als Notizzettel. Vgl. Nachlaß Karl Helm, UAG.

Literatur an¹²¹; damit deckte er die gleichen Forschungsgebiete wie Behaghel und Vogt ab. Anders gesagt, im universitären Unterricht orientierte sich Helm in erster Linie an seinem wissenschaftlichen Herkunftsmilieu. Während sich seine volkskundlichen Forschungsinteressen in seinem Lehrangebot nicht widerspiegelten, blieb Helm allerdings im Gegensatz zu den älteren Ordinarien weiterhin stärker in der außeruniversitären Volkskunde aktiv. Er arbeitete in den volkskundlichen Gremien mit und hatte als alleiniger Herausgeber der Vereinszeitschrift von 1910 bis 1919 sogar eine nicht zu unterschätzende Schlüsselfunktion in der Hessischen Vereinigung. Denn die Außenrepräsentation des Vereins durch die Hessischen Blätter lag weitgehend im Ermessen der jeweiligen Schriftleitung, da sie durch keinerlei Auflagen in der Vereinssatzung reglementiert¹²² war. Mit dem Programm der Zeitschrift konnte er also auch die wissenschaftliche Orientierung des Volkskundevereins weitgehend mitbestimmen.

Unter der Herausgeberschaft Helms ist auf den ersten Blick keine gravierende Veränderung der Hessischen Blätter für Volkskunde gegenüber den vorherigen Jahrgängen festzustellen. Die wenigen Veränderungen des Programms korrespondieren weitgehend mit der allgemeinen Entwicklung der Volkskunde in diesem Zeitraum. So entsprach es der allgemeinen Situation, daß keine Beiträge zur Fachdiskussion in den Jahrgängen erschienen, in denen Helm die Redaktion inne hatte. Die Debatten „Um die Prinzipien der Volkskunde“¹²³ setzten erst in den 1920er Jahren wieder ein. Allerdings erschienen unter Helms Schriftleitung Beiträge und Mitteilungen über volkskundliches aus historischen Quellen oder anekdotenhafte Erlebnisberichte über das Volksleben hauptsächlich unter der Rubrik „Kleinere Mitteilungen“ und waren nicht mehr – wie in den ersten Jahrgängen – im Aufsatzteil integriert. Diese Trennung deutet auf einen veränderten Wissenschaftlichkeitsanspruch hin, da die Miszellen in der Regel nur Mitteilungscharakter hatten. Dies kann als Anzeichen dafür gedeutet werden, daß

¹²¹ Vgl. Personalbestands- und Vorlesungsverzeichnis der Ludwigs-Universität zu Gießen von 1899 bis 1919. Dies veränderte sich auch in seiner Marburger Lehrtätigkeit nicht wesentlich. Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der Universität Marburg vom Wintersemester 1921/22 bis Sommersemester 1936. Nach seiner Emeritierung 1936 bot Helm fast nur noch Veranstaltungen zur altgermanischen Religionsgeschichte an.

¹²² Lediglich § 3 der Satzung bezieht sich auf die Vereinszeitschrift. Hier heißt es: „Eine von der Vereinigung herausgegebene Zeitschrift berichtet über die Vereinsarbeit, bringt Mitteilungen aus dem Archiv und sucht durch Aufsätze und Untersuchungen aller Art die Zwecke der Vereinigung zu fördern. Daneben sollen umfangreiche Publikationen erfolgen.“ Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde e.V. vom 24.5.1902 und vom 9.12.1912.

¹²³ So der programmatische Titel von Adolf Spammers Aufsatz, der 1925 in den Hessischen Blättern erschien und in dem er sich mit Hans Naumanns „Grundzügen der deutschen Volkskunde“ (Leipzig 1922) auseinandersetzte.

Helm bestrebt war, das wissenschaftliche Niveau der Hessischen Blätter für Volkskunde zu heben. Helm zeigte sich sowohl in seinen Aufsätzen als auch in seinen Rezensionen in den Hessischen Blättern stets als ‚strenger‘ Philologe insofern als Verfechter philologischer Methode. Allerdings war er als Redakteur doch auch recht offen für Gebiete, die über den ‚rein‘ germanistisch-philologischen Bereich der Volkskunde hinausgingen. Die Schwerpunkte der Hessischen Blätter lagen zwar weiterhin auf den Gebieten Aberglaubenforschung und religiöser Volkskunde sowie Erzähl- und Sprachforschung. Aber in den Aufsätzen der Hessischen Blätter spiegelten sich auch eine zunehmende Differenzierung in der volkskundlichen Forschung wider. Es erschienen – wenn auch noch vereinzelt – Beiträge, die bereits über den später kritisierten Kanon¹²⁴ hinauswiesen und die Themen behandelten, die heute noch zu den volkskundlichen Forschungsfeldern¹²⁵ gerechnet werden. Beispielsweise erschienen Beiträge zur Geräteforschung¹²⁶, zur Nahrungsforschung¹²⁷, zur Volksmedizin¹²⁸ sowie ein Beitrag zur Handwerkerforschung¹²⁹, in dem bereits kultur- und sozialgeschichtliche Aspekte von Berufsgruppen berücksichtigt wurden. Die Themenvielfalt sagt zwar nichts über die wissenschaftliche Qualität der Beiträge¹³⁰ aus, jedoch verweist sie darauf, daß volkskundliche Forschungsfelder vom Herausgeber Helm nicht auf philologische respektive rein sprachwissenschaftliche Bereiche beschränkt wurden. Des weiteren läßt sich in Helms Redaktionszeit auch keine Präferenz für nationalistische oder germanophile Themen ausmachen.¹³¹ Vielmehr weisen gerade seine eigenen Beiträge und Rezensionen auf eine kritische Distanz zu diesem Themenbereich hin.

¹²⁴ Vgl. Martin Scharfe: Kritik des Kanons.

¹²⁵ Vgl. dazu die Forschungsfelder in Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde.

¹²⁶ Vgl. z.B. die vier umfangreichen Beiträge von Konrad Hörmann über Herdengeläute und seine Bestandteile in den Jahrgängen 1913 und 1914, in denen er auch auf das Hütewesen und auf die Volkskunst eingeht.

¹²⁷ Vgl. Max Höfer: Der Kohl.

¹²⁸ Vgl. Alfred Martin: Geschichte der Tollwutbekämpfung in Deutschland.

¹²⁹ Vgl. Hermann Molz: Aussterbende Handwerke.

¹³⁰ Die Frage, ob die Beiträge dem damaligen wissenschaftlichen Standard oder ob sie mehr dem sogenannten theorieleeren Kanon der Volkskunde entsprachen, kann erst durch eine genaue Analyse beantwortet werden. Dieser Frage soll im Rahmen dieser Arbeit nicht nachgegangen werden. Bei der cursorischen Durchsicht der Beiträge zeigte sich, daß auch bereits sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte behandelt wurden.

¹³¹ Vor allem im umfangreichen Rezensionsteil wird deutlich, daß man in der Hessischen Vereinigung auch die internationale Literatur über folkloristische Themen intensiv verfolgte. Zum gleichen Befund kam kürzlich Bernd Jürgen Warneken über die Zeitschrift des Berliner Vereins für Volkskunde. Vgl. ders.: „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“.

Über die Frage, welche Bedeutung Helm selber der Volkskunde beimaß, geben seine eigenen Veröffentlichungen in der Zeitschrift Aufschluß. Im Zeitraum von 1902 bis 1919 schrieb er lediglich drei größere Beiträge für den Aufsatzteil¹³², diese standen jedoch alle in enger Beziehung zu seinen altgermanistischen und religionsgeschichtlichen Forschungsinteressen. Helms erster Beitrag erschien 1905 zum Thema: „Die Heimat der Indogermanen und der Germanen“. Dieser Aufsatz ist im Kontext der sich seinerzeit ausdehnenden Germanenforschung¹³³ zu gewichten.¹³⁴ An dem Beitrag zur Germanenforschung ist allerdings bemerkenswert, daß Helm offensichtlich meinte, es bedürfe einer Erklärung, die Abhandlung in den Hessischen Blättern zu publizieren. Dies läßt sich aus den Sätzen entnehmen, die er dem Aufsatz voranstellte: „Die Volkskunde kennt keine zeitlichen Grenzen. Wenn sie auch in erster Linie das Volksleben der Gegenwart betrachtet, so sucht sie dasselbe doch historisch zu verstehen und wendet deshalb den Blick zurück in die Vergangenheit bis in die graue Urzeit, in welcher sich die Spuren unseres Geschlechtes verlieren. So mag es gestattet sein, auch hier Gegenstände der indogermanischen und germanischen Altertumskunde zu behandeln.“¹³⁵ Trotz dieser erklärenden Einleitung wird aber eine Beziehung zwischen Germanenforschung und wissenschaftlicher Volkskunde in der umfangreichen Abhandlung nicht explizit thematisiert.¹³⁶ Möglicherweise begründete er die Veröffentlichung im Vereinsorgan deshalb besonders, weil er nur am Rande auf die Volkskunde einging. Denn außer der einleitenden Begründung für die Veröffentlichung in den Hessischen Blättern stellt er lediglich am Schluß fest, „daß von Sitte und Brauch aus der ältesten Zeit viel zu wenig bekannt ist, als daß man darauf weitgehende Schlüsse bauen könnte, ist natürlich“¹³⁷. In erster Linie verknüpft Helm hier bereits sein Interesse an den volkskundlichen Forschungsfeldern „Sitte und Brauch“ mit der germanischen Religionsgeschichte, mit der er sich in seinem weiteren Forscherleben am intensivsten

¹³² Unter der Rubrik „Kleinere Mitteilungen“ stammen 20 Beiträge von Helm, davon zwei Nachrufe. Vgl. Hessische Blätter 1901-1919.

¹³³ Vgl. dazu Klaus von See: Kulturkritik und Germanenforschung, vgl. auch ders.: Das ‚Nordische‘ in der deutschen Wissenschaft.

¹³⁴ Zur Germanenforschung äußerte er sich zwanzig Jahre später nochmals in den Hessischen Blättern mit einer harschen Kritik am unwissenschaftlichen Vorgehen auf diesem Gebiet. Vgl. Karl Helm: Germanenforschung?

¹³⁵ Karl Helm: Die Heimat der Indogermanen und der Germanen.

¹³⁶ Helm versucht auf 32 Seiten in akribischer Beweisführung die seinerzeit verbreitete Einwanderungsthese der indogermanischen Forschung zu widerlegen, indem er Ansätze aus der Anthropologie, der Archäologie und der Sprachwissenschaft ausführlich diskutiert. Einen Bezug zur Volkskunde sucht man in der Argumentation allerdings vergebens.

¹³⁷ Ebd.

beschäftigte.¹³⁸ Oder wie es Wolff in seinem Nachruf formulierte: „Das Bedeutendste und Eigenste, was er geleistet hat, liegt doch in der Erforschung der germanischen Glaubenswelt. Es war schon wohl begründet, wenn die Marburger Theologische Fakultät ihm 1951 zum 80. Geburtstag den Doktor der Religionswissenschaft ehrenhalber verliehen hat. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet, als Frucht fortdauernder, eindringlicher Studien, erstreckten sich über 50 Jahre.“¹³⁹ Religionswissenschaft scheint demnach für Helm eindeutig größere Bedeutung als Volkskunde gehabt zu haben. Für diese Vermutung spricht nicht nur, daß er nach seiner Emeritierung 1936 lediglich noch einen Lehrauftrag für germanische Religionsgeschichte aber nicht für Volkskunde behielt. Überblickt man Helms Schriftenverzeichnis, so wird ebenfalls deutlich, daß in seiner umfangreichen publizistischen Tätigkeit der Anteil an Volkskunde zum einen relativ gering ist und zum anderen, daß Volkskunde nach seiner Berufung nach Marburg kaum mehr ins Gewicht fällt.¹⁴⁰ Daß Helms Interesse an Volkskunde primär in Beziehung zu seinem Forschungsgebiet Religionsgeschichte stand, wird sowohl an seinen Beiträgen in den volkskundlichen Zeitschriften¹⁴¹ als auch an seinen Artikeln für das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA)¹⁴² deutlich.

Welche Bedeutung er der wissenschaftlichen Volkskunde für seine Forschungsinteressen auf dem Gebiet der germanischen Religionen beimaß, kam vor allem in seinem Aufsatz „Religionsgeschichte und Volkskunde“¹⁴³ zum Ausdruck. Darin ist besonders seine Bewertung der volkskundlichen Forschung bemerkenswert. In den ersten zwei Sätzen heißt es hier: „Je lückenhafter die direkten Quellen für unsere Kenntnis der vorchristlichen germanischen Religion sind, desto dringlicher erhebt sich die Frage, ob und wie weit das volkskundliche Material des Mittelalters und der Gegenwart religionswissenschaftlich verwertbar ist. Die Beurteilung des Quellenwertes dieses Materials ist schwankend und viel umstritten.“¹⁴⁴

¹³⁸ So versprach er sich Aufschluß über seine religionsgeschichtlichen Fragen durch die Untersuchung von Zufallsfunden, die „im freien Feld gemacht wurden“. Und hier interessierten ihn besonders die „Votivgaben“, die er als Belege für eine Kontinuität gewisser religiöser Vorstellungen“ ansah und die, wie er weiter meint, „gewiß auch keine geringen Zeugnisse für die Kontinuität der Bevölkerung“ seien. Ebd. S. 69-70 [Hervorhebungen im Original].

¹³⁹ Ludwig Wolff: [Nachruf auf] Karl Helm, S. 45.

¹⁴⁰ Vgl. Verzeichnis der Schriften von Karl Helm.

¹⁴¹ Vgl. ebd.

¹⁴² Vgl. Nachlaß Karl Helm, UAG.

¹⁴³ Diese Gewichtung zeigt sich auch in Helms umfangreichen wissenschaftlichen Nachlaß, in dem mit „Volkskundliche Forschung“ der dünnste Band überschrieben ist und im Band „Religionsgeschichte der Germanen“ die meisten Hinweise auf Volkskunde zu finden sind. Vgl. ebd.

¹⁴⁴ Karl Helm: Religionsgeschichte und Volkskunde, S. 1.

Helms anschließende Ausführungen über den Nutzen der Volkskunde für die Religionswissenschaft sind sehr aufschlußreich im Hinblick auf seine Bewertung und Anerkennung der volkskundlichen Forschung. Während für ihn der Nutzen des volkskundlichen Materials für die „allgemeinen Fragen der Religionspsychologie“ eine „anerkannte Tatsache“ war, negierte er diesen für religionsgeschichtliche Fragen: „Ich selbst habe [...] mit gleichfalls vorsichtiger Reserve betont, daß ‚das volkskundliche Material weit *häufiger* zur Bestätigung von schon Bekanntem als zur Erschließung von Neuem dienen kann‘. Ich halte diese Ansicht auch jetzt noch für richtig.“¹⁴⁵ Helms reservierte Haltung gegenüber der Volkskunde wird aber noch deutlicher, wenn er der Frage nachgeht, ob durch volkskundliche Forschung „auch Neues zu erschließen“ sei und feststellt: „Sie [die Frage, A.B.] bleibt schwierig; aber da es nun einmal bestimmt in Volksglauben und -brauch nicht wenig gibt, das in vorchristliche Zeit zurückreicht, müssen wir uns um diese zweifellos vorhandene Möglichkeit mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln bemühen, selbstverständlich – es sollte fast überflüssig sein, dies besonders zu betonen – unter ‚vorsichtiger Erwägung der historischen Zusammenhänge‘ und strengster wissenschaftlicher Kritik, die es nicht duldet, daß der Wunsch ein bestimmtes Resultat zu finden, das wissenschaftliche Gewissen einschläfert. Wo die Kritik wach bleibt und wo vor allem die Grenzen zwischen dem Bewiesenen, dem Wahrscheinlichen und dem nur Vermuteten nicht verwischt, sondern deutlich gemacht werden, wird man sich ruhig auch an die Auswertung des volkskundlichen Materials wagen dürfen.“¹⁴⁶ Im Appell an die strengste wissenschaftliche Kritik und an das wissenschaftliche Gewissen kam nicht nur der Anspruch eines Philologen auf hehre Wissenschaftlichkeit zum Ausdruck. Hätte Helm seinen Appell an die Einhaltung wissenschaftlicher Kriterien in der Volkskunde wirklich für überflüssig gehalten, wie er es rhetorisch einflocht, was hätte ihn daran gehindert, für die „Auswertung des volkskundlichen Materials“ zu plädieren?

Bemerkenswert an Helms Einschätzung aus dem Jahre 1940 ist vor allem, daß er seine Beurteilung aus dem Jahre 1913 mit dem Argument wiederholt, sie habe immer noch Gültigkeit. Dies legt nicht nur die Vermutung nahe, daß seine Vorbehalte gegenüber der außeruniversitären Volkskunde bereits während des Kaiserreiches nicht gering waren. Er vermittelt in seiner distanzierten Haltung auch den Eindruck, als habe sich die wissenschaftliche Qualität der volkskundlichen Forschung in den dazwischen liegenden 27 Jahren nicht wesentlich verbessert. Obwohl Volkskunde 1940

¹⁴⁵ Ebd. S. 2 [Hervorhebung im Original]. Helm zitiert hier aus seinem 1913 erschienen Buch über Altgermanische Religionsgeschichte Bd. I, S. 120.

¹⁴⁶ Karl Helm: Religionsgeschichte und Volkskunde, S. 2.

längst als universitäre Disziplin etabliert war, akzeptierte Helm deren Forschungsergebnisse nur mit Vorbehalten. Er äußerte Bedenken gegenüber dem Material an sich und gegenüber dem Umgang mit dem Material. In seiner wenig positiven Bewertung der volkskundlichen Forschung deuten sich in mehrfacher Weise Vorbehalte gegenüber der Volkskunde an. Einmal könnte seine Warnung vor Unwissenschaftlichkeit ein Hinweis darauf sein, daß Volkskunde trotz der universitären Institutionalisierung nicht die wissenschaftlichen Kriterien erfüllte, die Philologen forderten. Helms Forderung nach strenger wissenschaftlicher Kritik verweist in diese Richtung. Die Vorbehalte erinnern zugleich an die Warnung des Philologen aus den 20er Jahren vor dem weitverbreiteten Dilettantismus auf dem Gebiet der Volkskunde, der nur durch Einhaltung strengster Wissenschaftskriterien ausgeglichen werden könne. Ein anderer Aspekt, der nicht gering zu achten ist, ist die Tatsache, daß Helms Kritik an der Volkskunde im Jahre 1940 eine Kritik an der NS-Volkskunde war. In seinem Hinweis, „daß der Wunsch ein bestimmtes Resultat zu finden, das wissenschaftliche Gewissen einschläfert“, könnte man ebenso als eine Warnung vor der ideologischen Funktionalisierung volkskundlicher Forschung in der NS-Zeit mithin als frühe Ideologiekritik interpretieren.¹⁴⁷ Für diese Vermutung spricht auch die Tatsache, daß er nach seiner Emeritierung 1936 weder in der Germanistik noch in der Volkskunde, sondern in der Theologie weiter lehrte.

Wie läßt sich aber Helms ambivalente Haltung gegenüber der Volkskunde im Kaiserreich erklären, die sich einerseits in einer anhaltenden Klage über Unwissenschaftlichkeit sowie in einem Dilettantismusvorwurf und sich andererseits in einer aktiven Mitarbeit in der Hessischen Vereinigung äußerte. Abgesehen davon, daß seine volkskundlichen Interessen in erster Linie von seinem Forschungsschwerpunkt Religionsgeschichte bestimmt wurden, so lagen die Ursachen seiner ambivalenten Haltung gegenüber der Volkskunde vermutlich auch in der hohen Laienbeteiligung auf diesem Gebiet. Der damit einhergehende Dilettantismusverdacht hätte auch die wissenschaftliche Reputation des Philologen Helm beeinträchtigen können. Möglicherweise liegt auch darin eine Erklärung, warum er Veranstaltungen zur Volkskunde nicht in seinem akademischen Unterricht aufnahm. Andererseits bezeichnete Helm aber gerade den Germanisten als Fachmann der wissenschaftlichen Volkskunde, der berufen sei, den Dilettantismus abzuwehren. Wäre dieses Ziel nicht am ehesten durch eine stärkere Professionalisierung der Volkskunde zu erreichen gewesen? Eine Professionalisierung der Volkskunde wäre allerdings auch auf deren Etablierung als eigenstän-

¹⁴⁷ Die These, daß Helms Kritik an der Unwissenschaftlichkeit der Volkskunde während der NS-Zeit möglicherweise eine Form des Widerstandes darstellte, wäre allerdings einer Überprüfung wert.

dige wissenschaftliche Disziplin hinaus gelaufen. Dies hätte jedoch die etablierten Altgermanisten mit den gleichen Problemen konfrontieren können, wie sie Klaus Weimar über die Institutionalisierung der neueren deutschen Literaturwissenschaft beschrieb. Mit der Professionalisierung der Volkskunde und ihrer universitären Institutionalisierung liefen die Philologen Gefahr, mangelnde Kompetenz auf diesem Gebiet gegenüber volkskundlichen Fachmännern eingestehen zu müssen.

Wie Karl Helm über Volkskunde als eigenständige Disziplin dachte, teilte er 1917 in einer Rezension mit: „Alle einsichtigen Volkskundler sind sich ja wohl einig darüber, daß die Volkskunde von ihrem ersten Auftreten an keine neue Wissenschaft war, wie manchmal behauptet wurde, auch keine neue Methode, sondern ein neuer Gesichtspunkt.“¹⁴⁸ Volkskunde stellte für ihn also, so kann der Satz interpretiert werden, lediglich eine neue Forschungsperspektive in der Germanistik dar, aber keine neue Wissenschaft, die in letzter Konsequenz auch auf eine eigenständige Disziplin hinauslaufen müßte. Es gibt zudem auch Hinweise, daß er eine Etablierung der Volkskunde als eigenständiges Fach im Wissenschaftsbetrieb nicht unterstützte. Dies drückte sich beispielsweise in seiner Haltung zu der seinerzeit diskutierten Frage nach der Integration der Volkskunde im Schulunterricht aus. Daraus ergab sich für Helm klar „die Folgerung, daß in der Berufsbildung der Lehrer der Volkskunde eine wichtige Stellung eingeräumt werden müßte“. Aber, so fährt er fort, „solange diese Voraussetzung nicht erfüllt ist – und es sieht nicht darnach aus, als sollte sie bald erfüllt werden können –, wird R[euschel]s Programm immer nur von einzelnen Lehrern, die aus eigener Neigung den Weg zu Volkskunde gefunden haben, ausgeführt werden können, ohne Allgemeingut unseres Unterrichts zu werden“¹⁴⁹. Selbst wenn man Helms wenig positive Einschätzung der Integration der Volkskunde in die Lehrerausbildung als zeitbedingt¹⁵⁰ ansieht, leitet er aus seiner zutreffenden Feststellung allerdings auch keine Forderung nach einer eigenständigen Disziplin Volkskunde ab. Er konstatiert lediglich die fehlenden Ausbildungsmöglichkeiten für Lehrer, zu deren Verbesserung er als Extraordinarius und später gar als Ordinarius der Germanistik nicht zuletzt durch volkskundliche Angebote in seinem Lehrangebot hätte beitragen können. Helms Haltung kann hier als Pars pro toto innerhalb der Altgermanisten angesehen werden. Einerseits wurde durchgängig die Klage über das unwissenschaftliche Image der Volkskunde geführt und wie man an Helm

¹⁴⁸ Karl Helm: [Rezension zu] Karl Reuschel: Die deutsche Volkskunde, S. 114.

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ Die Neugründung von Lehrstühlen oder gar von neuen Disziplinen an den Universitäten war während des Krieges sicherlich schwieriger als in Friedenszeiten.

sah, selbst noch nach ihrer Etablierung an der Hochschule. Andererseits werden kaum Überlegungen darüber angestellt, Volkskunde als eigenständige Profession zu installieren, was eine Diskussion über bestimmte Anforderungen an wissenschaftliche Standards, an Ausbildungswege und an Examina bedeutet hätte. Es wäre also erforderlich gewesen, die in Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozessen üblichen Schritte einzuleiten, die die Möglichkeit geboten hätten, Volkskundler als eigenständige Berufsgruppe zu etablieren und somit besser vor Dilettanten zu schützen. Entsprechende Schritte wurden jedoch nicht unternommen, sondern man kann vielmehr eine ausgesprochen inkonsequente Haltung vieler Philologen beobachten, die sich in der Institutionalisierungsphase wissenschaftlicher Volkskunde engagierten. Einerseits beklagen sie anhaltend den Dilettantismus in der Volkskunde¹⁵¹, aber andererseits ergriffen sie während des Kaiserreiches kaum Maßnahmen zur Professionalisierung des Faches. Die Ursachen für die evidenten Inkonsequenzen lagen vermutlich auch in den Forschungsgegenständen der Volkskunde. In den Augen der Altgermanisten war Volkskultur nicht äquivalent mit ihren Forschungsgegenständen, die der ‚hohen‘ Kultur zugeordnet wurden. Möglicherweise nahm man die wissenschaftliche Beschäftigung mit Volkskultur als Relativierung der ‚eigenen hohen‘ Kultur wahr. Dies könnte eine Erklärung für die ambivalente Haltung etablierter Hochschulgermanisten gegenüber der Volkskunde sein, die sich darin ausdrückte, daß man sich einerseits für die Institutionalisierung der außeruniversitären Volkskunde einsetzte und sich andererseits im Wissenschaftsbetrieb von ihr distanzierte. Zudem scheint man in Germanistenkreisen die Beschäftigung mit Volkskunde immer auch mit dem Verlust an Wissenschaftlichkeit assoziiert zu haben, die eine Distanzierung auch aus fachpolitischen Gründen erforderlich machte. Für diese Vermutung spricht ein Kommentar über die Gründung der Volkskundlichen Sektion innerhalb der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1909 in Graz. In seinem Bericht über die Vorträge in der Germanistischen Sektion schreibt Conrad Borchling: „Durch die Ablösung einer selbständigen Volkskundlichen Sektion, die in Graz zum erstenmal in die Erscheinung trat, als ureigenstes Werk Rudolf Meringers, erhielt die Germanisti-

¹⁵¹ Die seit dem 19. Jahrhundert offensichtlich geführte Dauerklage über den Dilettantismus innerhalb der Volkskunde belegen zahlreiche Aussagen. Beispielsweise schreibt Friedrich Vogt 1895 in den Jahresberichten für Neuere deutsche Literaturgeschichte als Einleitung zur Volkskunde, die ab 1895 darin eine eigene Rubrik erhält (vorher wurde sie unter Kulturgeschichte behandelt): „Freilich tummelt sich der Dilettantismus wohl auf keinem Gebiete der Philologie mit so großer Vorliebe wie auf diesem, und das Gepräge des Dilettantismus trägt weitaus der grösste Teil der volkskundlichen Literatur.“ Friedrich Vogt: Volkskunde, S. I 5: 1-5. Daß Altgermanisten dies auch über vierzig Jahre später noch so sahen, belegt das Beispiel Helm.

sche Sektion von vornherein jenen Zuschnitt auf die strenger philologische Auffassung der Germanistik und der neueren Literaturgeschichte, wie sie gerade die Österreicher jetzt wieder so energisch und glücklich vertreten.“¹⁵² Während die Volkskundler die Gründung ihrer Sektion als Anerkennung in Philologenkreisen begriffen, nahmen die Germanisten dies offensichtlich eher als gelungene Abgrenzung und als Sicherung ihres wissenschaftlichen Standards wahr.¹⁵³ Aus den Reihen der Gießener Volkskundler war auf dieser Tagung Karl Helm vertreten. Und daß er einen Vortrag in der Germanistischen, aber nicht in der Volkskundlichen Sektion hielt, bestätigt das bisher gewonnene Bild. Seinem wissenschaftlichen Selbstverständnis nach ist er als Germanist mit religionsgeschichtlichen und volkskundlichen Forschungsinteressen¹⁵⁴, aber nicht als Volkskundler zu bezeichnen.

B. Klassische Philologie als Wurzel der Volkskunde

Die Gießener Hochschulvertreter der Klassischen Philologie hatten entscheidenden Einfluß auf die Gründung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde und deren Entwicklung in den ersten Jahren ihres Bestehens. Dies wird in Karl Helms Ansprache zum dreißigjährigen Jubiläum der Hessischen Vereinigung sehr deutlich, wenn er rückblickend auf die Anfänge des Vereins „von den Männern, die damals die treibenden Kräfte waren“¹⁵⁵, berichtet und davon spricht, wer organisatorisch und inhaltlich das Vereinsgeschehen maßgeblich bestimmte. Er führte dazu aus: „Die Seele der Vereinigung und seiner Arbeit waren damals drei Männer [...] – alle drei viel zu früh aus voller Arbeit herausgerissen und Lücken hinterlassend, die sich nie völlig geschlossen haben: Adolf Strack, Albrecht Dieterich, als dritter bald Richard Wünsch. Ohne sie ist das Werden und Wachsen der Vereinigung nicht denkbar.“¹⁵⁶ Wie in Jubiläumsreden üblich, so mag auch diese postume Würdigung der philologischen Trias durch den zeitlichen Abstand gefärbt sein, jedoch kann Helm als einer der zuverlässigsten Beobachter angesehen werden. Denn durch seine kontinuierliche Mitarbeit in den Leitungsgremien hatte er direkten Einblick in das Vereinsgeschehen

¹⁵² Conrad Borchling: Die 50. Versammlung deutscher Philologen, S. 771.

¹⁵³ Für diese Annahme spricht auch, daß Borchling alle Vorträge der Germanistischen Sektion ausführlich vorstellt, aber zu „Ad[olf]. Hauffens fesselnden Vortrag ‚Geschichte der deutschen Volkskunde‘, der die Sitzung des Mittwochnachmittags ausfüllte“, feststellt: Darauf wolle er „nur kurz hinweisen“, weil er „doch nur Details herauszupfen“ könne. Ebd. S. 774.

¹⁵⁴ Karl Helms Vortragsthema „Synkretismus im germanischen Heidentum“ belegt zudem sein religionsgeschichtliches Forschungsinteresse. Ebd. S. 773.

¹⁵⁵ Karl Helm: Vor 30 Jahren, S. 249.

¹⁵⁶ Ebd. S. 248.

und konnte in den Anfangsjahren als Schriftführer sozusagen hautnah mitverfolgen, wie und durch wen der Verein gefördert wurde. Daher sind seine Aussagen über die „treibenden Kräfte“ für die Frage nach deren Einfluß sowohl auf die wissenschaftliche Richtung des Vereins als auch auf die allgemeine Entwicklung der Volkskunde in dieser Zeit sehr aufschlußreich.

Adolf Strack war – wie gezeigt – zwar kein Altphilologe, aber er arbeitete eng mit den Altphilologen zusammen und verfolgte mit ihnen sowohl in der Hessischen Vereinigung als auch in der überregionalen Volkskunde gemeinsame Ziele. Und obwohl die gemeinsamen Aktivitäten der drei Philologen nur wenige Jahre andauerten – sie endeten zum einen abrupt durch das frühe Ableben von Strack (1906) und Dieterich (1908) und zum anderen, weil Wunsch 1907 nach Königsberg ging und keine Leitungsfunktionen mehr wahrnehmen konnte –, so waren die wenigen Jahre ihrer Zusammenarbeit doch sehr intensiv und außerordentlich fruchtbar. Die drei Philologen waren sowohl für die Entwicklung der Hessischen Vereinigung als auch für die überregionale Volkskunde Anfang des Jahrhunderts richtungsweisend auf inhaltlicher und auf organisatorischer Ebene. Allerdings hörte der altphilologische Einfluß in der Volkskunde nicht nach diesen erfolgreichen Anfangsjahren auf, sondern setzte sich vor allem durch Albrecht Dieterichs Schüler fort.

1. Die Förderung der Volkskunde durch Altphilologen

Unter den Altphilologen ist an erster Stelle auf den bereits mehrfach erwähnten Albrecht Dieterich einzugehen, der als Ordinarius für klassische Philologie von 1897 bis 1903 an der Gießener und danach bis zu seinem plötzlichen Tod 1908 an der Heidelberger Universität tätig war. In Gießen hatte er sich zusammen mit Strack nicht nur für die Gründung der eigenständigen Hessischen Vereinigung stark gemacht. Auch die Umbenennung der Vereinszeitschrift von „Blätter für hessische Volkskunde“ in „Hessische Blätter für Volkskunde“ – die zugleich Ausdruck einer veränderten Konzeption des Vereins war –, wird Dieterichs Einfluß zugeschrieben, der sogar bis hin zur äußeren Gestaltung des neuen Vereinsorgans reichte. So habe er die Titelvignette der Hessischen Blätter, die „von der Hand seines Freundes O[tto]. Ubbelohde gezeichnet, ein Kornfeld darstellt, durch das ein einsamer Schnitter schreitet“, mit dem mahnenden Spruch „Messis quidem multa, operarii autem pauci“¹⁵⁷ unterschrieben. Die Mahnung, daß es

¹⁵⁷ So berichtet Richard Wunsch in seiner ausführlichen Darstellung der wissenschaftlichen Vita Dieterichs. Ders.: Albrecht Dieterich, S. XXXII. Der Mahnspruch geht zurück auf den Bibelvers: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.“ Matthäus 9,37. Für den Hinweis danke ich meiner Tochter Nicole Bagus. Das Bild von Otto Ubbelohde ist auf dem Umschlag der vorliegenden Arbeit abgebildet.

für die erhoffte große ‚volkskundliche Ernte‘ noch an Arbeitern mangle, darf jedoch nicht als pessimistische Haltung ausgelegt werden. Denn in „der jungen Vereinigung herrschte damals eine gehobene, wenn nicht begeisterte Stimmung, in der nichts zu schwierig oder gar unmöglich schien“, so Helms Bericht über die Anfangsphase der Hessischen Vereinigung, und er fährt fort, die „Zahl der Mitglieder wuchs in wenigen Monaten lawinenhaft an“¹⁵⁸. Wie im Kapitel über die Mitgliederstruktur dargestellt, waren die volkskundlichen ‚Erntehelfer‘ nicht allein durch Dieterichs Mahnung so zahlreich der Hessischen Vereinigung beigetreten, jedoch wird des Hochschullehrers Begeisterung für Volkskunde auch nicht wirkungslos auf die Mitarbeit im Verein gewesen sein. Daß sich der Altphilologe in den Anfangsjahren des Vereins nur als Ausschußmitglied in den Leitungsgremien zur Verfügung stellte, lag vermutlich an seinem ab 1903 beabsichtigten Wechsel an die Universität Heidelberg. Allerdings verfolgte er auch hier seine Interessen an Volkskunde weiter und begeisterte Studierende der Altphilologie für das neue Fach.

In Gießen setzte sich Dieterich als erster Hochschullehrer auch ganz offensiv für die Etablierung der Volkskunde im Wissenschaftsbetrieb ein. Ein halbes Jahr nach Gründung der Hessischen Vereinigung hielt der Ordinarius für klassische Philologie im Sommersemester 1902 eine Vorlesung über „Die Volkskunde und ihre wissenschaftlichen Aufgaben“ im größten Hörsaal der Universität¹⁵⁹ und zwar „öffentlich (für Studierende aller Fakultäten)“¹⁶⁰. Seine Veranstaltung war offensichtlich an ein breites universitäres Publikum gerichtet, dem die Volkskunde näher gebracht werden sollte. Und daß im gleichen Semester Strack seine erste Lehrveranstaltung zur Volkskunde ebenfalls öffentlich anbot, deutet auf ein abgestimmtes Vorgehen der beiden Philologen hin. Mit den zwei Veranstaltungen wurde die universitäre Öffentlichkeit über Volkskunde informiert, und zugleich wurde sie als Gegenstand des universitären Unterrichts eingeführt. Dadurch ließ sich nicht nur der Kreis der Anhängerschaft für Volkskunde, sondern auch die Akzeptanz für das neue Forschungsgebiet im Wissenschaftsbetrieb erhöhen.

Im Vergleich zu den Altgermanisten zeigte Dieterich ein offensiveres Vorgehen, das gepaart mit fachpolitischen Intentionen, dem Institutionalisierungsprozeß der Volkskunde förderlich war. Und es deutet auf eine zeitweilige Akzeptanz der Volkskunde innerhalb der Gießener Hochschule hin, die vermutlich auf den Einfluß des Altphilologen zurückging. Daß

¹⁵⁸ Karl Helm: Vor 30 Jahren, S. 248.

¹⁵⁹ Hugo Hepding: Hessische Volkskunde, S. 27.

¹⁶⁰ Vgl. Vorlesungsverzeichnis der Großherzoglich Hessischen Landesuniversität Gießen, Sommersemester 1902.

Strack in den folgenden Jahren Volkskunde regelmäßig in sein Lehrangebot integrieren konnte, obwohl seine Lehrtätigkeit – wie oben gezeigt – vom Germanistikordinarius nicht positiv sanktioniert wurde, stand sicherlich im Zusammenhang mit Dieterichs offensivem Eintreten für Volkskunde. Denn sowohl Dieterichs Stellung als Ordinarius als auch das Ansehen seines Faches waren nicht unerheblich bei der Durchsetzung und Etablierung der Volkskunde als neuem Forschungsgebiet im universitären Unterricht. Hans Georg Gundels Ausführungen über die damalige Situation der Klassischen Philologie an der Gießener Hochschule unterstützen diese Annahme. Er sah das Fach um die Jahrhundertwende auf einem Höhepunkt und hob dabei insbesondere Albrecht Dieterich hervor, der als Lehrer und Forscher eine besonders große Wirkung entfaltet habe. Des weiteren wies er darauf hin, daß in der Gießener Altphilologie die Studien der Volkskunde besonders gepflegt worden seien.¹⁶¹

Wenngleich auch Dieterichs Nachfolger Erich Bethe sein Interesse an Volkskunde mit einem umfangreichen Beitrag in den Hessischen Blättern für Volkskunde bekundete¹⁶², so zeigte sich das altphilologische Engagement in der Hessischen Vereinigung vor allem bei Dieterichs Freund und Kollegen Richard Wunsch, den Helm als dritten führenden Philologen im Verein nannte. Bereits in Breslau, wo sich Wunsch 1898 für klassische Philologie habilitiert hatte, war der Latinist in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde aktiv geworden.¹⁶³ Nachdem er seit 1902 an der Gießener Hochschule den zweiten Lehrstuhl in der Klassischen Philologie inne hatte, übernahm Wunsch in der Hessischen Vereinigung zunächst das Gebiet der Altertumswissenschaften in der Zeitschriftenschau der Hessischen Blätter und arbeitete danach von 1903 bis 1906 als stellvertretender Vorsitzender im Leitungsgremium des Vereins mit. In der Vereinsarbeit der Hessischen Vereinigung wurde er zudem aktiv – wie Hugo Hepding in seinem Nachruf mitteilt – durch eigene Vorträge und als „fördernder Diskussionsredner“¹⁶⁴ an den Sitzungen der Ortsgruppen der Hessischen Vereinigung in Gießen

¹⁶¹ Vgl. Hans Georg Gundel: Die klassische Philologie an der Universität Gießen, S. 198 u. S. 203. Mit der Pflege der Volkskunde in der Altphilologie war Gundel zudem durch seinen Vater Wilhelm Gundel, zu dessen Lehrer Wunsch und Dieterich zählten, vertraut. Wilhelm Gundel hatte unter anderem zu seinem Spezialgebiet, der volkscundlichen Seite der Sternenauffassungen, in den Hessischen Blättern publiziert. Vgl. W. Gundel: Naive Ansichten über Wesen, Herkunft und Wirkung der Kometen; Ders.: Stundengötter. Vgl. auch Hans Georg Gundel: Wilhelm Gundel. Klassischer Philologe.

¹⁶² Vgl. Erich Bethe: Mythos, Sage, Märchen.

¹⁶³ Beispielsweise hielt er 1899 im Schlesischen Volkskundeverein einen Vortrag über „Antike Fluchtäfelchen“. Vgl. dazu Hugo Hepding: [Nachruf auf] Richard Wunsch, S. 138.

¹⁶⁴ Ebd. S. 142.

und in Wetzlar. Als Gründungsmitglied des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde übernahm er 1904 ebenfalls das Amt des zweiten Vorsitzenden. Und als der Verband 1907 eine „Kommission für die Sammlung der deutschen Segens- und Beschwörungsformeln“¹⁶⁵ gründete, trat der Spezialist für antiken Zauberglauben¹⁶⁶ dieser selbstverständlich bei. Mit seiner Berufung nach Königsberg kehrte Wunsch aber weder der Gießener noch der Volkskunde allgemein den Rücken. Er publizierte weiterhin in den Hessischen Blättern und setzte sich sowohl in Königsberg als auch in Münster, wo er ab 1913 als Hochschullehrer tätig war, für die Volkskunde ein. An beiden Orten suchte er „Lehrer für volkskundliche Sammelarbeit zu gewinnen“ und machte sich für die Gründung volkskundlicher Sektionen in den hier etablierten wissenschaftlichen Vereinen sowie für deren Anschluß an den Verband stark.¹⁶⁷ Obwohl Richard Wunsch, der 1915 im Ersten Weltkrieg starb, zu den engagiertesten Altphilologen in der wissenschaftlichen Volkskunde während des Kaiserreiches zählte, wird er erstaunlicherweise in der volkskundlichen Fachgeschichte kaum erwähnt.

Neben den genannten Hochschullehrern Dieterich und Wunsch darf in Gießen jedoch der Einfluß einer Gruppe außeruniversitärer Wissenschaftler auf die Entwicklung der Hessischen Vereinigung nicht unerwähnt bleiben, die ebenfalls eine Verbindung zwischen altphilologischen und volkskundlichen Interessen herstellte. Diese Gruppe bestand aus Mitarbeitern der Gießener Universitätsbibliothek, die von Anfang an fast ausnahmslos zu den aktivsten Vereinsmitgliedern gehörten und sich sehr intensiv für die Belange der Hessischen Vereinigung einsetzten. Angefangen vom Leiter der Universitätsbibliothek in Gießen, Herman Haupt¹⁶⁸, der ein Gründungsmitglied der Hessischen Vereinigung und von 1906 bis 1922 ihr zweiter Vorsitzender war, sind als weitere Mitarbeiter der Universitätsbibliothek Karl Ebel¹⁶⁹ und Georg Koch¹⁷⁰ zu nennen. Beide zählten ebenfalls zu den Gründungsmitgliedern, von denen insbesondere Koch in den zwanziger Jahren wichtige Beiträge in den Hessischen Blättern¹⁷¹ beisteuerte. Von den damals jüngeren Mitarbeitern der Universitätsbibliothek engagierte sich vor allem Hugo Hepding sowie seine Kollegen Robert A. Fritzsche und Georg

¹⁶⁵ Zur Gründung der Kommission vgl. 50 Jahre Verband der Vereine für Volkskunde.

¹⁶⁶ Vgl. Hugo Hepding: [Nachruf auf] Richard Wunsch, S. 138. Daß Wunsch als Experte auf diesem Gebiet galt, wird auch in Anfragen an ihn zum Ausdruck gebracht, die in den wenigen Nachlaßbeständen in der Universitätsbibliothek in Gießen über ihn erhalten sind. Vgl. Nachlaß Wunsch, UAG, Faszikel IV: Gelehrtenbriefe.

¹⁶⁷ Vgl. Hugo Hepding ebd. S. 142.

¹⁶⁸ Zum ersten Gießener Berufsbibliothekar Haupt vgl. Hermann Knaus: [Artikel über] Herman Haupt (1854-1935).

¹⁶⁹ Vgl. Hermann Schüling: [Artikel über] Karl Ebel (1868-1933).

¹⁷⁰ Vgl. Hugo Friedrich Heymann: Erinnerungen an Georg Koch.

¹⁷¹ Vgl. Maria-Lioba Lechner: Georg Kochs Veröffentlichungen.

Lehnert in der Hessischen Vereinigung. Einige der Bibliothekare hatten nicht nur ein Studium der klassischen Philologie absolviert¹⁷², sondern sie widmeten sich auch parallel zu ihrer Berufstätigkeit weiterhin den klassisch-philologischen Studien. Durch diese Wissenschaftler, die auf beiden Gebieten arbeiteten, war der Kontakt zwischen Altphilologie und Volkskunde anhaltend gegeben.¹⁷³

Die entscheidende Verbindungsperson sowohl zwischen der Universitätsbibliothek und der Hessischen Vereinigung als auch zwischen Altphilologie und Volkskunde war allerdings Hugo Hepding. Dieser hatte sich bereits als Student in der Gießener Volkskunde engagiert und war vor allem als langjähriger Herausgeber der Hessischen Blätter für den Verein tätig. Von 1906 bis 1909 übernahm er zunächst gemeinsam mit Karl Helm die Redaktion der Hessischen Blätter, und ab 1919 gab er zwanzig Jahre lang die Zeitschrift alleine heraus. Was Hepding über seine Beweggründe zur ersten Übernahme der Herausgeberschaft 1906 angibt, ist zugleich aufschlußreich für seine wissenschaftliche Orientierung und für seine Interessen in der Volkskunde. Seine Motive teilte er in seinem Lebenslauf aus dem Jahre 1910 mit: „Ich hielt mich auch als Schüler Dieterichs für verpflichtet, mich dieser Aufgabe nicht zu entziehen.“¹⁷⁴ Die Verpflichtung dem Lehrer gegenüber bedeutete, die Hessischen Blätter im Sinne Dieterichs weiterzuführen und somit auch die volkswissenschaftlichen Interessen der Altphilologen in der Hessischen Vereinigung zu wahren. Obwohl sich Hepding später als Schüler von Behaghel und Dieterich bezeichnete¹⁷⁵, so war er doch in seiner wissenschaftlichen Orientierung wesentlich stärker durch den Einfluß des Altphilologen geprägt, der ihn offensichtlich auch in seinem akademischen Werdegang entscheidend gefördert hatte. Dies kommt sehr deutlich in einem weiteren Lebenslauf aus dem Jahre 1947 zum Ausdruck, wenn er rückblickend über seine Hochschullehrer schreibt: „Zum größten Dank bin ich vor allem Albrecht Dieterich verpflichtet, der mich zu den religionsgeschichtlichen und volkswissenschaftlichen Studien anregte und mich zur Bewerbung um das Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts veranlaßte und dadurch meinem wissenschaftlichen Arbeiten für mein ganzes Leben die Richtung gab.“¹⁷⁶ Mit den genannten For-

¹⁷² So Herman Haupt, Hugo Hepding und Robert A. Fritzsche. Zu deren Biografien vgl. Gießener Gelehrte sowie Hans Georg Gundel: Die klassische Philologie an der Universität Gießen.

¹⁷³ Beispielsweise waren Hepding und Fritzsche zeitweilig als Assistenten am klassisch-philologischen Seminar tätig. Vgl. Hans Georg Gundel ebd. S. 204-206.

¹⁷⁴ Hugo Hepding: Lebenslauf in: Personalakte Hugo Hepding, UAG PrA Phil Nr. 12. Den Lebenslauf vom 03.07.1910 hatte Hepding zu seinem Habilitationsgesuch an der Universität Gießen eingereicht.

¹⁷⁵ Vgl. Hugo Hepding: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung, S. 6.

¹⁷⁶ Hugo Hepding: Lebenslauf, in: Personalakte Hugo Hepding, UAG PrA Phil Nr. 12.

schungsschwerpunkten Religionsgeschichte, Volkskunde und Archäologie wird sein wissenschaftliches Herkunftsmilieu deutlich. Es war die Fächerkombination, die ausgehend von der Bonner Philologenschule als neue Richtung in der Altphilologie galt.

Während Hepding in seiner Dissertation ein religionsgeschichtliches Thema¹⁷⁷ behandelt hatte, qualifizierte er sich für die weitere akademische Laufbahn durch seine archäologischen Forschungen: Ab September 1904 erhielt er das Jahresstipendium des Kaiserlich Archäologischen Instituts in Athen, das ihn 1908 zum korrespondierenden und 1913 zum ordentlichen Mitglied ernannte und damit vor allem für seine wiederholte Teilnahme an Ausgrabungen in Pergamon und Tiryns auszeichnete.¹⁷⁸ Durch Ausgrabungsberichte über seine archäologischen Forschungen in Pergamon konnte er sich 1910 für Klassische Philologie an der Gießener Hochschule habilitieren¹⁷⁹, an der er 1915 zum außeretatmäßigen außerordentlichen Professor in der Philosophischen Fakultät ernannt wurde¹⁸⁰. In dieser Position bot er auch im Sommersemester 1918 seine erste Lehrveranstaltung zur Volkskunde an. Damit kam Volkskunde nach langjähriger Pause nicht nur wiederum zuerst innerhalb der Klassischen Philologie und nicht im Rahmen der Germanistik ins Lehrangebot der Gießener Universität¹⁸¹. Volkskunde wurde auch zunächst wieder nur als unbezahlter Lehrauftrag angeboten, was darauf schließen läßt, daß sich deren Stellung innerhalb des Wissenschaftsbetriebes in Gießen seit Anfang des Jahrhunderts nicht verbessert hatte.¹⁸² An dieser Stelle soll jedoch weniger die Akzeptanzfrage des Fa-

¹⁷⁷ Mit Hepdings Dissertation „Attis, seine Mythen und sein Kult“ wurde die von Dietrich und Wünsch begründete Reihe „Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten“ eröffnet. Vgl. ebd.

¹⁷⁸ Hepding nahm im Anschluß an sein Stipendium ab 1905 an einer einjährigen Ausgrabung und bis 1913 an weiteren vier Ausgrabungen von jeweils zwei Monaten teil. Vgl. ebd. Über den Ausbau und die Bedeutung der Deutschen Archäologischen Institute im Kaiserreich vgl. Bernhard vom Brocke: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen.

¹⁷⁹ Vgl. Hermann Knaus: Hugo Hepding, S. 387.

¹⁸⁰ Vgl. Hugo Hepding: Lebenslauf, in: Personalakte Hugo Hepding, UAG PrA Phil Nr. 12.

¹⁸¹ Nach dem Tod von Adolf Strack (1906) wurden bis 1918 keine Lehrveranstaltungen zur Volkskunde mehr angeboten. Vgl. Vorlesungsverzeichnisse der Ludwigs-Universität 1906-1918. Vgl. auch Alfred Höck: Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen. „Das Wort Volkskunde“, stellt Höck fest, „taucht erst wieder im SS 1918“ auf. Ebd. S. 101. Ein vergleichbares Phänomen registrierte Erich Wimmer an der Universität Würzburg; auch hier gingen die Initiativen, Volkskunde in den akademischen Unterricht aufzunehmen, in den 1920er Jahren von den Altphilologen aus. Vgl. ders.: Volkskunde an bayerischen Universitäten. S. 111.

¹⁸² Denn bereits Strack hatte in der Position eines außeretatmäßigen außerordentlichen Professors Volkskunde durch Lehraufträge abgedeckt.

ches, sondern vielmehr eine Kontinuität des altphilologischen Einflusses in der Gießener Volkskunde weiter verfolgt werden.

Diese Verbindung zwischen Altphilologie und Volkskunde wurde vor allem von Hepding fortgesetzt, dessen Tätigkeit an der Universitätsbibliothek sich nicht zuletzt auch positiv auf die volkskundliche Forschung auswirken sollte. Hepding bekam zwar aufgrund internationaler Anerkennungen für seine archäologischen Forschungen mehrfach Stellenangebote im In- und Ausland¹⁸³, trat aber er keine universitäre Laufbahn an, sondern blieb weiterhin hauptberuflich an der Universitätsbibliothek tätig. Und er habe am Ende seiner Dienstzeit resümiert: „Ich war mit Leib und Seele Bibliothekar.“¹⁸⁴ Die kontinuierliche Tätigkeit des passionierten Bibliothekars an der Gießener Universitätsbibliothek kam der Hessischen Vereinigung in hohem Maße zugute. Insbesondere nach seiner zweiten Übernahme der Redaktion der Hessischen Blätter wurde die Universitätsbibliothek in den zwanziger Jahren ein wichtiges Zentrum für Volkskunde in Gießen. Und der Altphilologe hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, daß die Verbindung zwischen der Universitätsbibliothek und der Hessischen Vereinigung für beide Seiten fruchtbar war. Einerseits profitierte die Bibliothek vom umfangreichen Schriftentausch des Volkskundevereins¹⁸⁵, andererseits war die Universitätsbibliothek für das Archiv der Hessischen Vereinigung der geeignete Ort zur Aufbewahrung und Aufarbeitung des volkskundlichen Sammelmaterials¹⁸⁶. Darüber hinaus machten es großzügige Spenden möglich, volkskundliche Bestände von nachgelassenen Bibliotheken zu erwerben¹⁸⁷, so daß durch den Schriftentausch und die Ankäufe das Sachgebiet Volkskunde kontinuierlich erweitert wurde. Die Gießener Universitätsbibliothek bot mit dem integrierten Archiv der Hessischen Vereinigung

¹⁸³ Vgl. Herman Knaus: Hugo Hepding, S. 389.

¹⁸⁴ Ebd. S. 388.

¹⁸⁵ Vgl. Josef Schawe: Die Universitätsbibliothek. Schawe bemerkt über die Verbindung zwischen Universitätsbibliothek und Hessische Vereinigung: „Der Zugang von rd. 70 internationalen laufenden Zeitschriften volkskundlichen, historischen und religionswissenschaftlichen Inhalts war das wertvollste Ergebnis dieser Vereinigung.“ Ebd. S. 405. Mit „Vereinigung“ ist hier die Integration der Bibliothek der Hessischen Vereinigung 1906 in die Universitätsbibliothek gemeint.

¹⁸⁶ Diese Arbeit wurde langjährig von der Archivarin Berta Kalbhenn durchgeführt. Vgl. dazu meine Ausführungen in: „Marginal oder Präsent“, S. 98.

¹⁸⁷ So wurden beispielsweise 1907 „für 2.200,- Mark die volkskundlichen Bestände der Bibliothek“ von Adolf Strack durch eine Spende des „Geh. Komm.-Rats Wilh. Gail“ erworben. Und 1912 konnte die Bibliothek von Pfarrer Johann Moser über „allgemeine Volkskunde und Aberglauben“ durch eine Spende von 1.500 Mark des „Geh. Komm.-Rats S. Heichelheim“ übernommen werden. Die Gießener Hochschulgesellschaft spendete 1921 sogar 40.000,- Mark zur „Beschaffung von ausländischer ethnographischer und volkskundlicher Literatur“. Vgl. Josef Schawe: Die Universitätsbibliothek, S. 406-407.

gute Voraussetzungen für die Arbeit in der wissenschaftlichen Volkskunde, die nicht unerheblich durch die Mitarbeiter und hier allen voran durch den Altphilologen Hugo Hepding gefördert wurde.¹⁸⁸

Der Einfluß altphilologischer Forschungsinteressen blieb nicht auf die Hessische Vereinigung beschränkt, sondern setzte sich von Gießen ausgehend auch auf überregionaler Ebene in der wissenschaftlichen Volkskunde fort. Vor allem wurden durch die drei federführenden Philologen der Hessischen Vereinigung, Dieterich, Strack und Wünsch, weiterführende Institutionalisierungsschritte eingeleitet und Diskussionen über das Selbstverständnis der Volkskunde angeregt. So gingen die Initiativen zur Gründung eines eigenständigen Dachverbandes in erster Linie von den Gießener Philologen aus¹⁸⁹. Der Zusammenschluß der deutschen Volkskundevereine sei auch – so der Zeitzeuge Karl Helm – „das zweite große Ziel Stracks und Dieterichs“ gewesen, das sie schon „wenige Wochen nach Gründung der Vereinigung“¹⁹⁰ anvisiert hätten. Wie in der Gründungsphase der Hessischen Vereinigung so war es auch hier wieder der Altphilologe Dieterich, der im Vorfeld der Verbandsgründung die Diskussionen maßgeblich beeinflusste. Wie oben bereits in Kapitel II ausgeführt, sprach er sich in der Vorstandssitzung der Hessischen Vereinigung am 8.12.1901 entschieden gegen einen Anschluß der Volkskundevereine an die Dachorganisation der Geschichtsvereine aus¹⁹¹. Danach nahm er offensichtlich Kontakt zu namhaften Vertretern der Volkskunde auf, um diese für die Gründung eines eigenständigen Verbandes zu gewinnen.¹⁹² Als nächsten Schritt teilt Faber mit: „Am 30. 10. 1903 legt Prof. A. Strack dem Vorstand den Entwurf eines Schreibens vor, das an eine Anzahl bedeutender Volkskundler versandt werden soll, um ihre Unterschrift für ein Rundschreiben zu gewinnen, worin der selbständige Zusammenschluß aller volkskundlicher Vereine

¹⁸⁸ Vgl. auch Hugo Hepding: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung, S. 5.

¹⁸⁹ In der volkskundlichen Fachgeschichte werden zwar sowohl die Gründung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (1904) als auch dessen Gründungsmitglieder erwähnt, jedoch bleibt die Tatsache, daß die Initiativen zur Gründung des eigenständigen Dachverbandes in erster Linie von den Gießener Philologen ausgingen, weitgehend unbeachtet. Am ausführlichsten wird dieser Gründungsprozeß von Wolfgang Jacobbeit behandelt, der ihn jedoch primär aus der retrospektiven Sicht der Volkskunde heraus betrachtet und damit das jeweilige fachliche Herkunftsmilieu als Einflußfaktor auf die kontroversen Diskussionen außer acht läßt. Vgl. ders.: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft.

¹⁹⁰ Karl Helm: Vor 30 Jahren, S. 250.

¹⁹¹ Vgl. dazu den bei Faber abgedruckten Schriftwechsel über die Vorbereitung der Verbandsgründung. Georg Faber: 25 Jahre Hessische Vereinigung, S. 5-9.

¹⁹² Faber teilt dazu mit: „Die Frage des Zusammenschlusses beschäftigt die Vereinigung weiter; in der Vorstandssitzung vom 2.5.1902 berichtet Albrecht Dieterich über einen Briefwechsel in dieser Angelegenheit mit Prof. Vogt = Breslau und Prof. Rödiger = Berlin; beide Herren hätten sich zustimmend geäußert.“ Ebd. S. 5.

Deutschlands erstrebt wird.“¹⁹³ Bereits zwei Monate später konnte das Rundschreiben mit „der Unterschrift von 15 bekannten Gelehrten“¹⁹⁴, mit dem zur Gründungsversammlung für einen eigenständigen Verband der Volkskundevereine im April 1904 in Leipzig eingeladen wurde, versandt werden. Es ist vermutlich auf den Einsatz des engagierten Altphilologen zurückzuführen, daß alle Hochschullehrer, die damals in den größten Volkskundevereinen aktiv waren, das Rundschreiben unterzeichneten.¹⁹⁵ Bemerkenswert an der Unterschriftenliste ist, daß auch Vertreter der Volkskundevereine, deren volkskundliche Ansätze sowohl Dieterich als auch Strack vorher kritisiert hatten, die Gießener Initiativen unterstützten. Offensichtlich konnten sich die Gießener trotz inhaltlicher Kontroversen mit ihrem Anliegen, die außeruniversitäre Volkskunde organisatorisch auf eigene Beine zu stellen, durchsetzen.

Aus heutiger Sicht erscheint es wie selbstverständlich, daß das Leitungsgremium des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde bis zu Stracks Tod 1906 identisch mit der Leitung der Hessischen Vereinigung war: Strack war erster und Wunsch zweiter Vorsitzender des Verbandes und Helm hatte auch hier das Amt des Schriftführers inne. Mit der Gründung der Dachorganisation wurde nicht nur ein zentrales überregionales Kommunikationsforum für wissenschaftliche Volkskunde, sondern auch eine wichtige fachpolitische Institution geschaffen.¹⁹⁶ Durch das beträchtliche publizistische und organisatorische Engagement der Gießener Philologen sowohl in der Hessischen Vereinigung als auch in der überregionalen Kommunikation der wissenschaftlichen Volkskunde wurde „Gießen für lange Zeit eindeutig zum geistigen Zentrum der volkskundlichen Wissenschaft“¹⁹⁷, wie Ingeborg Weber-Kellermann zu Recht feststellte. Allerdings ist dieser Feststellung ergänzend hinzuzufügen, daß es kein ausschließlich

¹⁹³ Ebd. S. 6. Dieterich wird als Teilnehmer dieser Sitzung hier nicht erwähnt. Vermutlich nahm er an ihr nicht teil, weil er seit dem Sommersemester 1903 in Heidelberg war.

¹⁹⁴ Ebd.

¹⁹⁵ Das Rundschreiben trug folgende Unterschriften: „Professor Dr. Johannes Bolte, Berlin. Professor Dr. Oskar Brenner, Würzburg. Dr. Bruno Crome, Göttingen. Professor Dr. Albrecht Dieterich, Heidelberg. Professor Dr. Adolf Hauffen, Prag. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Moritz Heyne, Göttingen. Professor Dr. Eduard Hoffmann-Krayer, Basel. Professor Dr. Eugen Mogk, Leipzig. Privatdozent Dr. Robert Petsch, Würzburg. Professor Dr. Max Rödiger, Berlin. Professor Dr. Theodor Siebs, Breslau. Professor Dr. Adolf Strack, Gießen. Professor Dr. Friedrich Vogt, Marburg. Oberlehrer Richard Wossidlo, Berlin. Professor Dr. Richard Wunsch, Gießen.“ Ebd. S. 7.

¹⁹⁶ Über die Anfangsjahre des Verbandes und seine fachpolitische Bedeutung vgl. John Meier: Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde; vgl. auch Peter Assion: Von der Weimarer Republik ins „Dritte Reich“.

¹⁹⁷ Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann: Volkskunde und Volksleben, S. 171.

germanistischer Geist war, der von diesem Zentrum ausging. Denn wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, gingen in Gießen wesentlich stärkere und vor allem weiterführende Impulse für die wissenschaftliche Volkskunde von den Altphilologen aus. Die Vertreter der Klassischen Philologie an der Gießener Hochschule spielten auf inhaltlicher und organisatorischer Ebene sowohl in der Anfangsphase der Hessischen Vereinigung als auch in der überregionalen volkskundlichen Diskussion eine entscheidendere Rolle als die hessischen Hochschulgermanisten. Als einem weitgehend unterbelichteten Aspekt der Fachgeschichte soll nun im folgenden dem altphilologischen Einfluß auf die Entwicklung der Volkskunde Anfang des Jahrhunderts mit Fragen nach den spezifischen Forschungsinteressen der Altphilologen und dem wissenschaftlichen Herkunftsmilieu nachgegangen werden. Wenn hierbei sehr ausführlich Albrecht Dieterich zu Wort kommt, soll weniger die personenzentrierte Fachgeschichte fortgeschrieben werden, sondern vielmehr seine Bedeutung als Wortführer zugleich in der Anfangsphase der Hessischen Vereinigung und der Altphilologen in der Volkskunde hervorgehoben werden. Einerseits lassen sich anhand seiner Aussagen die Einflußfaktoren des altphilologischen Herkunftsmilieus auf die Entwicklung der Volkskunde am deutlichsten darstellen. Andererseits setzten sich Fachhistoriker bis in die jüngste Vergangenheit nachhaltig mit Dieterichs Beitrag – „Über Wesen und Ziele der Volkskunde“ – zur ersten Grundsatzdebatte auseinander¹⁹⁸. Da der Beitrag jedoch weitgehend aus der Sicht der Volkskunde oder der Germanistik rezipiert wird, bleibt der Einfluß des wissenschaftlichen Herkunftsmilieus und die Tatsache, daß sich Dieterich darin aus der Sicht der damaligen Altphilologie äußerte, weitgehend unberücksichtigt.

2. Die volkskundlichen Forschungsinteressen der Altphilologen

Den Bezug zwischen seinen volkskundlichen und altphilologischen Forschungsinteressen stellt Dieterich bereits in den einleitenden Worten des Vortrages „Über Wesen und Ziele der Volkskunde“ her. Darin bemerkt er: Ich „will meine Anschauungen vortragen, die ich mir nicht ganz leicht und flüchtig gewonnen habe, da ich seit einer längeren Reihe von Jahren in meiner wissenschaftlichen Arbeit immer wieder auf Stoffe und Probleme der Volkskunde zurückgeführt worden bin“¹⁹⁹. Volkskunde war also bereits seit geraumer Zeit zu einem forschungsrelevanten Gebiet für seine wissen-

¹⁹⁸ Vgl. dazu Karl-Sigismund Kramer: Volkskunde jenseits der Philologie; vgl. auch die Diskussion Dieterichs Ansätze bei Utz Jeggle: Volkskunde im 20. Jahrhundert sowie bei Kaspar Maase u. Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur.

¹⁹⁹ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 169-170.

schaftliche Arbeit in der Klassischen Philologie geworden. Dieterich beließ es jedoch nicht dabei, volkscundliche Forschung für seine persönlich veränderten wissenschaftlichen Interessen als wichtig zu erklären. Im Laufe seines Vortrages erhob er Volkskunde sogar zum konstituierenden Bestandteil wissenschaftlicher Erkenntnis seines Faches schlechthin, indem er postuliert: „Wenn wir Philologen wissen, daß wir in etlichen, ja allen *Hauptgebieten unseres Faches* nicht zu wirklich wissenschaftlicher Erkenntnis vordringen können, ohne die Analogien zu verwerten, die eben die Volkskunde liefert, wie ich sie umgrenzt habe, so ist es unsittlich, trotzdem bei der Arbeit an eben jenen Problemen auf diese Analogien in traditionellem Zunftbetrieb verzichten zu wollen. Wer den Weg zu Wahrheit kennt und geht ihn doch nicht, wenn er zu dieser Wahrheit will, auch der ist in der Wissenschaft ein erbärmlicher Wicht.“²⁰⁰ Daß ein Vertreter der Klassischen Philologie in derartig drastischen und provokanten Worten ein Plädoyer für die Volkskunde hielt und somit ein Fachgebiet, das in der Scientific Community weder anerkannt noch etabliert war, sogar noch zur Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis in der Altphilologie erklärte, war mehr als ein opportunes Statement vor den Mitgliedern eines Volkskundevereins und kann auch nicht bloß als Ovation an die fachinterne Öffentlichkeit der Volkskunde²⁰¹ verstanden werden. Welche geradezu revolutionäre Dimension Dieterichs Beitrag enthielt, soll hier zunächst nur angedeutet werden. Sie wird jedoch für die später zu diskutierende Frage nach der Bedeutung der Volkskunde sowohl im Kontext philologischer Fachentwicklung als auch in der Krisensituation der Philologie im Kaiserreich eine große Rolle spielen.

An dieser Stelle ist festzuhalten, daß Dieterich hier sehr vehement den Bedarf an volkscundlicher Forschung für sein Fach anmeldete. Vor diesem Hintergrund ist auch sein starkes Interesse an der Entwicklung der Volkskunde zu sehen, die er in seinem Vortrag alles andere als positiv beurteilte. Denn rückblickend auf die neugegründeten Volkskundevereine in den vorhergehenden Jahren und auf deren jeweiligen Äußerungen zur Volkskunde stellt er fest, „es zeigt sich geradezu erschreckend, wie verschieden die verschiedenen Volkscundigen über ihre werdende Wissenschaft denken. Wenn nicht bald größere Klarheit kommt und mehr Übereinstimmung in den Hauptsachen, so ist ernste Gefahr im Verzuge.“²⁰² Freilich waren Dieterichs energische Worte der Dramaturgie seines Vortrages entsprechend

²⁰⁰ Ebd. S. 189 [Hervorhebungen im Original].

²⁰¹ Dieterich hatte seinen Vortrag anlässlich der ersten Generalversammlung der Hessischen Vereinigung in Frankfurt am Main gehalten. An diese war der Vortrag durch Abdruck in den Hessischen Blättern als volkscundlichem Fachorgan gerichtet.

²⁰² Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 171.

gewählt und gesetzt²⁰³. Ihm ging es auch – wie er betonte – weniger um „engbindende Zielsetzungen“, sondern um eine Verständigung über die „Grundauffassungen und Hauptprobleme“²⁰⁴. Oder anders gesagt, ihm ging es um die „essentials“²⁰⁵ der Volkskunde²⁰⁶. Seine Standortbestimmung der Volkskunde nahm er jedoch aus der Perspektive seines Faches und im Hinblick auf die altphilologischen Forschungsinteressen vor. Und diese Intention wird noch dadurch unterstrichen, daß im direkten Anschluß an Dieterichs Aufsatz im gleichen Heft der Hessischen Blätter ein Vortrag seines Bonner Lehrers Hermann Usener aus dem Jahre 1893 erneut abgedruckt wird. In diesem, zehn Jahre zuvor auf dem Wiener Philologentag gehaltenen, Vortrag hatte Usener bereits auf die Bedeutung der Volkskunde für die Altphilologie hingewiesen und an einem Beispiel deutlich gemacht²⁰⁷.

Mit den Beiträgen von Dieterich und Usener im ersten Band der Hessischen Blätter meldeten sich Vertreter der Klassischen Philologie in der Volkskunde zu Wort, weniger um in der von Eduard Hoffmann-Krayer und Adolf Strack eröffneten Debatte zu vermitteln²⁰⁸, als vielmehr, so steht zu vermuten, um dezidiert ihr Verständnis von Volkskunde in die Diskussion einzubringen. Dies wird unter anderem auch in Dieterichs Satz deutlich: „Die Volkskunde, die *wir* meinen, haben ja in den letzten Jahrzehnten gar manche Philologen, namentlich klassische und semitische, in großem Stile und mit glänzendem Erfolge getrieben, ohne viel Aufhebens davon zu machen, meist auch ohne unsere Bezeichnung zu gebrauchen.“²⁰⁹ Der fehlende

²⁰³ Zu Dieterichs mitreißendem und energischem Vortragsstil teilt sein Freund Richard Wünsch mit: „Wie Dieterich sprach, so schrieb er auch: innerlich überzeugt, anschaulich, packend.“ oder „Er sprach völlig frei, mit starkem Temperament, getragen von dem Glauben an die eigene Sache.“ Richard Wünsch: Albrecht Dieterich, S. XXXVII-XXXIX.

²⁰⁴ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 169.

²⁰⁵ Christine Burckhardt-Seebass: DGV-Hochschultagung Basel 1996, S. 2-3.

²⁰⁶ Über Parallelen der Grundsatzdebatten in der Volkskunde im Kaiserreich und den Fachdiskussionen in den 1990ern vgl. Anita Bagus: Nachgedanken zur Hochschultagung.

²⁰⁷ Vgl. Hermann Usener: Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. Der Aufsatz ging auf seinen Vortrag in der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1893 in Wien zurück, der „auf Wunsch der Redaktion mit einigen Änderungen und Zusätzen“ erschien. Ebd. S. 195.

²⁰⁸ So interpretieren sowohl Lutz als auch Weber-Kellermann/Bimmer die Intention des Vortrages von Dieterich. Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde, S. 72; Gerhard Lutz (Hg.): Volkskunde, S. 78. Zudem wird von den Autoren nicht berücksichtigt, daß Hoffmann-Krayers Reaktion auf Stracks Rezension sowie Stracks antwortender Aufsatz, die ja wichtige Bestandteile der Debatte waren, erst ein Jahr später in den Hessischen Blättern erschienen sind. Vgl. Eduard Hoffmann-Krayer: Naturgesetz im Volksleben? In: Hessische Blätter 2/1903, S. 57-63. Adolf Strack: Der Einzelne und das Volk. Ebd. S. 64-88.

²⁰⁹ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 192-193 [Hervorhebung, A.B.].

Hinweis auf die volkskundlichen Leistungen deutscher Philologen korrespondierte einmal mit der fundamentalen Kritik Dieterichs an den Ansätzen einiger Germanisten und zum anderen damit, daß er Volkskunde noch als Forschungsdesiderat in der Germanistik ansah. Denn im Anschluß an seine herbe Kritik an Karl Weinholds Berliner Programm und an dem Arbeitsplan des Vereins für Sächsische Volkskunde, stellte er fest: „Daß die germanistische Wissenschaft, wie es die klassische Philologie für die Erforschung der antiken Völker schon lange getan hat, die Forderung prinzipiell aufstellt, das deutsche Volk in *allen* seinen Lebensäußerungen und eben auch das niedere, das eigentliche Volk in *allem* Denken und Schaffen und Handeln aufzusuchen, ist nur recht und rühmenswert.“²¹⁰ Was im vorher zitierten Satz schon anklang, kommt hier noch deutlicher zum Ausdruck, nämlich Dieterichs Standpunkt, daß die klassische Philologie auf dem Gebiet der Volkskunde den Germanisten um Längen voraus sei. Oder anders gesagt: es wird ein Vorbildcharakter, wenn nicht gar ein Überlegenheitsanspruch der Altphilologie auf diesem Forschungsgebiet deutlich, der sich noch in den 1930er Jahren in dem Satz des Altphilologen Otto Weinreich widerspiegelt: Volkskunde fängt bei den Griechen an²¹¹.

Albrecht Dieterichs Feststellung, Volkskunde sei ein Desiderat germanistischer Forschung, enthielt noch einen weiteren Aspekt, der über die innerfachlichen Dimensionen hinaus wies. Denn damit konstatierte er zugleich, im Vergleich zu den gut erforschten Völkern der Antike mangle es an Kenntnissen über Leben und Kultur des eigenen Volkes. Und diesen Mangel – so scheint es – galt es erst noch mit Hilfe der Volkskunde auszugleichen. Auf beide Aspekte – also auf die altphilologische Dominanz und auf die fehlenden Kenntnisse über das eigene Volk und dessen Kultur – werde ich in der Erörterung des Zusammenhangs zwischen bildungsgeschichtlicher Entwicklung und dem Aufkommen volkskundlicher Interessen zurückkommen.

3. Das altphilologische Verständnis von Volkskunde

Was verstanden die Altphilologen, die sich in der Hessischen Vereinigung zu Wort meldeten, unter volkskundlicher Forschung und welche neuen Erkenntnisse erwarteten sie für ihre eigene wissenschaftliche Arbeit von der Volkskunde? Dieterich hatte sich in seinem Aufsatz wiederholt mit dem Begriff Volkskunde auseinandergesetzt und die unterschiedliche und beliebige Auslegung der Fachbezeichnung kritisiert. Denn darin sah er eine „grenzenlose Erweiterung des Gebietes“, die keine „zusammengehörigen

²¹⁰ Ebd. S. 185 [Hervorhebungen im Original].

²¹¹ Vgl. Otto Weinreich: *Klassische Philologie und deutsche Volkskunde*, S. 533.

und wirklich einheitlichen wissenschaftlichen Probleme“²¹² mehr umrissen und so längerfristig die Anerkennung der Volkskunde als Wissenschaft gefährden würde. Eine wenig positive Entwicklung sah er einmal in der Fachbezeichnung selber: „Wir müssen zunächst einsehen, daß der Name unglücklich gegriffen ist; die Verwechslungen und falschen Ausdeutungen sind gar nicht zu vermeiden. Daher auch die endlosen Debatten über das, was Volkskunde sei und umfasse.“²¹³ Als weiteren Grund für die Divergenzen über die volkskundlichen Aufgabengebiete gab er die falsche Übersetzung und Interpretation des englischen Begriffes Folklore und dessen Übertragung in die deutsche Volkskunde an. Die Entstehung des Begriffes „Folklore“ führte Dieterich auf einen 1846 erschienen Artikel des Engländers William John Thoms zurück, den er folgendermaßen umschrieb: „Der Name [Folklore, A.B.] bezeichnet also das Wissen, die Weisheit des Volkes, mündliche fortgepflanzte Volksüberlieferung (more a lore than a literature), was das Volk weiß, nicht die Kunde vom Volke.“²¹⁴ Ungeachtet dessen, was man nun jeweils unter der Definition Volk verstand, ergaben sich durch die unterschiedliche grammatische Interpretation des Begriffes „lore“ im Genitiv oder im Dativ unterschiedliche Erkenntnisinteressen, mit denen sich auch die analytischen Herangehensweisen an den Forschungsgegenstand Volk veränderten. Diesen Unterschied nicht erkannt zu haben, warf er vor allem Karl Weinhold vor, und seine Kritik an dem Gründer des ersten Volkskundevereins leitete er danach mit einer sehr sarkastischen Formulierung ein: „Wer eine Definition der Volkskunde geben soll, saugt an dem Worte, bis er das große Diktum von sich gegeben hat: Volkskunde ist die Kunde vom Volke in allen seinen Lebensäußerungen. Und mit Stolz betont man wol, daß die Volkskunde viel umfassender sei als Folklore, ‚sie umfaßt auch die Kunde des Folklore, aber sie ist nicht selbst Folklore‘.“²¹⁵ An den wenigen Äußerungen wird einerseits deutlich, hier prallten nicht nur unterschiedliche Vorstellungen über Volkskunde aufeinander, sondern hier warf auch ein Altphilologe einem Germanisten vor, daß er ein genuines Gebiet seiner Wissenschaft, nämlich Wortforschung, nicht beherrscht habe. In diesem unter Philologen ungeheuerlichen Affront deutete sich ebenfalls der oben erwähnte Überlegenheitsanspruch der klassischen ge-

²¹² Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 186.

²¹³ Ebd. S. 186.

²¹⁴ Ebd. S. 180 [Hervorhebung im Original]. Vgl. dazu auch Langenscheidts Großes Schulwörterbuch Englisch-Deutsch. Berlin, München, Wien, Zürich 1979, S. 702; hier wird der Begriff lore übersetzt mit „Kunde, Lehre; überliefertes Wissen; Sagen- und Märchengut.“

²¹⁵ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S.184. Dieterich bezog sich hier auf einen Satz Weinholds in dessen programmatischem Aufsatz. Vgl. Karl Weinhold: Was soll die Volkskunde leisten, S. 2.

genüber der deutschen Philologie an. Andererseits kann Dieterichs Kritik auch dahingehend interpretiert werden, daß sich seine Vorstellungen von Volkskunde auch an der englischen Folkloreforschung und nicht ausschließlich an der nationalen Philologie orientierten.

Diese ‚antinationalistische‘ Tendenz zeigt sich in seinem Vortrag an mehreren Äußerungen und ist ein deutlicher Beleg für die internationale Orientierung der volkskundlichen Protagonisten im wilhelminischen Kaiserreich. So stellt er in seinem Rückblick auf die Anfänge volkskundlicher Interessen fest: „Man darf gerechter Weise nicht verschweigen, daß die ersten Anregungen zu dieser ganzen Bewegung von England ausgingen. Auch die erste Sammlung von Volksliedern, die überhaupt ediert ist, stammt von einem Engländer, dem Dichter Percy, [...] das erste Buch, das in dem neuen Geiste zu reden anfing, war Woods Schrift über das Originalgenie Homers vom Jahre 1769.“²¹⁶ Und weiter spricht er in diesem Abschnitt seines Vortrages von den „weitwirkenden Anschauungen Herbert Spencers“, und er hebt nachdrücklich „die großen Werke Edward B. Tylors“ hervor, „dem vielleicht einmal eine Volkskunde der Zukunft nächst Jacob Grimm am meisten wird danken müssen“. Das Buch „The golden bough, a study in Magic and Religion von J.G. Frazer, London 1900“ bezeichnet er als „eine wahre Schatzkammer von wertvollstem Material und klugen Abhandlungen“. Am Ende dieses Abschnittes nimmt er die „englischen ‚Folkloristen‘“ sogar vor dem „zum größten Teil unbegründeten Argwohn, der ihnen von deutschen Philologen vielfach entgegengebracht wird“ in Schutz. Obwohl er einräumt, manchen englischen Büchern haften „Mängel“ an, weil „die Autoren zu keiner philologischen Forschung und Erkenntnis in rechtem Verhältnis“ stünden, stellt er fest: „Aber es ist heute, scheint mir, viel wichtiger, daß die großen englischen Werke, die ich genannt, gelesen und verwertet, als daß sie nicht gelesen und verurteilt werden.“²¹⁷ Auch in seinem Eintreten für die Gründung eines eigenständigen Volkskundeverbandes kam – wie oben gezeigt – das englische Vorbild zum Tragen, auf das er in diesem Vortrag ebenso hinwies. So wie die im Jahre 1877 gegründete „große Folk-Lore society in London [...] den mannigfachen Bestrebungen einen Mittelpunkt“²¹⁸ gab, so schwebte ihm auch eine Organisation der Volkskunde in Deutschland vor. In den zitierten Äußerungen Dieterichs zeigt sich, daß sein Verständnis von Volkskunde weniger auf engen nationalistischen Vorstellungen und Zielsetzungen basierte, son-

²¹⁶ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 178.

²¹⁷ Ebd. S. 182-183.

²¹⁸ Ebd. S. 181.

dern, daß er sich vielmehr an internationalen und auch interdisziplinären Diskussionen orientierte.²¹⁹

Dieterich trat zudem für eine stärkere Eingrenzung des Forschungsgebietes und für eine Verständigung über einen Minimalkonsens der Volkskunde ein. Denn seine Definition der Volkskunde folgt, nachdem er sich mit den divergenten Begriffen und den damit verbundenen vielfältigen Auffassungen über die Gegenstände der Volkskunde kritisch auseinandergesetzt hat. Das Ziel des Altphilologen war es, sich auf folgenden Konsens zu verständigen: „Jedenfalls muß erreicht werden, daß die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur den Kern der Forschung der Volkskunde bildet. Was außerdem herangezogen werden muß, kommt nur in Betracht so weit es dieses Volksdenken, Volksglauben, Volkssagen, Volksbrauch und Volkskunst [...] erklärt. Das können natürlich auch sehr materielle Dinge sein – nicht bloß immaterielle – wie Tracht und Hausbau, Möbel und Schnitzwerk, die Anfänge einer Kulturübung. Aber alles dient nur der Erkenntnis jener geistigen Funktion. Alles einzelne ergibt sich bei der Arbeit selbst.“²²⁰ Dieterich forderte also eine Eingrenzung des Faches auf die sogenannte geistige Seite der Volkskultur – ein bis in die jüngste Fachgeschichte hinein häufig kritisierte Aspekt dieses Ansatzes. Die geforderte Konzentration entsprach aber zum einen den neuen Forschungsinteressen der Altphilologie, die vor allem auf religionswissenschaftlichem Gebiet lagen und auf die dieser Ansatz für Volkskunde in erster Linie ausgerichtet war. Zum anderen sind Dieterichs Forderungen einer fachlichen Eingrenzung der Volkskunde nicht allein im Hinblick darauf zu bewerten, daß er die altphilologischen Interessen in der Entwicklung eines volkskundlichen Kanons durchsetzen wollte. Seine Forderungen waren auch fachpolitisch mithin für eine Anerkennung des Faches als Wissenschaft von nicht geringer Bedeutung. Denn durch eine klarere Definition des Forschungsgebietes konnte ein Fachprofil entwickelt werden, mit dem man sich nicht nur im Wissenschaftsbetrieb von anderen Fachgebieten abgrenzen konnte. Ein eindeutiges Fachprofil wäre auch ein Schritt hin zur Professionalisierung gewesen, die auch eher die Möglichkeit eröffnet hätte, zwischen Experten und Nichtexperten zu unterscheiden. Eine Unterscheidung also, die für die Anerkennung eines neuen Gebietes als Wissenschaft oder als universitäre Disziplin auch heute noch zu den basalen Faktoren zählt. Und solange es keine klare Definition über das volkskundliche Forschungsgebiet, über die Ziele der

²¹⁹ Das bis in die jüngste volkskundliche Fachgeschichte vorgebrachte Argument, daß der Nationalismus zu den wesentlichen Ursachen für die Entstehung der Volkskunde zähle, läßt sich mit Dieterichs Entwürfen zur Volkskunde nicht belegen. Vgl. dagegen Vera Deißner: Die Volkskunde und ihre Methoden, S. 104-114.

²²⁰ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 186.

wissenschaftlichen Volkskunde und nicht zuletzt über die zu erfüllenden fachwissenschaftlichen Anforderungen an die Forscher gab, konnten alle Aktivitäten der sogenannten Dilettanten auf dem Gebiet der Volkskunde in der Öffentlichkeit als wissenschaftliche Volkskunde präsentiert werden. Ein Faktum, unter dem nach wie vor jede wissenschaftliche Reputation leidet.²²¹ Mit den entsprechenden Professionalisierungsschritten hätte man auch dem Problem des Dilettantismus in der Volkskunde nachhaltiger entgegenwirken können.

In der ideologiekritisch orientierten Fachgeschichtsschreibung werden allerdings sowohl diese fachpolitischen Intentionen als auch die jeweils dahinter stehenden Interessen und Paradigmen der Herkunftsdisziplinen in der frühen Volkskunde wenig berücksichtigt. In der Regel wird hier aus der Perspektive der Volkskunde nach Ursachen der vermeintlich negativen oder positiven Fachentwicklung im Zusammenhang allgemein gesellschaftlicher und ideengeschichtlicher Entwicklungen gesucht. Dabei wird kaum danach gefragt, welche Bedeutung diese Entwicklungen konkret für die Situation der Beteiligten und für deren Herkunftsdisziplin hatte. Für die Frage, ob Dieterichs Ansatz alltagsferner gewesen sei als der Weinholdsche, und ob sich durch die Konzentration auf die geistige Seite der Volkskultur Volkskunde zur „Anti-Alltagswissenschaft“²²² entwickelt habe, ist beispielsweise die Berücksichtigung des fachlichen Herkunftsmilieu und den daraus resultierenden Erkenntnisinteressen der Philologen nutzbringend. Denn im Kontext der altphilologischen Forschungstradition läßt sich erhellen, warum man sich auf die geistige Seite konzentrierte und warum sich die vermeintlich alltagsfernere Richtung durchsetzen konnte. Gerade an den Aktivitäten der Philologen in der Hessischen Vereinigung lassen sich zugleich fachspezifische und berufspolitische Dimensionen aufzeigen, die sich sowohl in ihren Erkenntnisinteressen als auch in den Forschungsinhalten und -zielen widerspiegeln und die nicht zuletzt die Institutionalisierung der Volkskunde im Kaiserreich prägten.

4. Neue Forschungsziele in der Altphilologie

Das Forschungsziel des Altphilologen Dieterich war also „nicht die Kunde vom Volk“, sondern er wollte erforschen, „was das Volk weiß“. Nach seinen Vorstellungen sollte es in der Volkskunde um eine „Wissenschaft von der Weisheit und den Überlieferungen des Volkes“ gehen und nicht um

²²¹ Es wäre auch einer Überprüfung wert, ob nicht in der mangelnden Professionalisierung der Volkskunde – also die strenge Unterscheidung in Experten und Nichtexperten – mit ein Grund war, daß eine ideologische Funktionalisierung der Volkskunde, wie sie in der NS-Zeit gang und gäbe war, erleichtert wurde.

²²² Utz Jeggle: *Alltag*, S. 91-92.

„eine Kunde vom Volk überhaupt“.²²³ In dieser Gegenüberstellung zeigt sich, daß hinter der geforderten inhaltlichen Eingrenzung des Faches ein Erkenntnisinteresse stand, das über die bloße Darstellung von regionalspezifischen Sitten und Bräuchen weit hinausgehen sollte. Daß damit ein sehr hoch gestecktes Forschungsziel verbunden war, klang in Dieterichs Formulierung an: „Denn es handelt sich um nichts weniger als darum, mit induktiv-geschichtlichen Methoden zu Gesetzen der Entwicklung menschlichen Denkens vorzudringen.“²²⁴ Es läge hier nahe, der Frage nachzugehen, ob Charles Darwins Evolutionstheorie für dieses Forschungsziel Pate stand oder ob hier bereits Ansätze formuliert wurden, die man seit den 1970er Jahren insbesondere in der evolutionären Erkenntnistheorie im Bereich der Verhaltensforschung verfolgte.²²⁵ Dieser mögliche Zusammenhang kann jedoch an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden, da eine ausführliche Diskussion dieser möglichen Kohärenz den hier zu behandelnden Argumentationsstrang sprengen würde. Nicht zu übersehen sind allerdings deutliche Anklänge an ein am Darwinismus orientiertes naturwissenschaftliches Denken²²⁶, das Ende des 19. Jahrhunderts als ein Garant für Fortschrittlichkeit galt und mit dem Anspruch einherging, „Antwort auf zentrale Fragen wie der nach dem (natur)-geschichtlichen Ursprung des Menschen und dem Ziel seiner (kultur)-geschichtlichen Entwicklung zu geben“²²⁷. Das aus der Bonner Philologenschule kommende Interesse an der Entwicklung menschlichen Denkens mit dem Ziel, sogenannte universal geltende Denkgesetze aufzustellen, lag offensichtlich im aktuellen Forschungstrend des Kaiserreiches und ist hier aus mehreren Gründen näher zu beleuchten. Zum einen, weil dieses Forschungsinteresse Ausdruck einer Neuorientierung innerhalb der Altphilologie war, an deren Spitze Hermann Usener stand und das vor allem durch dessen Schüler weiterentwickelt sowohl den volkswissenschaftlichen Diskurs als auch die Prämissen der wissenschaftlichen Volkskunde Anfang

²²³ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 184.

²²⁴ Ebd. S. 189.

²²⁵ Vgl. dazu Gerhard Vollmer: Was können wir wissen; vgl. hier S. 54 auch weitere Literatur zur Evolutionären Erkenntnistheorie. Vollmer weist darauf hin, daß erste Überlegungen zur Evolutionären Erkenntnistheorie bereits von Darwin selbst und vom englischen Sozialwissenschaftler Herbert Spencer angestellt wurden. Da Spencer auch von Dieterich erwähnt wird, wäre es denkbar, daß sein Ansatz mit diesen evolutionstheoretischen Überlegungen in Beziehung stand. Vgl. Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 182.

²²⁶ Daß die deutsche Darwin-Rezeption auch in der Hessischen Vereinigung ihren Niederschlag fand, zeigt sich z.B. an einem 1904 erschienen Beitrag in den Hessischen Blättern mit dem Titel: Die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins. Der Aufsatz stammte von Karl Groos, der von 1901-1909 den zweiten Lehrstuhl für Philosophie und Pädagogik an der Gießener Universität inne hatte. Vgl. Hessische Blätter 3/1904, S. 98-111.

²²⁷ Frank Simon-Ritz: Kulturelle Modernisierung und Krise, S. 466.

des Jahrhunderts prägten. Zum anderen, weil die erwähnten Altphilologen Volkskunde zum relevanten Standbein in dieser Neuorientierung erklärten und die wissenschaftliche Volkskunde in diesem Zusammenhang entscheidende Institutionalisierungsimpulse erhielt.

Auf innerfachlicher Ebene deutete sich in diesem neuen Forschungsinteresse ein Paradigmenwechsel in der klassischen Philologie an, in dessen Zuge man eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Philologie, Volkskunde und Religionswissenschaft forderte. Der Einfluß dieser altphilologischen Richtung zeigte sich nicht nur darin, daß die Kombination dieser drei Forschungsgebiete im Mittelpunkt des Interesses der Altphilologen stand, die sich in der Hessischen Vereinigung engagierten und die in den Hessischen Blättern publizierten. Hugo Hepding sieht in der Verbindung dieser Forschungsinteressen sogar den entscheidenden Grund für die Entstehung des Gießener Volkskundevereins, wenn er feststellt: „Religionswissenschaftliche und volkskundliche Interessen, stark angeregt von dem damals in Gießen wirkenden genialen Albrecht Dieterich, hatten 1901 zur Gründung der ‚Hessischen Vereinigung für Volkskunde‘ geführt.“²²⁸ Hepdings Meinung bestätigt die Annahme, daß die Bemühungen um eine Institutionalisierung der wissenschaftlichen Volkskunde in Gießen Ausdruck der erwähnten Neuorientierung in der klassischen Philologie war, zu deren Wortführern Albrecht Dieterich zählte. Für die Frage nach dem Einfluß auf die institutionellen Anfänge der Volkskunde, erweist sich daher das wissenschaftliche Herkunftsmilieu der Gießener Altphilologen von nicht geringer Relevanz. Des weiteren basierte die Neuorientierung nicht allein auf einer fachimmanenten Weiterentwicklung der Altphilologie, sondern sie war zugleich Ausdruck einer fachpolitischen Reaktion, auf eine seit Beginn des Kaiserreiches zunehmende Legitimationskrise des Faches. Diese Krise stand wiederum in engem Zusammenhang mit der bildungsgeschichtlichen Entwicklung und deren gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Auswirkungen. Es wird zu zeigen sein, daß aus diesen eng miteinander verwobenen Faktoren mit die meisten Motive für das philologische Interesse an Volkskultur und an volkskundlicher Forschung im Kaiserreich resultierten. Im folgenden gilt es zunächst den Veränderungen in der Altphilologie, die von der Bonner Usenerschule ausgingen und die sich in der wissenschaftlichen Volkskunde der Jahrhundertwende niederschlugen, nachzugehen.

²²⁸ Hugo Hepding: Hintersichwerfen als Kultritus, S. 219.

C. Religionswissenschaft als Wurzel der Volkskunde

1. Zur Bedeutung der Volkskunde in der altphilologischen Religionswissenschaft

Dieterichs erklärtes Forschungsziel war es, die Entwicklung des menschlichen Denkens und deren Gesetze zu erfassen. Wie sollte dieses Ziel nun aus der Sicht der Altphilologen mit Hilfe der Volkskunde erreicht werden, und wie schlug sich dies im volkskundlichen Forschungsprogramm nieder? In Dieterichs Forderung, das Fach auf die sogenannte geistige Seite der Volkskultur einzugrenzen, sind die Konturen des altphilologischen Forschungsziels deutlich zu erkennen. Das Denken respektive die geistigen Vorstellungen im Volksleben wird in den Mittelpunkt des volkskundlichen Forschungsinteresses gerückt und soll entwicklungsgeschichtlich verfolgt werden. Den ersten Ausdruck menschlichen Denkens sieht Dieterich in der Sprache, „sie ist geworden im Volke“²²⁹, und er argumentiert ganz im evolutionstheoretischen Sinne, wenn er die Weiterentwicklung der Sprache zu immer höheren Stufen der Kultur beschreibt. Dabei verweist er auf die „ganze Schicht unmittelbaren religiösen Denkens, religiöser Vorstellungen und Bräuche“, die sich in der „vorgeschichtlichen Epoche jedes Volkslebens ausgebildet“²³⁰ habe. Die Entwicklung menschlichen Denkens ließe sich in „all diesen Schöpfungen eines für uns ungeschichtlichen Untergrundes der Kultur“ erkennen und dabei handele es sich um „eine organisch zusammengehörige Unterschicht alles geschichtlichen Volkslebens“²³¹. Wenn er danach volkskundliche Forschungsfelder umreißt, dann zeichnet sich ein Erkenntnisinteresse ab, das im ersten Schritt auf die Entwicklung des Denkens und im nächsten auf die Entwicklung der Kultur ausgerichtet ist. Auffallend ist jedoch, daß dieses Erkenntnisinteresse von Dieterich modifiziert wird auf den Bereich der Volksreligion, indem er zusammenfassend feststellt: „In jener untern Schicht des Lebens sehen wir, wie die Sprache Form und Mittel alles reichern Werdens ist, wir sehen, wie das religiöse Denken zunächst überhaupt alles Denken ausmacht, und sich nur ganz langsam und allmählich z.T. überhaupt erst in geschichtlich faßbarer Zeit Sitte und Brauch, soziale Gestaltung und die Formen des Lieds und der fest überlieferten Erzählung aus diesen Gedanken als selbständigere Erscheinung lösen. Mit anderen Worten, Volkssitte und Volksbrauch, Volkssage und Volksmärchen und Volkslied sind eng verbunden mit der Volksreligion. Sie ist darum das wichtigste in der Erkenntnis dieses Volkslebens über-

²²⁹ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 175.

²³⁰ Ebd.

²³¹ Ebd.

haupt.²³² Aus der Sicht des Altphilologen wird die geistige Seite des Volkslebens also primär durch religiöses Denken bestimmt und zugleich von der herrschenden Kultur abgegrenzt. Denn, so Dieterich im direkten Anschluß, „Volk ist eben – das ist nun ohne weiteres klar – die Bezeichnung der Unterschicht der Kulturnation [...]. Volkskunde ist eben Erforschung und Erkenntnis der ‚Unterwelt‘ der Kultur“²³³.

In dem umrissenen Forschungsprogramm erscheinen auf der erkenntnistheoretischen Ebene die Begriffe Denken und Kultur, die nicht von ungefähr auf das Begriffspaar „Bildung und Kultur“ hindeuten, das Georg Bollenbeck als spezifisch „deutsches Deutungsmuster“²³⁴ bezeichnet. Wenngleich Dieterich an dieser Stelle nicht explizit nach der Bildung, sondern nach dem Denken des Volkes fragt, so deutet sich dennoch eine Nähe zwischen bildungsbezogenen Aspekten und volkskundlichen Interessen an. Auf diesen Nexus wird noch näher eingegangen, wenn es um die Frage geht, was unter Volk als „Unterschicht der Kulturnation“ und was unter religiösem Denken als primärem Denken verstanden wurde. Auf empirischer Ebene wird Volksreligion zum zentralen Forschungsgegenstand erklärt, denn – so Dieterichs Ansatz – Genese des menschlichen Denkens beginnt mit religiösem Denken. Die Entwicklung des menschlichen Denkens und der Kultur wird somit nicht in einer fortschreitenden rationalen Durchdringung der Lebenswelt oder der Natur gesehen, die den Prozeß der Zivilisation stärker in den Mittelpunkt gestellt hätte, sondern an der evolutionären Entwicklung religiöser und metaphysischer Vorstellungen gemessen. Wenn nun „Volksreligion“ zum zentralen Erkenntnisgegenstand erklärt wird, dann fallen nicht nur Forschungsbereiche heraus, die später im Fach unter Sachvolkskunde, Alltagskultur²³⁵ oder Kultur und Lebensweise²³⁶ erfaßt wurden. Selbst genuin philologische Forschungsfelder der Volkskunde wie „Volkssage, Volksmärchen und Volkslied“, also den Bereich Volkspoesie, ordnet Dieterich dem primären Interesse an Volksreligion unter.

Dieser Ansatz entsprach der im Kaiserreich verstärkt diskutierten Antithese von „Kultur und Zivilisation“²³⁷. Deren Kennzeichen war es, daß man alles, was nicht mit dem Anspruch zu vereinbaren schien, der sich mit der neuhumanistischen Vorstellung von Bildung und Kultur verknüpfte, der

²³² Ebd. S. 175-76.

²³³ Ebd.

²³⁴ Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*.

²³⁵ Vgl. Utz Jeggle: *Alltag*.

²³⁶ Vgl. Wolfgang Jacobeit: *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft*.

²³⁷ Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 268ff. Vgl. auch Volker Drehsen/Walter Sparn: *Die Moderne*, S. 16. Die Autoren stellen hier fest, daß seit den 1880er Jahren zunehmend der Kontrast zwischen humaner Kultur und technisch-industrieller Zivilisation in der deutschen Krisendebatte semantisch fixiert wurde.

Zivilisation zurechnete und abwertete. Zivilisation erschien in diesem Diskurs – so Bollenbeck – als das „Geringwertige, Äußerliche, Seelenlose, Mechanische, Nivellierende, Internationale, Gesellschaftliche, bloß Nützliche und Technische“²³⁸. Während man die „materielle Arbeit, die Naturbeherrschung, das operationale Denken“ unter negativen Vorzeichen der Zivilisation zuordnete, wurde die Kultur als „das Innerliche, Lebendige, Seelenvolle, Individuelle, Gemeinschaftliche, Nationale, Zweckfreie und Geistige“²³⁹ hochgeschätzt. Mit Bollenbecks Gegenüberstellung wird deutlich, auf welcher Seite der volkskundliche Ansatz altphilologischer Provenienz zu verorten ist. Es wird zu zeigen sein, daß die Konzentration der Volkskunde auf die sogenannte geistige Seite der Kultur einen Zusammenhang mit der Krisensituation der ‚alten‘ Bildungselite aufweist, die wiederum in Beziehung zu dem Bedeutungsverlust der im 19. Jahrhundert entwickelten neuhumanistischen Vorstellungen von Bildung und Kultur stand, als deren primäre Sachwalter sich Philologen begriffen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen sei an dieser Stelle kurz angemerkt, wenn hier von Volksreligion oder religiösem Denken des Volkes als zentralem Forschungsgegenstand der Volkskunde die Rede ist, so ist dies nicht per se mit „Religiöser Volkskunde“²⁴⁰ gleichzusetzen. Dieser Bereich, der im Zusammenhang mit der Entwicklung in der praktischen Theologie und der Berufspraxis der Pfarrer stand, wurde in der Hessischen Vereinigung – wie gezeigt – vor allem von Pfarrern und Theologen bearbeitet.²⁴¹ Demgegenüber ist das Interesse der Altphilologen an Volksreligion im Zuge ihrer Neuorientierung in Verbindung mit ihrem Forschungsprogramm in der Religionswissenschaft²⁴² zu sehen.

2. Parallelen zwischen volkskundlichen und religionswissenschaftlichen Forschungsprogrammen

Dieterich, der bereits 1903 zusammen mit Richard Wünsch in Gießen die neue Schriftenreihe „Religionswissenschaftliche Versuche und Vorarbei-

²³⁸ Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 270.

²³⁹ Ebd.

²⁴⁰ Unter dem Titel „Religiöse Volkskunde“ erschien im ersten Heft der Hessischen Blätter ein Artikel des Gießener Theologen Paul Drews, in dem er den großen Nutzen der Volkskunde für den Beruf des Pfarrers erörterte.

²⁴¹ Vgl. dazu Wolfgang Brückner/Gottfried Korff/Martin Scharfe: *Volksfrömmigkeitsforschung*; hier bes. Martin Scharfe: *Prolegomena zu einer Geschichte der Religiösen Volkskunde*, S. 67-90.

²⁴² Zur alternierenden Verwendung der Begriffe Religionswissenschaft und Religionsgeschichte vgl. Raffaele Pettazzoni: *Bemerkungen zur ‚Religionswissenschaft‘*, S. 160.

ten“ begründet hatte²⁴³, trat nach seiner Berufung an die Universität Heidelberg 1904 in die Redaktion des „Archivs für Religionswissenschaft“ ein. In seinem „Vorwort zum siebenten Bande“²⁴⁴ legte er seine Vorstellungen über Aufgaben und Ziele der religionswissenschaftlichen Forschung dar und wies darin, neben der Philologie, der Volkskunde als „die selbstverständliche dritte Bundesgenossin“²⁴⁵ eine entscheidende Rolle zu. Das Engagement des Altphilologen in der Religionswissenschaft weist nicht nur zahlreiche Parallelen zu seinen Initiativen in der wissenschaftlichen Volkskunde auf. Von Bedeutung sind vor allem die Analogien in seinen Forschungsprogrammen.

Wie in der Hessischen Vereinigung bemühte er sich auch in der religionswissenschaftlichen Forschung um deren Institutionalisierung. Mit dem neu gestalteten Organ sollte eine „festere Organisation wissenschaftlicher Arbeit“²⁴⁶ geschaffen werden, um damit die Forschungen der unterschiedlichen Philologien auf religionswissenschaftlichem Gebiet zusammenführen und koordinieren zu können. Vergleichbar mit seinen Intentionen in der wissenschaftlichen Volkskunde war, daß es ihm auch hier um eine Verbesserung des Forschungsprofils ging, indem er mit der Zeitschrift den Aufgaben und Bestrebungen auf diesem Gebiet eine „festere Grenze und ein sichtbarer Zielpunkt“²⁴⁷ geben wollte.

Aber nicht nur auf organisatorischer Ebene zeigen sich Parallelen zu Dieterichs Aktivitäten in der Hessischen Vereinigung. Vergleicht man das von ihm im Vorwort des Archivs dargelegte Programm für Religionswissenschaft, so sind die Übereinstimmungen mit den Aufgaben und Zielen, die er zwei Jahre zuvor für die Volkskunde formuliert hatte, unverkennbar. In der Religionswissenschaft sollte es „um die Erforschung der überall in so augenscheinlich gleichen Formen erkennbaren Unterschicht religiöser Vorstellungen, um die Aufdeckung [...] des uralten, ewigen und gegenwärtigen, allgemein ethnischen *Untergrundes* alles Historischen“²⁴⁸ gehen. Dabei vertrat er den Standpunkt, „keine geschichtliche Religion kann ohne das Verständnis der ‚volkstümlichen‘ Unterschicht, mit einem Worte der ‚Volksreligion‘ verstanden“²⁴⁹ werden. Während es also in der Volkskunde um die „Erforschung und Erkenntnis der ‚Unterwelt‘ der Kultur“ oder des „ungeschichtlichen Untergrundes der Kultur“ gehen sollte, „aus der ge-

²⁴³ Vgl. Friedrich Pfister: Albrecht Dieterichs Wirken, S. 180.

²⁴⁴ Albrecht Dieterich: Vorwort zum siebenten Bande, S. 1-5.

²⁴⁵ Ebd. S. 3.

²⁴⁶ Ebd.

²⁴⁷ Ebd. S. 2.

²⁴⁸ Ebd. [Hervorhebung im Original].

²⁴⁹ Ebd.

schichtliche Kultur erwachsen“²⁵⁰ sei, so wird parallel dazu in der Religionswissenschaft nach der Unterschicht oder dem Untergrund der geschichtlichen Religion gefragt. Noch deutlicher wird die Übereinstimmung des volkskundlichen mit dem religionswissenschaftlichen Forschungsprogramm in folgender Formulierung: „Die unmittelbarsten Äußerungen des Volkslebens hat die vergleichende Sprachwissenschaft zu ihrem Objekt gemacht. Die Gruppe der nächst der Sprache unmittelbarsten Äußerungen des menschlichen Denkens, Glaube, Sage, Sitte, ist das Objekt der vergleichenden Religionswissenschaft.“²⁵¹ Ersetzte man hier Religionswissenschaft durch Volkskunde, so erkennt man unschwer zentrale Forschungsgebiete des philologisch dominierten Kanons, an dem sich Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich hauptsächlich orientierte.

Ebenso vergleichbar ist auf methodologischer Ebene der evolutions-theoretische und komparatistische Ansatz. In Anlehnung an die vergleichende Sprachwissenschaft sollte die Komparatistik auch Grundlage volkskundlicher Forschung sein, die „nur dann zu wirklichen Ergebnissen durchdringen kann, wenn sie als vergleichende Volkskunde zu arbeiten lernt“²⁵². Die „wissenschaftliche Arbeit mit der Analogie“ sollte aber nicht auf die geschichtlichen Kulturvölker beschränkt bleiben. Denn, so Dieterich weiter, „nicht blos wo Kultur erwachsen ist, giebt es Volkskunde“, sondern auch bei den „kulturlosen Völkern, die man Naturvölker zu nennen sich gewöhnt hat“²⁵³. Entsprechend der vergleichenden Volkskunde sollten in der Religionswissenschaft Analogien zwischen der „Religion der Völker ohne Kultur und unter der Kultur, der sog. Naturvölker und der Volksreligion der geschichtlichen Kulturvölker“ verfolgt werden, mit denen man sich „sichere Grundlagen“ für eine „Entwicklungsgeschichte des religiösen Denkens“²⁵⁴ versprach. Die Übereinstimmungen der altphilologischen Ansätze zur Volkskunde und zur Religionswissenschaft sind unverkennbar: In beiden Gebieten ist das Erkenntnisinteresse auf die Entwicklung des menschlichen Denkens gerichtet, verbunden mit der Prämisse, primäres Denken ist religiöses Denken. Und analog dazu erscheint Volksreligion in beiden Wissenschaften als zentraler Forschungsgegenstand.

Die enge Verbindung zwischen Volkskunde und Religionswissenschaft ist bei allen Altphilologen in der Hessischen Vereinigung evident. Und wenn Hepding in einem Nachruf auf Wünsch feststellt, „daß diese beiden Wissenschaften eng zusammengehören, war ihm als Schüler Use-

²⁵⁰ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 175-176.

²⁵¹ Albrecht Dieterich: Vorwort zum siebenten Bande, S. 3.

²⁵² Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 177.

²⁵³ Ebd. S. 176.

²⁵⁴ Albrecht Dieterich: Vorwort zum siebenten Bande, S. 2-3.

ners und Dieterichs selbstverständlich²⁵⁵, so traf dies nicht nur auch für Hepding selber zu, sondern die Verbindung dieser Forschungsgebiete wurde auch von einer Reihe Heidelberger Dieterichschüler fortgeführt²⁵⁶. Beispielsweise arbeiteten Eugen Fehrle, Friedrich Pfister und Otto Weinreich bis in die 1940er Jahre sowohl in den Organen der Volkskunde als auch im Archiv für Religionswissenschaft aktiv mit.²⁵⁷ Die Verbindung zur Hessischen Vereinigung hielt im Kaiserreich vor allem Otto Weinreich als Autor in den Hessischen Blättern aufrecht.²⁵⁸

In der Hessischen Vereinigung war die Verbindung zwischen religionswissenschaftlicher und volkskundlicher Forschung jedoch nicht ausschließlich eine Sache der Altphilologen. Bereits in den Blättern für hessische Volkskunde erschienen Artikel und Mitteilungen von Germanisten und Anglisten, die sich mit religiösen und vor allem abergläubischen Vorstellungen im Volksleben beschäftigten. Hierzu zählten nicht nur Beiträge, deren Titel eindeutig auf diese Forschungsrichtung hinweisen, wie zum Beispiel Mitteilungen über „Gewitteraberglauben“, „Unglückstage“ oder über „Die Natur im Glauben des Volkes“, sondern die Thematik wird auch in Beiträgen behandelt, deren Titel nicht unbedingt darauf schließen lassen. So geht es in Adolf Stracks Artikel über „Volksmedizin“²⁵⁹ nicht um „volkstümliche Heilkunde“ nach dem „Vorbild der alten Kräuterbücher“²⁶⁰, sondern um Zaubersprüche, die der „religiös denkende Mensch“ neben der medizinischen Behandlung durch den Arzt anwandte. Diese Beispiele ließen sich leicht durch weitere ergänzen, sie sollen aber mit einigen Ausführungen über Strack und Helm als erste federführende Redakteure der Hessischen Blätter hier abgebrochen werden.

Für eine Zusammenarbeit zwischen Volkskunde und Religionswissenschaft sprach sich Adolf Strack in seiner Rezension des ersten von Dieterich redigierten Bandes des Archivs für Religionswissenschaft aus: „Der wissenschaftlichen Volkskunde wird sie [die Religionswissenschaft, A.B.] die wertvollsten Dienste leisten; fast alles, was wir Sitte und Brauch nennen, führt ja, soweit es alt ist, auf religiöses Leben zurück und kann nur von dort aus begriffen werden. Das Archiv wird uns hier ein treuer, zuverlässiger und geistvoller Führer sein.“²⁶¹ Strack teilte offensichtlich nicht nur

²⁵⁵ Hugo Hepding: [Nachruf auf] Richard Wunsch, S. 138.

²⁵⁶ Vgl. dazu Hubert Cancik: Antike Volkskunde; vgl. auch Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 284.

²⁵⁷ Vgl. Otto Weinreich: Klassische Philologie und Deutsche Volkskunde; vgl. dazu auch Hubert Cancik: Antike Volkskunde.

²⁵⁸ Vgl. dazu Weinreichs Beiträge in den Hessischen Blätter von 8/1909 bis 13/1914.

²⁵⁹ Adolf Strack: Volksmedizin, S. 7.

²⁶⁰ Elfriede Grabner: Volksmedizin.

²⁶¹ Adolf Strack: Das Archiv für Religionswissenschaft, S. 202-203.

Dieterichs Auffassung, daß Sitte und Brauch primär durch religiöses Leben geprägt sei, sondern er erklärt nun aus der Perspektive der Volkskunde Religionswissenschaft zum konstitutiven Bestandteil volkskundlicher Forschung.

Eine enge Verbindung von volkskundlichen und religionswissenschaftlichen Interessen stand – wie gezeigt – vor allem im Mittelpunkt der Forschungen des Altgermanisten Karl Helm. In seiner umfangreichen Studie zur „Altgermanischen Religionsgeschichte“ grenzte sich Helm zwar von den Ansätzen der mythologischen Forschung des 19. Jahrhunderts ab²⁶² und orientierte sich an der vergleichenden Religionswissenschaft Hermann Useners²⁶³. Aber während Usener und nach ihm vor allem Dieterich in der Volkskunde noch einen wichtigen Zweig der Religionswissenschaft sahen, meldete Helm Zweifel am wissenschaftlichen Wert der volkskundlichen Quellen für seine religionsgeschichtliche Forschung an. Helm betont, es sei ihm weniger um die Darstellung von „Kultus und Mythos“ als Äußerungsformen einer Religion, als vielmehr um die dahinter liegenden „religiösen Vorstellungen“, insofern um „eine Geschichte der Entwicklung und der Wandlungen innerhalb der germanischen Religion“²⁶⁴ gegangen. Im Hinblick auf evolutionstheoretische Vorstellungen gab es jedoch auch Parallelen zwischen der Usenerschule und Helms Ansatz. Dies wird deutlich, wenn er die Aufgabe seiner Religionsgeschichte beschreibt. Diese bestand für ihn darin, „ein Gesamtbild der Entwicklung einer Religion festzuhalten von ihren ersten und erkennbaren Anfängen zu ihren höheren Erscheinungsformen und ihren letzten Ausläufern und Überlebseln“²⁶⁵. „Reste alter religiöser Vorstellungen und Handlungen“ sah er zwar auch im gegenwärtig noch anzutreffenden „Aberglauben“ oder in dem, was man als „Sitte, Brauch und Sittlichkeit bezeichnen“ würde, allerdings seien diese Phänomene mit strenger philologischer Kritik zu untersuchen.²⁶⁶ „Die Religionsgeschichte als historische Wissenschaft“, konstatiert Helm in seiner Einleitung, „arbeitet mit der Methode aller philologisch-historischen Wissen-

²⁶² Vgl. Karl Helm: Altgermanische Religionsgeschichte; hier bes. „Einleitung“ S. 1-8. Das Programm seiner Arbeit sollte schon im Titel zum Ausdruck kommen. Er setzte sich kritisch mit dem Begriff Mythologie auseinander und plädierte stattdessen für den Begriff Religionsgeschichte. In Anmerkung 1 nennt er die mythologische Literatur – beginnend mit Jacob Grimm: Deutsche Mythologie (1835) bis Eugen Mogk: Deutsche Mythologie (1907) – von der er sich distanzierte. Helms kritischer Standpunkt gegenüber der mythologischen Forschung korrespondierte möglicherweise mit seiner distanzierte Haltung gegenüber der Volkskunde.

²⁶³ Vgl. ebd. Auffallend ist hier, daß er sich auf Hermann Useners Arbeiten auf diesem Gebiet bezog, aber Albrecht Dieterichs Ansätze unerwähnt ließ.

²⁶⁴ Ebd. S. 3-4.

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Ebd. S. 6.

schaften. Ihre Grundlage ist also die Sammlung und Kritik der Quellen“.²⁶⁷ Diese methodischen und somit im philologischen Verständnis auch wissenschaftlichen Voraussetzungen sah Helm aber weder bei dem volkskundlichen Material noch in den älteren Untersuchungen zur germanischen Mythologie immer eingehalten. Besonders kritisierte er hier die unzulässigen Verallgemeinerungen in den Arbeiten, die weder einen zeitlichen Wandel noch die örtlichen Differenzierungen berücksichtigten. Viele Darstellungen zeichneten sich für ihn durch den „verhängnisvollen Fehler“ aus, „daß man alle im ganzen Gebiet der Germanen zu irgendeiner Zeit gefundenen Zeugnisse in ein großes, angeblich allen Germanen angehörendes Religionssystem zusammenschmolz, das es nie gegeben hat und nie geben konnte“²⁶⁸. Seiner Meinung nach, kam dieser „verhängnisvolle Fehler“ aber nicht nur bei Laien – beispielsweise in populären Artikeln in der Tagespresse – zum Ausdruck, sondern „leider auch in manchen Arbeiten der volkskundlichen Literatur, deren Verfasser die Verpflichtung hätten, sich besser zu orientieren“²⁶⁹. Was die Einhaltung der philologisch-historischen Methode als Garant für Wissenschaftlichkeit anbetraf, erwies sich Helm als ‚orthodoxer‘ Philologe. Dieser Anspruch erscheint bei ihm aber nicht bloß als leere Floskel. Vielmehr kann er als Ausdruck seiner Wissenschaftsethik interpretiert werden, in der vermutlich auch ein Schlüssel für die Zurückhaltung des Hochschulgermanisten Helm gegenüber der Volkskunde im Kaiserreich und vor allem gegenüber der Volkskunde in der NS-Zeit liegt. Er sprach sich nicht nur im Kaiserreich gegen die germanophile Kontinuitätsbriquolage aus, sondern er appellierte – wie gezeigt – auch noch 1940 in seinem Aufsatz „Volkskunde und Religionsgeschichte“ an das wissenschaftliche Gewissen. Es sollten „vor allem die Grenzen zwischen dem Bewiesenen, dem Wahrscheinlichen und dem nur Vermuteten nicht verwischt“ werden und er forderte daher „strengste wissenschaftlicher Kritik“ gegenüber dem „Wunsch ein bestimmtes Resultat zu finden“.²⁷⁰

3. Volkskunde als Teil interdisziplinärer Religionswissenschaft

Im Vorhergehenden war mehrfach vom Einfluß der sogenannten Bonner Philologenschule oder der Usenerschule als wissenschaftlichem Herkunftsmilieu der Altphilologen in der Hessischen Vereinigung die Rede.

²⁶⁷ Ebd.

²⁶⁸ Ebd. S. 8.

²⁶⁹ Ebd.

²⁷⁰ Karl Helm: Religionsgeschichte und Volkskunde, S. 2. Helm ist ein beredtes Beispiel dafür, dass die vermeintliche germanophile Volkskunde selbst von Philologen, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts im Fach engagierten, vehement kritisiert wurde.

Auf diesen Einfluß und auf diese Schule soll nun näher eingegangen und dabei zugleich die wechselseitige Beziehung zwischen Altphilologie, Volkskunde und Religionswissenschaft erhellt werden. Diese Interdependenz soll mit Fragen nach drei Bedeutungsebenen erschlossen werden. Erstens: Welche Bedeutung wurde der Bonner Philologenschule innerhalb der Altphilologie zugeschrieben? Zweitens: Welche wechselseitigen Bezüge gab es zwischen dieser Schule und der Volkskunde? Und drittens: Welche Bedeutung hatte die volkskundliche Forschung für die Religionswissenschaft altphilologischer Provenienz?

Von den preußischen Universitäten hatte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts, neben der Berliner, die Bonner Universität zum „Zentrum philologischer Studien in Deutschland“²⁷¹ entwickelt. Die danach benannte Bonner Philologenschule galt insbesondere seit den 1870er Jahren innerhalb der Altertumswissenschaften²⁷² als führend und ihr bedeutendster Vertreter war der bereits mehrfach erwähnte Hermann Usener²⁷³. Er war mit Roland Kany gesprochen „einer der herausragenden Wissenschaftler der Wilhelminischen Ära. Auf der Höhe seines Ruhmes, um 1900, galt er als führender und einflußreichster Klassischer Philologe Deutschlands“²⁷⁴. Über die Wirkung des seinerzeit renommierten Altphilologen innerhalb seines Faches bemerkt Kany weiter: „Man darf sagen, daß über die Hälfte der um die Jahrhundertwende wissenschaftlich tätigen Philologen Deutschlands mindestens zeitweise bei Usener in Bonn studiert haben, darunter die meisten der hervorragenden.“²⁷⁵ Zu diesen Philologen, die in Bonn – an der damals besten Adresse der Altertumswissenschaften – studiert hatten, zählten die Gießener Altphilologen, die sich besonders in der Hessischen Vereinigung engagierten: der Gräzist Albrecht Dieterich²⁷⁶, der Latinist Richard Wünsch sowie der als Bibliothekar tätige Altphilologe Hugo Hepding.²⁷⁷ Die aus Bonn kommenden Ideen und Ansätze fanden sowohl durch Usener selbst als auch durch seine Schüler Eingang in den volkskundlichen

²⁷¹ Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, S. 157.

²⁷² Zum Gebrauch des Begriffes Altertumswissenschaften als Äquivalent zu Klassischer Philologie vgl. Axel Horstmann: Die „Klassische Philologie“.

²⁷³ Usener vertrat hier ab 1866 das Fach Gräzistik und mit der Berufung Franz Buechlers, 1870 für Latinistik, begann „eine über dreißigjährige Periode gemeinsamer Lehrtätigkeit, die Bonn zu einem Zentrum der Klassischen Philologie machte“. So Ronald Kany: Mnemosyne als Programm, S. 68.

²⁷⁴ Ebd. S. 67.

²⁷⁵ Ebd.

²⁷⁶ Da Dieterich später Useners Schwiegersohn wurde, war seine Verbindung zu Usener auch auf privater Ebene sehr eng.

²⁷⁷ Zum Studium der drei Altphilologen vgl. deren Personalakten im UAG: Richard Wünsch PrA Phil Nr. 30 und Hugo Hepding PrA Phil Nr. 12. Zu Dieterichs Vita vgl. Richard Wünsch: Albrecht Dieterich.

Diskurs. Und wie bereits gezeigt, ist der altphilologische Einfluß auf die erste Fachdiskussion Anfang des Jahrhunderts sowie auf die Programmatik des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde nicht gering einzuschätzen.²⁷⁸

Usener stand an der Spitze der Altphilologen, die innerhalb der Klassischen Philologie neue Wege einschlugen, mit denen die damaligen Legitimationskrisen²⁷⁹ des Faches überwunden werden sollten. Albrecht Henrichs sieht in dieser Neuorientierung der Altphilologie zu Recht eine „geistesgeschichtliche Revolution“, in der sich das Fach von der symbolischen über die vergleichende Mythologie hin zur „modernen interdisziplinären Religionswissenschaft“²⁸⁰ wandelte. Das revolutionäre an dieser neuen religionswissenschaftlichen Richtung war, daß sie ihr „Augenmerk vom Mythos auf den Ritus und von der ‚Hochreligion‘ auf die ‚primitiven‘ Ursprünge, auf die Ethnologie und den ‚Volks glauben‘“²⁸¹ legte. Usener galt in dieser neuen Forschungsrichtung²⁸² nicht nur als „Wegbereiter der sogenannten Religionsgeschichtlichen Schule“²⁸³, sondern seine Schule gab auch innerhalb der Klassischen Philologie in Deutschland „den Ton an“²⁸⁴. Die geistesgeschichtliche Revolution, auf die Henrichs hinweist und auf deren Dimension später noch zurückzukommen ist, kam auch in Dieterichs Vortrag „Über Wesen und Ziele der Volkskunde“ zum Tragen. Indem er darin Volkskunde zur Voraussetzung wissenschaftlicher Erkenntnis in der Klassischen Philologie erklärte, nahm er eine anticlassizistische Position ein, die in der Altphilologie nicht nur auf positive Resonanz stieß.

Die religionswissenschaftlichen Konzepte der Bonner Philologenschule wurden vor allem durch Dieterich und dessen Schüler weiterentwickelt. Und wie bereits im Vergleich zwischen dessen Forschungsprogrammen für die Hessische Vereinigung und dem für die Religionswissenschaft gezeigt werden konnte, spiegelte sich diese altphilologische Neuorientierung in nicht unbeträchtlichem Maße in den volkscundlichen Ansätzen wider. Im Zuge dieses philologischen Paradigmenwechsels gewann die Volkskunde und hier insbesondere die Erforschung der Volksreligion an großer Bedeu-

²⁷⁸ Neben Hepding hat vor allem Mogk wiederholt auf die Bedeutung der Usenerschule in der Volkskunde hingewiesen. Vgl. Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 6. Ders.: Der Einfluß der Volkskunde, S. 6.

²⁷⁹ Zur Renaissance der Altertumswissenschaften Ende des 19. Jh. vgl. Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf.

²⁸⁰ Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 278.

²⁸¹ Ebd.

²⁸² Vgl. dazu Hermann Useners programmatischen Aufsatz: Mythologie.

²⁸³ Ronald Kany: Mnemosyne als Programm, S. 71.

²⁸⁴ Albrecht Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 279.

tung für die Altphilologie²⁸⁵. Umgekehrt erhöhte sich zugleich die wissenschaftliche Akzeptanz der Volkskunde, indem sich renommierte Altphilologen an volkswundlicher Forschung beteiligten. Diese für beide Seiten fruchtbare Beziehung zwischen Volkskunde und Altphilologie, die sich vor allem auf religionswissenschaftlichem Gebiet ausdrückte, soll nun in ihrem wechselseitigen Einfluß weiter verfolgt werden.

Usener vertrat den Ansatz einer vergleichenden historischen Kulturwissenschaft²⁸⁶, deren Konzeption er 1882 in seiner Rektoratsrede „Philologie und Geschichtswissenschaft“²⁸⁷ ausführlich darlegte. Die Wege und Ziele, die Dieterich zwanzig Jahre später der Volkskunde in seinem programmatischen Vortrag wies, trugen unverkennbar die Handschrift der Konzeption Useners. Auf einige Parallelen sei hier holzschnittartig hingewiesen. In beiden Entwürfen war die Philologie Bezugspunkt hinsichtlich der Methodologie und der Zielsetzung. Für Dieterich war Volkskunde „wissenschaftlich genommen Philologie“²⁸⁸ und sollte sich – wie bereits ausgeführt – an deren Zielen orientieren. Und in Anlehnung an die vergleichende Sprachwissenschaft erklärte er die Komparatistik zur Prämisse wissenschaftlicher Erkenntnis in der Volkskunde²⁸⁹.

Bereits in Useners Ansatz erschien Philologie als grundlegende Voraussetzung aller historischen Forschung. Seiner Meinung nach werde durch die Integration der Kulturgeschichte „das Gebiet der Geschichte sozusagen verdoppelt“²⁹⁰. Und zugleich wird Komparatistik zur methodischen Prämisse philologischer Forschung erhoben.²⁹¹ Denn „kein Volk der Geschichte, auch das begabteste nicht, läßt sich isoliert betrachten. Ein jedes wird durch äußere Anstöße aus zuständlichem Dasein in geschichtliches Leben überführt. Weder seine äußere noch seine innere Geschichte kann verstanden

²⁸⁵ Beispielsweise kam der Germanist Eugen Mogk in seinem umfangreichen Literaturbericht 1916 ebenso zu dem Schluß, daß die neue Forschungsrichtung in der Altphilologie „ohne Volkskunde gar nicht getrieben werden“ könne, und er weist in diesem Zusammenhang auf Useners und Dieterichs Einfluß in der Hessischen Vereinigung hin. Deren Ziele seien „durch ihre Arbeiten in die Hessische Zeitschrift für Volkskunde getragen worden“. Vgl. ders.: Literaturbericht. Volkskunde, S. 250-251.

²⁸⁶ Vgl. dazu Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, S. 161.

²⁸⁷ Hermann Usener: Philologie und Geschichtswissenschaft. Wie der Titel vermuten ließe ging es in dem Vortrag nicht nur um das Verhältnis zwischen Philologie und Geschichtswissenschaft, sondern vor allem auch um eine Standortbestimmung der Philologie in einer um kulturgeschichtliche Fragestellungen erweiterten Geschichtswissenschaft. Dieses Verhältnis wird auch in Dieterichs Vortrag thematisiert, indem er die Klassische Philologie als Führerin der Geschichtswissenschaft bezeichnet. Vgl. Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 188.

²⁸⁸ Dieterich: ebd. S. 174.

²⁸⁹ Vgl. ebd. S. 185 u. 189.

²⁹⁰ Hermann Usener: Philologie und Geschichtswissenschaft, S. 14.

²⁹¹ Vgl. ebd. S. 29-30.

werden ohne die Fäden zu verfolgen, die es mit außen verbinden“²⁹². Mit der vergleichenden Analyse galt es sowohl äußere Einflüsse als auch jeweilige Besonderheiten herauszufiltern, und in „der Geschichte der religiösen Vorstellungen und sittlichen Institutionen, überhaupt des ganzen Vorstellungskreises bis zur Wurzel zurück zu verfolgen“²⁹³. Das Ziel dieser vergleichenden Forschung war nach Usener die „Ergründung der allgemeinen Gesetze, nach denen die einzelnen Lebensäußerungen der Völker sich entwickeln und gegenseitig bedingen, zur Erkenntnis der menschlichen Natur selbst“²⁹⁴. Bei Dieterich erscheint Useners evolutionstheoretisch orientiertes Forschungsziel weitergeführt. Ihm ging es nun nicht mehr allgemein um die Entwicklung menschlicher Natur und deren Gesetzmäßigkeit, sondern um die Entwicklung des Denkens und letztlich um eine „Forschung nach dem Ursprung und der ersten Entwicklung der Kultur“²⁹⁵.

Hinter dem Interesse an der gesetzmäßigen Entwicklung der Natur oder des menschlichen Denkens scheint immer die Frage zu stehen: Entsteht und entwickelt sich Kultur entsprechend evolutionärer Naturentwicklung und läßt sich dieser geistig-kulturelle Entwicklungsprozeß wie ein Naturgesetz analog der Naturwissenschaften erfassen? Es spricht einiges dafür, daß hier die erfolgreiche Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschung Ende des vorigen Jahrhunderts auf diese neuen Ansätze in der Philologie eingewirkt hat. Gegenüber dem viel diskutierten Dualismus zwischen Natur- und Geisteswissenschaften²⁹⁶ war sowohl in Useners als auch in Dieterichs Programm stärker eine Annäherung denn eine Abgrenzung spürbar. Usener zog in seiner Konzeption nicht nur an vielen Stellen *expressis verbis* den Vergleich mit den Naturwissenschaften heran²⁹⁷, sondern er erklärte deren nomothetischen Charakter²⁹⁸ sogar zum Kriterium der Wissenschaftlichkeit in seinem Konzept einer um kulturwissenschaftliche Fragestellungen erweiterten Geschichtswissenschaft. Er schreibt: „Auch auf dem geschichtlichen Gebiet beginnt Wissenschaft in der wahren Bedeutung des Worts (ich bitte wissenschaftliche Tätigkeit nicht mit Wissenschaft zu verwechseln) erst mit der Erforschung allgemeiner für die Menschheit selbst gültiger Gesetze.“²⁹⁹

²⁹² Ebd. S. 13-14.

²⁹³ Ebd. S. 15.

²⁹⁴ Ebd.

²⁹⁵ Albrecht Dieterich: *Über Wesen und Ziele*, S. 182.

²⁹⁶ Vgl. dazu die Diskussionen in: *Geisteswissenschaften heute*.

²⁹⁷ Vgl. Hermann Usener: *Philologie und Geschichtswissenschaft*; hier bes. S. 16-17 u. S. 36.

²⁹⁸ Vgl. Jürgen Mittelstraß: *Die Geisteswissenschaften im System der Wissenschaft*, S. 27.

²⁹⁹ Hermann Usener: *Philologie und Geschichtswissenschaft*, S. 16. Useners Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Tätigkeit und Wissenschaft stand mögli-

Klang in Useners Wissenschaftsverständnis noch stärker die Orientierung geisteswissenschaftlicher Prämissen an naturwissenschaftliche Forschungskriterien an, so plädierte Dieterich für eine interdisziplinäre Ergänzung bei der Erforschung des „kulturlos“ gebliebenen Menschen. Hierbei berief er sich auf den Marburger Anthropologen Theodor Waitz, dem es in seiner „Anthropologie der Naturvölker“ wesentlich um „die Vermittlung des naturwissenschaftlichen und des historischen Teils unseres Wissens vom Menschen,³⁰⁰“ gegangen sei. Auf einen eher vermittelnden Ansatz hob auch Strack in seiner Kontroverse mit Hoffmann-Krayer ab. Während Strack dem „Volkskundeforscher“ eine „Beachtung der Ergebnisse moderner Naturforschung“ anrät, da Volkskunde als Wissenschaft „in der Mitte zwischen Naturwissenschaften und reinen Geisteswissenschaften“³⁰¹ stehe, lehnt es Hoffmann-Krayer ab, ein „Naturgesetz im Volksleben“³⁰² zu erforschen. Unterschiedliche Positionen über die Beziehung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften scheinen in der ersten Fachdebatte keine geringe Rolle gespielt zu haben; einer der Streitpunkte lag offensichtlich in der Anwendung evolutionstheoretischer Ansätze bei der Erforschung des Volkslebens³⁰³. Hier ist nicht der Ort, über die wechselseitige Übertragbarkeit von natur- und geisteswissenschaftlichen Wissenschaftskriterien und Methoden zu reflektieren. Die Hintergründe dieser Orientierung an die Naturwissenschaften werden im Zusammenhang mit der Krisensituation der Philologie im Kaiserreich ausführlicher diskutiert. An dieser Stelle soll zunächst den direkten oder indirekten Einflüssen der neuen Ansätze in der Altphilologie auf die Entwicklung der Volkskunde weiter der Frage nachgegangen werden, welche Bedeutung beispielsweise die volkskundliche Forschung im Erfassen dieser allgemeinen Gesetze hatte.

Die Rolle der Volkskunde wird deutlich in der Struktur und in der Methodologie der von Usener konzipierten kulturwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft, die er wie folgt umschreibt: „Ebenso kann die tiefere Erforschung eines Volks auf geschichtliche Gesetze führen: aber es bedarf einer stufenweise verallgemeinerten Vergleichung der übrigen Völker, um in der Modalität einer besonderen Erscheinung ein wirkliches Gesetz anzuerkennen. Diese Geschichtswissenschaft zerfällt also in solche Disziplinen, welche, etwa den Abschnitten der Anatomie und Physiologie

cherweise auch hinter Dieterichs Aufwertung der Sammeltätigkeit der Laien als wissenschaftliche Tätigkeit.

³⁰⁰ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 181.

³⁰¹ Adolf Strack: [Rezension zu] Eduard Hoffmann-Krayer, S. 165.

³⁰² Hoffmann-Krayer antwortete in dem mit einem Fragezeichen versehenen Beitrag: „Naturgesetz im Volksleben?“ Vgl. Hessische Blätter 2/1903, S. 57-64.

³⁰³ Vgl. zur Kontroverse die bei Gerhard Lutz abgedruckten Beiträge. Ders. (Hg.): Volkskunde.

vergleichbar, je ein Organ oder eine Funktion des menschlichen Lebens erforschen, nicht in solche, welche gleichsam beschreibende Naturgeschichte einzelner Völker geben. Jede wesentliche Seite des geschichtlichen Daseins ist berufen, den Inhalt einer solchen Disziplin zu bilden, welche Einheit und letzten Grund in einer Anlage oder einem Bedürfnis der menschlichen Natur findet: Sprache, Glaube, Sitte und Recht, Organisation der Gesellschaft und des Staats, Poesie und Wissenschaft usw.³⁰⁴ Unter dem Dach einer so erweiterten Geschichtswissenschaft vereint, sollten also unterschiedliche Fachgebiete ihre spezifischen Bausteine liefern, die erst mosaikartig zusammengesetzt in einer Symbiose zum erklärten Forschungsziel führen würden. In diesem interdisziplinär konzipierten Wissenschaftsentwurf hat man sich volkskundliche Forschung altphilologischer Provenienz vorzustellen. Und im Kontext dieser Forschungsinteressen sind auch Dieterichs programmatische Ausführungen über die Volkskunde zu sehen. Wenn er beispielsweise eine Ausweitung der Aufgaben kritisiert, deren Ergebnis nur eine „Landeskunde‘ mannigfaltigsten Wertes“ aber nicht wissenschaftliche Volkskunde sei³⁰⁵ und demgegenüber postuliert: Es „muß erreicht werden, daß die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur den Kern der Forschung der Volkskunde bildet“, die nur „der Erkenntnis jener geistigen Funktionen“³⁰⁶ dienen, dann wird deutlich, Volkskunde sollte primär Bausteine für das erklärte Forschungsziel der Altphilologen liefern, aber nicht eine eigene „beschreibende Naturgeschichte“³⁰⁷ des Volkes anstreben wie sie noch *expressis verbis* bei Wilhelm Heinrich Riehl anklang.

In Dieterichs Vortrag kam ebenfalls zum Ausdruck, daß Volkskunde zudem primär die Funktion einer philologischen Hilfswissenschaft zugewiesen und der Volkskundeverein lediglich als wichtiger Materiallieferant gesehen wurde, wenn er sich über die Eigenständigkeit des Faches äußert. Denn es ist ihm nicht nur „gleichgültig, ob man ‚Volkskunde‘ als eine selbständige Wissenschaft anerkennt oder nicht“, sondern er fügt hier sogar den warnenden Satz an: „Vor Leuten, die nur Volkskunde als ihre Wissenschaft betreiben, mag uns der Himmel in Gnaden bewahren.“³⁰⁸ Wenngleich Die-

³⁰⁴ Hermann Usener: *Philologie und Geschichtswissenschaft*, S. 16-17.

³⁰⁵ Vgl. dazu auch Eduard Hoffmann-Krayer, der Volkskunde nicht nur in Abgrenzung zur „Landeskunde“, sondern auch vom Bereich Zivilisation abgegrenzt definiert: „Faktoren einer höheren Zivilisation dagegen, wie z.B. Schulwesen, Hygiene, kirchliche Institutionen, Wissenschaften, schöne Künste, Literatur, wirtschaftliche Kultur usw. liegen ausserhalb des Rahmens der nationalen Volkskunde und fallen dem grossen, wissenschaftlich nicht einheitlichen Begriff ‚Landeskunde‘ zu.“ Ders.: *Die Volkskunde als Wissenschaft*, S. 2.

³⁰⁶ Albrecht Dieterich: *Über Wesen und Ziele*, S. 185 u. 186.

³⁰⁷ Hermann Usener: *Philologie und Geschichtswissenschaft*, S. 16.

³⁰⁸ Albrecht Dieterich: *Über Wesen und Ziele*, S. 191.

terich damit die Anerkennung einer eigenständigen Disziplin Volkskunde als bedeutungslos abtat, könnte möglicherweise hinter seiner Warnung doch auch die Befürchtung gestanden haben, daß sich die junge Wissenschaft zu einer Konkurrenz für die seinerzeit angeschlagene Mutterdisziplin entwickeln könnte, zumal sich nach seinem Programm die Arbeitsgebiete der Philologen und der Volkskundler überschneiden. Daß Dieterichs Haltung hier mehr fachpolitisch motiviert und weniger – wie es etwa bei Helm zum Ausdruck kam – von der Angst geleitet war, eine eigenständige Berufsgruppe Volkskundler könne dem Anspruch philologischer Wissenschaftlichkeit nicht genügen, dafür sprach auch, daß er mit gleichem Pathos die Gründung der Hessischen Vereinigung, primär als Organisation zum Sammeln des erforderlichen Materials verteidigte. Denn „die eigentlichen höchsten wissenschaftlichen Aufgaben [...] werden gewiß nie von Vereiningen gelöst werden, sondern von einzelnen. Aber anderes kann der einzelne nicht leisten, am wenigsten in diesem Gebiete, das so unendlich ausgedehnten Materials bedarf. Für viele Dinge sind Vereine höchst überflüssig und es kann mit Recht heute ohne weiteres eine frivole Belästigung der Mitmenschen erscheinen, einen neuen Verein zu gründen. *Hier* ist Vereinigung notwendig, soll irgendwie ernsthaft ein Ziel erreicht werden“³⁰⁹. In der Hessischen Vereinigung ging es ihm also in erster Linie um die „vorbereitende Tätigkeit des Sammelns“ in einer „gut organisierten Vereinigung“³¹⁰. Und man könnte hier weiter interpretieren, er sah in der Hessischen Vereinigung eine Organisation, die das benötigte Material für das ‚große‘ Forschungsziel der Altphilologen bereitstellen sollte. Denn die allgemein gültigen Gesetze sollten auf dem Wege der Induktion – so hatte Usener gefordert – durch „empirisch bewährte Erkenntnis“ erschlossen werden. In dieser Forderung artikulierte sich der Anspruch naturwissenschaftlicher Exaktheit durch Empirie in Abgrenzung zur bisherigen Forschungspraxis. Im Gegensatz zu weitverbreiteter „apriorischer Spekulation“ in der mythologischen Forschung des 19. Jahrhunderts galt es nun in positivistischer Manier „aus der Fülle des *Tatsächlichen* Wissens die Begriffe abzuleiten“³¹¹ und im Analogieschluß die Gesetzmäßigkeiten kultureller Entwicklung zu erkennen.³¹²

³⁰⁹ Ebd. S. 193 [Hervorhebung im Original]. Bemerkenswert an Dieterichs Äußerung ist, daß er hier zur Bestärkung seiner Interessen den Vereinsboom im Kaiserreich abwertet.

³¹⁰ Ebd.

³¹¹ Hermann Usener: *Philologie und Geschichtswissenschaft*, S. 16 [Hervorhebung im Original].

³¹² Zur Analogie zwischen philologischer und naturwissenschaftlicher Forschung im 19. Jh. vgl. Ulrich Hunger: *Die Entwicklung der wissenschaftlichen Germanistik*. Hunger sieht darin eine Maßnahme zur Stoffbewältigung in der frühen Germanistik: „Die starke Fixierung auf den Text, [...] vor allem aber die kontaminierte, fragmen-

In der Nachfolge Useners und Dieterichs wurden die geistig-kulturellen Entwicklungsgesetze und die anthropologischen Forschungsziele in der Hessischen Vereinigung vor allem von den Altphilologen weiter verfolgt. So stellt beispielsweise Richard Wünsch in seinem Aufsatz „Griechischer und germanischer Geisterglaube“ über die Erforschung der „Formen, in denen kulturlose Völker zu denken pflegen“ resümierend fest: „Es wird die Aufgabe der volkscundlichen Wissenschaft sein, aus ihrem reichen Material noch weitere Formen dieser Art zu entwickeln, und so zuletzt die Gesetze zu erschließen, unter deren Wirkung sich das Denken der Menschheit überhaupt entwickelt hat.“³¹³ Standen bei Wünsch noch altphilologische Forschungsziele als Aufgabe wissenschaftlicher Volkskunde im Vordergrund, so werden diese Ziele einige Jahre später vom Altphilologen Fritzsche sogar als Paradigmenwechsel in der Volkskunde bezeichnet. In seinen „Gedanken über Volkskunde“ nennt Fritzsche das anthropologische Forschungsziel nicht nur explizit als volkscundliches Forschungsziel, sondern er formuliert es auch als Perspektivwechsel im Fach und zwar in Abgrenzung zur Volkskunde Wilhelm Heinrich Riehls: „Die Volkskunde dieser ‚Blätter‘ blickt auf dieselben Gegenstände wie die Volkskunde Riehls, aber sie hat nicht denselben Augenpunkt. Wir kommen von Herder und Jacob Grimm und lernen von Useners religionsgeschichtlicher Methode; um Riehls geistigen Stammbaum zu zeichnen, muß man zurückgehen auf die Ökonomen des achtzehnten Jahrhunderts und auf die Anfänge der historischen Rechtsschule. Das in Liedern und Sprüchen, in Märchen und Sagen, in Sitte und Brauch die Welt deutende und dichtende Volk wollen wir verstehen; dabei berücksichtigen wir die Bedingungen der Landschaft, aber wir abstrahieren von diesen Bedingungen für das Ziel unserer Forschung, und dieses Ziel heißt: Erkenntnis der Gesetzlichkeit solchen Deutens und Dichtens über alle örtlichen Grenzen hinaus. Riehl strebt nach topologisch-anthropologischen Ergebnissen, wir nach rein anthropologischen.“³¹⁴ An Fritzsches Ausführungen ist nicht nur auffallend, daß sich der Altphilologe von der Volkskunde Riehls abgrenzte. Sie machen auch deutlich, daß man

tarische und verworrene Überlieferung der sprachlichen Zeugen ließen die ersten Germanisten danach Ausschau halten, wie vergleichbare, ebenfalls empirisch arbeitende Fachdisziplinen mit dem Problem des scheinbar planlosen Chaos ihrer Gegenstände umgingen. Als Vorbild schien die frühe Naturkunde geeignet, die durch Beobachtung, Sammlung und Vergleich von Naturerscheinungen die Erkenntnis von Analogien und, daraus abgeleitet, von Gesetzmäßigkeiten suchte; das Zusammenfügen von Einzelphänomenen sollte zum allgemeinen führen und schließlich die Aufstellung von Hypothesen und Theorien ermöglichen. Diese Verfahrensweise wurde zur Signatur der gesamten Altertumskunde [...].“ Ebd. S.163 Das von Hunger geschilderte Verfahren gleicht dem altphilologischen und volkscundlichen Vorgehen.

³¹³ Richard Wünsch: Griechischer und germanischer Geisterglaube, S. 192.

³¹⁴ Robert A. Fritzsche: Justus Möser und Wilhelm Heinrich Riehl, S. 4.

dem wissenschaftlichen Selbstverständnis von Volkskunde in der Hessischen Vereinigung sowohl in der Methodologie als auch in der Zielsetzung weiterhin die Prämissen der Usenerschule zugrunde legte.

Der anhaltende Einfluß der Bonner Philologenschule auf die Konzepte der Volkskunde zeigt sich zum einen darin, daß deren anthropologisches Erkenntnisinteresse, die Entwicklung der Denkgesetze der Menschheit zu ergründen, zum allgemeinen Forschungsziel der Volkskunde erklärt wird. Und da die Entwicklung der Denkgesetze zugleich als Kulturentwicklung gesehen wird, ist es letztlich ein kulturanthropologisches Forschungsziel. Zum anderen setzte man vorkulturelles Denken mit religiösem Denken gleich und entsprechend rückte man auch Volksreligion oder religiöse Vorstellungen im Volk ins Zentrum des volkskundlichen Forschungsinteresses. Den Altphilologen ging es dabei jedoch weniger darum herauszufinden, wie es der Mensch ohne Kultur mit der Religion hielt, sondern vielmehr darum, was der kulturlose ‚Volksmensch‘ weiß und denkt. Oder wie es Dieterich formuliert hatte, es ginge nicht um die Kunde vom Volk, sondern um das Wissen, die Weisheit des Volkes.

Die Frage, warum sich Philologen um die Jahrhundertwende verstärkt für das volkstümliche Wissen interessierten und warum sie es in Abgrenzung zur eigenen Bildung und Kultur definierten, werde ich in den folgenden Kapiteln noch ausführlich diskutieren. Festzuhalten ist an dieser Stelle, daß religionswissenschaftliche und kulturanthropologische Forschungsinteressen als Neuorientierung in der Altphilologie gekennzeichnet wurden, mit der die Volkskunde an Bedeutung gewann und dadurch auch entscheidende innerwissenschaftliche Institutionalisierungsimpulse erhielt. Das altphilologische Herkunftsmilieu erweist sich zwar vielfach als eminenter Einflußfaktor auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde, zugleich zeigt sich jedoch, daß es sich hierbei ebenso um einen wechselseitigen Einfluß handelte: Auf der einen Seite stand die junge nach Eigenständigkeit strebende Wissenschaft Volkskunde, der die Unterstützung der etablierten und angesehenen Disziplin Philologie von Nutzen war. Auf der anderen Seite kam der Volkskunde in einer seit Beginn des Kaiserreiches zunehmend unter Legitimationsdruck stehenden Altphilologie die Funktion eines Krisenmanagements zu. Allerdings setzte sich die Integration von volkskundlichen und religionswissenschaftlichen Themen nicht überall und vor allem nicht problemlos in der Altphilologie durch. Die im Fach geführten Kontroversen geben vielfach Aufschluß über die Akzeptanzschwierigkeiten der Volkskunde innerhalb der etablierten Wissenschaft, die vermutlich auch ihre Etablierung als eigenständige Disziplin während des Kaiserreiches verhinderten.

4. Kontroversen über die Akzeptanz der Volkskunde und der Religionswissenschaft

Die interdisziplinäre Verbindung zwischen Religionswissenschaft und Volkskunde, die seit den 1870er Jahren in der Klassischen Philologie als ein „modischer Trend“³¹⁵ galt, wurde wegen des eindeutig anticlassizistischen Effekts nicht von allen Fachvertreter mitgetragen. Insbesondere distanzierte sich Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff³¹⁶ von der religionswissenschaftlichen Richtung, die Usener und dessen Schüler vertraten. Wilamowitz wurde zum schärfsten Gegner ihrer Arbeiten, die er abwertend als „Studien, die sich gern Religionsgeschichte und Volkskunde nennen und die Vergleichen ins Breite treiben“³¹⁷, bezeichnete. Auf diese Kontroversen zwischen den beiden altphilologischen Schulen sei hier kurz eingegangen, weniger um die völlig verschiedenen hermeneutischen Konzeptionen darzustellen, mit denen die „Krise der Altertumswissenschaften“³¹⁸ überwunden werden sollte, sondern vielmehr, weil sich in den unterschiedlichen Positionen auch die Bewertung volkskundlicher Forschungsgegenstände innerhalb traditionell orientierter Philologen widerspiegeln.

Mit dem Ziel der Bonner Philologenschule, auf dem Wege der Religionsvergleichung „die Grundformen religiösen Denkens zu erkennen“³¹⁹, wurden nicht mehr nur die „großen Götter des Olymp“ oder orphische Texte behandelt, sondern man widmete sich auch den „niederen Geistern der antiken Mythologie“, um – so Wünschs Argument – „gerade das, was in den unteren Schichten des Griechenvolkes im Altertum lebendig war“³²⁰, zu erfassen. Und dazu erhob man die Volksreligion, „den Ritus, den Aberglauben und selbst modernes Brauchtum“³²¹ zu forschungsrelevanten Gegenständen. Dieser Perspektivwechsel relativierte jedoch die von den Philologen ‚hochverehrten‘ Heroen der griechischen Antike. Denn durch den

³¹⁵ Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 280.

³¹⁶ Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff war während des Kaiserreiches bis 1897 an der Göttinger und danach an der Berliner Universität tätig. Im folgenden wird der Altphilologe wie in der Literatur üblich nur mit Wilamowitz angeführt.

³¹⁷ Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Staat, S. 212; hier zit. nach Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 280.

³¹⁸ Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, S. 160. Zu den Unterschieden stellt Landfester hier fest: „Es waren jedoch völlig verschiedene hermeneutische Konzeptionen, mit denen sie die Krise der Altertumswissenschaften zu überwinden suchten. H. Useners Konzeption war modern und aktuell U. v. Wilamowitz-Moellendorffs Konzeption war traditionell und weitgehend unzeitgemäß.“ Ebd.

³¹⁹ Friedrich Pfister: Albrecht Dieterichs Wirken, S. 183.

³²⁰ Richard Wünsch: Was sich das griechische Volk erzählt, S. 115-116.

³²¹ Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 287.

vergleichenden Ansatz wurde „der Glaube der Hellenen“³²² sowohl mit der deutschen Volksreligion als auch mit der Religion anderer Völker auf eine Ebene gestellt. Diese Relativierung wird beispielsweise in einem Aufsatz Wünschs durch eine Analogie zwischen der Entwicklung griechischer Kultur mit der Kultur der sogenannten primitiven respektive kulturlosen Völker noch verstärkt, indem er feststellt: „Auch die Griechen sind nicht von Anfang an das stark denkende und schön empfindende Kulturvolk gewesen, das wir so hoch zu verehren pflegen. Nein, einmal waren die Hellenen eine rohe Horde ungebildeter Barbaren, auf der niedrigsten Stufe menschlichen Denkens und Empfindens; hat uns doch z. B. das vorige Jahr noch den Beleg gebracht, daß im 2. Jahrhundert v. Chr. sich die Griechen noch tätowiert haben so gut wie ein Indianerstamm. Bei den Völkern dieser primitiven Art gelten aber ganz andere Gesetze für die geistigen Funktionen, als etwa heutzutage bei uns.“³²³ Mit dem vergleichenden Ansatz, die evolutionäre Entwicklung des menschlichen Denkens und der Religion zu erforschen, wird hier auch im griechischen Altertum eine primitive und kulturlose Stufe nachgewiesen. Dadurch wurde aber an dem besonders in Philologenkreisen als vorbildhaft geltenden klassischen Ideal der griechischen Antike stark gerüttelt. Vor allem mußten vor dem Hintergrund, daß die hoch angesehene Kultur des Hellenismus (300 v. Chr. bis 14 n. Chr.) gerade in Abgrenzung zu den Barbaren gesehen wurden, Wünschs deutliche Worte im Fach als eminente Provokation aufgefaßt werden.

Für die Entwicklung des volkskundlichen Diskurses über den Begriff Volk sind zum einen Wünschs Ausführungen über die Merkmale der niederen Kulturstufen und deren Übertragung auf die eigene Volkskultur von Interesse, weil sie für das damalige Bild vom ‚einfachen Menschen im Volk‘ aufschlußreich sind. Zum anderen ist das weitverbreitete Phänomen bemerkenswert, daß als Vergleichsebene stets das griechische Volk bevorzugt herangezogen wird, da es „den Deutschen am meisten seelenverwandt“³²⁴ sei. Nachdem Wünsch die typischen Erscheinungen der primitiven Kulturstufe charakterisiert und Parallelen zu dem noch vorhandenen Aberglauben herstellt, kommt er zu dem Schluß: „So zeigen sich überall, manchmal sogar bis in die Einzelheiten hinein, völlige Übereinstimmung zwischen dem modernen Geisterglauben und dem antiken“.³²⁵ Träger des „modernen Geisterglaubens“ ist der von höherer Bildung unberührte Mensch, der sogenannte gemeine Mann im Volk, der im Analogieschluß mit dem kulturlosen Menschen der Antike auf eine Stufe gebracht wird.

³²² So der Titel des letzten großen Werkes von Wilamowitz, Erstdruck 1931-32; vgl. dazu ebd. S. 263-306.

³²³ Richard Wünsch: Griechischer und germanischer Geisterglaube, S. 179.

³²⁴ Ebd. S. 178.

³²⁵ Ebd. S. 191-192.

Mit dem vergleichenden Ansatz erscheint das Volk der Volkskunde hier im Zusammenhang mit Bezeichnungen wie „der Wilde“, „der Primitive“ oder „der Urmensch“. Hans Naumanns Gedanken über die „primitive Gemeinschaftskultur“³²⁶, die in den zwanziger Jahren in der Volkskunde Furore machten³²⁷, waren mit den altphilologischen Forschungsansätzen offensichtlich bereits während des Kaiserreiches im Fach virulent.

Die Betonung einer besonderen Nähe zwischen griechischer und germanischer Kultur ist ein auffälliges Moment in der vergleichenden Analyse Wünschs. In einem Aufsatz über griechische Volkserzählung begründet er dies wie folgt: „Aber nicht jeden Menschenstammes Überlieferung eignet sich dazu [zum Vergleich, A.B.] in gleicher Weise. Es ist nun doch einmal das Interesse reger an *den* Nationen, deren Geist auch sonst unserem Denken und Fühlen näher steht. Dazu darf man bei uns wohl die Griechen zählen.“³²⁸ Das Postulat der engen Verwandtschaft zwischen Griechen und Germanen bei gleichzeitiger Abgrenzung von den Römern war Ausdruck des weitverbreiteten Gräzismus, der seit dem 19. Jahrhundert im deutschen Bildungsbürgertum mit den Philologen als Tete eine nicht hoch genug einzuschätzende Rolle spielte³²⁹ und der auch in der Volkskunde vielfach Spuren hinterließ³³⁰. Bei Wünsch erscheinen die vielzitierten Worte Goethes – „Vom Harz bis Hellas immer Vettern!“³³¹ – nicht bloß als geflügelte, sondern er meinte sie auch durch eine Analogie zwischen der mythologischen Deutung von Steinen in der griechischen Volkserzählung und dem deutschen „Gegenstück“ der „Roßtrappe im Harz“³³² verifizieren zu können. Indem man nun die griechische Kultur bevorzugt als Vergleich zur deutschen respektive germanischen Volkskultur heranzog, wurde jedoch dem Vorbildcharakter der idealisierten Hellenen indirekt wieder Rechnung getragen und die Relativierung ein Stückweit aufgehoben. Dies zeigt sich bei Wünsch unter anderem darin, wenn er in den „Ausdrucksformen des my-

³²⁶ Vgl. Hans Naumann: Primitive Gemeinschaftskultur.

³²⁷ Vgl. dazu unter anderem Adolf Spammers Diskussion: Um die Prinzipien der Volkskunde.

³²⁸ Richard Wünsch: Was sich das griechische Volk erzählt, S. 108 [Hervorhebung im Original].

³²⁹ Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Deutsches Bildungsbürgertum.

³³⁰ Beispielsweise betonte Helm noch 1926 in einer Rede, in der er auf Vorstellungen im Volksglauben einging, die Germanen stünden den Griechen unendlich viel näher als den Römern. Vgl. Karl Helm: Schicksal und Heldentum.

³³¹ Johann Wolfgang von Goethe: Faust, zweiter Teil. Hier zitiert nach der Hamburger Ausgabe. S. 235. Dieser Ausspruch Goethes war offensichtlich auch in Volkskundlerkreisen ein beliebtes Zitat, das über viele Jahre als Beleg für die besondere Nähe zwischen griechischer und germanischer Kultur diente. Vgl. beispielsweise Richard Wünsch: Griechischer und germanischer Geisterglaube, S. 179; Karl Helm: Vor 30 Jahren, S. 251.

³³² Richard Wünsch: Was sich das griechische Volk erzählt, S. 120.

thologischen Denkens³³³ die geistige Nähe zwischen Griechen und Germanen zur zeitlosen Größe erklärt, da sie sich „bei den Hellenen des Altertums und den Germanen der Gegenwart“³³⁴ finden ließen. Ob nun diese ahistorischen Analogieschlüsse mehr der Aufwertung der eigenen Volkskultur verpflichtet waren oder mehr der Vorstellung einer anthropologischen Konstante entsprachen, soll an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden.

Von nicht geringer Bedeutung für die Akzeptanz der altphilologischen Volkskunde war es, daß dieser vergleichende und somit das klassische griechische Ideal relativierende Ansatz gerade bei den Altphilologen, die an traditionellen Konzepten festhielten, auf wenig positive Resonanz stieß. Friedrich Pfister, der in seinem Beitrag zum 30. Todestag seines Lehrers Albrecht Dieterich ausführlich auf dessen Gegner einging, sah vor allem in der komparatistischen Methode und der damit verbundenen Hinwendung zur Volksreligion die größten Ursachen für die Kontroversen, die vor allem zwischen den Vertretern der Bonner Philologenschule und dem Berliner Altphilologen Wilamowitz und dessen Anhängern ausgetragen wurden. Wilamowitz' Kritik gibt Aufschluß darüber, wie die Volkskunde in traditionell orientierten Philologenkreisen bewertet wurde und erhellt zugleich die bildungsbürgerliche Sicht auf den volkskundlichen Forschungsgegenstand Volk.

Wilamowitz, der in seinen Arbeiten „mehr die Religion der großen Führer als die des Volkes darstellte“, habe über die Volkskunde, so Pfister, „ironisch von der Botokudenphilologie und von den ‚Verehrern des Aberglaubens‘“³³⁵ gesprochen. Die philologische Erforschung der Volksreligion wurde in Wilamowitz' Kommentar so einerseits zur Liebhaberei erklärt und damit als wissenschaftlich unrelevante Arbeit abqualifiziert. Andererseits war die Bezeichnung „Botokudenphilologie“ seinerzeit alles andere als eine schmeichelhafte Umschreibung für die Volkskunde und deren Forschungsgegenstand Volk. Denn das Volk der Volkskunde wurde so mit gleichem abwertendem Kolonialblick angesehen, wie man damals den brasilianischen Indianerstamm der Botokuden sah. In Analogie zur zeitgenössischen Beschreibung dieses Stammes in Meyers Konversations-Lexikon³³⁶

³³³ Ebd. S. 117.

³³⁴ Ebd.

³³⁵ Friedrich Pfister: Albrecht Dieterichs Wirken, S. 183.

³³⁶ Vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon. 3. Bd. (Bismarck-Archipel bis Chemnitz). Leipzig und Wien 1905. Unter dem Lemma „Botokuden“ heißt es hier über den Indianerstamm im östlichen Brasilien, der vor allem bekannt war wegen des Tragens von Holzpflocken in der Unterlippe, unter anderem: „Auf dem sonst glattgeschornen Kopf lassen sie eine Haarkrone; im übrigen gehen sie völlig nackt. Ihr Hauptcharakterzug ist unbändige Leidenschaft, die sie öfters zu den unerhörtesten Grausamkeiten fortreibt. [...] Als Nahrung dient alles Eßbare. Auch Erde pflügen sie

wäre die Volkskunde kraß gesagt zur ‚Kannibalenphilologie‘ degradiert und das Volk der Volkskunde des Kannibalismus geziehen worden. Diese wenigen Hinweise zeigen, daß die Auseinandersetzungen zwischen den altphilologischen Schulen sehr affektgeladen waren³³⁷, in denen sich nicht nur eine „gewaltige Kluft“³³⁸ zwischen den wissenschaftlichen Schulen von Usener und Wilamowitz ausdrückte. Die wertenden Beschreibungen des sogenannten einfachen Volkes verweisen ebenfalls auf eine enorme Kluft und zwar auf eine Spaltung zwischen gebildeter und nichtgebildeter Bevölkerung innerhalb der wilhelminischen Gesellschaft. Die damit einhergehenden soziokulturellen Probleme werden sich in der weiteren Analyse als außerordentlich wichtiger Faktor für die verstärkte bildungsbürgerliche Hinwendung zum einfachen ungebildeten Volk erweisen.

Die Akzeptanzprobleme der Bonner Philologenschule innerhalb der Altphilologie sind mehr oder weniger im Zusammenhang der angedeuteten Problematik zu sehen. Während die Erfolge Useners und seiner Schüler auf den sogenannten Grenzgebieten der Klassischen Philologie lagen, zu denen die wissenschaftliche Volkskunde und die Religionswissenschaft zählten, und die den volkskundlichen Institutionalisierungsprozeß sicherlich entscheidend förderten, so waren sie jedoch gleichzeitig die Ursache dafür – wie Henrichs feststellt –, daß die Bonner Philologenschule innerhalb des Faches „weniger sichtbar nachwirkte“ als die Werke von Wilamowitz oder von Erwin Rohde.³³⁹ Daß die von Usener ausgehenden theoretischen Konzepte innerhalb der Altertumswissenschaften weniger erfolgreich waren, lag auch in der Theorie selber begründet.³⁴⁰ Zum einen bedeutete das Kon-

zu genießen (vgl. Erde, eßbare); früher galten sie für Anthropophagen [also für Menschenfresser, A.B.]. Ihre Gelage beleben sie durch Gesänge. Früher sehr gefürchtet und für vogelfrei erklärt, leben sie jetzt noch in ständigem Kampf mit den Brasilianern, von denen sie immer mehr zurückgedrängt werden, und gehen dem Aussterben entgegen.“ Ebd. S. 268.

³³⁷ Pfister spricht von „scharfen Zusammenstößen“ zwischen Dieterich und Wilamowitz und von „schroffer Ablehnung“ gegenüber der Dieterich-Schule noch im Alterswerk des Berliner Altphilologen. Vgl. Friedrich Pfister: Albrecht Dieterichs Wirken, S. 182.

³³⁸ Henrichs bezeichnet die Unterschiede zwischen Usener und Wilamowitz als eine „gewaltige Kluft“, die „sie wissenschaftlich voneinander trennte“. Vgl. Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 281.

³³⁹ Vgl. ebd. Vgl. dazu beispielsweise den Briefwechsel zwischen Usener und Wilamowitz, in dem auch die Unterscheidung der jeweiligen Ansätze deutlich werden. Im Brief Useners vom 20.9.1877 heißt es: „Sie suchen die Schöpfung des Willens in der Geschichte, ich das unwillkürliche, unbewußte Werden.“ Ebd. Anm. 95. Hier deuten sich auch Bezüge zu späteren Ansätzen der Volkskunde an, in der man das Unbewußte in Form der Volksseele suchte und jede bewußte Schöpfung in der Volkskultur ablehnte.

³⁴⁰ Vgl. Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, S. 162

zept einer Altertumswissenschaft als universalistische Geschichtswissenschaft den Wegfall der historischen Besonderheit und des Vorbildcharakters der Kultur des klassischen Altertums gegenüber anderen Kulturkreisen. Damit wurde zugleich die traditionelle Grundlage der Altertumswissenschaften für obsolet erklärt. Zum anderen wurden mit dem „Postulat des Ernstnehmens des Gewöhnlichen, speziell des folkloristischen Materials, als vornehmlicher Quelle der Erkenntnis“³⁴¹ die außergewöhnlichen Werke der Geschichte ignoriert. Anders gesagt: Die neuen Konzepte mit denen die Bonner Philologenschule die Altertumswissenschaften aus der Krise führen wollte, rüttelten eminent an den Fundamenten des Faches, auf denen die Philologen seit Anfang des 19. Jahrhunderts ihr wissenschaftliches Selbstverständnis und ihre Reputation bauten. Die Paradoxie lag aber darin, daß gerade die traditionellen Essentials der Philologie als unzeitgemäß kritisiert wurden und zur Legitimationskrise des Faches geführt hatten. Während die „Modernen“ – wie Wilamowitz die Bonner Schule verächtlich nannte³⁴² – auf die philologische Legitimationskrise mit der Integration von Volkskunde und Religionswissenschaft reagierten und sich offen für neue Methoden zeigten, beriefen sich die „Orthodoxen“³⁴³ auf die Tradition der Altertumswissenschaften. Nicht zuletzt stieß die von den Brüdern Grimm herkommende philologische Tradition der „Andacht zum Unbedeutenden“³⁴⁴, die bereits Anfang des 19. Jahrhunderts als Zumutung in gebildeten Kreisen empfunden wurde, auch innerhalb der Philologie im Kaiserreich (noch) nicht auf uneingeschränkte Akzeptanz.³⁴⁵ Das Ernstnehmen von ‚Unbedeutendem‘, von ‚Bagatellen‘ oder gar Trivialem im Zuge des philologischen Krisenmanagements ging mit der Gefahr einher, im Wissenschaftsbetrieb nicht ernst genommen zu werden. Betrachtet man die Institutionalisierungsbemühungen der Volkskunde im Kontext der Kritik an den Ansätzen der Bonner Philologenschule, so wird unschwer deutlich, mit welchen Akzeptanzproblemen volkskundliche Forschung innerhalb der Scientific Community konfrontiert wurde. Vermutlich lag darin ein Grund, daß trotz der aktiven außeruniversitären volkskundlichen Forschung im Kaiserreich keine eigenständige Hochschuldisziplin Volkskunde entstand.

Die Kontroversen um unterschiedliche Ansätze innerhalb der Philologen hatten nicht nur fachliche oder wissenschaftsimmanente Ursachen. Die Querelen spiegelten auch eine nicht zu unterschätzende soziokulturelle Dimension wider, die mit einer gesellschaftlichen Spaltung einherging, die aus der bildungsgeprägten Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft im

³⁴¹ Ebd. S. 162

³⁴² Vgl. dazu Albert Henrichs: ‚Der Glaube der Hellenen‘, S. 280.

³⁴³ Vgl. zu diesem Begriff Fritz K. Ringer: Die Gelehrten.

³⁴⁴ Vgl. dazu ausführlich Ronald Kany: Mnemosyne als Programm.

³⁴⁵ Vgl. dazu Martin Scharfe: Bagatellen.

19. Jahrhundert resultierte. Auf die bildungsgeschichtliche Entwicklung wird im nächsten Kapitel aus mehreren Gründen ausführlicher einzugehen sein: Durch Bildung wurde nicht nur die ideen- und geistesgeschichtliche Entwicklung geprägt, Bildung war seit dem 19. Jahrhundert auch konstitutiv für den spezifisch deutschen Begriff von Kultur. Anders gesagt: Bildung und Kultur waren aufeinander bezogen, bedingten sich gegenseitig und, um mit Georg Bollenbeck zu sprechen, Bildung und Kultur entwickelten sich zum deutschen Deutungsmuster schlechthin. Der deutsche Begriff „Bildungsbürgertum“ ist nicht von ungefähr ein Begriff, der in den westeuropäischen Sprachen kein Äquivalent hat.³⁴⁶ Es wird im folgenden nicht nur zu zeigen sein, in welchem hohem Maße die bildungsgeschichtliche mithin die bildungspolitische Entwicklung auf die Motive der Philologen im besonderen und auf die der Bildungsbürger im allgemeinen einwirkte, sich seit den 1890er Jahren verstärkt der Volkskultur zuzuwenden. Im Kontext der bildungsgeschichtlichen Entwicklung erhellen sich zudem sowohl fachliche als auch soziokulturelle Motive und Ursachen des Interesses an wissenschaftlicher Volkskunde, das den volkskundlichen Institutionalisierungsprozeß initiierte. Zur Darlegung dieser Zusammenhänge ist ein Rückblick in die Entwicklung des höheren Bildungswesens im 19. Jahrhundert unerlässlich. Zum einen werden vor diesem Hintergrund erst die Dimensionen der Krisensituation sowohl der Philologen als auch die Krisenwahrnehmungen innerhalb der ‚alten‘ Bildungseliten im beschleunigten Modernisierungsprozeß des wilhelminischen Kaiserreiches verständlich. Zum anderen wird sich in diesem Rückblick auch zeigen lassen, wie bereits die ‚Väter‘ der Volkskunde auf bildungspolitische Entwicklungen reagierten.

³⁴⁶ Vgl. Ulrich Engelhardt: „Bildungsbürgertum“.

V. Bildungselite und gesellschaftliche Modernisierung

In der neueren fachgeschichtlichen Diskussion wird die Entwicklung der wissenschaftlichen Volkskunde weitgehend im Kontext der entstehenden Industriemoderne des 19. Jahrhunderts gesehen.¹ Die Tatsache aber, daß der Industriemoderne eine umfangreiche Modernisierung des Bildungswesens als wesentlicher Teil gesellschaftlicher Modernisierung vorausging, wurde bislang als möglicher Einflußfaktor auf das Entstehen volkskundlicher Interessen nicht beachtet. Die Rede ist hier von der umfassenden Bildungsreform, die Anfang des 19. Jahrhunderts ausgehend von Preußen in Deutschland durchgeführt wurde. Diese ging – so der Bildungshistoriker Karl-Ernst Jeismann – „als Konzeption wie auch faktisch der Industrialisierung und den tiefgreifenden sozialen Umschichtungsprozessen in ihrem Gefolge voraus; sie hatte schon vor den politischen Revolutionen von 1830 und 1848 eine feste Organisation gefunden“². In Anlehnung an Jeismanns Befund sei somit die Frage aufgeworfen, inwieweit diese „vorweggreifende Modernität“³ durch das reformierte Bildungswesen auf politische, soziale und kulturelle Veränderungsprozesse einwirkte oder diese gar beschleunigte.⁴ Welche Bedeutung hatte die ‚moderne Bildung‘ für die Menschen in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts beispielsweise im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Verortung? Wodurch konstituierte sich das sogenannte typisch deutsche Bildungsbürgertum⁵, das sich Ende des Jahrhunderts verstärkt der Volkskultur zuwandte, und in welcher

¹ Vgl. dazu Martin Scharfe: *Volkskunde in den Neunzigern*.

² Karl-Ernst Jeismann: *Einleitung*, S. 9.

³ Ebd. S.11.

⁴ Vgl. dazu auch Nipperdey, der eine „deutsche Sonderentwicklung“ darin sieht, „daß die Wirtschaftsbourgeoisie in Deutschland spät auftritt, das akademische Beamten-tum aber früh, und zuerst als modernisierende Kraft der Gesellschaft“ wirkt. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 1, S. 384.

⁵ Zur Geschichte des Begriffs Bildungsbürgertum vgl. Ulrich Engelhardt: „Bildungs-bürgertum“; Jürgen Kocka: *Bildungsbürgertum – Gesellschaftliche Formation*. Wenngleich der Begriff Unschärfen hinsichtlich der sozialen Zuordnung aufweist, wie Kocka zu Recht feststellt, verwende ich den Begriff Bildungsbürgertum für den Teil des Bürgertums, dessen „Lebenslage und Lebenschancen primär durch den Besitz und die Verwertung von Bildung“ (auch in Form von Bildungspatenten) geprägt waren und der mit einem gesamtgesellschaftlichen Deutungsanspruch auftrat, der sich auf Bildungswissen und über Bildung definierte Kulturwerte gründete.

Weise veränderte sich die Situation der „ersten Protagonisten der Modernität“⁶ mit der aufkommenden Industriemoderne?

Mit diesen Fragen soll nicht der Eindruck vermittelt werden, daß es sich hier um zwei Entwicklungen in einem zeitlichen Nacheinander handle. Vielmehr ist von einem komplementären Prozeß auszugehen und davon, daß die sukzessive Umwandlung der ständischen in eine bürgerliche Gesellschaft nicht allein durch politische und industrielle Revolutionen geprägt war. Das staatlich organisierte Bildungswesen war entschieden in diesen Modernisierungsprozeß involviert.⁷ Wenn nun das Aufkommen volkscundlicher Interessen im Zusammenhang bildungsgeschichtlicher Entwicklung betrachtet wird, so bedeutet dies nicht, die Industriemoderne als Einflußfaktor völlig zu negieren, sondern es geht darum, einen bisher ausgeblendeten Bereich des Modernisierungsprozesses zu erschließen, der einen nicht unerheblichen Faktor in der Entstehung des Faches Volkscunde darstellte. Legte bereits die Analyse der Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung, die einen hohen Lehreranteil ergab, eine Verbindung zwischen dem Bildungswesen und den volkscundlichen Interessen im Kaiserreich nahe, so werden im folgenden auch bereits bei den sogenannten Vätern der Volkscunde, Jacob Grimm und Wilhelm Heinrich Riehl, Bezüge zur bildungsgeschichtlichen Entwicklung als Einflußfaktor nachgewiesen. Die angedeutete *longue dureé* wird sich vor allem daran zeigen lassen, in welchem Umfang die Entwicklung des Bildungswesens im 19. Jahrhundert die Institutionalisierung der wissenschaftlichen Volkscunde philologischer Provenienz im Kaiserreich beeinflusste.

Die Erörterung dieser fachgeschichtlichen Zusammenhänge zielt allerdings nicht auf eine erneute Diskussion des Themas „Volkscunde und Schule“⁸ ab. Es gab zwar im Kaiserreich bereits Bestrebungen, volkscundliche Inhalte in die Lehrpläne aufzunehmen, und auch die Integration der Volkscunde in die Lehrerausbildung trug gewiß zur Professionalisierung des Faches sowie zu dessen Institutionalisierung an den Universitäten bei.⁹ Das verstärkte Interesse der Philologen an wissenschaftlicher Volkscunde um die Jahrhundertwende läßt sich jedoch nicht auf ‚rein‘ schulpraktische Intentionen reduzieren. Die Motive der Philologen sind vielmehr im Kontext der spezifischen Bildungs- und Wissenschaftstradition zu betrachten,

⁶ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 1, S. 817. Vgl. dazu auch Bollenbeck, der in den „Gebildeten“ jene typisch deutschen Pioniere der Modernisierung“ sieht. Georg Bollenbeck: Die Abwendung des Bildungsbürgertums, S. 151.

⁷ Vgl. Karl-Ernst Jeismann: Einleitung, S. 10-11.

⁸ Das Thema wurde zuletzt ausführlich von Autenrieth behandelt. Vgl. Norbert Autenrieth: Volkscunde und Schule. Vgl. dazu auch Elisabeth Roth: Volkscunde und Schule.

⁹ Vgl. Karl Reuschel: Das Deutsche Volkstum im Unterricht; Norbert Autenrieth: Volkscunde und Schule.

die sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte und die im Zuge der Industriemoderne sukzessive ins Wanken geriet. Für das Verständnis dieser weitreichenden und interdependenten Zusammenhänge ist ein bildungsgeschichtlicher Rückblick unerlässlich¹⁰, da sich erst vor dem Hintergrund der spezifisch deutschen Entwicklung des Bildungswesens im 19. Jahrhundert die Situation der Philologen als „symbolischer Kern des Bildungsbürgertums“¹¹ bestimmen und deren Krisendiskurs im Kaiserreich erklären lassen.

Von großer Bedeutung für die Analyse der Ursachen und Motive im Kontext der bildungsgeschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts ist, daß sich in der Zeit vor der Industriemoderne, in der sogenannten Vormoderne, mit dem deutschen Idealismus, der auf dem Neuhumanismus basierte, eine „intellektuelle Modernisierung“ vollzog, in der sich ein „spezifisch deutsches Deutungsmuster“¹² entwickelte, wie Georg Bollenbecks Studie nachwies, das seinen Ausdruck in dem kohärierenden Begriffspaar „Bildung und Kultur“¹³ fand. Den Kern dieser intellektuellen Moderne bildete das neuhumanistische Bildungsideal, als dessen Repräsentant Wilhelm von Humboldt gilt. Die nach Humboldt benannten Bildungsreformen wirken bis weit in das 20. Jahrhundert hinein; Humboldts Konzepte sind auch heute noch Gegenstand bildungsgeschichtlicher Debatten.¹⁴ Anfang des 19. Jahrhunderts bezeichneten sich die Neuhumanisten selber als „Moderne“, um damit zu verdeutlichen, daß sie sich von der Aufklärungspädagogik ab-

¹⁰ Der bildungsgeschichtliche Exkurs kann sich freilich nur auf die Aspekte konzentrieren, die zur Erhellung der Motive und Ursachen für die Hinwendung zur Volkskultur beitragen, die also zentral für die Herausbildung wissenschaftlicher Volkskunde waren.

¹¹ Konrad H. Jarausch: Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums, S. 189.

¹² Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur, S. 95-96. Bollenbeck lehnt in diesem Zusammenhang zu Recht rigide Oppositionen von vormodern und modern ab. Vgl. ebd. S. 28.

¹³ Im folgenden verwende ich dieses Begriffspaar in Anlehnung an Bollenbecks Studie im Sinne der neuhumanistisch kohärierenden Begriffe Bildung und Kultur.

¹⁴ Vgl. Geisteswissenschaften heute; hier bes. Wolfgang Frühwald, der feststellt: „Die Fächer und die Disziplinen der Geisteswissenschaften sind heute, nach dem Durchgang durch Krisen und Reformen in vielerlei Gestalt, [...] noch immer stärker und nachhaltiger auf die aus dem Geist des Idealismus und des Neuhumanismus geborene Universität des 19. Jahrhunderts bezogen, als dies im Alltag des Hochschullebens bewußt wird.“ Ebd. S. 73; vgl. auch Hans Robert Jauß, der über die Studentenrevolten der 1960er Jahre schreibt: „Der politisch-gesellschaftliche Anlaß der deutschen Krise war nicht allein ein Aufstand der Söhne gegen die Väter mit ihrer verdrängten Vergangenheit der Hitlerzeit, sondern auch ein Aufstand gegen das Erziehungsideal des klassischen Individualismus. [...] Mit dem Angriff auf die unkritischen, affirmativen und staatsfrommen Geisteswissenschaften war letztlich eine Prämisse der Humboldtschen Reform in Frage gestellt: die Universität als apolitische Gemeinschaft jenseits der Gesellschaft [...].“ Ebd. S. 69.

grenzten, die sie für obsolet erklärten.¹⁵ In der neuhumanistischen Bildungsidee wird die griechische Antike zum Ideal mit Vorbildcharakter erhoben und die idealisierte antike Kultur zum primären Medium der „allgemeinen Bildung“ erklärt, deren Ziel die individuelle Selbstvervollkommnung ist. Mit dieser Zielsetzung rückte Bildung zur säkularen Religion mit „individuellem Telos“¹⁶ auf. Diese Bildungsidee war nicht nur konstitutiv für das Bildungsbürgertum – Konrad H. Jarausch spricht vom „neuhumanistischen Grundkonsens des Bildungsbürgertums“¹⁷ –, sondern sie war vor allem für das Selbstverständnis der Philologen von großer Bedeutung. Diese wurden im 19. Jahrhundert zu primären Trägern der Humboldtschen Bildungsreform und zu den „Gralshütern“¹⁸ der neuhumanistischen Bildung.

Mit der umfangreichen Bildungsreform, die ausgehend von Preußen auch sukzessive alle anderen Staaten des Deutschen Bundes und Reiches erfaßte¹⁹, vollzog sich die Institutionalisierung des Bildungsideals. Die unter Humboldts Leitung²⁰ 1810 neu gegründete Berliner Universität wurde zum Zentrum und Vorbild der modernen deutschen Bildungspolitik im 19. Jahrhundert.²¹ In der neuen Universität Humboldtscher Prägung erhielt das neuhumanistische Ideal der „allgemeinen Bildung“ und der zweckfreien Wissenschaft und Forschung „eine Sollgeltung“²², und die aufgewertete philosophische Fakultät nahm eine zentrale Stellung ein. Im Zuge dieser

¹⁵ Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 150.

¹⁶ Ebd. S.146.

¹⁷ Konrad H. Jarausch: *Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums*, S. 189. Vgl. dazu auch Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 1, S. 388.

¹⁸ Peter Lundgreen: *Zur Konstituierung des ‚Bildungsbürgertums‘*, S. 83.

¹⁹ Vgl. Christoph Führ: *Gelehrter Schulmann*.

²⁰ Zur Neugestaltung des Bildungswesens richtete die preußische Regierung eine neue „Sektion für Kultus und den öffentlichen Unterricht“ im Innenministerium ein, deren erster Leiter (1808-1810) Wilhelm von Humboldt war. Seine bildungspolitischen und -theoretischen Vorstellungen – die meist nur noch in den reduzierten Formeln „Bildung durch Wissenschaft“ und „Zweckfreiheit von Forschung und Lehre“ bekannt sind – gingen in die Konzeption der 1810 gegründeten Berliner Universität ein, die im 19. Jahrhundert als vorbildhaft im Hochschulwesen galt. Daher wird die preußische Bildungsreform auch als „Humboldtsche Reform“ bezeichnet oder es wird vom „Humboldtschen Modell“ gesprochen. Vgl. dazu die Beiträge in: *Geisteswissenschaften heute*.

²¹ Vgl. Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Bd. 2; Ders.: *Die deutschen Universitäten*. Paulsen wird im folgenden nicht nur als einer der besten Kenner deutscher Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts öfters herangezogen, sondern insbesondere auch deshalb, weil er seine Arbeiten über das Bildungswesen während des Kaiserreiches schrieb und somit ein Zeitzeuge des bildungspolitischen Umfeldes ist, in dem sich die wissenschaftliche Volkskunde organisierte. Zur herausragenden Bedeutung Paulsens in der bildungshistorischen Forschung vgl. Peter Lundgreen: *Historische Bildungsforschung*.

²² Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 177.

Reformen stieg die Klassische Philologie von einer Hilfswissenschaft zu einer der führenden universitären Disziplinen auf, und die Philologen avancierten im 19. Jahrhundert zu einer der einflußreichsten neuen Berufsgruppe in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft²³. Die als eigenständige Disziplin aufgewertete Philologie übernahm die Ausbildung der Lehrer für die neu entstehenden humanistischen Gymnasien, deren Curricula auf der neuhumanistischen Bildungsidee basierten. Die Gymnasien erhielten vor allem seit Einführung des Abiturs (1834) eine Monopolstellung im höheren Schulwesen und wurden zu der Bildungsanstalt für die Elite der Nation. Dem sozialen Aufstieg der Philologen im Zuge der bildungspolitischen und intellektuellen Modernisierung ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen, da erst vor diesem Hintergrund das Ausmaß der Krise deutlich wird, in der sich Philologen im Kaiserreich befanden, als sie sich verstärkt der Volkskunde zuwandten. Die bildungs- und berufspolitische Entwicklung wird zur entscheidenden historischen Folie, auf der sich die Motive für die spezifisch philologischen Interessen an Volkskunde abzeichnen lassen. Und es wird zu zeigen sein, wie signifikante Merkmale der neuhumanistischen Bildungsideale sowohl in die Begrifflichkeit als auch in die Methodologie der Volkskunde eingingen.

Im Zuge der Institutionalisierung der neuhumanistischen Bildungskonzepte im staatlich organisierten Unterrichtswesen erhielt Bildung einen eminenten gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs, da mit den neu eingeführten Abschlüssen – Abitur und Staatsexamina – besondere Berechtigungen und Privilegien verbunden wurden. So bekam Bildung eine sozialdistinktive Funktion²⁴ und einen hohen Stellenwert für die symbolische und ständische Vergesellschaftung²⁵. Die staatlich ‚patentierte‘ allgemeine Bildung wird zum bürgerlichen „Ritterschlag“²⁶ und die Gleichstellung mit einem Adelstitel drückte sich sinnfällig in dem Begriff „Bildungsaristokratie“ aus. Welche Bedeutung die Volkskunde für die durch Bildung ‚Nobilitierten‘ hatte, deutete sich noch 1921 in Hans Naumanns Buch „Primitive Gemeinschaftskultur“ an, in der er am Schluß seiner Einleitung feststellte: „So betrachtet führt die Volkskunde ab von der Demokratie, wenigstens wie diese vulgär verstanden wird, führt hin zur Anerkennung der Bildungs-

²³ Vgl. Karl-Ernst Jeismann (Hg.): *Bildung, Staat, Gesellschaft*; vgl. auch Ada Hentschke/Ulrich Muhlack: *Einführung in die Geschichte der klassischen Philologie*, S. 80-82; Ulrich Muhlack: *Bildung zwischen Neuhumanismus*; Axel Horstmann: *Die „Klassische Philologie“*.

²⁴ Vgl. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866-1918*, S. 416-423.

²⁵ Vgl. M. Rainer Lepsius (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*. Teil 3. Vgl. dazu auch Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*; hier bes. S. 193-225 und S. 239-268.

²⁶ Albert Eberhard Friedrich Schäffle: *Der moderne Adelsbegriff* [1856], S. 91; hier zit. nach Ulrich Engelhardt: *„Bildungsbürgertum“*, S. 11.

aristokratie und der schöpferischen Persönlichkeit, in deren Händen Führerschaft und Kulturentwicklung beschlossen liegen.“²⁷ In Naumanns Formulierung ist nicht nur ein antidemokratischer Impetus²⁸ evident, er weist hier der Volkskunde auch entscheidende Funktion für eine Bekräftigung der kulturellen Hegemonie der Bildungsbürger²⁹ zu. Warum es zur Rettung des kulturellen Führungsanspruchs der Bildungsbürger in der Industriemoderne der Volkskunde bedurfte, lag nicht zuletzt in der historischen Entwicklung des Bildungswesens begründet.

Das Bildungssystem zeichnete sich im 19. Jahrhundert durch eine sehr strikte Trennung zwischen höherem und niederem Schulwesen aus, die zugleich eine soziokulturelle Trennlinie war. Bildung wurde zum wichtigsten „Abgrenzungskriterium“³⁰. Die durch humanistische Bildung ‚geadelten‘ Bürger distanzierten sich besonders vom sogenannten ungebildeten Volk und die „Scheidung der Gesellschaft in Gebildete und Ungebildete war im Laufe des Jahrhunderts schroffer geworden“³¹, wie Nipperdey anmerkt. Auf diese soziokulturellen Auswirkungen des Bildungssystems wiesen im 19. Jahrhundert bereits die sogenannten Väter der Volkskunde, Jacob Grimm und Wilhelm Heinrich Riehl, hin. Es wird im folgenden unter anderem dem auffälligen Phänomen nachgegangen, wie in dem Maße, wie in der verändernden Gesellschaft der Industriemoderne die Bedeutung der neuhumanistischen Bildung und Kulturwerte als „Abgrenzungsmechanismus“³² abnahmen, zugleich Volkskunde an Bedeutung für die ‚alte‘ Bildungselite³³ im allgemeinen und für die Philologen im besonderen zunahm.

²⁷ Hans Naumann: Primitive Gemeinschaftskultur, S. 17.

²⁸ Seine wenig liberale Meinung über die Verbreitung der Demokratie teilt Naumann an gleicher Stelle mit: Der „demokratische Gedanke“ sei ein „Erbteil der Romantik“, der auf einer „romantischen Überschätzung des Volkes beruht“. Und in seinem Sinne bedeutete vulgär verstandene Demokratie, wenn diese auch die „breiten Massen ergriffen hat“. Ebd. S.14. Von Naumanns unverkennbar elitärem Standpunkt aus gesehen ist Demokratie nichts für das Volk, und – so könnte man weiter interpretieren – der Verbreitung demokratischer Gedanken soll zum Schutz der Bildungsbürger mit Volkskunde begegnet werden. Die hier nur angedeutete Vermutung wird sich in der weiteren Analyse erhärten.

²⁹ Vgl. dazu Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 421.

³⁰ Ebd. S. 389.

³¹ Ebd. S. 555.

³² Ebd. S. 389.

³³ Darunter werden die akademischen Berufsgruppen verstanden, die seit dem 19. Jahrhundert eine besondere gesellschaftliche Hochschätzung vom neuhumanistischen Bildungswissen und den daran geknüpften Kulturwerten ableiteten und die ihre kulturellen Kompetenz- und Hegemonieansprüche durch den Aufstieg der naturwissenschaftlich-technischen Intelligenz als neue Kultureliten im Kaiserreich verloren. Dazu zählten vor allem Philologen und Gymnasiallehrer, evangelische Theologen und Pfarrer, Literaten und Journalisten sowie juristische Beamte.

A. Inhaltliche und strukturelle Aspekte der neuhumanistischen Bildung

1. Merkmale der neuhumanistischen Bildungstheorie

Der Neuhumanismus, der Grundlage der neuen Bildungskonzepte war, hatte sich im 18. Jahrhundert insbesondere an mitteldeutschen protestantischen Universitäten als Gegenreaktion zur Nützlichkeitsphilosophie und zum Rationalismus der Aufklärung entwickelt. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts rückte er in den Mittelpunkt der bildungspolitischen Debatten.³⁴ Das neue Erziehungsziel „allgemeine Menschenbildung“ oder „Bildung zur Humanität“³⁵ orientierte sich am Vorbild der klassischen Antike. Die Basis der neuen Bildungstheorie bildeten daher die antiken Kulturen und Sprachen, vor allem die der Griechen. Den griechischen Menschen des klassischen Altertums erklärte man zum neuen Menschheitsideal, da er, nach neuhumanistischen Vorstellungen, die Idee der Humanität in reinster Form verkörpere. Mit diesen Vorstellungen ging die pädagogische Auffassung einher, durch die Beschäftigung mit den antiken Quellen würde sich der gesamte Charakter der Jugendlichen hin zu ‚neuen‘ humaneren Menschen und zu freieren Individuen entwickeln.³⁶ Mit der Verbreitung und Durchsetzung dieser Bildungsideen nahmen die historisch-philologischen Studien über das klassische Altertum sowohl im höheren Bildungswesen als auch im universitären Unterricht eine zentrale Rolle ein.³⁷

Der Einfluß des Neuhumanismus blieb jedoch nicht auf das Bildungswesen beschränkt, sondern es kam zu einer weit verbreiteten und lange anhaltenden Griechenbegeisterung seitens der deutschen Intelligenz, die ihre zahlreichen Anhänger unter den führenden Dichtern und Denkern fand. Friedrich Paulsen nennt neben Johann Gottfried Herder als dem führenden Kopf der Griechenbegeisterten unter anderem Johann Wolfgang

³⁴ Vgl. Christoph Führ: Gelehrter Schulmann, S. 420.

³⁵ Paulsen führt den Begriff auf Johann Gottfried Herder zurück. Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 195.

³⁶ Vgl. Fritz K. Ringer: Die Gelehrten, S. 27.

³⁷ Vgl. dazu Friedrich Paulsen: Die Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2. Paulsen weist hier auf eine Empfehlung hin, die seit 1818 in Berlin allen Studenten bei der Immatrikulation schriftlich ausgehändigt wurde. Darin heißt es unter anderem: „Die ganze wissenschaftliche Bildung der neueren Zeit ist auf das Studium des Altertums gegründet, von welchem sie sich, wie schön sich immer Sprache und Literatur der neueren Völker ausgebildet haben und ferner ausbilden mögen, nur zu ihrem Verderb trennen kann.“ Und weiter wird darauf hingewiesen: Die „zum Altertumsstudium gehörigen Lehrfächer enthalten Kenntnisse, welche zu erwerben jedes freigebildeten Menschen ohne Rücksicht auf sein künftiges Geschäft vorzüglich würdig ist“. Ebd. S. 252. Die wenigen Ausführungen zeigen, daß man für Studierende aller Fakultäten die hohe Relevanz der „Altertumswissenschaften“ betonte.

Goethe, Friedrich Schiller, Friedrich Hölderlin, Wilhelm von Humboldt sowie die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel.³⁸ Zu den paradoxen Merkmalen der neuhumanistischen Bildungskonzepte gehörte, daß der Gräzismus trotz ausgesprochen antichristlicher und antideutscher Züge Eingang in die deutsche Nationalerziehung fand.³⁹ Zudem zeichnete sich das neue Bildungsprogramm durch eine „ideologische Aufladung“⁴⁰ und vor allem durch eine religiöse Überhöhung des Gräzismus aus. Paulsen, der sich eingehend mit der umfangreichen Griechenbegeisterung der deutschen Intelligenz im 19. Jahrhundert auseinandersetzte, charakterisiert den neuhumanistischen Griechenkult, an dessen Spitze die Philologen standen, als eine antichristliche, religiöse Bewegung: „Im Griechentum fand die neue Zeit das Bild des Vollkommenen, statt im Christentum: das Bild des vollkommenen Menschen, statt des Mensch gewordenen Gottes. An die Stelle der Predigt vom Gekreuzigten, von Sünde und Erlösung, trat die Predigt vom vollkommenen Menschen, seiner Schönheit und Würde, wie sie im Griechentum zur Erscheinung gekommen sei. Der hellenische Humanismus ist eine Religion, die Philologen ihre Priester, die Universitäten und Schulen ihre Tempel.“⁴¹ Das Studium der griechischen Sprache und Kultur wurde demnach mit einer Religion gleichgesetzt, mit der Herder die Erwartung verknüpfte: „Die Griechen theifizieren die Menschheit“⁴².

Durch die religiöse Überhöhung des klassischen Altertums erfuhr nicht nur der philologische Forschungsgegenstand eine eminente Aufwertung. Wenn man dem Hellenismus die Bedeutung einer Religion beimaß, die diejenigen zu „vollkommenen Menschen“ erhebe, die sich mit den griechischen Studien beschäftigen, dann konnten sich Philologen per se als ‚vollkommene Menschen‘ fühlen und aufwerten. Diese religiöse Selbsterhöhung blieb nicht ohne Wirkung auf das Selbstwertgefühl der Philologen: als „Priester“ des zur Religion erklärten hellenischen Humanismus bean-

³⁸ Vgl. ebd. Vgl. auch Ada Hentschke/Ulrich Muhlack: Einführung in die Geschichte der klassischen Philologie, S. 87. Daß man Goethe im 19. Jahrhundert als den „Weimarer Olympier“ titulierte, verweist auf seine anerkannte Griechenbegeisterung. Vgl. dazu Horst Joachim Frank: Dichtung, Sprache, Menschenbildung, Bd. 2, Deutsche und undeutsche Klassik, S. 533-544.

³⁹ Kraul weist auf eine weitere Paradoxie in der neuhumanistischen Bildungstheorie hin: Hatte der neuhumanistische Ansatz der allgemeinen Menschenbildung mit dem „Anspruch gleicher Bildung für alle“ einerseits einen ständesprengenden Impetus, so wird das emanzipatorische Element dieses Ansatzes andererseits wieder eliminiert durch klare Abgrenzungen unterschiedlicher Schularten und Prüfungsbestimmungen, die ihrerseits wiederum neue soziale Schranken schufen. Vgl. Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium, S. 30ff.

⁴⁰ Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Deutsches Bildungsbürgertum, S. 219.

⁴¹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 311.

⁴² Johann Gottfried Herder: Briefe zur Beförderung der Humanität (66). 1793. Hier zitiert nach Paulsen ebd. S. 200.

spruchten sie innerhalb der gebildeten Kreise eine herausragende Stellung. Der im 19. Jahrhundert oft kritisierte Bildungshochmut der Philologen, insbesondere der Altphilologen, ist in Beziehung zu diesem selbst ernannten neuhumanistischen ‚Priesteramt‘ zu sehen. Die soziokulturellen Auswirkungen des höheren Bildungswesens sind vor allem mitzubedenken, wenn es um die Bewertung der Volkskunde philologischer Provenienz und ihres Verhältnisses zu ihrem Forschungsgegenstand geht, der primär in der nicht humanistisch gebildeten ländlichen Bevölkerung gesehen wurde.

Die religiöse Überhöhung des Gräzismus verweist im Hinblick auf die Beziehung zwischen den Volkskundlern philologischer Provenienz und ihrem Forschungsgegenstand Volk auf einen nicht zu unterschätzenden Aspekt, der auch in die volkskundliche Methodologie einging. In der Charakterisierung des religiös aufgeladenen Griechenkultes „als funktionalem Äquivalent zur christlichen Religion“⁴³ läßt sich ein Prozeß beschreiben, der vergleichbar mit dem Verhältnis von Religion und Nationalismus im 19. Jahrhundert ist, in dem Nation mit religiösen Prädikaten bedacht und zum politischen Glauben wird. Thomas Nipperdey fokussiert dieses Phänomen in dem Satz: „Das Religiöse wird im Nationalen säkularisiert, das Säkulare sakralisiert.“⁴⁴ Dabei ist an die Stelle von christlicher Religion nicht einfach Nationalismus zu setzen, sondern die „Sakralisierung der Nation“ bei gleichzeitiger „Nationalisierung christlicher Glaubensinhalte“⁴⁵ ist als ein komplementäres Wechselverhältnis zu denken. Diese Sakralisierung manifestiert sich in der Übertragung von ursprünglich der religiösen Sphäre zugeordneten Begriffen und Sprachbildern in das Vokabular säkularer Bereiche.⁴⁶ Mit diesem Ansatz könnte man im neuhumanistischen Griechenkult der Philologen ebenfalls einen Prozeß sehen, in dem die Säkularisierung christlicher Religion mit der Sakralisierung des Hellenismus und damit letztlich mit der Sakralisierung ihres Forschungsgegenstandes einherging.

Die im Neuhumanismus entstandene Sakralisierung von Forschungsgegenständen findet als Merkmal philologischer Methodologie in der Volkskunde nachhaltigen Einfluß. Anhand einiger Begriffe aus dem volkskundlichen Vokabular wird eine vergleichbare Sakralisierung deutlich: Angefangen von der „Andacht zum Unbedeutenden“⁴⁷, die den Grimms nach-

⁴³ Peter Walkenhorst: Nationalismus als ‚politische Religion‘, S. 507.

⁴⁴ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800-1866, S. 300.

⁴⁵ Peter Walkenhorst: Nationalismus als ‚politische Religion‘, S. 528.

⁴⁶ Vgl. ebd. S. 509.

⁴⁷ Vgl. Ronald Kany: Mnemosyne als Programm, S. 234. Kany führt hier die Entstehung der geflügelten Worte auf eine Rezension A. W. Schlegels zu den Grimmschen Altdeutschen Wäldern zurück und weist darauf hin, die Grimms hätten die Andacht nicht dem Philologen, sondern dem Volk zugeschrieben. Vgl. dazu auch Martin Scharfe: Bagatellen, S. 20. Scharfe stellt hier fest, daß die als „Spottname“ entstan-

gesagt wurde, und den in der Romantik aufkommenden Begriffen „Volksgeist“ und „Volksseele“⁴⁸ über die erste volkskundliche Grundsatzdebatte nach der Jahrhundertwende, in der Strack Hoffmann-Krayer vorwarf, ihm fehle es an „Pietät“⁴⁹ vor dem Volk, bis hin zu Leopold Schmidts Begriffen der „Stoffheiligkeit“ und „Gestaltheiligkeit“ sowie der Beschreibung des bäuerlichen Arbeitsgerätes als „geistig-seelische Wesenheit“⁵⁰ läßt sich im Vokabular der Volkskunde unschwer ein ähnliches Phänomen erkennen. Auch hier werden Begriffe, die aus der religiösen Sphäre stammen, auf volkskundliche Forschungsgegenstände übertragen.⁵¹ Die Verwendung sakraler Begrifflichkeiten wird in der Volkskunde zwar später damit begründet, daß die numinose Zuschreibung vom Volk selber vorgenommen werde. Diese Erklärung verändert aber nicht die Tatsache, daß die Forschungsgegenstände mit religiösen Prädikaten versehen werden. Möglicherweise hatte „die weihevollte Erhebung des fiktiven Zeitalters der Ursprünglichkeit zu einem mythischen“⁵² in der Volkskunde eine der Philologie analoge

dene Devise („der Andacht zum Unbedeutenden“) „als Ehrenname‘ bis heute kolportiert“ werde, dessen sich die Volkskunde „nicht geschämt“ habe. Ebd. In der fachgeschichtlichen Berufung auf die vermeintlich Grimmsche „Andacht“ könnte man ebenfalls eine Sakralisierung vermuten. Vgl. auch den Hinweis von Emmerich, der die sakralisierende Perspektive Grimms für bedenklich hielt. Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie, S. 37-38. Vgl. dazu auch Maases Ausführungen über die Sakralisierungstendenzen in der Volkskunde. Kaspar Maase: Volkskundliches Sprechen.

⁴⁸ Emmerich wies auf ein spürbares Anwachsen der Kompositabildung von Volk zwischen 1765 und 1790 hin und stellte über dessen Sakralisierung fest: „Die Idee des Volkes trägt die Attribute des Göttlichen, Sakralen an sich; sie gilt als Medium göttlicher Offenbarung.“ Ders.: Zur Kritik der Volkstumsideologie, S. 41.

⁴⁹ Adolf Strack: Der Einzelne und das Volk, S. 72.

⁵⁰ Wörterbuch der deutschen Volkskunde, S. 281. Hier wird unter dem Lemma „Gestaltheiligkeit“ L. Schmidt (1952) zitiert: „Sowohl die Grundstoffe wie die Grundgestalten sind, im Sinne des Numinosen und bei der unbewußten Handhabung seiner Geltung, traditionell heilig. Die volksmäßige Anerkennung dieser Heiligkeit, die wieder unbewußt und unindividuell vor sich geht, erscheint mit als der eigentliche bäuerliche Mythos“. Ebd. Des weiteren wird an gleicher Stelle O. Höflers Begriff der „Dingbeseelung“ erwähnt.

⁵¹ Vgl. dazu Walkenhorst, der auf Begriffe wie Einheit, Ewigkeit, Ursprung, Wesen, Geist und Gemeinschaft im Vokabular nationaler Rhetorik und Publizistik hinweist und dazu feststellt: „In den säkularisierten Begriffen und Metaphern blieb vielfach, auch wenn ihr Gebrauch nicht mehr in einem unmittelbaren Zusammenhang mit einer religiösen Deutung politischer Ereignisse stand, ein religiöser Überhang gespeichert, der in einem anderen Kontext eine neue Dynamik entwickeln konnte.“ Peter Walkenhorst: Nationalismus als ‚politische Religion‘, S. 509. Anknüpfend an Walkenhorsts Feststellung ließe sich beispielsweise die interessante Frage untersuchen, ob dies auch für das vorgenannte volkskundliche Vokabular gilt.

⁵² Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie, S. 37-38.

Funktion, nämlich die, durch Sakralisierung die volkswissenschaftlichen Forschungsgegenstände aufzuwerten.

Neben der religiösen Dimension weist Paulsen auf eine dem Neuhumanismus inhärente antideutsche Haltung als einem weiteren Phänomen hin. Als Beispiel führt er Hölderlin an, bei dem die Verehrung des Griechentums „als Abscheu und Ekel vor dem eigenen Volk“⁵³ erscheine, und er stellt über die Griechenverehrer resümierend fest: „Ein wenig von dieser Selbstwegwerfung deutscher Nationalität hat doch der Griechenkultus in jenem ganzen Kreise; der größte Preis, welchen man unter den Humanitätspriestern erringen kann, ist der: trotz des Unglücks deutscher Geburt ein griechischer Geist zu sein.“⁵⁴ Aus heutiger Sicht erscheint es befremdlich, daß Paulsen in diesem Zusammenhang Goethe und Schiller zitiert, die man gerade im 19. Jahrhundert zu den klassischen Dichtern der Deutschen erhoben hatte, und er sie also indirekt zu antideutschen „Humanitätspriestern“ erklärt. Die in der Erklärung mitschwingende Kritik deutet aber auf eine veränderte Haltung gegenüber dem klassischen Altertum im wilhelminischen Kaiserreich hin. An dieser Stelle ist vor allem Paulsens Hinweis auf die soziokulturellen Implikationen festzuhalten, daß nämlich die neuhumanistischen Vorstellungen mit einer Distanzierung zum eigenen Volk, wenn nicht sogar einer Abwertung des eigenen Volkes und dessen Kultur einherging. Diese Distanzierung ist nicht zuletzt auch als ein ambivalentes Phänomen des im 19. Jahrhundert aufkommenden Nationalismus mitzudenken, in dessen Zusammenhang die Entstehung der Volkskunde häufig gestellt wird.⁵⁵

Als bedeutsames Merkmal des 19. Jahrhunderts darf es zumindest nicht unberücksichtigt bleiben, daß dieser „gräzisierung Neuhumanismus“ – so Hans-Ulrich Wehlers Bezeichnung – eine über Generationen sich fortsetzende Anziehungskraft eines Glaubenssatzes entfaltete, der sich insbesondere im protestantischen Bildungsbürgertum als „neuhumanistische Bildungsreligion“⁵⁶ manifestierte. Oder wie es Friedrich Paulsen formulierte: „Das ist die Welt der Anschauungen und Empfindungen, worin während der nächsten beiden Menschenalter das deutsche Volk, wenigstens der Teil, welcher gelehrte Schulen und Universitäten besuchte, lebte und webte. In den Griechen ist die Idee des Menschen Fleisch geworden, es gilt, durch die Anschauung dieser uns selbst zu dem eigentlichen, dem ideellen Menschentum zu erheben. Die Aufgabe der Gelehrtenschule ist es, diese Anschauung zu vermitteln, sie ist gleichsam Tempel des Griechentums auf Erden, in welchen die Jugend aller Völker geführt wird, um darin die Idee

⁵³ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 201.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Vgl. z.B. Hermann Bausinger: Volkskunde, S. 13.

⁵⁶ Hans-Ulrich Wehler: Deutsches Bildungsbürgertum, S. 220.

der Humanität in sich aufzunehmen.“⁵⁷ Daß diese „Tempel des Griechentums auf Erden“ auch die sogenannten Väter der Volkskunde besucht hatten, ist als ein Einflußfaktor auf ihre Geisteshaltung nicht hoch genug einzuschätzen.⁵⁸

Die neuhumanistische Griechenbegeisterung zeigte sich auch bei den Philologen in der Hessischen Vereinigung: angefangen bei den Altphilologen Dieterich, Wünsch und Hepding bis hin zum Germanisten Helm. Über Dieterich, der ab März 1894 von Marburg aus „die lange geplante Reise nach den Stätten klassischer Kultur“⁵⁹ antrat, um deren Aura an den authentischen Orten in sich aufzunehmen, berichtet Wünsch: „Am liebsten weilte er allein mit den Denkmälern der Antike. Dann wurden die geliebten Dichter in ihm lebendig, und die Gestalten, die einst über die Orchestra im Theater des Dionysos geschritten waren, gewannen Blut und Bewegung.“⁶⁰ Diese von Wünsch beschriebene religiös anmutende emphatische Annäherung an die klassische Kultur war ein seinerzeit weitverbreitetes Phänomen, das zudem erklärter Bestandteil philologischer Methodologie der Usener Schule war. So erläuterte Hermann Usener in seiner Rektoratsrede „Philologie und Geschichtswissenschaft“⁶¹ die „Prämissen der Philologie“, in denen die „Fähigkeit kongenialen Nach- und Mitempfindens“ für eine „meisterhafte divinitorisch-kritische Restitution eines Literaturwerks“ zentral waren. Unter „philologischer Tätigkeit“ verstand er weder eine einfach zu erlernende noch zu vermittelnde Methode, sondern ein „virtuoses Können“ oder eine „Kunstübung“, die in der Tätigkeit wie im Ergebnis einem Schöpfungsakt gleichkam: Denn „die Kongenialität des Verständnisses und die kritische Divination sind schöpferische Eigenschaften, deren Betätigung dem geistigen Zeugungsakte des Literaturwerks selbst vergleichbar sind“. Und die „Meisterschaft, nach welcher der Philologe streben muß“, war kein einfach zu erlernendes ‚Handwerk‘, sondern es lasse sich „nur ein Trieb, ein Verlangen und Streben [...] erwecken und anerziehen, das wenn

⁵⁷ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 200.

⁵⁸ Vgl. dazu Nipperdeys Hinweis: „Wilhelm Heinrich Riehl berichtet aus seiner nassauischen Gymnasiastenzeit, wie Griechenland den Schülern zur ‚zweiten Heimat‘ geworden sei, in dessen Bild sie Gegenwart und eigene Nation auffaßten.“ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte, 1800-1866, S. 457.

⁵⁹ Richard Wünsch: Albrecht Dieterich, S. IX-XL. Wünsch schildert hier sehr ausführlich Dieterichs Eindrücke während seiner einjährigen Reise zu den Stätten der klassischen Antike in Griechenland und Italien, von der er im Frühjahr 1895 nach Marburg, wo er seit 1891 lehrte, zurückkehrte und seinen Hochschuldienst wieder aufnahm. Daß eine einjährige Freistellung für derartige Forschungsreisen scheinbar problemlos war, läßt auch Rückschlüsse auf eine hohe Bewertung dieser Reisen sowohl in Philologenkreisen als auch an den Hochschulen zu.

⁶⁰ Ebd. S. XVIII.

⁶¹ Vgl. Hermann Useners: Philologie und Geschichtswissenschaft, S. 22-26.

es stark genug sich regt, von selbst zum Erwerb jener Virtuosität hindrängt“⁶². Zur Legitimation dieser intersubjektiv nicht leicht zu überprüfenen Methode wird die philologische Tätigkeit, die Usener „Kunstübung“ oder „virtuoses Können“ nannte, zur anthropologischen Konstante erklärt, indem für den Altphilologen „das Streben Nachzuempfinden und Nachzudenken, was bedeutende Menschen vor uns empfunden und gedacht, [...] ein dem Menschen eingeborenes Bedürfnis“⁶³ sei. In Useners Methodologie deutet sich nicht nur die ehrfürchtige Haltung gegenüber den Forschungsgegenständen der klassischen Kultur an, sondern die der philologischen Forschungsarbeit zugewiesene Bedeutung der Virtuosität und der Kunstübung enthält auch eine nicht zu übersehende selbstaufwertende Dimension. Das kongeniale Nachempfinden wird dem geistigen Zeugungsakt eines antiken Literaturwerks gleichgesetzt, welches den Philologen im Forschungsprozeß selber zum Genie erhebt. Im psychoanalytischen Kontext könnte man es auch als eine narzißtische Dimension bezeichnen. Der Forscher spiegelt das eigene Selbst in einem narzißtisch überhöhten idealen Forschungsobjekt, das zum idealisierten Selbstobjekt wird, mit dem man sich identifiziert und selbst aufwertet.⁶⁴

Die von Richard Wünsch geschilderte andächtige und ehrfürchtige Hinwendung Albrecht Dieterichs zur klassischen Kultur entsprach also der Methodologie Useners, dessen Schüler er war. Allerdings erscheint in Wünschs Ausführungen über Dieterichs Reise das kongeniale Nachempfinden der idealisierten genialen Griechen auch ironisch gebrochen, wenn er weiter über die Eindrücke des Freundes schreibt: „Und es drängte ihn, andere an seiner Freude über die gewaltigen Eindrücke teilnehmen zu lassen. Manche attische Nacht schwand zu ihrem größeren Teile bei griechischem Wein in gleichgestimmten Kreise.“⁶⁵ So wie Dieterichs ehrfürchtige Griechenverehrung mit einer offensichtlich weniger sakralen – um nicht zu sagen mit einer sinnlichen – Seite gepaart war, so war auch bei Wünsch die Verehrung des idealisierten Griechentums durch seinen relativierenden Impetus gebrochen, indem er nachwies, auch die Griechen seien ursprünglich Barbaren gewesen. Dennoch blieb bei beiden Altphilologen die griechische Kultur der Antike die primäre Instanz, an der sich die vergleichende Volkskunde orientieren sollte, denn, so stellte Wünsch fest: „Es ist nun doch einmal das Interesse reger an den Nationen, deren Geist auch sonst

⁶² Ebd.

⁶³ Ebd. S. 27. Daß dieser Ansatz konträr zu seinen naturwissenschaftlich orientierten nomothetischen Postulaten, die er im gleichen Aufsatz vertrat, stand, gehört zu den Ambivalenzen, die auch signifikant in der frühen Volkskunde sind und die es noch näher zu erörtern gilt.

⁶⁴ Vgl. dazu Hartmut und Gernot Böhme: *Das Andere der Vernunft*.

⁶⁵ Richard Wünsch: *Albrecht Dieterich*, S. XVIII.

unserem Denken und Fühlen näher steht. Dazu darf man bei uns wohl die Griechen zählen“⁶⁶.

Die besondere Nähe zwischen Griechen und Germanen hebt selbst der Germanist Karl Helm noch 1926 in seiner Festrede zur Reichsgründungsfeier hervor, indem er feststellt, daß die Germanen „ihrer Art nach, in Vorzügen wie in Mängeln, den Griechen so unendlich viel näher stehen als den Römern [...] in ihrer nüchternen und gedankenarmen Sachlichkeit“.⁶⁷ Und über die wissenschaftliche Vita Hugo Hepdings, der mehrere Jahre die antiken Kulturstätten intensiv erforscht hatte, schreibt Karl Helm: „Einem hessischen Pfarrhaus entstammend, Schüler der großen klassischen Philologen der Jahrhundertwende folgte er in seiner wissenschaftlichen Arbeit den Bahnen seines geliebten Lehrers Albr[echt]. Dieterich, wie dieser Hessesentum und Griechentum in sich verbindend, ein würdiges Haupt der hessischen Volkskunde seit rund einem halben Jahrhundert.“⁶⁸ Auch die Philologen unterschiedlicher Provenienz in der Hessischen Vereinigung legten offensichtlich auf das in Goethes Wort – „Vom Harz bis Hellas immer Vettern!“⁶⁹ – umschriebene ‚Verwandtschaftsverhältnis‘ zwischen Griechen und Germanen großen Wert. Und man könnte ihr Credo modifiziert zusammenfassen: Von Hessen bis Hellas immer Vettern. Die wenigen Beispiele erhellen den langanhaltenden Einfluß der neuhumanistischen Bildungsideen, die auch innerhalb der Volkskunde bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nachwirkten. Angesichts dieser *longue durée* einer religiös anmutenden Idealisierung der Hellenen drängt sich geradezu die Frage auf, welche Bedeutung der vergleichende Ansatz für den Umgang mit und für die Bewertung der eigenen Kultur hatte. Sollte mit der Vorstellung ‚von Hessen bis Hellas immer Vettern‘ eine Gleichwertigkeit der hellenischen und der deutschen Kultur belegt und damit die eigene Kultur aufgewertet werden? Oder ging es eher um eine Relativierung der antiken Ideale?

Auffallend ist jedoch, um dies abschließend zu erwähnen, daß die neuhumanistischen Bildungsideale unter nationalistischen Vorzeichen zu-

⁶⁶ Richard Wunsch: Was sich das griechische Volk erzählt, S. 108 [Hervorhebung im Original]. Erwähnenswert an diesem Beitrag, in dem er die Neuerscheinung von N.G. Politis – ein „bewährter Forscher auf dem Gebiet neuhellenischer Folklore“ – vorstellt, ist, daß Wunsch hier ebenfalls ein emphatisches Nachempfinden griechischer Originaltexte postuliert. Er stellt abschließend fest: „Aber keine Übersetzung vermag die Eigenart des Urbildes in allen seinen Feinheiten wiederzugeben. Darum, wer der Sprache mächtig ist, lese dieses und anderes selbst im Urtext bei Politis nach. Und der Spezialforscher auf dem Gebiete deutscher Volkskunde wird aus dem Gesagten die Zuversicht geschöpft haben, daß er von hier eine große Ausbeute an wichtigem Vergleichsmaterial heimbringen wird.“ Ebd. S. 124.

⁶⁷ Karl Helm: Schicksal und Heldentum, S. 10.

⁶⁸ Karl Helm: Rückblick und Ausblick, S. 2.

⁶⁹ Johann Wolfgang Goethe: Faust II, S. 235 (Vz. 7743).

nehmend mit einem kulturimperialistischen Impetus verknüpft wurden. Erinnert sei nochmals an das erklärte Erziehungsideal der „allgemeinen Menschenbildung“, das letztlich eine Veredelung und Selbsterhöhung des Menschen durch Bildung indizierte. Das idealisierte Griechentum war Medium dieser Transformation zum humaneren ‚besseren‘ Menschen, die nicht nur an einen alchimistischen Wandlungsprozeß denken läßt. Die Postulate waren auch nicht frei von imperialistischen und chauvinistischen Beiklängen, wie sie insbesondere im Kaiserreich zu vernehmen waren. So zum Beispiel von Karl Weinhold, der mit großer Sorge diese „höchste und edelste menschliche Bildung“ schwinden sah, die „ein geistregender, ethisch erziehender Lebensstrom des deutschen Volkes seit vielen Jahrhunderten“ gewesen sei und der die rhetorische Frage stellte: „Sollte dieser Geist ganz von der deutschen Jugend gewichen sein?“ Und er fährt betuernd fort: „Wir wollen, wir können es nicht glauben, denn wir glauben an eine große Sendung unseres Volkes!“⁷⁰ Die Zitate aus Weinholds 1893 gehaltener Rektoratsrede sind nicht nur ein weiterer Beleg dafür, daß die neuhumanistische Bildungsreligion noch um die Jahrhundertwende sowohl unter den Philologen als auch unter den Volkskundlern von großer Bedeutung war. Bemerkenswert an Weinholds Rede ist vor allem auch, daß das neuhumanistische ‚Priesteramt‘ nicht auf das deutsche Volk beschränkt bleiben sollte. Dem Bildungsideal wurde geradezu die Bedeutung einer Glaubensbotschaft beigemessen, als wenn es die anderen Völker im Sinne einer ‚deutschen Bildungsreligion‘ zu missionieren gälte. Der hier deutlich anklingende „Kulturimperialismus“, den Martin Scharfe dem „äußeren Imperialismus des deutschen Kaiserreiches“ als „folkloristischer Binnenimperialismus konfiguratив an die Seite“ stellte, wäre somit als Bestandteil sowohl des inneren als auch des äußeren Imperialismus zu berücksichtigen.⁷¹

2. Zum sozialen Aufstieg der Philologen

Bevor vom sozialen Aufstieg der Philologen im 19. Jahrhundert⁷² gesprochen wird, sind erläuternde Worte über die Bezeichnung Philologe vorzuschicken. Bis ins 20. Jahrhundert hinein verstand man unter Philologen im allgemeinen Sprachgebrauch zum einen Hochschullehrer alter und neuer Sprachwissenschaften: Altphilologen lehrten die sogenannten klassischen Sprachen Griechisch und Latein – daher auch die Fachbezeichnung

⁷⁰ Karl Weinhold: Eine Rektoratsrede, S. 409.

⁷¹ Vgl. Martin Scharfe: Hessisches Abendmahl, S. 12. Über den Zusammenhang von äußerem Imperialismus und „Sozialimperialismus“ vgl. Hans-Ulrich Wehler: Das Deutsche Kaiserreich, S. 172-176.

⁷² Freilich reicht die Geschichte der Philologie weiter zurück, hier geht es jedoch um das veränderte Verständnis der Berufsgruppe im 19. Jahrhundert.

Klassische Philologie –, und Neuphilologen unterrichteten alle nichtklassischen Sprachen. Zum anderen wurden akademisch ausgebildete Lehrer an höheren Schulen als Philologen bezeichnet. Die enge Beziehung zwischen den unterschiedlichen Philologen brachte Friedrich Nietzsche – seines Zeichens selber klassischer Philologe⁷³ – 1874 treffend zum Ausdruck: „Die Philologen der ersten Gattung sind Lehrer an Gymnasien, die der zweiten, Professoren an den Universitäten [...] also Erzieher der Erzieher [...].“⁷⁴ Die Doppelbedeutung der Bezeichnung Philologen leitete sich also von deren Funktion im höheren Bildungswesen ab, die zuweilen auch eine Doppelfunktion bedeutete. Denn Hochschulphilologen unterrichteten zum Teil auch im Gymnasium und es gab Gymnasiallehrer, die zugleich an der Hochschule tätig waren⁷⁵. Organisatorisch fand diese Kongruenz darin ihren Ausdruck, daß sich beide Berufsgruppen 1837 im Verein deutscher Philologen und Schulmänner zusammenschlossen. Die Gründung dieser gemeinsamen Organisation, in der man sich über wissenschaftliche und standespolitische Themen austauschte, war bereits Ausdruck einer Konsolidierung des Philologenstandes, die sich binnen weniger Jahre vollzogen hatte.

Diese erfolgreiche Professionalisierung basierte auf der bereits erwähnten umfangreichen Neuorganisation des höheren Bildungswesens Anfang des 19. Jahrhunderts, in deren Zuge die Ausbildung der Philologen neu geregelt wurde, die ihrerseits nationalpädagogische Aufgaben übernahmen. Vor der Reform gab es keine spezielle Ausbildung für das höhere Lehramt. An den höheren Schulen, den Latein- oder Gelehrtenschulen, unterrichteten Theologen, die ihre Lehrtätigkeit meist als Durchgangsphase zu einer besser dotierten Pfarrstelle begriffen. An den Universitäten war die philologische und pädagogische Ausbildung im Theologiestudium integriert. Die Philosophische Fakultät galt als allgemein-wissenschaftliche Vorschule für Theologen, Juristen und Mediziner; die Philologie hatte in diesem Rahmen die Funktion einer Hilfswissenschaft ohne speziellen Ausbildungsbezug.⁷⁶

⁷³ Nietzsche hatte in Leipzig klassische Philologie studiert und wurde auf Empfehlung seines Lehrers Ritschel noch vor seinem Doktorexamen 1869 nach Basel auf eine Professur berufen. Vgl. dazu Viktor Pöschl: Nietzsche und die klassische Philologie.

⁷⁴ Friedrich Nietzsche: *Wir Philologen*, S. 331.

⁷⁵ Dies zeigte sich beispielsweise bei Adolf Strack, der sowohl im Gießener Realgymnasium als auch an der Hochschule unterrichtete, sowie bei Otto Behaghel, der während seiner Basler Lehrtätigkeit (1883-1888) auch „den deutschen Unterricht in der Prima des Gymnasiums“ zu halten hatte. Alfred Götze: [Nachruf auf] Otto Behaghel, S. 5.

⁷⁶ Zur Entwicklung des höheren Lehrerstandes und der Philosophischen Fakultät vgl. Friedrich Paulsen: *Die Geschichte des gelehrten Unterrichts*; ders.: *Die deutschen Universitäten*.

Diese Situation änderte sich für die Philologen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts grundlegend durch die einschneidenden bildungspolitischen Maßnahmen der Humboldtschen Bildungsreform⁷⁷. Mit der preußischen Reform, die im Laufe des Jahrhunderts auch die anderen deutschen Staaten übernahmen⁷⁸, vollzog sich eine Neugliederung und Verstaatlichung des Schulwesens. Es begann die Ablösung der Lateinschulen durch das neuhumanistische Gymnasium, das nun zur alleinigen Vorschule für ein Universitätsstudium⁷⁹ wurde. Die Lehrer für die Gymnasien wurden nun gezielt ausgebildet und das Lehramt vom geistlichen Amt getrennt. An der neugegründeten Berliner Universität, die als Musterhochschule und Vorbild außerpreußischer Universitätsreformen galt, erhielt die Philosophische Fakultät die Aufgabe, den Lehrernachwuchs für die Gymnasien auszubilden. Die vierte Fakultät entwickelte sich dadurch ebenfalls zur „Fachbildungsanstalt für einen besonderen Beruf“⁸⁰ und veränderte zunehmend ihre Position gegenüber den anderen Fakultäten. Sie habe sich im Laufe des 19. Jahrhunderts – so Friedrich Paulsen – aus der „Stellung der ‚unteren‘ Fakultät zur führenden emporgeschwungen“⁸¹. Vom Aufstieg der vierten Fakultät profitierten nicht zuletzt die primären Träger der neuhumanistischen Bildungsidee, die Philologen. Durch den Ausbildungsauftrag rückte die Klassische Philologie von einer Hilfswissenschaft zur eigenständigen universitären Disziplin auf. Die Einrichtung eigenständiger Lehrstühle begann jedoch nicht in Berlin, sondern im Großherzogtum Hessen. In Gießen wurde 1809 Friedrich Gottlieb Welcker auf Empfehlung von Wilhelm von Humboldt zum Professor für „griechische Literatur und Archäologie“⁸² ernannt. Mit dieser Fachbezeichnung erschien das neue Fach zum ersten Mal

⁷⁷ Wenngleich sich neben Wilhelm von Humboldt noch zahlreiche andere Gelehrte an der Entwicklung neuer Bildungskonzepte beteiligten, wird die Reform in der bildungsgeschichtlichen Literatur überwiegend mit dem Namen Humboldt in Beziehung gebracht. Moraw spricht von Humboldt als einer „Chiffre“ für jene „Berliner Neuerungen und Veränderungen in der deutschen Bildungs- und Universitätsgeschichte“. Peter Moraw: Humboldt in Gießen, S. 47. An der Entwicklung neuhumanistischer Bildungstheorien war vor allem Friedrich August Wolf beteiligt, der zudem als Begründer der modernen Altertumswissenschaft gilt. Vgl. Axel Horstmann: Die ‚Klassische Philologie‘.

⁷⁸ Über die Verbreitung der Reformen in außerpreußischen Staaten teilt Führ mit: „Für die norddeutschen Staaten und Sachsen, Baden und Hessen wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts das preußische Vorbild mehr und mehr maßgebend. [...] Württemberg hielt am längsten an der Verbindung von geistlichem Amt und Schulamt [bis 1865, A.B.] fest.“ Führ: Gelehrter Schulmann, S. 430-431. Für das Großherzogtum Hessen vgl. Eva-Maria Felchow: Die Universität Gießen als Ausbildungsstätte von Lehrern.

⁷⁹ Vgl. Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium.

⁸⁰ Friedrich Paulsen: Die deutschen Universitäten, S. 76.

⁸¹ Ebd. S. 528.

⁸² Peter Moraw: Humboldt in Gießen, S. 52.

als eigenständige Disziplin an einer deutschen Universität⁸³. An der Gießener Hochschule sei damit, betonte der Altphilologe Otto Immich 1912, eine „den Bedürfnissen des siegreichen Neuhumanismus entsprechend“⁸⁴ neue Professur geschaffen worden.

Mit den Philologen entstand eine der größten neuen Akademikerguppe im 19. Jahrhundert, die sich durch Normierung von Ausbildung und Prüfung in einem staatlich kontrollierten Bildungssystem konstituierte.⁸⁵ Die Staatsnähe ist ein signifikantes Merkmal dieser neuen Berufsgruppe, die sich in umfangreichen Regularien ausdrückte: Die Einführung der staatlichen Lehramtsprüfung „pro facultate docendi“ (1810) für Lehrer, die Schüler zur Universität entließen, gilt als einschneidender Wendepunkt für die Konstituierung und Konsolidierung eines eigenen Gymnasiallehrerstandes, der zugleich Beginn des sozialen Aufstiegs der Philologen war.⁸⁶ Das Prüfungsedikt war sehr bedeutend für die Reputation der Philologen, da die Lehramtsprüfung unter staatlicher Verwaltung gestellt – wie in der Juristenausbildung, an der sie sich orientierten – zum Staatsexamen wurde: Das Kultusministerium bestimmte Ort und Prüfungsvorsitzenden und das Prüfungsprozedere war verbunden mit genauen „Vorschriften über die Meldung und Zulassung zur Prüfung, über deren Durchführung und die erforderlichen Kenntnisse in den einzelnen Fächern“⁸⁷. Vom Bestehen dieses Staatsexamens mit seinen strengen Prüfungsvorschriften leiteten die Philologen ein hohes Sozialprestige ab, das Bewußtsein, damit zur „geistigen Elite der Nation“⁸⁸ zu gehören.

Die soziale Stellung der Philologen wurde durch die Abschaffung der Aufnahmeprüfungen der Universitäten und die Einführung des Abiturs noch weiter gehoben. Seit 1834 war das ‚Reifezeugnis‘ eines humanistischen Gymnasiums nicht nur Voraussetzung für die Zulassung zur Lehr-

⁸³ Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 361; Rudolf Herzog: Die Stellung der Philologie in der Universität.

⁸⁴ Otto Immich: Geschichte des großherzoglich hessischen philologischen Seminars, S. 4.

⁸⁵ Vgl. Peter Lundgreen: Zur Konstituierung des ‚Bildungsbürgertums‘, S. 83; vgl. dazu auch Edwin Keiner/Heinz-Elmar Tenorth: Schulmänner.

⁸⁶ Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 286 und Christoph Führ: Gelehrter Schulmann, S. 425. Während Paulsen das 1810 erlassene Prüfungsedikt als „Schaffung eines eigenen Gymnasiallehrerstandes“ ansah, setzt Führ den Zeitpunkt früher an mit der Begründung, Philologie sei bereits in der Theologieausbildung integriert und Philologie- u. Theologiestudium vielfach noch weiterhin verbunden gewesen. Meines Erachtens unterschätzt Führ hier den symbolischen Wert des staatlichen Ediktes für das Sozialprestige der neuen Berufsgruppe.

⁸⁷ Christoph Führ: Gelehrter Schulmann, S. 426.

⁸⁸ Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 26. Zur Bedeutung der Staatsexamina innerhalb der akademischen Berufe vgl. auch Peter Lundgreen: Zur Konstituierung des ‚Bildungsbürgertums‘ sowie Fritz K. Ringer: Die Gelehrten.

amtsprüfung, sondern generell für die Zulassung zum Hochschulstudium. Paulsen konstatiert: „Damit war der Kreis geschlossen: der Weg zum Universitätsstudium und zum gelehrten Beruf führt seitdem so gut wie ausschließlich durch den Kursus der staatlich anerkannten Gymnasien und die durch Vertreter der Staatsbehörden abgenommene Reifeprüfung.“⁸⁹ Dadurch erhielt das humanistische Gymnasium eine Monopolstellung im höheren Bildungswesen, die bis Ende des 19. Jahrhunderts unangetastet blieb. Der exklusive Charakter der Gymnasien wurde vor allem von den Philologen aufrechterhalten und verteidigt, da deren Status und Prestige mit der herausgehobenen Stellung dieser Schulen eng verknüpft war. Konnten Philologen ein elitäres Selbstverständnis bereits von der idealisierten neuhumanistischen Bildungsidee ableiten, mit der das Gymnasium sakralisiert zum ‚heiligen Ort der Menschheit‘ aufrückte und sich der Erzieher als „Menschenbildner“⁹⁰ verstand. So wurde deren Prävalenzgefühl durch die Monopolstellung des Gymnasiums, verbunden mit dem Bewußtsein, die zukünftige Führungsschicht der Nation zu erziehen, noch verstärkt.

Zum hohen Prestigeempfinden trugen ebenso besondere Merkmale der akademischen Lehrerausbildung bei, die zugleich für die enge Beziehung zwischen den Philologen an den Hochschulen und an Gymnasien relevant waren. Grundlage des Philologiestudiums war die neuhumanistisch orientierte Klassische Philologie, auch Altertumswissenschaft⁹¹ genannt, damit wurde die historisch-philologische Beschäftigung mit den antiken Kulturen auch im höheren Bildungswesen zentral. Das Fach erhielt nicht nur den Rang einer selbständigen universitären Disziplin, sondern genoß seit Anfang des 19. Jahrhunderts ein außerordentlich hohes Ansehen in der Meinung der Zeitgenossen, wie Paulsen feststellte: „Die Altertumswissenschaft trat in eine Stellung, wie sie früher die Theologie eingenommen hatte: sie galt als die Wissenschaft von dem Höchsten und Wichtigsten, was es für den Menschen gebe.“⁹² Mit dieser Aufwertung der Altertumswissenschaften korrespondierte das Gefühl der Prävalenz seitens der Philologen. Die im 19. Jahrhundert geführte Klage, der Hochmut unter den Professoren sei besonders bei den Philologen anzutreffen⁹³, belegt, daß die Aufwertung der Disziplin nicht nur positive Auswirkungen hatte. Jacob Grimm bemerkte dazu, „keine unter allen Wissenschaften ist hochmütiger, vornehmer,

⁸⁹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 289-290.

⁹⁰ Karl-Ernst Jeismann: „...der gelehrte Unterricht in den Händen des Staates“, S. 322. Die Vorstellung von einer Sakralisierung der Erziehung führt Jeismann hier auf Herder zurück. Vgl. ebd.

⁹¹ Über den synonymen Gebrauch der Fachbezeichnungen Klassische Philologie, Altertumswissenschaft und Altertumskunde vgl. Axel Horstmann: Die ‚Klassische Philologie‘.

⁹² Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 212.

⁹³ Vgl. Friedrich Paulsen: Die deutschen Universitäten, S. 218.

streitsüchtiger als die Philologie und gegen Fehler unbarmherziger“⁹⁴. Auf weitere kritische Äußerungen Grimms über die Dominanz und Arroganz der Klassischen Philologie im Bildungswesen wird zurückzukommen sein. Vermutlich wirkte sich die altphilologische Hegemonie nicht unerheblich auf das philologische Interesse an der deutschen Volkskultur aus.

Im Zusammenhang mit der Vorrangstellung der Altphilologie stand ein weiteres charakteristisches Merkmal in der höheren Lehrerausbildung, das vor allem das Selbstverständnis der Philologen an den Gymnasien beeinflusste. Zum programmatischen Ansatz der Neuhumanisten gehörte die Vorstellung, daß Bildung durch Wissenschaft einzig auf die Vervollkommnung der Individuen abzielen solle und jegliche Orientierung an einen späteren Beruf als schnödes Nützlichkeitsdenken abzulehnen sei. Zweckfreiheit wird zum neuhumanistischen Markenzeichen, zur Bedingung der ‚echten wahren‘ Bildung erhoben. Allerdings geriet die humanistische Bildung gerade in diesem Punkt zunehmend unter Ideologieverdacht, vor allem als man sie zum Garanten dafür erklärte, daß akademische Berufe mit hohem Sozialprestige nicht zum gewöhnlichen Erwerbsberuf absinken würden.⁹⁵ In der Gymnasiallehrrausbildung führte das Antinützlichkeitspostulat aber zu der paradoxen Situation, daß die Philosophische Fakultät zwar den Ausbildungsauftrag für das höhere Lehramt übernommen hatte, diesen jedoch ohne Rücksicht auf die spätere Schulpraxis umsetzte. Zu diesem Problem des Philologiestudiums stellte Paulsen mit kritischer Verwunderung fest: „Hier tritt das Eigentümliche hervor, dass in ihrem Unterricht für diese Aufgabe so gut wie gar keine Veranstaltung getroffen ist: die Vorbildung der Lehrer fällt mit der Ausbildung von Gelehrten einfach zusammen.“⁹⁶ Auch mit der Einrichtung von Seminaren in den Philologien, die nur unter der Option, die Lehrerausbildung zu verbessern, genehmigt wurden, veränderte sich die Situation der Lehramtskandidaten nicht, da man sie in der Regel zur Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses umfunktionierte.⁹⁷ Man vertrat allgemein die Auffassung, daß ein guter Wissenschaftler automatisch auch ein guter Lehrer sei.⁹⁸

⁹⁴ Jacob Grimm: Über Schule Universität Akademie, S. 236.

⁹⁵ Die Ideologisierung wird beispielsweise an der Reaktion der Ärzteschaft deutlich. Die Ärzte wehrten sich bis 1900 vehement gegen eine Zulassung von Absolventen der Realgymnasien zum Medizinstudium, obwohl diese oft besser ausgebildet waren als Abiturienten des humanistischen Gymnasiums, weil sie einen Prestigeverlust befürchteten. Realschulen und Realgymnasien galten in den Augen der ‚alten‘ Bildungselite als sogenannte Nützlichkeitsanstalten. Vgl. dazu Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 726-727; vgl. dazu auch Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium, S. 86ff.

⁹⁶ Friedrich Paulsen: Die deutschen Universitäten, S. 538.

⁹⁷ Vgl. Klaus Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, S. 428.

⁹⁸ Vgl. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 21.

Die primär an einer wissenschaftlichen sprich universitären Laufbahn orientierte Ausbildungspraxis trug dazu bei, daß viele Lehrer mit Eintritt in den Schuldienst die Nähe zur Hochschule und die wissenschaftliche Tätigkeit nicht aufgaben.⁹⁹ Wie bereits am Beispiel von Adolf Strack gezeigt, setzten sie ihre wissenschaftliche Arbeit fort und konnten sich dadurch entweder für den Hochschuldienst weiterqualifizieren oder es konnte ihnen der Titel ‚Professor‘ verliehen werden. Die Verleihung dieses Titels war sehr begehrt unter den Gymnasialphilologen, weil mit ihm sowohl Prestige als auch Einkommen stiegen, wie Bölling mitteilt: „Damit war seit 1843 die Aufnahme unter die Räte V. Klasse der preußischen Hofrangliste verbunden, was die Einstufung als höherer Staatsdiener bedeutete. Da dies höheres Sozialprestige und auch eine bessere Bezahlung zur Folge hatte, strebten die Lehrer an höheren Schulen in ihrer Gesamtheit nach diesem Rang.“¹⁰⁰ Die Wissenschaft übte neben der mit ihr verbundenen Reputation also auch aufgrund der Beförderungspraxis eine ungebrochene Anziehungskraft auf die Lehrer aus. Die Gymnasialphilologen nahmen so eine Mittlerposition zwischen Wissenschaft und Schule ein, die ihnen einerseits den Aufstieg zum Hochschullehrer ermöglichen konnte.¹⁰¹ Andererseits hatten sie in dieser Position nicht nur die Möglichkeit schulpraktische Themen im akademischen Unterricht einzubringen, sondern sie konnten mit ihren Lehraufträgen auch neue Forschungsbereiche an den Hochschulen einführen. An Stracks Lehrtätigkeit zeigte sich beispielsweise, daß diese Möglichkeit zeitweilig auch zur Etablierung der Volkskunde an der Gießener Universität beitrug. Allerdings hatte die vorrangig wissenschaftliche Orientierung der Philologenausbildung auch weniger positive Seiten. Denn nicht nur der regelmäßige Praxisschock war vorprogrammiert, sondern die Lehrer fühlten sich dadurch auch primär als Gelehrte und im Schulamt häu-

⁹⁹ An den wissenschaftlichen Abhandlungen in den Schulprogrammen wird einerseits deutlich, daß die Lehrer weiterhin am wissenschaftlichen Leben teilnahmen. Die Schulprogramme waren zwar per gesetzlicher Verordnung ab 1824 jährlich den Schulbehörden vorzulegen, sie boten den Lehrern jedoch Publikationsmöglichkeiten, die als Nachweis wissenschaftlicher Qualifikation dienen konnten. Andererseits publizierten die Lehrer auch in wissenschaftlichen Fachorganen wie z.B. den Hessischen Blättern. Vgl. dazu Bölling, der den Rückgang der fachwissenschaftlichen Abhandlungen in den Schulprogrammen seit der 1870er Jahre konstatiert, allerdings die Fachorgane wissenschaftlicher Vereine als Publikationsmöglichkeit außer acht läßt. Ebd. S. 34.

¹⁰⁰ Ebd. S. 31.

¹⁰¹ Diesen Aufstieg machte beispielsweise der Anglist Wilhelm Horn, der wie Strack am Realgymnasium in Gießen tätig war und sich ebenfalls in der Gießener Volkskunde engagierte. Horn trat nach seiner Habilitation in den Hochschuldienst ein und übernahm ein Jahr später das anglistische Ordinariat. Vgl. Horst Brinkmann: Wilhelm Horn.

fig „deplaciert“¹⁰², wie Paulsen kritisch anmerkte. Dieses Gefühl wurde von den Hochschulphilologen noch gestärkt, indem sie jeglichen Praxisbezug ablehnten und gegen das sogenannte Brotstudium wetterten. Zwei Stimmen seien hier Pars pro toto zitiert, die auf die Aktualität der philologischen Ausbildungspraxis im Kaiserreich verweisen und zugleich ein Symptom für die Legitimationskrise der Philologen in den 1890er Jahren sind, also in der Zeit, in der sich die wissenschaftliche Volkskunde zu institutionalisieren begann.

Zunächst eine Reaktion des Altphilologen Wilamowitz – der bereits als wissenschaftlicher Kontrahent der Bonner Philologenschule erwähnt wurde – auf Kritiken an der Philologenausbildung. Dem geforderten Praxisbezug begegnete er 1892 in seiner Göttinger Prorektoratsrede mit einer deutlichen Absage: „Hängt unser Leben und unsere Existenzberechtigung etwa an der Ausbildung der Lehrer? Uns kann es nur recht sein, wenn es mit dieser Mißdeutung endlich ein Ende hat. [...] Uns hat der Staat angestellt Philologie zu lehren: wie wir das thun, darüber legen wir vor keinem irdischen Tribunal Rechenschaft ab. [...] Und wenn wir nun keine Schulamtskandidaten mehr unter den Zuhörern haben sollten – ja, Schulamtskandidaten kennen wir auch jetzt nicht darunter: wir kennen nur Studierende der Philologie.“¹⁰³ Daß der renommierte Altphilologe die Zweckfreiheit seiner Wissenschaft noch zu einer Zeit verteidigte, als das Fach gerade in diesem Punkt auf heftige Kritik stieß, weist zwar starke Züge von Selbstvergewisserung auf. Dennoch zeugt die selbstherrliche Attitüde von einem nach wie vor ausgeprägten hohen Selbstbewußtsein der Altphilologen.

An dem neuhumanistischen Ausbildungskonzept hielten jedoch nicht nur Altphilologen fest. Im gleichen Tenor äußerte sich ein Jahr später auch der für die volkskundliche Institutionalisierung relevante Germanist Karl Weinhold in Berlin. Dieser klagte 1893 in seiner Rektoratsrede über „den Mangel an idealem Streben“ bei den Studierenden und kritisierte die zunehmende Zahl der Studenten, die jetzt im Studium fragten, „werde ich darin examiniert? kommt etwas darauf an für den Zeugnisgrad? brauche ich das einmal im Amte?“¹⁰⁴ Im Gegensatz dazu verweist Weinhold mit stark idealisierendem Impetus auf „begeisterte Jünglinge“ von früher, „die in nie ermattendem Ringen die höchste und edelste menschliche Bildung zu ge-

¹⁰² So Friedrich Paulsens kritische Anmerkungen zu den Lehramtsabgängern über die er weiter ausführt: „Man fühlt sich als Gelehrter zu vornehm für die Arbeit eines Lehrers der Elemente und doch muß sie getan werden. Es dauert oft lange, bis hier das innere Gleichgewicht wieder gefunden wird. Ders.: Die deutschen Universitäten, S. 216.

¹⁰³ Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf: Philologie und Schulreform, S. 103-104.

¹⁰⁴ Karl Weinhold: Eine Rektoratsrede, S. 408-409.

winnen strebten“¹⁰⁵. Weinhold verteidigt hier das neuhumanistische Ideal der zweckfreien Bildung und beschwört es als Schutzwall gegen die bedrohende „Nachtseite“ der Moderne, in der er „jenes Bild vollendeter Menschlichkeit verdunkelt“¹⁰⁶ sah. In dieser pathetischen Warnung vor dem bedrohlichen Dunkel kommt jedoch gerade die Ideologisierung der „edelsten menschlichen Bildung“ zum Vorschein. Denn Weinhold sieht mit dem Schwinden der neuhumanistischen Bildungsideale nicht nur die gesellschaftliche Zukunft in negativem Licht, sondern er weist zugleich auf die fachpolitischen Konsequenzen hin. Der Universitätsrektor muß gestehen, daß „wichtige Fächer der Philosophischen Fakultät seit Semestern einen starken Rückgang der Zahl der Zuhörer verzeichnen, und noch scheint der tiefste Stand nicht erreicht“. Hintergrund dieser kritischen Situation war zum einen die Überfüllung des Lehrerberufes als Folge des hohen Zulaufs zu einem prestigeträchtigen und scheinbar sicheren Beruf, zum anderen aber betraf die sinkende Nachfrage vor allem die Klassische Philologie, wie Weinhold weiter ausführt. Über die Ursachen des Hörerrückgangs stellt er fest: „Die Überfüllung mit Kandidaten im Lehrfache wirkt darauf, aber auch die Ungunst, welche durch veränderte Anschauungen über die Aufgabe der Gymnasien die klassische Philologie zur Zeit erleidet.“¹⁰⁷ Angesichts dessen meinte nun Weinhold für die Altphilologie eine Lanze brechen zu müssen, indem er erneut auf deren gesellschaftliche Bedeutung verwies: „Das ist unerbaulich für die Professoren des Fachs nicht bloß, sondern auch unerfreulich im allgemeinen, denn die klassischen Studien sind ein geistreicher, ethisch erziehender Lebensstrom des deutschen Volkes seit vielen Jahrhunderten gewesen [...].“¹⁰⁸ Ungeachtet der fachpolitischen Interessen, die Weinholds Rede zweifelsohne enthielt, traf er mit seinem Urteil über das Schwinden des neuhumanistischen Bildungsideals und den damit einhergehenden Bedeutungsverlust der Philologie als die primäre Trägerin dieses Ideals ins Schwarze. Mit seiner Ansicht, daß diese Entwicklung im ‚geistigen‘ Niedergang des „deutschen Volkes“ münde, vertrat Weinhold eine Meinung, die in der bildungsbürgerlichen Öffentlichkeit des wilhelminischen Kaiserreichs weitverbreitet war. Auf den Zusammenhang von bildungspolitischer und gesellschaftlicher Krisendebatte ist nun näher einzugehen, um die gesellschaftliche Bedeutung von Bildung und die damit einhergehenden soziokulturellen Auswirkungen als einflußreiche Faktoren für die Entwicklung des volkskundlichen Diskurses transparent machen zu können.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Ebd. S. 408.

¹⁰⁷ Ebd. S. 409.

¹⁰⁸ Ebd.

3. Zur gesellschaftlichen Bedeutung und Funktion von Bildung

Nach Reinhart Kosellecks kann „das 19. Jahrhundert ein Jahrhundert der Bildung genannt werden“, und er fügt mit Recht hinzu, daß der Begriff Bildung mehr enthalte, „als bloß historische Bezeichnung(en) zu sein“¹⁰⁹. Es ist hier nicht der Ort ausführlicher Diskussion des Begriffes Bildung, der – so Koselleck – „eine spezifisch deutsche Wortprägung“¹¹⁰ ist. Vielmehr geht es darum, wie und warum Bildung eine zunehmend wichtige Funktion in der entstehenden „bürgerlichen Gesellschaft“ bekam, die Wilhelm Heinrich Riehl, der sich selbst ein „Mann des neunzehnten Jahrhunderts“¹¹¹ nannte, beschrieb, und welche soziokulturellen Auswirkungen die bildungspolitischen Entwicklungen hatten, die möglicherweise die volkswissenschaftlichen Interessen beeinflussten.

Über die Bedeutung und Funktion der Bildung im Bürgertum stellt Jürgen Kocka fest, daß „das neuhumanistische Bildungsprinzip deutsche Bürgerlichkeit besonders bestimmt“¹¹² habe, und er weist in diesem Zusammenhang auf den nachhaltigen Einfluß der Bildungsreform Anfang des 19. Jahrhunderts hin. Mit der Reform veränderte sich nicht nur das Bildungswesen und die Stellung der Philologen, sondern mit ihr war auch eine sukzessive Umgestaltung der Gesellschaft intendiert.¹¹³ Zum Stellenwert der Bildung im Bürgertum nach 1800 schreibt Wolfgang Kaschuba: „Das zentrale Scharnier indessen, um welches sich Bürgerleben und Bürgerwelten drehen, bleibt zweifellos der Kanon ‚bürgerlicher Bildung‘.“¹¹⁴ Wie beweglich war dieses „zentrale Scharnier“ – um im Bild zu bleiben – und welchen Einfluß hatte es auf die Beziehungen innerhalb der Bevölkerung? Anders gefragt, wie kam es dazu, daß Bildung zur Achse wurde, um die sich das bürgerliche Leben drehte, und wie gestaltete sich das Verhältnis zwischen Bildungsbürgern und dem Teil der Bevölkerung, der nicht am Kanon bürgerlicher Bildung partizipierte – also zum sogenannten Volk der Volkskunde?

Zunächst wurde das neuhumanistische Konzept der allgemeinen Menschenbildung mit egalitärem und universalem Anspruch vertreten und richtete sich gegen eine feudale Standes- und Berufserziehung. Lag Bildung im ausgehenden 18. Jahrhundert in den Händen des Klerus und Kultur in denen des französisch geprägten Adels,¹¹⁵ so entstand mit der Etablierung der

¹⁰⁹ Reinhart Koselleck: Einleitung, S. 19.

¹¹⁰ Ebd. S. 13; zur Begriffsgeschichte vgl. die hier genannte Literatur.

¹¹¹ Wilhelm Heinrich Riehl: Über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, S. 270.

¹¹² Jürgen Kocka: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 63.

¹¹³ Vgl. u.a. Karl-Ernst Jeismann (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft.

¹¹⁴ Wolfgang Kaschuba: Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800, S. 29.

¹¹⁵ Vgl. dazu u.a. Leo Balet/E.Gerhard [Eberhard Rebling]: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst. Die Autoren weisen hier eine sukzessive Verbürgerlichung der

neuen Bildungstheorie eine „aufsteigende soziale Schicht“, bemerkt Paulsen, „die sich auf die neuhumanistische, die deutsch-hellenistische Bildung, als ihren Rechtstitel stützt“.¹¹⁶ Der neuhumanistische Gräzismus stand sowohl in Opposition zum französisch geprägten Lebensstil der deutschen Fürstenhöfe und des Adels als auch zur klerikalen Latinität.¹¹⁷ Das gebildete Bürgertum postulierte nun den Anspruch, alle Menschen sollten das ideale Ziel der neuhumanistischen Bildung, die Kalokagathia, also körperliche und geistige Vollkommenheit nach dem Vorbild des „antiken Lebensprinzips“¹¹⁸ der Griechen anstreben. Auch Tagelöhner und Handwerker sollten Griechisch lernen und in die klassischen Studien eingeführt werden.¹¹⁹ Von der neuhumanistischen Bildungsidee ging eine eminente emanzipatorische Wirkung auf das Bürgertum aus – zumal das mit ihr postulierte Gleichheitsprinzip einen ständesprengenden Impetus hatte. Es schien damit eine „Triebkraft“ geschaffen, die eine „Umwälzung der politischen und sozialen Verhältnisse“¹²⁰ befürchten ließ, weil die Egalisierung und Nobilitierung durch Bildung einen Angriff auf die bestehenden Standesprivilegien der adligen Oberschicht darstellte¹²¹. Der gräzisierungstreibende Neuhumanismus gerierte sich jedoch nach den Napoleonischen Kriegen und dem erzwungenen Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation offensichtlich zur politisch erwünschten Alternative.¹²² Mit der deutsch-hellenistischen

Kulturbereiche und den damit verbundenen Aufstieg des Bürgertums seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach.

¹¹⁶ Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Bd. 2, S. 314.

¹¹⁷ Vgl. ebd. Über die soziale Funktion des neuhumanistischen Bildungsprogramms bemerkt Bollenbeck: Es wurde das „Griechische gegen den französischen Lebensstil von Hof und Adel zum Ausweis einer neuen bildungsbürgerlichen Vornehmheit, die sich nicht auf eine spezielle Berufsausbildung, sondern auf die ‚allgemeine Menschenbildung‘ beruft. Die propagierte Zweckfreiheit wird sich für die ‚gebildeten Stände‘ als zweckmäßig erweisen.“ Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 182.

¹¹⁸ Friedrich Paulsen, ebd. S. 467.

¹¹⁹ So der Anspruch der neuhumanistischen Bildungstheoretiker. Vgl. Margret Kraul: *Bildung und Bürgerlichkeit sowie dies.: Das deutsche Gymnasium*.

¹²⁰ Karl-Ernst Jeismann: *Einleitung*, S. 10.

¹²¹ Vgl. Fritz K. Ringer: *Die Gelehrten*, S. 11.

¹²² In diesen politischen Zusammenhang stellt auch Paulsen die erfolgreiche Durchsetzung der neuhumanistischen Bildungstheorie. Er berichtet davon, daß man an den Höfen begann sich der griechischen Sprache zuzuwenden und bemerkt dazu: „Im 19. Jahrhundert mußten sich auch die Fürsten und Prinzen griechisch zu lernen entschließen, um nicht in der Bildung zurückzubleiben.“ Ders.: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Bd. 2, S. 314. Über die Griechenbegeisterung an deutschen Fürstenhöfen informierte kürzlich auch eine Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum in München: „Das neue Hellas. Griechen und Bayern zu Zeit Ludwigs I.“ Vgl. dazu Harald Eggebrecht: *Gott mit dir, du Land des Byron*. Eggebrecht stellt hier fest: „Von den deutschen Fürsten entflammte vor allem der bayerische König Ludwig I. in heißer Griechenliebe. Er wollte aus seiner Residenzstadt München ein neues

Bildung schien nicht nur ein Konzept für die Reform der Nationalerziehung gefunden, sondern auch eine Möglichkeit deutscher Selbstfindung nach der napoleonischen Erniedrigung. Die Vorstellung, eine Erneuerung der Nation durch eine Reform des Bildungswesens und eine Wiederherstellung des deutschen Volkstums über das Medium des Griechischen zu erhalten, spielte dabei eine wesentliche Rolle. Mit einem nationalen Erziehungsprogramm die heranwachsende Generation für einen deutschen Nationalstaat zu konditionieren, war dabei programmatisches Ziel. In dieser historischen Situation konnte die neuhumanistische Bildungstheorie überzeugen und die Philologie mit der Übernahme des nationalpädagogischen Auftrages, zukünftig die Gymnasiallehrerausbildung zu übernehmen, reüssieren.

Für die Frage nach der Bedeutung und Funktion der Bildung im 19. Jahrhundert ist vor allem die Tatsache bedeutend, daß die egalitären Ideen und emanzipatorischen Vorstellungen der neuhumanistischen Theorie durch die Institutionalisierung im Zuge des Ausbaus des staatlichen Schulwesens konterkariert wurden. Mit den neuen Bildungsabschlüssen und Staatsprüfungen, an die sich ein Netz von Laufbahnen und Berechtigungen knüpfte, entwickelte sich ein „Qualifikationsdenken“, das die Schule zunehmend von „einem sekundären zu einem primären Faktor der Gestaltung der Gesellschaft“¹²³ machte. Damit änderte sich nicht zuletzt die Position der Lehrerschaft im höheren Bildungswesen, die sich, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, zum eigenständigen Berufsstand emanzipiert hatte. Durch den Funktionswandel der Schulen hatten die Philologen auch entschieden Anteil an der gesellschaftlichen Umgestaltung.¹²⁴ Der Bedeutungszuwachs, den das höhere Bildungswesen und dessen Vertreter erfuhren, resultierte nicht zuletzt aus dem Berechtigungswesen. Zeigte sich bereits im Monopol des Gymnasiums eine exklusive Berechtigung beim Zugang zum Universitätsstudium, so wurde das Reifezeugnis insbesondere zur Eingangsqualifikation für staatsnahe und staatstragende Positionen und privilegierte zum „einjährig-freiwilligen Militärdienst“¹²⁵. Mit dem Berechtigungswesen stieg

Athen machen, betätigte sich als leidenschaftlicher Sammler griechischer Altertümer, für die er wahre Kunsttempel erbauen ließ.“

¹²³ Karl-Ernst Jeismann: Einleitung, S. 12.

¹²⁴ Nicht irrelevant für die Bewertung der Beziehung zwischen Lehrerschaft und Volkskunde sowie der späteren Integration der Volkskunde in die Lehrerausbildung ist Margret Krauls Hinweis: Es entstand „durch die an Bildung gebundenen Privilegien eine grundlegende Verflechtung zwischen Schule und Staat“, die den „Fortgang der Bildungspolitik im 19. Jahrhundert vor und nach der Reichsgründung prägt“. Dies.: Das deutsche Gymnasium, S. 11.

¹²⁵ Im Gegensatz dazu war ein dreijähriger Pflichtdienst abzuleisten. Peter Lundgreen bezeichnet das „Einjährig-Freiwilligen-Privileg“ als „harte Grenze der bildungsmäßig determinierten Klassenlinie der Gesellschaft im Kaiserreich“. Ders.: Die Eingliederung der Unterschichten, S. 90.

die höhere Bildung im 19. Jahrhundert beachtlich im Wert und wurde zu einem begehrten gesellschaftlichen Gut, zumal der soziale Aufstieg durch die Schule darin angelegt war.

Durch die ideelle und faktische Aufwertung übte Bildung eine langanhaltende Anziehungskraft auf die Menschen aus. Es wird von einem sich immer mehr ausbreitenden „Bildungsfieber“ und vom „unstillbaren Bildungsdurst“¹²⁶ oder vom sogenannten Bildungshunger gesprochen, der sich bereits in Karl Philipp Moritz' Roman „Anton Reiser“ fast wortwörtlich zeigte¹²⁷. Und nicht von ungefähr wird Anfang des 19. Jahrhunderts der Terminus „Bildungsroman“ geprägt. Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1795/96) gelten als prototypisch für die Gattungsgeschichte dieses neuen Romantypus, der – so Wilhelm Voßkamps Feststellung – „zum vorherrschenden deutschen Romanmodell im 19. Jahrhundert und teilweise auch noch im 20. Jahrhundert werden konnte“¹²⁸. Der Erfolg dieser als Zeitutopie charakterisierten neuen Literaturgattung korrelierte mit dem neuhumanistischen Bildungskonzept, dessen utopischer Telos ebenfalls in der „allseitigen Vervollkommnungsfähigkeit des Individuums in der Zeit“¹²⁹ durch Bildung war.

Die Aussichten, mittels Bildung ein ‚besserer‘ Mensch zu werden, vor allem aber sozial aufzusteigen, lösten einen Ansturm auf die Bildungsinstitutionen aus, den es zu kanalisieren galt. Die Folge dieses wachsenden Bildungszulaufs war, daß die mit der Bildungsreform überwundenen alten ständischen Grenzen durch neue – sowohl formelle als auch informelle – ersetzt wurden. Es gab zwar im Laufe des 19. Jahrhunderts bereits kleine ‚Grenzverschiebungen‘ durch die Einrichtung neuer Schulformen, wie der Bürger- und Realschulen, jedoch blieb, wie Peter Lundgreen feststellt, „die tiefgehende Kluft zwischen niederer und höherer Bildung, die eine wichtige, vielleicht die entscheidende Klassenlinie der bürgerlichen Gesellschaft dieser Zeit konstituierte“¹³⁰. In der strikten Trennung zwischen den niederen und höheren Schulformen lag nicht nur ein „objektives Hindernis“¹³¹ für den Anschluß an das gymnasiale Berechtigungswesen. Aus ihr gingen nicht zuletzt auch soziale Barrieren und Verfestigungen hervor, die sich vor allem ab Mitte des Jahrhunderts mit der weiteren Differenzierung des Bil-

¹²⁶ Vgl. Reinhart Koselleck: Einleitung, hier bes. S. 27ff.

¹²⁷ Vgl. Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. In dem autobiografischen Roman strebt Moritz' Hauptfigur Reiser trotz aller Not nach höherer Bildung und hungert, um Geld für Bücher aufbringen zu können.

¹²⁸ Wilhelm Voßkamp: Der Bildungsroman in Deutschland, S. 264.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Peter Lundgreen: Die Eingliederung der Unterschichten, S. 89.

¹³¹ Ebd.

dungswesens im Zuge wachsender Industrialisierung verstärkten¹³². Oder wie es Karl-Ernst Jeismann formuliert: „Die Industrielle Revolution und die Entstehung des Vierten Standes produzierte erst eigentlich die soziale ‚Zwei-Völker-Situation‘, machte die Inkongruenz zwischen dem älteren ‚modernen‘ Unterrichtswesen und der jüngeren Sozialentwicklung sichtbar.“¹³³

Bildung bekam also seit Anfang des 19. Jahrhunderts eine eminent wichtige Bedeutung für die gesellschaftliche Verortung und avancierte in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft zum sozialen Distinktionsmittel schlechthin. Wer zur sogenannten guten Gesellschaft gehören und vor allem auch von ihr anerkannt werden wollte, für den wurde akademische oder zumindest gymnasiale Bildung unabdingbare Voraussetzung. Zur Verdeutlichung dieser soziokulturellen Bedeutung der Bildung sei hier Friedrich Paulsens Feststellung wiederholt: „Die Gesamtheit der akademisch Gebildeten stellt in Deutschland eine Art geistiger Aristokratie dar. [...] Im ganzen bilden die Inhaber dieser Berufe eine homogene gesellschaftliche Schicht; sie erkennen sich eben auf Grund der akademischen Bildung als sozial Gleichstehende an [...]. [...] Umgekehrt: wer keine akademische Bildung hat, dem fehlt in Deutschland etwas, wofür Reichtum und vornehme Geburt nicht vollen Ersatz bieten. Dem Kaufmann, dem Banquier, dem reichen Fabrikanten oder auch dem Grossgrundbesitzer, er mag in anderer Hinsicht noch so überlegen dastehen, wird gelegentlich der Mangel akademischer Bildung empfindlich.“ Und die Folge davon sei, so resümiert Paulsen, „dass die Erwerbung der akademischen Bildung zu einer Art gesellschaftlicher Notwendigkeit bei uns geworden ist, mindestens die Erwerbung des Abiturzeugnisses, als des potentiellen akademischen Bürgerrechts.“¹³⁴

Das Beispiel von Fürst Pückler-Muskau belegt die Einschätzung Paulsens, daß „Reichtum und vornehme Geburt“ kein Ersatz für ‚patentierete‘ Bildung waren. Dies hatte der Fürst bereits 1830 erfahren müssen, als er auf Anraten seiner Freunde Rahel und Karl August Varnhagen von Else seine „Briefe eines Verstorbenen“ publizierte – eine im aktuellen Genre der Reiseliteratur verfaßte geharnischte Kritik am eigenen Staatswesen und an

¹³² Ab Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkten sich Forderungen nach einem Ausbau der Realschulen. Zum einen wurden diese für die nichtstudierende Jugend gefordert und zum anderen wurde eine bessere schulische Vorbildung für die Fachhochschulen verlangt, die aufgrund der Fortschritte in den Natur- und Technikwissenschaften expandierten. Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 557ff.

¹³³ Karl-Ernst Jeismann: Einleitung, S. 15.

¹³⁴ Friedrich Paulsen: Die deutschen Universitäten, S. 149-150. Über die Distinktionsfunktion der Bildung im Kaiserreich vgl. auch Norbert Elias: Studien über die Deutschen.

den europäischen Fürstenhöfen.¹³⁵ Die „Briefe“ des liberalen Aristokraten mit demokratischen Neigungen – wie ihn sein Biograph Heinz Ohff nennt – wurden über Nacht zum Bestseller. Kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe schrieb in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ eine „begeisterte Rezension“, die mit dem Satz begann: „Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk.“¹³⁶ Trotz der bald auch internationalen Erfolge seiner Bücher, deren sprachliche Qualität Ohff mit Heinrich Heine vergleicht, wirft man dem von höchstem Adel abstammenden Fürsten vor, „weder ein Dichter noch ein Gelehrter“¹³⁷ zu sein. Obwohl der Fürst diesen Anspruch nie erhob, wertete ihn die geistige Aristokratie mit einem typisch deutschen Vorwurf – wie Ohff konstatiert – ab, denn er hatte sich ohne akademische Bildung auf ihr Terrain begeben.

Der Besitz von Bildung wurde in Deutschland zum anhaltenden gesellschaftlichen Unterscheidungsmerkmal, über das Max Weber am Ende des Kaiserreiches noch schreibt: „Unterschiede der ‚Bildung‘ sind heute, gegenüber dem *klassenbildenden* Element der Besitz- und ökonomischen Funktionsgliederung, zweifellos der wichtigste eigentliche *ständebildende* Unterschied.“ Weber ging sogar noch weiter, indem er in den Bildungsunterschieden die größten psychologischen Barrieren im alltäglichen Miteinander sah, da sie seiner Meinung nach „eine der allerstärksten rein innerlich wirkenden sozialen Schranken“¹³⁸ darstellten. Es wird zu zeigen sein, wie Volkskundler philologischer Provenienz um die Jahrhundertwende genau diesen bildungsbedingten psychologischen Aspekt, auf den Weber 1917 hinwies, zur Legitimierung der wissenschaftlichen Volkskunde aufgriffen.

Die bildungsbedingte soziokulturelle Dichotomie äußerte sich sogar innerhalb der Lehrerschaft mit Abgrenzungen und Akzeptanzproblemen. Die Gymnasialphilologen, die nur die neuhumanistische Bildung als die ‚einzig wahre‘ Bildung anerkannten und sich, wie oben gezeigt, eher als Gelehrte denn als Lehrer fühlten, grenzten sich von den Lehrern anderer Schulformen ab. Die Realschulen galten in den Augen der Philologen wegen ihrer Nähe zur Praxis als „gemeine ‚Nützlichkeitskramschulen‘“ oder als „pädagogischer Irrweg“¹³⁹, und ihre ablehnende Haltung gegenüber den

¹³⁵ Vgl. Heinz Ohff: Der grüne Fürst. Für diesen Hinweis danke ich Michael Niemann.

¹³⁶ Ebd. S. 162. Positive Resonanz erhielt Fürst Pückler auch von „Alexander von Humboldt, der zur Zeit wohl Berühmteste im Lande“, stellt Ohff fest.

¹³⁷ Ebd. S. 166. Übersetzt ins Französische und Englische hatten die „Briefe“ sowohl in Frankreich und England als auch in Amerika großen Erfolg. In Amerika waren 1833 schon acht Auflagen erschienen. Vgl. ebd. S. 169.

¹³⁸ Max Weber: Wahlrecht und Demokratie in Deutschland, S. 247 [Hervorhebungen im Original].

¹³⁹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 557 u. 558; vgl. dazu auch Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium, S. 80; dies.: Bildung und Bürgerlichkeit, S. 45-73.

Realschulen setzte sich in der mangelnden Akzeptanz der Realschullehrer fort. Die Diskreditierung der Realschulen verstärkte sich nach der 1848er Revolution; sie wurden in der Reaktionszeit als „Brutstätten des Materialismus, der Irreligion und der Revolution“¹⁴⁰ denunziert. Als Reaktion auf diese Verunglimpfungen nahmen ab den 1850er Jahren die Umwandlungen von Realschulen in Gymnasien zu. Vor allem aber wurden auch die Forderungen und Kämpfe um Annäherung der Realschulen an das gymnasiale Curriculum und um Gleichstellung stärker. Diese Auseinandersetzungen gingen in die Bildungsgeschichte als 50jähriger Schulkrieg ein¹⁴¹, den hauptsächlich die Philologen schürten, wie Paulsen meint: „Der ganze Schulkrieg, die ganze heillose Verwirrung der Dinge ist ja doch ganz allein dadurch herbeigeführt worden, daß die Philologen es durchgesetzt haben, das Griechische zum Zwangsfach im Gymnasium und zur Bedingung der Zulassung zu allen Studien zu machen. [...] Der Eigensinn philologischer Schulpäpste, ihre Ansicht von allein seligmachender Bildung aller Welt aufzunötigen, der hat die ganze Unruhe und Widerwärtigkeit des Schulkrieges allein hervorgebracht.“¹⁴² Paulsens harsches Urteil über die Haltung der Philologen deutet darauf hin, daß deren Position im höheren Bildungswesen in den 1890er Jahren sehr geschwächt war. Allerdings hatte der „alte Streit zwischen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite und der sprachlich-historischen“ selbst dann noch nicht aufgehört, wie Kurt Geissler 1909 in einer Abhandlung über „Lehrer und Gelehrte“¹⁴³ bemerkte, nachdem bereits mit der Schulreform 1900 die Realschulen als gleichberechtigt mit den Gymnasien anerkannt waren. Und „in der Mentalität der Gebildeten setzte sich diese Auseinandersetzung mit allen impliziten Wertungen und Abwertungen bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts fort“¹⁴⁴, stellte Jeismann fest.

Es kann hier nur angedeutet werden, daß die Abwehrhaltung der Philologen gegenüber dem Realschulzweig sehr komplexe Ursachen hatte. Dazu zählten neben dem neuhumanistischen Postulat der Zweckfreiheit, dem die Realschulen mit ihrer Praxisorientierung zuwider liefen, sowohl berufspolitische als auch soziokulturelle Gründe. Die Klagen über Verluste durch die zunehmende Modernisierung und die lauter werdenden Ängste angesichts des technisch-naturwissenschaftlichen Fortschritts lagen in nicht geringen Teilen auch in der Konkurrenz begründet, mit der die Philologen ab Mitte des Jahrhunderts zunehmend konfrontiert wurden. Sowohl ihr ge-

¹⁴⁰ Friedrich Paulsen, ebd. S. 556.

¹⁴¹ Vgl. ebd. S. 564; vgl. dazu auch Margret Kraul ebd.

¹⁴² Friedrich Paulsen, ebd. S. 566-567. Paulsen spricht wiederholt vom „grimmigen Haß gegen das Nützliche“ (S. 516) und vom „Haß gegen das Utilitätsprinzip“ (S. 558).

¹⁴³ Kurt Geissler: *Lehrer und Gelehrte*, S. 556.

¹⁴⁴ Karl-Ernst Jeismann: „...der gelehrte Unterricht in den Händen des Staates“, S. 343.

sellschaftliches Ansehen als auch ihre Stellung innerhalb des höheren Bildungswesens nahm durch die Aufwertung der Realschulen zu Realgymnasien und später der Oberrealschulen sowie durch den Ausbau der Technischen Hochschulen ab¹⁴⁵. Die naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen und Berufe gewannen im Zuge fortschreitender Modernisierung unaufhörlich an Gewicht. Der damit einhergehende „Konkurrenzkrieg“¹⁴⁶ setzte die ‚alten‘ Bildungseliten immer stärker unter Legitimationsdruck, was ihre Abwehrhaltung nicht schwächer werden ließ, wie das Beispiel Geissler zeigte. Mit dem zunehmenden Erfolg der naturwissenschaftlich-technischen Fächer wurden nun auch die Stimmen lauter, die den Philologen mit dem Vorwurf der Nutzlosigkeit der altklassischen Bildung begegneten. Die Kritik an der Hegemonie des altklassischen Unterrichts provozierte nicht nur dessen Rechtfertigung, sondern zwang die Philologen auch zu einem Umdenken, was zu einer anhaltenden Krisen-debatte innerhalb der Philologie führte, die sich um die Jahrhundertwende zuspitzte.

Das Distinktionsbedürfnis der Philologen kam jedoch gegenüber den nicht akademisch ausgebildeten Volksschullehrern noch mehr zum Tragen, wengleich von dieser Lehrergruppe die wenigste Konkurrenz zu erwarten war. Hier wurde aus Angst vor Prestigeverlust die entscheidende Grenzlinie zwischen akademisch und seminaristisch ausgebildeten Lehrern von Philologen vehement verteidigt. Die Betonung der Distanz wurde vor allem ab 1892 nötig, als alle Lehrer an höheren Schulen einheitlich die Amtsbezeichnung Oberlehrer ungeachtet ihrer akademischen Ausbildung erhielten und mit dem neuen Titel die Unterschiede der Lehrergruppen verwischt wurden.¹⁴⁷ Zudem begannen die Volksschullehrer um die Jahrhundertwende, sich in Ausbildung und Gehaltsvorstellungen an den Philologen zu orientieren¹⁴⁸. Am deutlichsten zeigten sich standespolitisch motivierte Abgrenzungen im Organisationsverhalten der Lehrer immer dann, wenn „die sorgsam gehütete hierarchische Differenzierung des ‚Standes‘ gefährdet“¹⁴⁹

¹⁴⁵ Hinzu kam die Konkurrenz aus den eigenen Reihen durch die Überfüllungskrisen vor allem in den 1880er und 1890er Jahren. Vgl. Rainer Bölling: Lehrerarbeitslosigkeit in Deutschland. Vgl. dazu auch Hartmut Titze: Die zyklische Überproduktion von Akademikern.

¹⁴⁶ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 593. Vgl. dazu auch Christoph König und Eberhard Lämmert (Hg.): Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900.

¹⁴⁷ Vgl. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 31. Jarauschk weist darauf hin, daß sich die gymnasialen Oberlehrer auch deshalb eher als Gelehrte oder Gebildete, nicht aber als Pädagogen sahen, „weil sie dieser Begriff zu sehr in die Nähe der Volksschullehrer gerückt hätte“. Konrad H. Jarauschk: Die Krise des Bildungsbürgertums, S. 195.

¹⁴⁸ Vgl. Edwin Keiner/Heinz-Elmar Tenorth: Schulmänner, S. 209.

¹⁴⁹ Ebd. S. 217.

erschien – wie Edwin Keiner und Heinz-Elmar Tenorth feststellen. Die Autoren merken weiter an, daß sich das Distanzierungsverhalten der Philologen gegenüber den Volksschullehrern noch nach 1933 „bis zu dem paradoxen Punkt“ auswirkt, „daß die Lehrer der höheren Schulen den Eintritt in den Nationalsozialistischen Lehrerbund nicht etwa ablehnen, weil er nationalsozialistisch ist, sondern weil er zu egalitär ist, nämlich Volksschullehrer und Philologen gemeinsam organisiert“¹⁵⁰.

Angesichts der lange anhaltenden Distanzierung innerhalb der Lehrerschaft ist an die Mitgliederstruktur der Hessischen Vereinigung zu erinnern. In der Hessischen Vereinigung scheinen weder die geschilderten Abgrenzungstendenzen innerhalb der Lehrer noch Ressentiments der Philologen gegenüber Volksschullehrern eine Rolle gespielt zu haben. Entgegen der vielfach belegten bildungsbedingten Hierarchisierung taten sich hier neben Theologen vor allem Hochschul- und Gymnasialphilologen mit Volksschullehrern in einem wissenschaftlichen Verein zusammen. Dies kann vor dem oben geschilderten Hintergrund im wilhelminischen Kaiserreich als mehr als erstaunlich angesehen werden. Wenngleich sich im arbeitsteiligen Vorgehen des Vereins auch eine hierarchische Struktur erkennen ließ, so mußte die Integration von Akademikern und Nichtakademikern in der wissenschaftlichen Volkskunde den Zeitgenossen um die Jahrhundertwende geradezu als revolutionärer Akt erscheinen. Die Aussicht, an der wissenschaftlichen und bildungsbürgerlichen Welt teilzuhaben, von der sie in der Regel ausgeschlossen waren, kann als entscheidendes soziokulturelles Motiv der Volksschullehrer sowie anderer nichtakademischer Berufsgruppen für ihr großes Engagement in den Volkskundevereinen im Kaiserreich angenommen werden. Die Motive der Philologen, die Volksschullehrer in die wissenschaftliche Volkskunde zu integrieren, sind im Zusammenhang ihrer fach- und berufspolitischen Krise weiter zu erörtern.

Berücksichtigt man zeitgenössische Stimmen über das Verhältnis zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk, so mutet die Hinwendung der Philologen zum sogenannten einfachen Volk nicht weniger avantgardistisch an als ihre Akzeptanz der Volksschullehrer in den Volkskundevereinen. Friedrich Paulsen, der sich intensiv mit dem „Verhältnis der gelehrten Bildung zur Volksbildung“ auseinandersetzte und wiederholt vor einer Überschätzung des klassischen Unterrichts bei gleichzeitiger Unterschätzung seiner Nachteile warnte, kam Ende des 19. Jahrhunderts zu dem Schluß, „daß durch die klassische Bildung ein Bruch in unser Volksleben gebracht worden ist“¹⁵¹. Er leitet diesen Bruch historisch her und stellt dazu fest: „Von den Tagen an, da die humanistischen Poeten und Oratoren des

¹⁵⁰ Ebd. S. 207.

¹⁵¹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 682.

16. Jahrhunderts die Sprache ihres Volkes als gotische Barbarei empfanden und ihren väterlichen Namen als einen Schimpf ablegten, ist bis auf die Gegenwart die Fremdheit der höheren Bildung gegen das Volk und seine geistige Welt, wenn nicht eine gewollte, so doch eine tatsächliche Wirkung der klassischen Bildung.“¹⁵² Zu einem vergleichbaren Befund wie Paulsen kam Wilhelm Heinrich Riehl bereits Mitte des 19. Jahrhunderts in seinem ersten großen Werk „Die bürgerliche Gesellschaft“¹⁵³, in dem er ebenfalls auf die bildungsbedingte Teilung der Bevölkerung einging.

B. Bildungskritik in der frühen Volkskunde

1. Wilhelm Heinrich Riehls Kritik an der bildungsbedingten Dichotomie der bürgerlichen Gesellschaft

Über die Entstehungsgeschichte seines Buches „Die bürgerliche Gesellschaft“ teilt Riehl im Vorwort zur achten Auflage 1885 mit, daß sein Schreiben stark von seinen Erlebnissen der 48er Revolution geprägt gewesen sei, und er informiert weiter: „Erschienen aber ist das Buch im Reaktionsjahre 1851 und hat in der sogenannten Reaktionszeit der fünfziger Jahre ganz besonderen Anklang und Verbreitung gefunden“¹⁵⁴. Der Autor, der mit dieser Erklärung möglicherweise den Vorwurf, sich am konservativen Zeitgeschmack orientiert zu haben, entkräften wollte, informiert jedoch die heutigen Leser zugleich darüber, daß sein Buch in einer Zeit erfolgreich war, in der die Modernisierung und Differenzierung des Bildungswesens weiter fortschritt und die damit einhergehenden Konflikte zu immer schärferen Auseinandersetzungen führten. Von dieser bildungspolitischen Entwicklung blieb auch „die bürgerliche Gesellschaft“ Riehls nicht unberührt. Lag doch sein Erfolg – wie er 1885 weiter meint – offensichtlich darin, daß

¹⁵² Ebd. Die von Paulsen hier angedeutete Eigenart, den deutschen Namen als minderwertig einzustufen, brachte auch Moritz in seinem bereits erwähnten Roman „Anton Reiser“ zum Ausdruck. Als der Protagonist zum erstenmal mit latinisiertem Namen angeredet wird, fühlte er sich aufgewertet. So heißt es im Roman, „es schmeichelte Reiser nicht wenig, auf diese Weise seinen Namen zum erstenmal in us umgetauft zu sehen“. Und weiter: „Da er mit dieser Endigung der Namen immer die Idee von Würde und einer erstaunenswürdigen Gelehrsamkeit verknüpft hatte und sich nun schon im Geiste den gelehrten berühmten Reiserus nennen hörte.“ Karl Philipp Moritz: Anton Reiser, S. 141.

¹⁵³ Die 1. Auflage erschien in Stuttgart 1851 und wurde seit 1854 als 2. Band der „Naturgeschichte des Volkes“ gezählt. Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Herausgegeben und eingeleitet von Peter Steinbach, S. 286.

¹⁵⁴ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Vorwort zur achten Auflage; hier zitiert nach einem Abdruck in der neunten Auflage, Stuttgart 1897, S. VIII.

er die „Zeichen der Zeit“¹⁵⁵ erkannt hatte und das „aussprach, was viele dachten und doch nicht sagten“¹⁵⁶. So wollte er der zeitgenössischen Furcht vor dem „Aufgehen der vielgliederigen Gesellschaft in ein nivelliertes Bürgertum“¹⁵⁷ mit seiner „politischen Volkskunde“ als „Bürgerschaft unserer politischen Zukunft“¹⁵⁸ begegnen.

In Riehls „politischer Volkskunde“ ging es um den Nachweis gesellschaftlicher Unterschiede oder, wie er es nannte, um „natürliche Besonderungen im Volksleben“¹⁵⁹, die wiederum die Basis in seinem Konzept der Ständegesellschaft bildeten. Diese für Riehl „historisch gewachsenen Unterschiede“ standen jedoch im Widerspruch zum egalitären Postulat, welches das neuhumanistische Konzept der allgemeinen Menschenbildung beinhaltete und mit dem sich das Bürgertum seit Anfang des Jahrhunderts ja gerade gegen Standesunterschiede wandte, die einer bürgerlichen Emanzipation im Wege standen. Es drängt sich nicht nur die Frage auf, was den Bildungsbürger Riehl bewog, als ‚Volkskundler‘ ein antiemanzipatorisches Konzept für eine zukünftige bürgerliche Gesellschaft zu entwerfen. Zu fragen ist nicht zuletzt auch, warum seine Suche nach vermeintlich natürlich gewachsenen, historischen Unterschieden offensichtlich großen Anklang in einem Bürgertum fand, das sich gerade von den feudalen Fesseln und den damit einhergehenden ständischen Unterschieden befreite.

Bekanntlich kontrastierte Riehl in seinem Buch über die bürgerliche Gesellschaft die „Mächte des Beharrens“ und die „Mächte der Bewegung“. In dieser Gegenüberstellung war für den sogenannten Vater der Volkskunde das Bürgertum nicht nur „seit alten Tagen der oberste Träger der *berechtigten* sozialen Bewegung“¹⁶⁰, dessen Gegenpol der Bauer als „beharrender Kern“¹⁶¹ darstellte. Er meinte sogar, „Bürger und Bauern sind überhaupt die entschiedensten Gegensätze“¹⁶². Wie werden nun die Merkmale des von Riehl definierten basalen Gegensatzes von Bewegung und Beharren, von Bürger und Bauer, beschrieben? „Dem Bauern sieht man’s gleich am Rock und an der Nase an, aus welchem Winkel des Landes er stammt, das Bürgertum hat eine gleichmäßige äußere Physiognomie der ‚gebildeten Gesellschaft‘ bereits über ganz Europa

¹⁵⁵ So der Titel des ersten Kapitels der „Einleitung“, die er nach eigenen Angaben in der Zeit zwischen 1851 und 1853 schrieb. Vgl. ebd. S. 3.

¹⁵⁶ Ebd. S. V.

¹⁵⁷ Ebd. S. 8.

¹⁵⁸ Ebd. S. 4-5.

¹⁵⁹ Ebd. S. 8.

¹⁶⁰ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft, S. 153 [Hervorhebung von A.B]. Im folgenden wird nach der von Steinbach hrsg. Ausgabe zitiert, mit Ausnahme der Passagen, die darin nicht abgedruckt sind.

¹⁶¹ Ebd. S. 57.

¹⁶² Ebd. S. 193.

Gesellschaft‘ bereits über ganz Europa ausgebreitet.“¹⁶³ Daß die Lesart dieser Kontrastierung von Bauern und Bürgern oder von bäuerlicher und bürgerlicher Lebenswelt auf eine Dichotomie von gebildeter und nichtgebildeter Bevölkerung hinauslief, wird an seiner Kritik am bürgerlichen Postulat der Allgemeingültigkeit noch deutlicher.

Im Bürgertum – gleichgesetzt mit gebildeter Gesellschaft¹⁶⁴ – drücke sich, so Riehl, der „Universalismus des modernen gesellschaftlichen Lebens am entschiedensten aus“. Und dieser „moderne Universalismus des Bürgertums“ ist für ihn die „oberste Voraussetzung“ dafür, „daß die Scheidungen der Stände gekreuzt werden durch die große Querlinie, welche lediglich eine *gebildete* und eine *ungebildete* Gesellschaft abteilt“¹⁶⁵. Riehl diagnostizierte bereits 1851 zum einen, daß Bildung eine ständesprengende Kraft war und sich zum dominanten Unterscheidungsmerkmal in der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt hatte. Zum anderen verwies er mit der Spaltung der Gesellschaft qua Bildung auf die soziokulturellen Auswirkungen des Bildungssystems, die sich zu seiner Zeit verstärkten. In dem Maße, wie die „ideelle Macht des Bürgertums gegenüber anderen Ständen stetig gewachsen“ war und man mit dem Anspruch auftrat, „es gäbe gar keinen berechtigten Stand mehr als den Bürgerstand“¹⁶⁶, in dem Maße – so könnte man Riehls Gedanken fortführen – kamen zunehmend Bildungsunterschiede als Indikator für soziale Grenzen zum Tragen. Riehl wies jedoch nicht nur auf die daraus resultierenden bildungsbedingten gesellschaftlichen Konflikte hin. Er registrierte auch das zentrale Problem des oben erwähnten Schulkrieges, der in der postrevolutionären Phase, als Riehls Buch erschien, begann, indem er nämlich von der „Feindschaft der klassischen Philologen und der Realisten“ sprach, in der er sogar „Ansätze von ‚Klassenhaß‘“¹⁶⁷ sah. Die Beobachtung des Zusammenhangs zwischen bildungspolitischer und gesellschaftlicher Entwicklung spielte offensichtlich keine ge-

¹⁶³ Ebd. S. 153.

¹⁶⁴ Daß Riehl mit Bürgertum primär Bildungsbürgertum meinte, wird an vielen Stellen seines Buches deutlich, so beispielsweise in dem Satz: „Nur die nivellierte äußere Kruste der Gesellschaft, die den modernen abstrakten Bildungsmenschen in sich faßt, hat jetzt schon keine eigentümliche Sitte mehr.“ Einleitung. Zweites Kapitel, abgedruckt in der neunten Auflage, Stuttgart 1897, S. 26.

¹⁶⁵ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Hrsg. von Steinbach, S. 164 [Hervorhebungen im Original].

¹⁶⁶ Ebd.

¹⁶⁷ Ebd. S. 181. Der Hintergrund der Riehlschen Diagnose war, daß sich nach der 1848er Revolution die Auseinandersetzungen um die gleichberechtigte Anerkennung der Gymnasien und Realschulen verschärften und sich, so Jeismann, zum „ideologisierenden Kampf“ entwickelten. Karl-Ernst Jeismann: „...der gelehrte Unterricht in den Händen des Staates“, S. 343. Vgl. dazu auch Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium, sowie Paulsen, der ebenfalls von grimmigem Haß berichtete. Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 516.

ringe Rolle in Riehls Werk. Allerdings nahm er eine sehr ambivalente Haltung in diesem Punkt ein, die, wie zu zeigen sein wird, auch ein signifikantes Merkmal der Volkskunde im Kaiserreich war. Denn trotz seiner „scharfsinnigen Beobachtung“¹⁶⁸ der bildungsbedingten gesellschaftlichen Dichotomie und der daraus resultierenden Probleme entwickelte er sein ständisches Gesellschaftskonzept, das „einer sozialen Emanzipation durch Bildung diametral entgegensteht“¹⁶⁹, wie Peter Steinbach treffend bemerkt. Diese Ambivalenz in Riehls Argumentation wird vor allem in seinen Ausführungen über den Einfluß von Bildung auf das Verhältnis zwischen gebildeter und ungebildeter Bevölkerung deutlich.

In seinem Kapitel über das Bürgertum geht er unter anderem auf Veränderungen im bürgerlichen Abgrenzungsverhalten ein: „Von den Schranken nach oben will der moderne Bürger in der Regel nichts mehr wissen, die Schranken nach unten hält man dagegen in der Tat um so fester, je weniger man es vielleicht in der Rede Wort haben will.“¹⁷⁰ Und in diesem bürgerlichen Abschotten „nach unten“ lag für Riehl „hoffärtiger Egoismus“ und „sittliche Verderbnis“¹⁷¹. Er prangerte den Beamtenstand an, der es darauf absehe, „den Bauern seine Bildung fühlen zu lassen“¹⁷², oder an anderer Stelle war es der „rangsüchtige Kastengeist“¹⁷³, den er am Bürgertum kritisierte. Diesen Kastengeist führte Riehl auf die Bildungspolitik zurück, indem er feststellte: Das „wohlbestandene Examen“ sei „eigentlich das goldene Kalb“, um welches man „anbetend tanzt“, weil es „für alle Zukunft kampflos gesicherte Existenz“ im Staatsdienst verspreche, in dem nur noch „eine privilegierte Versorgungsanstalt“¹⁷⁴ gesehen werde. Riehls Kritik zielte zum einen auf ein gruppenegoistisches und überhebliches Verhalten gebildeter Bürger, das zudem staatlich positiv sanktioniert werde, ab. Zum anderen kritisierte er die Bildungsbürger, die sich von dem Teil der Bevölkerung abgrenzten, die nicht an der höheren Bildung teilhatten. Damit wies er deutlich auf Punkte hin, die oben als soziokulturelle Auswirkungen des bildungsbedingten Berechtigungswesens dargestellt wurden.

Obwohl Riehl im Bildungssystem die Ursache für die gesellschaftliche Dichotomie erkannte, ging es ihm jedoch nicht um den Abbau von Bil-

¹⁶⁸ So Ulrich Engelhardts zutreffende Bemerkung über Riehls Grundsatzkritik am „gebildet firmierenden Teil“ des Bürgertums, allerdings sieht der Autor nicht die Ambivalenzen der Riehlschen Argumentation. Ders.: „Bildungsbürgertum“, S. 137.

¹⁶⁹ Peter Steinbach: Einleitung, S. 37.

¹⁷⁰ Ebd. S. 201.

¹⁷¹ Ebd.

¹⁷² Ebd. S. 82.

¹⁷³ Ebd. S. 184.

¹⁷⁴ Ebd. S. 185. Vgl. dazu auch Max Weber, der vom deutschen „Examensmenschen“ sprach, für den „das Examensdiplom als Eintrittsbillet ins Reich der Amtspfünde“ von großer Bedeutung sei. Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 35.

derungsschranken. Daß auch ihm die höhere Bildung ‚heilig‘ war, kann man an folgendem Satz erkennen: „Das gelehrte Korporationswesen und die Selbstverwaltung der Hochschulen betrachtet der Deutsche mit Recht als ein Heiligtum der Nation; wer es angreift, vergreift sich an dem Bürgertum.“¹⁷⁵ Hörte sich Riehls Kritik am bürgerlichen Bildungsdünkel im ersten Moment liberal an, so wird sie im zweiten Schritt wieder zurückgenommen. Er verteidigt die höhere Bildung, versehen mit sakralem Prädikat, als bürgerliche Bastion und redet letztlich der Beibehaltung der Bildungsunterschiede das Wort. So kam Riehls Haltung gegenüber der höheren Bildung stets mit einer Ambivalenz daher, die sich in einer Kritik am bildungsaristokratischen Abgrenzen des Bürgertums bei gleichzeitiger vehementer Ablehnung einer Ausbreitung von allgemeiner Bildung ausdrückte. Ihm ging es auch um alles andere als um eine Verbesserung der Volksbildung, davon war er ein entschiedener Gegner. Die „allgemeine Volksbildung“ bezeichnete Riehl als „eine Phantasterei“¹⁷⁶ und sie stellte für ihn eine Form politischen Dilettantismus¹⁷⁷ dar. Vielmehr ging es dem von der 48er Revolution aus seiner Behaglichkeit aufgeschreckten Bildungsbürger Riehl um staatlichen Bürgerschutz und nicht zuletzt um bürgerliche Herrschaftssicherung, die nicht zuletzt den Bereich der Bildung einschloß. Auf dieses Anliegen verweist beispielsweise der Satz: „Der Staatsmann soll alles anregen und fördern, was den Bürger dazu bringen kann, sich wieder stolz und behaglich in den Grenzen seiner gesellschaftlichen Stellung zu fühlen.“¹⁷⁸ Und die bürgerliche Behaglichkeit hörte für Riehl in der von ihm beschriebenen „bürgerlichen Gesellschaft“ mit dem „vierten Stand“ auf, den er im letzten Kapitel seines Buches beschrieb. Für Riehl, und dies galt auch für seine bildungsbürgerlichen Zeitgenossen, bedeutete ein „Angriff auf das Bürgertum zugleich einen Angriff auf die ganze gebildete Gesellschaft“. Und in dieser Logik bedeutete das Aufheben aller „natürlichen Gegensätze des Gesellschaftslebens“¹⁷⁹ eine befürchtete Auflösung der gebildeten Gesellschaft im „großen Urbrei des allgemeinen Menschentums“¹⁸⁰. In dieser Diagnose wird nicht nur eine Kritik an dem oben erwähnten universalen Bildungsziel der Neuhumanisten – allgemeine Menschenbildung – evident. Es zeigen sich auch bildungsbürgerliche Ängste vor einer Nivellierung der Unterschiede in der bürgerlichen Gesellschaft, die mit der Verbreitung und vor allem Liberalisierung der Bildung zu befürchten waren. Und diese

¹⁷⁵ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft, S. 201.

¹⁷⁶ Ebd. S. 108.

¹⁷⁷ Vgl. ebd. S. 175. Vgl. auch Riehls Äußerungen über die Volksbildung, in: ders.: Die Familie, Stuttgart ¹¹1897, S. 23-24.

¹⁷⁸ Wilhelm Heinrich Riehl : Die bürgerliche Gesellschaft, S. 201.

¹⁷⁹ Ebd. S. 202.

¹⁸⁰ Ebd.

Ängste des Bildungsbürgers Riehl waren ab Mitte des 19. Jahrhunderts alles andere als unbegründet. Nicht nur die „Realisten“ wollten das „Heiligtum der Nation“, wie Riehl die Hochschulen sakralisierend nannte, stürmen und forderten Teilhabe am Berechtigungswesen und am uneingeschränkten Zugang zu allen Studienfächern. Hinzu kamen die Sozialisten, die mehr Bildung für Arbeiter forderten¹⁸¹, und nicht zuletzt begannen in dieser Zeit auch die Frauen, in die männliche Domäne Bildung einzudringen¹⁸².

Es verstärkten sich in dieser Zeit jedoch nicht nur Forderungen nach einer demokratischeren Partizipation an Bildung, im Zuge der Modernisierung verdichtete sich auch die Kommunikation. Mit der Ausdehnung des Pressewesens nahm auch die Verbreitung von Bildungsinhalten zu, was den Distinktionswert der Bildung früher oder später unterlaufen mußte. Über das Wachstum der Presse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellt Thomas Nipperdey fest: „Die Deutschen werden in unserem Zeitraum endgültig und weit mehr noch als vorher zu einem Volk von Zeitungslesern – auch die Kleinbürger, die Bauern, die Arbeiter, auch die Frauen.“¹⁸³ Das Zeitungslesen nahm nicht nur zu, es wird auch „ein Stück weit bewußtseins- und verhaltensprägend“, ja, die Presse wird „eine Macht“¹⁸⁴, schreibt Nipperdey. Die zunehmende Macht der Presse registrierte auch Riehl, jedoch sieht er diese alles andere als in positivem Licht. Bemerkenswert ist vor allem, daß er, der selber seinen Lebensunterhalt jahrelang als Journalist bestritt, diesen Beruf in seinem Buch über die bürgerliche Gesellschaft zum „sozial gefährlichsten diffamierte“¹⁸⁵. Darin konstatiert er ein „Überfluten des Literatentums“, das mit der „Tagespresse das Schwert“ gegen die Gesellschaft erhebe, und wer „politische Einflüsse auf kürzestem und leichtestem Wege gewinnen will, wird Journalist“¹⁸⁶. Riehls ablehnende Haltung gegenüber seinem ehemaligen Beruf läßt sich – wenn auch etwas salopp formuliert – am treffendsten mit dem von der „Neuen Frankfurter Schule“ geprägten Satz auf den Punkt bringen: „Die schärfsten Kritiker der Elche

¹⁸¹ Bereits im Vormärz entstanden unter bürgerlich-liberaler Patronage Arbeiterbildungsvereine mit dem Ziel, „die Unterschichten durch Bildung mit der bürgerlichen Gesellschaft zu versöhnen“, wie Christiane Eisenberg feststellt. Die Initiativen scheiterten allerdings an der Aufrechterhaltung der sozialen Distanz und der Wahrung der kulturellen Exklusivität des Bürgertums. In den 1860er Jahren kam es daher zu Massenausritten und zur Gründung eigener Arbeiterorganisationen. Vgl. Christiane Eisenberg: Arbeiter, Bürger und der ‚bürgerliche Verein‘, S. 208.

¹⁸² Zu Riehls negativer Haltung gegenüber der Frauenbildung vgl. Anita Bagus: Mit „Weiberbraten“ gegen „Emanzipationsgelüste“.

¹⁸³ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 797.

¹⁸⁴ Ebd.

¹⁸⁵ Peter Steinbach: Einleitung, S. 11.

¹⁸⁶ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft, S. 232.

waren früher selber welche!“¹⁸⁷ Denn als ehemaliger Journalist weiß Riehl um die aufklärerische Wirkung der Presse, diese empfindet der inzwischen etablierte Bürger offensichtlich als eine Gefahr. Über die Veränderungen im Journalismus teilt er mit: Am Anfang des Jahrhunderts sei der „arme Literat“, „wenn es hoch kam, ein Faustischer Zweifler“ gewesen, der den „Himmel stürmte“, aber jetzt gehe „man weit über den Himmel hinaus: man stürmt die Gesellschaft“¹⁸⁸.

Sowohl die steigende Nachfrage nach Bildung als auch deren Ausbreitung setzte die bildungsbürgerliche Elite nachhaltig unter Druck. Um die durch Bildung determinierten soziokulturellen Grenzen aufrechtzuerhalten, waren zunehmend Abwehrstrategien gegen Nachdrängende erforderlich. Daß durch die wachsende Verbreitung von Bildung ihr sozialdistinguierender Wert abnahm und damit längerfristig auch die privilegierte Stellung der Gebildeten gefährdete, diskutierten bereits Riehls Zeitgenossen. Ulrich Engelhardt weist auf Debatten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hin, in denen man zu bedenken gab, daß die Unterscheidung in höhere und niedere Kultur, die mit der Trennung von höherer und niederer Bildung korrespondierte, nicht mehr zu rechtfertigen sei, wenn sich die allgemeine Bildung immer mehr ausbreite.¹⁸⁹ Des weiteren stellt Engelhardt als auffallendes Phänomen der 1860er Jahre fest, daß sowohl die begriffliche „Polarisierung von Studierten und Nichtstudierten“ als auch die Suche nach einer „organischen“ bzw. „natürlichen“ Unterschiedlichkeit der Menschen“¹⁹⁰ zur Differenzierung der Gesellschaft zunahm. Diese beobachtete Entwicklung deutet nicht nur auf einen Zusammenhang zwischen den zeitgenössischen Debatten über die Konsequenzen einer Bildungsexpansion und der Konstruktion von vermeintlich natürlichen Gegensätzen in der Gesellschaft hin. Es drängt sich auch eine Beziehung zwischen diesen Debatten und Riehls zeitgleich erschienenen populären ständischen Gesellschaftsmodell, das auf vermeintlich natürlichen Besonderheiten im Volksleben fußte, geradezu auf.

Daß diese zeitgenössische Furcht vor einer gesellschaftsverändernden Wirkung der Bildung die Riehlsche Argumentation vermutlich wesentlich stärker leitete, als die Angst vor möglichen Folgen der wachsenden Industrialisierung, zeigt sich am deutlichsten in seiner sehr affektgeladenen Kri-

¹⁸⁷ Die Neue Frankfurter Schule. „Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche!“ 25 Jahre Scherz und Satire und schiefere Bedeutung aus Frankfurt am Main.

¹⁸⁸ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. ⁹Stuttgart 1897, S. 388-389.

¹⁸⁹ Vgl. Ulrich Engelhardt: „Bildungsbürgertum“, S. 124.

¹⁹⁰ Ebd. S. 123 u. 124.

tik am „Geistesproletariat“¹⁹¹. Dazu stellt er fest: „Das Überwuchern des Geistesproletariats ist die Kehrseite jenes fröhlichen Aufschwungs im Bürgertum.“¹⁹² Die Ursachen dieser Entwicklung beschreibt er folgendermaßen: „Weil das Zeitalter die Intelligenz auf den Thron gehoben, glaubten die großen und kleinen Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, daß sie selbst nun auch wenigstens auf Sammetpolstern sitzen müßten“.¹⁹³ Auch hier wird wieder die Bildungspolitik für die Schattenseiten der bürgerlichen Gesellschaft verantwortlich gemacht. Denn Riehl bringt zum Ausdruck, daß Bildung, seitdem sie zum Mittel des sozialen Aufstiegs avancierte, nicht nur einen eminenten Bedeutungszuwachs bekam, sondern, daß sich mit ihr auch eine Erwartungshaltung verband. Weniger in der Industrialisierung – so scheint es – sah Riehl die größte Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft als vielmehr in der bildungspolitisch bedingten gesellschaftlichen Entwicklung. Weil sich daraus das „Geistesproletariat“ als „der eigentliche Grundstock des vierten Standes“¹⁹⁴ entwickle, das er für gefährlicher als den Arbeiter einstufte, wenn er schreibt: „Was von sozialen Bewegungen im Sinne des vierten Standes in neuester Zeit in Deutschland auftauchte, das ist von den Proletariern der Geistesarbeit ausgegangen oder angeregt worden.“¹⁹⁵ Während sich für Riehl im „Proletarier der materiellen Arbeit“ noch der ‚gute‘ „deutsche Arbeiter“¹⁹⁶ ohne „Bewußtsein seines sozialen Standpunktes“¹⁹⁷ charakterisiere, so verfolgten die „Proletarier der Geistesarbeit“ „die Zerstörung der historischen Gesellschaft“¹⁹⁸. Letztere seien „die eigentlich streitende Kirche des vierten Standes“, die „offen und selbstbewußt mit der bisher überlieferten sozialen Gliederung gebrochen“¹⁹⁹ habe. Das „Geistesproletariat“ ist daher für Riehl auch „eine weit schärfere Satire auf den Nationalwohlstand als alles Fabrikarbeiter- und Bauernelend“²⁰⁰. Die Beispiele, in denen sich Riehl in negativen Tiraden über das Geistesproletariat äußert, ließen sich leicht fortsetzen. Bemerkenswert ist an seinen Diagnosen nicht nur, daß er sich in seiner Kritik am

¹⁹¹ Zum „Geistesproletariat“ zählte Riehl „Beamtenproletariat, Schulmeisterproletariat, perennierende Predigtamtskandidaten, verhungernde akademische Privatdozenten, Literaten, Journalisten, Künstler aller Art, von den reisenden Virtuosen bis zu den wandernden Komödianten und den Drehorgeleuten und Bänkelsängern abwärts.“ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft, S. 227.

¹⁹² Ebd. S. 228.

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ Ebd. S. 239.

¹⁹⁵ Ebd. S. 228.

¹⁹⁶ Ebd. S. 239.

¹⁹⁷ Ebd. S. 227.

¹⁹⁸ Ebd. S. 229.

¹⁹⁹ Ebd. S. 227.

²⁰⁰ Ebd.

gebildeten Bürgertum gegen seine eigene Schicht wendet, sondern vor allem auch, daß er in der zunehmenden Wertschätzung und Verbreitung „der allgemeinen Bildung“²⁰¹ einen negativen Einfluß auf die gesellschaftliche Entwicklung sieht.

Riehls „politische Volkskunde“ – wie er sein Buch über die bürgerliche Gesellschaft selbst nannte – liest sich an nicht wenigen Stellen wie ein Konzept zum Schutz der breiten Bevölkerung vor Bildung. Dieser Eindruck verdichtet sich vor allem im Kapitel über „die Bauern“. Darin läßt er an den Vertretern der Bildungsschicht in der ländlichen Bevölkerung kein gutes Haar: Der Dorfschullehrer sei „von Gelehrsamkeit übergeschnappt“, durch ihn werde „Zwiespalt im Dorfe hervorgerufen“, weil er dazu übergegangen sei, seine „Halbbildung“ auch den „dummen Bauern mitzuteilen und dieselben von Bräuchen und Herkommen gründlich zu befreien“²⁰² suche. Und weiter schreibt er: „Gerade diese echt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufes durchbrechen möchte, war durch die Schulmeister den Bauern eingepfht.“²⁰³ In der Riehlschen Terminologie bedeutete dies, unter dem aufklärerischen Einfluß der Dorfschullehrer entwickle sich aus dem „Bauern von guter Art“ der „entartete Bauer“²⁰⁴. Ja, der Volksschullehrer wird regelrecht als Krimineller diffamiert und als Schreckgespenst der ländlichen Bevölkerung hingestellt, wenn er konstatiert: „Neben die Kriminalstatistik der entarteten Bauern reiht sich meist – im Verhältnisse wie Ursache und Wirkung – die Kriminalstatistik der Dorfschullehrer. Der *proletarische*, verschrobene Schulmeister ist gar oft der böse Dämon, der Mephisto des heruntergekommenen Bauern gewesen. Er hat seiner Bestialität Ziel und Bahnen gewiesen, er hat zumeist die Rolle übernommen, welche der aufhetzende verkommene Literat in den Städten spielt.“²⁰⁵

Mit derartig drastischen Verunglimpfungen wird die „Stellung des Pfarrers zum Landvolke“²⁰⁶ zwar nicht bedacht, aber auch der „protestantische Pastor“²⁰⁷ gerät bei Riehl in den Ruf, einen zunehmend schlechten

²⁰¹ Daß Riehl in der zunehmenden Verbreitung von Bildung und damit in der Aufklärung einen Motor für soziale Unruhen sah, kommt unter anderem in dem Satz zum Ausdruck: „Erst als das Licht der allgemeinen Bildung auf die Armut fiel, erkannte sie, wie gar arm sie war.“ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Hier zitiert nach der neunten Auflage, S. 387.

²⁰² Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Hg. von Peter Steinbach. S. 85.

²⁰³ Ebd. S. 85.

²⁰⁴ So die ersten beiden Überschriften in seinem Kapitel über die Bauern.

²⁰⁵ Ebd. S. 101 [Hervorhebungen im Original].

²⁰⁶ Ebd. S. 86.

²⁰⁷ Ebd. 87. Auffälligerweise kritisierte Riehl nur die evangelischen Pfarrer. Über die katholischen Dorfgeistlichen merkt er an: Diese hätten noch nichts an Einfluß ein-

Einfluß auf die Bauern zu haben. Wie schon beim Lehrer, wird auch für die negative Entwicklung des Pfarrers eine fortschreitende Professionalisierung und Verwissenschaftlichung²⁰⁸ verantwortlich gemacht, indem er zynisch anmerkt: „Allein der Pfarrer sollte sich wieder wissenschaftlich beschäftigen, statt des Helfers und Raters der Bauern sollte er wieder mehr Theologe werden.“²⁰⁹ Dies habe nicht nur dazu geführt, daß man nicht mehr „volkstümlich predigen“ könne, sondern die „Religion des Bauern als seine alt-heilige Sitte“ werde nicht mehr erfaßt, dadurch sei es zu einer „Art Verwilderung“ innerhalb der Bauern gekommen, die „bereits bedenklich überhand genommen“ habe. Sogar als wissenschaftliches Versuchsobjekt der Theologen nimmt Riehl den Bauern wahr, indem er feststellt: „Aber wenn man bedenkt, welche theologischen Experimente unablässig mit dem Bauern gemacht wurden, dann muß man sich wundern, daß es noch so glücklich abgelaufen ist.“²¹⁰ Im Vergleich zu den Lehrern beurteilt er den Einfluß der „rationalistischen Geistlichen“²¹¹ auf die Bauern allerdings nicht so gravierend. Während sich der Dorfschullehrer in seinen Augen zum „Mephisto“ und „bösen Dämon“ entwickle, weil ihm auf einer „sogenannten Musteranstalt“ „eine höhere Bildung beigebracht“²¹² worden sei, so gilt die Wissenschaft für den Pfarrer als legitimer Schutz vor negativer Entwicklung. Denn Riehl meint, der Pfarrer „frühere unmittelbare Einfluß auf die Bauern“ sei zwar gebrochen, aber „gäbe die Wissenschaft dem Geistlichen nicht festere inneren Halt, so würde er wahrscheinlich schon vollkommen die Rolle

gebüßt, weil „fast sämtliche Glieder des Klerus aus dem Bauernstande hervorgehen“. Negativ bewertet er allerdings die Tendenz, daß man katholischerseits neuerdings bemüht sei, „die Söhne der gebildeten Stände mehr zum Eintritt in den unteren Klerus zu bewegen“. Ebd. S. 87. Auch hier wird der negative Einfluß höherer Bildung prognostiziert, wenn sich der „untere Klerus“, also die Dorfgeistlichen, zukünftig mehr aus dem Bildungsbürgertum rekrutiere.

²⁰⁸ Zur Professionalisierung der evangelischen Pfarrer vgl. Christian Homrichhausen: Evangelische Pfarrer in Deutschland; hier vor allem Abschnitt B: Der Pfarrer im 19. Jahrhundert: Bildung und Professionalität, S. 256-277.

²⁰⁹ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft, S. 87.

²¹⁰ Ebd. S. 88-89.

²¹¹ Ebd. S. 88.

²¹² Ebd. S. 85. Wenn Riehl hier die Ausbildung des Volksschullehrers als „eine höhere Bildung“ bezeichnet, dann ist davon auszugehen, daß es sich nicht um die höhere Bildung, also um Gymnasium und Universitätsstudium, handelt, denn davon waren Volksschullehrer seinerzeit ausgeschlossen. Er meint vermutlich die seit den 1830er Jahren vermehrt institutionalisierte Seminausbildung der Volksschullehrer. Seine Abwertung der neuen Lehrerausbildung drückt sich sowohl in dem unbestimmten Artikel („eine“) als auch in der Bezeichnung „sogenannte Musteranstalt“ sowie in dem Begriff „Halbbildung“ aus. Es war im 19. Jahrhundert innerhalb des Bildungsbürgertums weit verbreitet, alle Menschen, die nicht mindestens einen Gymnasialabschluß hatten, als Halbgebildete abzuwerten.

eines verschrobenen, mißvergnügten Dorfschulmeisters spielen, nur noch in bedeutend erhöhtem Grade“²¹³.

In der unterschiedlichen Beurteilung über die Bedeutung von Bildung und Wissenschaft für die Lehrer und Pfarrer auf dem Lande erweist sich Riehl als Verteidiger der bürgerlichen Bastion Bildung: Was dem akademisch ausgebildeten Theologen Recht sein sollte, sollte dem seminaristisch ausgebildeten Volksschullehrer nicht billig sein. Anders gesagt: Riehl argumentierte hier ganz im Interesse der ‚alten‘ Bildungselite, der es um die Aufrechterhaltung der bestehenden Bildungsschranken ging. Während er die wissenschaftliche Orientierung der Theologen positiv wendet, wertet er die „höhere Bildung“ der Volksschullehrer ab. Hinter dieser Argumentation scheint die Vorstellung zu stehen: Dorfschullehrer und Pfarrer sollten lediglich als vermittelnde Instanz zwischen der „verfeinerten Gesellschaftsschicht“²¹⁴ und dem ungebildeten Bauern agieren, jedoch nicht ihre ‚höhere‘ Bildung ‚unters Volk‘ bringen und damit längerfristig die Bildungsgrenzen gefährden. Diese Intention wird nicht nur in dem Satz deutlich: „In dem Maße aber, als beide, Lehrer und Geistliche, aus ihrem naturgemäßen Mittleramte zwischen dem Bauern und dem Gebildeten heraustreten, bricht sich ihr Einfluß oder verkehrt sich in einen verderblichen.“²¹⁵ Die Vermutung, Riehl argumentierte im Sinne der ‚alten‘ Bildungselite, deutet sich auch in seiner Forderung an, es solle vor allem „die Kluft zwischen dem Bauern und dem Gebildeten ausgeglichen werden, ohne daß jener von seiner Eigenart etwas verloren gibt“²¹⁶. Damit formulierte Riehl bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ein Ziel, das – wie noch zu zeigen ist – im Kaiserreich zum wichtigsten Argument für die Legitimation der Volkskunde wurde. Vorwegnehmend sei erwähnt, daß man sich beispielsweise in der Hessischen Vereinigung auf Riehls Diagnose der bildungsbedingten Dichotomie und der damit einhergehenden soziokulturellen Probleme bezog.²¹⁷ Es scheint daher einiges dafür zu sprechen, daß Entwürfe zur wissenschaftlichen Volkskunde bereits seit Riehl mit Vorstellungen verknüpft waren, die sich mit der Aufhebung der bildungsbedingten Spaltung der Gesellschaft beschäftigten.

Für diese Vermutung spricht auch, daß Riehl wiederholt auf eine bildungsbedingte Dichotomie in der Gesellschaft – sei es in der Kontrastierung Bauer und Bürger oder in der Trennung zwischen gebildeter und ungebildeter Gesellschaft – zu sprechen kommt. Mit seiner scharfsichtigen Diagnose verweist er letztlich auf „Widersprüche und Ambivalenzen des

²¹³ Ebd. S. 87.

²¹⁴ Ebd. S. 108.

²¹⁵ Ebd. S. 109.

²¹⁶ Ebd. S. 111.

²¹⁷ Vgl. u.a. Otto Schulte: Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, S. 136.

bürgerlichen Projekts“²¹⁸, wie es Jürgen Kocka formulierte. Als die Realisierung bürgerlicher Ideen, unter denen die Universalität der Bildung ein zentraler Punkt war, dazu beitrug, wie Kocka weiter schreibt, „daß die Selbstverwirklichungs-, Freiheits- und Teilnahmekancen, die im Programm der bürgerlichen Gesellschaft als Angebote steckten, tatsächlich begannen, über ihre ursprüngliche Trägerschicht hinauszuwirken“, wurde dies vom Bürgertum als zunehmend problematisch empfunden. Die Demokratisierung, die im Verallgemeinerungsanspruch des Modells der bürgerlichen Gesellschaft angelegt war, wurde von den Bürgern nun „als zweischneidiges Schwert und potentielle Bedrohung“²¹⁹ erkannt. Anders gesagt: Das Bürgertum wurde vehement mit der Verwirklichung seiner eigenen Ideen und einstigen Ideale konfrontiert und diese Verwirklichung entpupperte sich spätestens nach der 1848er Revolution als eine Art Zauberlehrlingsyndrom. Denn den ‚Geist‘, den gebildete Bürger mit der allgemeinen Menschenbildung Anfang des 19. Jahrhunderts als Befreiungspareole gerufen hatten, trat ihnen zunehmend entgegen. Dieser ‚bürgerliche Geist‘ erfaßte nun auch – wie Heinrich Heine ein Jahrzehnt vor Riehl im Vormärz schrieb – „das Volk, den großen Lümmel“. Das Volk wollte jetzt nicht mehr, um weiter mit Heine zu sprechen, auf „das alte Entsagungslid, Das Eiapopeia vom Himmel“ hören, womit man es „einlullt, wenn es greint“²²⁰. Das Volk wollte nun an der bürgerlichen Emanzipation partizipieren, und ein Weg, der zur Emanzipation des Bürgertums geführt hatte, war der Bildungsweg. Der andere Weg war Besitz oder in marxistischen Vokabeln ausgedrückt, Akkumulation von Kapital. Dieser Weg soll hier nicht weiter verfolgt werden, jedoch nicht ohne den Hinweis darauf, daß sich Wirtschafts- und Bildungsbürgertum zum Ende des 19. Jahrhunderts in der Abgrenzung ‚nach unten‘ solidarisierten²²¹.

Die Abgrenzung ‚nach unten‘, die Riehl in seinem Buch kritisierte, blieb ein zentrales und vor allem ambivalentes Problem der bürgerlichen

²¹⁸ Jürgen Kocka: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 41.

²¹⁹ Ebd. S. 53.

²²⁰ Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen, S. 9. Heine kritisierte in „Caput I“ die herrschende deutsche Ideologie, indem er sie durch ein „Harfenmädchen“ verkünden läßt – die zitierte siebte Strophe lautet: „Sie sang das alte Entsagungslid,/ Das Eiapopeia vom Himmel,/ Womit man einlullt, wenn es greint,/ Das Volk, den großen Lümmel.“ Ebd.

²²¹ Vgl. dazu Kocka, der feststellt, daß sich die „Grenze zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „auflockerte“ und „die herkömmliche Frontstellung zwischen Bürgertum und Adel weiter in den Hintergrund“ trat. Er fügt anschließend an: „Um so konstitutiver für das Bürgertum wurde seine Abgrenzung ‚nach unten‘, gegenüber den wenig gebildeten und den besitzarmen Schichten, dem ‚Mittelstand‘, der Arbeiterschaft und dem ‚Volk‘ allgemein.“ Jürgen Kocka: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert, S. 53.

Gesellschaft, das er in sich selber verkörperte. Diese Ambivalenz spiegelt sich vielfach in seiner „politischen Volkskunde“ wider: Einerseits kritisierte er darin die ständesprengende Wirkung der Bildung sowie das gruppenegoistische Verhalten der gebildeten Bevölkerung, die sich vom „Bauern“, als Synonym für den gemeinen Mann respektive der ungebildeten Bevölkerung, abgrenzte. An gleicher Stelle bewertete er aber die emanzipatorische Wirkung von Bildung ebenso positiv: „Aber zugleich besitzen wir auch den stärksten Hebel, unberechtigte soziale Schranken niederzuwerfen: die allgemeine Geistesbildung.“²²² Andererseits soll die Kluft zwischen Bauern und Gebildeten nicht dadurch geschlossen werden, daß der Bauer an höherer Bildung partizipiert, denn er plädiert für das Gegenteil. Riehl vermittelt vielmehr den Eindruck, als suche er den Bauern vor Bildung zu schützen, damit er nicht „gleich einem philosophierenden Frauenzimmer, ein Blaustrumpf im Kittel“²²³ werde. Die dahinter stehende Absicht hieße pointiert zusammengefaßt: Indem man versucht, die ungebildete Bevölkerung vor Bildung zu schützen, schützt man die erhabene Position des gebildeten Bürgertums. Als solle der „große moderne Doppelstand der Gebildeten und der Bildungslosen“, der einen „dicken Querstrich unbarmherzig mitten durch alle Standesgrenzen“²²⁴ zieht, so Riehls Diagnose, mit Volkskunde nicht aufgehoben, sondern befriedet werden. Für diese vermutete Intention sprechen Riehls Äußerungen, in denen er meint, erste positive Entwicklungen in seiner Gegenwart zu bemerken.

Ein „Wahrzeichen tröstlicher Art“ nannte er die „eigentümliche Freude der höheren Stände an der Poesie und dem Gesang des gemeinen Mannes, am Volkslied“²²⁵. Seine Vorstellungen dazu sind aufschlußreich: „So beugt sich der vornehme Mann, indem er das arme kleine Lied des Bauern als ein köstliches Kleinod in den Schatz seiner Bildung aufnimmt, vor dem künstlerischen Genius Volke. Der Volksgesang, der jetzt in allen Prunksälen heimisch wird, ist gleich einem Regenbogen des Friedens, der sich über alle Stände spannt. Das Reale ist die gesellschaftliche Sonderung, das Ideale die Einigung. Dem gemeinen Mann, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot ißt, gab Gott, daß er singe, damit im Verständnis dieser schlichten Lieder die übersättigte vornehme Welt auch wieder einmal einfältig sich fühlen könne wie geringe Leute.“²²⁶ Die hier im Gestus des Hinabneigens beschriebene bürgerliche Inbesitznahme der Volkskultur erinnert an die dreifache Bedeutung von Aufheben im Hegelschen Sinne: Der Bürger neigt sich zum gemeinen Mann, nimmt das Volkslied auf, bewahrt es in seinen

²²² Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft (9. Aufl., 1897), S. 27.

²²³ Ebd. S. 78.

²²⁴ Ebd. S. 29.

²²⁵ Ebd.

²²⁶ Ebd.

Liederbüchern und hebt damit – freilich nur ideell – die Trennung auf. Offensichtlich hatte Riehl die Vorstellung, die Trennung zwischen den Gebildeten und dem Volk könne durch eine ideelle Aufwertung der Volkskultur und deren Integration in die sogenannte höhere Kultur der gebildeten Bürger aufgehoben werden. Aber er weiß auch, die Einigung ist ein Ideal, während das Reale die gesellschaftliche Dichotomie ist. Um diese reale Trennung im Ideellen ‚aufzuheben‘, ging der Bildungsbürger Riehl – und nach ihm Generationen bildungsbürgerlicher Volkskundler – im wahrsten Sinne des Wortes unters Volk.²²⁷

Die Annäherung an das ungebildete Volk war jedoch nicht nur für die frühen Volkskundler²²⁸, sondern auch für Bildungsbürger allgemein oft nicht unproblematisch. Vor allem akademisch gebildete Berufsgruppen werden in ihrer Berufspraxis mit Verständigungsproblemen und Entfremdungserfahrungen konfrontiert, die auf ein eminentes Informationsdefizit über das ‚ungebildete Volk‘ und dessen Kultur zurückgeführt werden. Dieses vielfach beklagte Informationsdefizit und die damit einhergehenden Probleme der Bildungsbürger scheinen ebenso Ergebnis des Bildungssystems zu sein. Vor dem Hintergrund der im vorigen Abschnitt dargestellten bildungsgeschichtlichen Entwicklung und der gesellschaftlichen Bedeutung und Funktion von Bildung im 19. Jahrhundert können Riehls kritische Diagnosen über die soziokulturellen Auswirkungen des Bildungswesens auch nicht als völlig unbegründet angesehen werden – freilich sind seine konservativen Intentionen, die er damit verband, nicht zu übersehen. Die bei Riehl beobachtete konservative Bildungskritik zeigt jedoch auch, daß bildungskritische Äußerungen nicht erst im frühen 20. Jahrhundert während der ersten Phase der Paradigmatisierung der Volkskunde²²⁹ zu finden sind. An Äußerungen Jacob Grimms kann gezeigt werden, daß Kritik am herrschenden Bildungssystem bereits bei einem noch früheren sogenannten Stammvater der Volkskunde eine Rolle spielte. Zum besseren Verständnis der Grimmschen Kritik ist ein kurzer Exkurs über die Rolle des Deutschunterrichtes im höheren Bildungswesen geboten.

2. Die Rolle der Muttersprache in der deutschen Nationalerziehung

Wie bereits ausgeführt, stand das Studium der griechischen Sprache und Kultur im Mittelpunkt der neuhumanistischen Bildungstheorie. Mit der

²²⁷ Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: *Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums*. Vgl. dazu Utz Jeggle: *Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde*.

²²⁸ Vgl. dazu Richard Wossidlo: *Über die Technik des Sammelns*.

²²⁹ Vgl. dagegen Vera Deißner: *Die Volkskunde und ihre Methoden*, S. 169. Deißner sieht die bildungskritischen Äußerungen vor allem als Ausdruck einer konformen Haltung im „deutschen Diskurs“.

Höherbewertung des Griechischen gegenüber dem Latein wandte man sich nicht nur gegen den sogenannten Paukunterricht in den Lateinschulen, sondern die damit einhergehende Abwertung des Romanischen war auch mit politischen Intentionen und Erwartungen verknüpft. Im Zuge des aufkommenden Nationalismus – vor allem nach den Befreiungskriegen – versprach man sich durch das Studium der griechischen Sprache und Kultur eine Reinigung der deutschen Sprache von romanischen Fremdeinflüssen und, wie Paulsen betont, „nichts Geringeres als die Wiederherstellung des deutschen Volkstums“²³⁰. Die Abwertung der romanischen Sprache und Kultur korrelierte mit dem politischen Ziel, ein deutsches Nationalbewußtsein zu wecken und bedeutete „zugleich eine Absage an das vom lateinischen Geist Roms geprägte Frankreich“²³¹. Die neuhumanistischen Bildungskonzepte gingen also weit über eine formale Bildung hinaus. Die griechischen Studien sollten mehr als das Lernen einer Sprache sein; „über Wissen und Erfahrung des ‚Fremdartigen‘“²³² sollten die jungen Deutschen zu einem klaren Gefühl für ihre Muttersprache und einer positiven Einstellung zu ihrer Nation gelangen.

Paradoxerweise erachtete man in der „griechisch-deutschen Nationalerziehung“²³³, wie Paulsen sie nannte, nicht das Germanische oder Deutsche, sondern das idealisierte Hellenische als zentral für die positive Entwicklung des Nationalbewußtseins. Eine Folge davon war, daß man dem Unterricht in der deutschen Sprache nur geringe Bedeutung beimaß. Dies erregte zwar im 19. Jahrhundert bereits die Gemüter – auch die volkskundlich ambitionierten²³⁴ –, die Geringschätzung des Deutschunterrichtes stieß aber, wie noch zu zeigen ist, erst im Kaiserreich auf massive und vor allem ‚allerhöchste‘ Kritik. In gebotener Kürze ist an dieser Stelle auf die Marginalisierung der deutschen Sprache im höheren Bildungswesen einzugehen, da dieser bildungspolitische Aspekt ein nicht zu unterschätzender Einflußfaktor sowohl für die romantische Aufwertung der deutschen Volkskultur als auch für die Entstehung wissenschaftlicher Volkskunde darstellt.

Die Klassische Philologie monopolisierte seit der neuhumanistischen Bildungsreform sowohl die Gymnasiallehrausbildung als auch das gymnasiale Curriculum. „Gymnasialer Unterricht“, bemerkt Detlev Kopp, „blieb im 19. Jahrhundert zuallererst philologischer Unterricht, und philologischer Unterricht war und blieb Unterricht in den alten Sprachen. Das Schulfach Deutsch verblieb in einer marginalen Rolle.“²³⁵ Die Meinungen

²³⁰ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 237-238.

²³¹ Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium, S. 33.

²³² Ebd. S. 32.

²³³ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 237-241.

²³⁴ Vgl. Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, S. 695ff.

²³⁵ Ebd. S. 699.

darüber, ob der griechische oder der lateinische Sprachunterricht an die erste Stelle treten sollte, gingen zwar öfters auseinander, es herrschte jedoch die weitverbreitete Ansicht vor, wer nicht Griechisch lernen wolle, der gehöre nicht auf ein Gymnasium, sondern auf eine Bürgerschule.²³⁶ Die ungleiche Bewertung des Sprachunterrichtes spiegelt sich in den Lehrplänen der Gymnasien im 19. Jahrhundert vielfach wider. Der nach der Bildungsreform 1816 von der preußischen Unterrichtsverwaltung als Richtschnur vorgelegte Lehrplan trug den neuhumanistischen Konzepten Rechnung, indem er bis zu 47% der Unterrichtsstunden für die alten Sprachen vorsah²³⁷, während die neueren Sprachen jetzt nur noch fakultativ angeboten wurden. Auffälligstes Merkmal an diesem Lehrplan ist jedoch, daß von den vier Hauptfächern (Latein, Griechisch, Deutsch und Mathematik) für den Deutschunterricht die niedrigste Stundenzahl vorgesehen war und daß die Abiturprüfung in lateinischer Sprache zu erfolgen hatte²³⁸. In dem 1837 neu konzipierten Lehrplan wurde zugunsten des Lateinunterrichtes der Deutschunterricht sogar noch schlechter gestellt.²³⁹

Die neuerliche Konzentration auf das Lateinische als zentralem Hauptfach und die leichte Verminderung des Griechischen erklärt Paulsen als „Eingeständnis, daß die Schule, wie sie ist, den hochfliegenden Erwartungen des neuhumanistischen Enthusiasmus nicht zu folgen im Stande war“²⁴⁰. An Paulsens Kommentar zum neuen Stundenplan ist weniger seine latente Genugtuung über das geringfügige Abrücken vom neuhumanistischen Bildungsideal bemerkenswert²⁴¹, sondern vielmehr die von ihm an

²³⁶ Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 328.

²³⁷ Von 32 Gesamtstunden pro Woche waren in der 5jährigen Oberstufe 15 Unterrichtsstunden für Latein und Griechisch vorgesehen. Vgl. ebd. S. 292.

²³⁸ Während die Anzahl der Latein- und Griechischstunden kontinuierlich von der Unter- zur Oberstufe stieg, sanken die Deutschstunden. Ab der Mittelstufe hatten die Schüler wöchentlich nur noch 4 Stunden Deutsch-, dagegen 13-15 Stunden Latein- und Griechischunterricht. Vgl. ebd. S. 348.

²³⁹ Jetzt sah der Stundenplan im zehnjährigen Gymnasium ab der 3. Jahrgangsstufe bis zum Abitur wöchentlich nur noch zwei Stunden Deutschunterricht vor. Demgegenüber standen 14 beziehungsweise 16 Stunden für Latein (8-10) und Griechisch (6) zur Verfügung. Vgl. ebd. S. 354. Vgl. dazu auch Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, S. 699.

²⁴⁰ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 355.

²⁴¹ Paulsens war bekannter Gegner einer überzogenen Umsetzung des Neuhumanismus, was ihm die Kritik einseitiger Darstellung in seinem Werk „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ (1884) einbrachte. Er sah sich daher in der 2. Auflage seines Buches veranlaßt, den Schwerpunkt wie folgt zu begründen: „Eingehender wird nur die Geschichte des klassischen Unterrichtes behandelt, da er bis auf die jüngste Vergangenheit im Mittelpunkt der allgemeinen Gelehrtenbildung stand.“ Vorwort zur 2. Aufl., Aug. 1895, S. XX. Vom Herausgeber der 3. Auflage, Rudolf Lehmann, wird Paulsens Genugtuung über die Entwicklung nach der Schulkonferenz von 1901 mitgeteilt: Die „Entwicklung unseres höheren Unterrichtswesens werde sich in der

dieser Stelle unkommentierte niedrige Stundenzahl des Deutschunterrichtes. Daran zeigt sich, daß selbst noch bei einem Kritiker des Neuhumanismus im Kaiserreich die Vorstellung über die Gelehrtenbildung primär mit den alten Sprachen und nicht mit der eigenen Nationalsprache verknüpft war. Die Stellung des Deutschunterrichtes im gymnasialen Curriculum änderte sich auch in der Reaktionszeit nicht wesentlich²⁴². Der klassische Sprachunterricht galt nach der 1848er Revolution am ehesten als politisch unverdächtig, zudem gelang es den klassischen Philologen, den Vorwurf, die Studien des klassischen Altertums führten zum Heidentum respektive zu antichristlicher Haltung, zu entkräften. Zur Haltung der Philologen stellt Paulsen fest: „Die Vertreter der klassischen Studien kehrten gern hervor, daß es für das kirchliche Christentum viel gefährlichere Feinde gäbe, als die Alten.“²⁴³ Und man habe stets betont, so bemerkt er weiter, daß die größere Gefahr für die Gesellschaft im „Utilitarismus“ zu sehen sei, dieses Nützlichkeitsdenken gehe vom Materialismus aus und ende im Materialismus. Er berichtet hier von der „herrschenden gymnasialen Theorie mit ihrem grimmigen Haß gegen das Nützliche“ und stellt über die Reaktionszeit resümierend fest: „Also, gegenüber dem Feinde, der in den eben vergangenen Jahren das Haupt erhoben hatte, sind die klassischen Philologen und die kirchlichen Theologen Bundesgenossen.“²⁴⁴ Mit staatlicher und theologischer Unterstützung konnten also die klassischen Philologen ihr „Bildungsmonopol“²⁴⁵ auch nach der 1848er Revolution weiterhin behaupten.

Es lag auch in der Ausbildung der Gymnasiallehrer begründet, daß das Fach Deutsch im Gymnasium zu kurz kam und „bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts weithin eine nationalsprachliche Variante des philologischen, d. h. des altsprachlichen Unterrichts“²⁴⁶ blieb. Das Studium der deutschen Philologie wurde auch hier zugunsten der alten Sprachen als sekundär abgetan. Wer sich zukünftig Philologe nennen wolle, der müsse „seinen Weg über Rom und Athen genommen“²⁴⁷ haben – so die zeitgenössische Meinung. Anders gesagt: Selbstverständnis und Reputation eines Philologen leiteten sich im 19. Jahrhundert in erster Linie vom

Richtung bewegen, daß darin auf Kosten der alten Sprachen das Nationale und Moderne sich stärker durchsetzen werde“. Vorwort zur 3. Auflage, 1916, S. V.

²⁴² Zum neuen Stundenplan von 1856 vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 517-518. Paulsen spricht hier von geringfügigen Änderungen und weist darauf hin, daß der Deutschunterricht jetzt in den zwei unteren Klassen mit dem Lateinischen kombiniert und das Stundenkontingent für dieses Lehrfach leicht erhöht wurde.

²⁴³ Ebd. S. 500.

²⁴⁴ Ebd.

²⁴⁵ Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, S. 699.

²⁴⁶ Ebd. S. 695.

²⁴⁷ Karl Mager: Über moderne Philologie. Stuttgart 1840, S. 8; hier zit. nach Detlev Kopp, S. 700.

Philologen leiteten sich im 19. Jahrhundert in erster Linie vom Studium des klassischen Altertums ab und zwar unabhängig davon, ob man später als Alt- oder Neuphilologe tätig war. Selbst Universitätsgermanisten befanden ein „Rumpfstudium“ für Lehramtskandidaten der deutschen Philologie für hinreichend²⁴⁸. Als qualifizierter Philologe galt der Altphilologe und dieser wurde auch als kompetent für den Unterricht in der Muttersprache angesehen. In der schulischen Praxis war es daher nicht unüblich, daß die Lehrer für die alten Sprachen das Fach Deutsch mit übernahmen, ohne eine besondere Qualifikation in deutscher Philologie zu haben. Dies führte dazu, daß in den ohnehin wenigen Deutschstunden noch klassische Autoren behandelt wurden.²⁴⁹ Kritik an dieser Schulpraxis und an der Hegemonie der Klassischen Philologie sowohl in der universitären Gymnasiallehrerbildung als auch im gymnasialen Unterricht setzte erst in den 1860er Jahren mit Beginn der sogenannten Deutschlehrerbewegung ein.

Die Aufwertung und Hochschätzung der klassischen bei gleichzeitiger Geringschätzung der deutschen Sprache und Kultur sind ein Spezifikum sowohl der gymnasialen Bildung als auch der philologischen Ausbildung im 19. Jahrhundert, dem im Hinblick auf die Entstehung und Entwicklung der Volkskunde keine geringe Bedeutung zukommt. Es wäre beispielsweise zu fragen, ob dieser von Hans Ulrich Wehler so benannte „Sonderweg“²⁵⁰ der deutschen Bildungsgeschichte die im 19. Jahrhundert entstehende deutsche Volkstumsbegeisterung innerhalb des Bürgertums beeinflusste und die damit einhergehende Volkstumsideologie forcierte.²⁵¹ Die Annahme eines möglichen Zusammenhangs zwischen dem von den klassischen Sprachen dominierten höheren Bildungswesen und der parallel dazu sich entwickelnden romantischen Interessen für die eigene Volkskultur kann im Rahmen dieser Arbeit nicht überprüft werden. Allerdings dürfte die Tatsache, daß die sogenannten Väter und Mütter der Volkskunde im neuhumanistisch orientierten höheren Bildungswesen sozialisiert wurden und meist auch ein Philologiestudium absolvierten, nicht ohne Wirkung auf ihre volkskundlichen Interessen gewesen sein. An dieser Stelle kann nur schlaglichtartig auf einige Beispiele eingegangen werden, in denen sich eine mögliche Verbindung zwischen dem idealisierten klassischen Bildungsideal und den philologischen Anfängen der Volkskunde seit der Romantik andeuten.

²⁴⁸ Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, S. 703. Kopp gibt hier die Meinung des Berliner Germanisten Karl Müllenhoffs aus dem Jahre 1851 wieder.

²⁴⁹ Vgl. ebd. S. 697.

²⁵⁰ Hans-Ulrich Wehler: Deutsches Bildungsbürgertum, S. 220.

²⁵¹ Vgl. „Zur Kritik der Volkstumsideologie“ das gleichlautende Buch von Wolfgang Emmerich sowie ders.: Germanistische Volkstumsideologie.

3. Jacob Grimms Kritik an der marginalen Stellung der deutschen Sprache

Im gleichen Jahr, in dem Riehls Buch „Die bürgerliche Gesellschaft“ erschien, legte Jacob Grimm in seiner Akademierede „Über den Ursprung der Sprachen“ sein sprachwissenschaftliches Konzept dar, in dem die Sprachvergleiche zentral war. Eingangs ging er auf das „verhältnis der sprachen unter einander“ ein und stellte über die unterschiedliche Wertschätzung der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache fest: „weder verstand man, wozu diese beiden klassischen sprachen gerade mächtig reizen mußten, ihre gestalten scharf an einander zu halten und wechselweise jede mit gleicher berechtigung aus der anderen zu erörtern, da man fehlerhaft die lateinische als unterwürfige tochter der griechischen ansah; noch weniger unserer muttersprache aufzuhelfen, die in der schule allenthalben frondienste eines unbefugten handlangers zu leisten hatte, geschweige ihr den dritten hauptplatz einzuräumen, obgleich, wie aus drei gegebenen punkten eine figur zu bilden, aus den verhältnissen dreier unter sich verwandter sprachen ihr lebendiges gesetz zu finden ist“.²⁵² Grimm kritisierte hier nicht nur die Vorrangstellung der griechischen gegenüber der lateinischen Sprache, sondern auch die marginale Rolle der Muttersprache Deutsch in den Schulen. Er sprach sich gegen die im Neuhumanismus verankerte Vorrangstellung der klassischen Sprachen und gegen die Geringschätzung der eigenen Sprache aus und forderte eine gleichberechtigte Anerkennung der Sprachen. Eine Gleichstellung der Muttersprache mit den klassischen Sprachen hätte allerdings sowohl eine Aufwertung des Deutschunterrichtes im höheren Bildungswesen als auch eine größere Wertschätzung der eigenen Volkskultur in der öffentlichen Meinung bedeutet. Wie gezeigt, sahen die gymnasialen Lehrpläne jedoch alles andere als eine Gleichstellung der Muttersprache vor. Und die bildungspolitisch intendierte Marginalisierung des Deutschunterrichtes setzte sich scheinbar in einer weitverbreiteten Geringschätzung der eigenen Sprache und Kultur innerhalb der herrschenden Kreise im 19. Jahrhundert fort.

Zumindest sprechen Jacob Grimms wiederholt geführte Klagen über die mangelnde offizielle Unterstützung und Anerkennung bei der Arbeit am Deutschen Wörterbuch dafür, daß das Interesse an einer wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Sprache und Kultur auf seiten herrschender Kreise nicht sehr groß war. In der Vorrede zu dem ab 1852 erschienenen Wörterbuch vergleicht Grimm die Entstehung des deutschen Unternehmens mit anderen europäischen Ländern und betont dabei: „Durch warme teil-

²⁵² Jocaob Grimm: Über den Ursprung der Sprache (1851). Hier zitiert nach Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche, S. 166. Die folgenden Zitate sind, wenn nicht anders vermerkt, ebenfalls aus dieser Ausgabe.

nahme des volks allein ist die erscheinung dieses deutschen wörterbuchs möglich und sicher geworden, das also im auffallenden gegensatz steht zu den wörterbüchern anderer landessprachen, die von gelehrten gesellschaften ausgegangen auf öffentliche kosten an das licht getreten sind [...]. Doch in Deutschland haben bei dem geringen ansehen, dessen, wie vorhin gesagt wurde, die eigene sprache genoß, unsere vorwaltend klassische und orientalische philologie, naturwissenschaft und geschichte hegenden akademien niemals weder dem entwurf einer neuen, noch der hut und unterstützung eines in arbeit begriffenen deutschen wörterbuchs ihre aufmerksamkeit zugewandt.“²⁵³ Und über die erschwerten Publikationsbedingungen führt Grimm weiter aus, es sei beschämend wie „die herausgabe der einheimischen sprachdenkmäler“ in Deutschland „meistens nur mit ärmlichen mitteln, durch halb unwillige verleger, fast ohne lohn für die herausgeber bewerkstelligt werden müssen“²⁵⁴. Dabei verkenne man den politischen Wert des Wörterbuchunternehmens, denn, so bemerkt Grimm im Anschluß: „wie vaterländisch gewesen wäre sie [die Wörterbücher, A.B.] insgesamt in großartigen Schutz zu nehmen und ihnen vollständige bekanntmachung im angesicht des volks angedeihen zu lassen, dem es nicht entgehen kann, welche pflege dafür ausländischem altertum und fremden sprachen unter uns zu teil geworden ist.“²⁵⁵

Jacob Grimms Ausführungen sind bemerkenswert: Einerseits sieht er in der Vorrangstellung der Klassischen Philologie und der Altertumskunde bei gleichzeitig geringem Ansehen der deutschen Sprache in den höheren Bildungsinstitutionen den gravierenden Grund, daß die Publikation eines Wörterbuches für die eigene Landessprache nur durch ein – wie er sagt – „vom Volk allein“ unterstütztes außeruniversitäres Projekt verwirklicht werden konnte. Andererseits fällt auf, daß Grimm als sogenannter Vater der Germanistik²⁵⁶ die Universitätsgermanistik hier nicht erwähnt. Vor dem Hintergrund des großen germanistischen Engagements der Brüder Grimm mag es verwundern, daß Jacob Grimm als ehemaliger Vorsitzender des ersten Germanistentages²⁵⁷, der 1848 in der Frankfurter Paulskirche stattfand,

²⁵³ Jacob Grimm: Deutsches Wörterbuch. Vorrede (1854), S. 230. Vgl. auch Jacob Grimms bereits 1838 im gleichen Tenor getroffene Äußerungen: Zum Wörterbuch (1838), ebd. S. 207.

²⁵⁴ Ebd. S. 231.

²⁵⁵ Ebd.

²⁵⁶ Vgl. dagegen Ulrich Hunger: Die Entwicklung der wissenschaftlichen Germanistik. Hunger weist hier zu Recht darauf hin, daß Jacob Grimms Werke so vielfältig seien, daß er „in seinen Veröffentlichungen die Disziplinen Philologie, Literaturwissenschaft, Linguistik, Rechtsgeschichte, Religionswissenschaft, Volkskunde, Kunstgeschichte, Ur- und Frühgeschichte und andere mehr behandelt“ habe. So könnten „sich zwar alle, im Grunde aber niemand auf ihn berufen“. Ebd. S. 176.

²⁵⁷ Vgl. dazu Jörg Jochen Müller (Berns): Die ersten Germanistentage, S. 301.

sechs Jahre danach weder die deutsche oder germanische Philologie erwähnt noch auf eine universitäre Unterstützung bei der Entstehung des „Deutschen Wörterbuches“ hinweist, sondern sich auf das Volk beruft. Es ist hier nicht der Ort, Grimms politisches Engagement oder seinen Volksbegriff zu diskutieren, hier soll vielmehr von Interesse sein, wie er das Volk im bildungspolitischen Zusammenhang anführt. Denn im Hinweis, dem Volk könne die bevorzugte Pflege des ausländischen Altertums und der fremden Sprachen nicht verborgen bleiben, deutet sich nicht nur eine Kritik am bildungspolitischen Kurs seiner Zeit an, sondern auch eine Warnung. Als ob er sagen wollte, die Bevorzugung der klassischen Sprachen im höheren Bildungswesen könne längerfristig gesellschaftliche Probleme hervorrufen.

Es kann in der Tat die Frage aufgeworfen werden, wenn die geistige Elite der Nation die eigene Sprache und Kultur gering achtete, ob es dadurch nicht früher oder später zu Verständigungs- und Akzeptanzproblemen zwischen gebildeter und ungebildeter Bevölkerung kommen mußte. Waren es nicht just die soziokulturellen Probleme, die, wie oben gezeigt, Wilhelm Heinrich Riehl konstatierte und die ihn veranlaßten, für Volkskunde zu plädieren? Zu fragen wäre auch, ob es für die Entwicklung eines Nationalbewußtseins förderlich war, wenn in einem Staat die führende Schicht eine fremde Kultur höher schätzte als die eigene? Mußte es für die Entwicklung eines zukünftigen Nationalstaates nicht vor allem notwendig erscheinen, die weitverbreitete negative Meinung über die deutsche Vergangenheit sowie die Unkenntnis über die eigene Volkskultur, von der Grimm sprach, auszugleichen? Diesen Ausgleich herbeizuführen, war vermutlich kein geringes Motiv für das philologische Interesse am Volksleben. Daß es Jacob Grimm mit der historisch vergleichenden Methode vielfach darum ging, sowohl die Gleichwertigkeit von klassischem und deutschem Altertum zu belegen, als auch das Informationsdefizit der Gebildeten über die eigene Kultur zu beheben, zeigte sich bereits 1828 in seiner Vorrede zu den Deutschen Rechtsaltertümern. Hier stellte er fest: „Die altertümlichen rechtsbräuche fremder länder nicht zu übersehen hat mir auch deshalb heilsam geschienen, weil dadurch am leichtestens dem meistens unüberlegten vorwurf der rohheit, unsittlichkeit und abgeschmacktheit gesteuert wird, den man unserem alten recht zu machen pflegt. Es ist wahr, daß in manchen bestimmungen eine derbe heidnische ansicht waltet, die den gemilderten sitten der nachwelt anstoß gibt, eine grausamkeit, die unser gefühl versehrt; allein das braucht nicht gerade deutsche oder nordische barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bei Griechen und Römern begegnen.“²⁵⁸ Grimm machte damit deutlich, daß sich das deutsche Altertum

²⁵⁸ Jacob Grimm: Vorrede zu Deutsche Rechtsaltertümer (1828), S. 117.

durchaus mit dem klassischen messen ließe. Mit seinem vergleichenden Ansatz relativierte er letztlich die Prävalenz des idealisierten klassischen Altertums. Hier werden bereits anticlassizistische Töne angeschlagen, die, wie gezeigt, im Kaiserreich von den Altphilologen der Usenerschule in der Hessischen Vereinigung zu vernehmen waren, die sich nicht von ungefähr auf Grimm beriefen.

Die Ursachen für das größere Ansehen des klassischen Altertums sah Jacob Grimm vor allem in der mangelnden Kenntnis und der geringen Wertschätzung der eigenen Vergangenheit, wenn er feststellt: „unser zeitalter lernt wohl sitten und werke fremder völker erklären, kaum aber die seiner nahen heimat. Unanständigkeiten, die es in griechischen und lateinischen dichtungen erträgt, würde es in denen unseres mittelalters unleidlich finden [...]“²⁵⁹. Indem Grimm die paradox anmutende Haltung seiner Zeitgenossen zum Ausdruck brachte, die in der Höherbewertung des Fremden gegenüber dem Eigenen lag, weist er indirekt auf die Auswirkungen des neuhumanistisch geprägten Bildungssystems hin. Die damit einhergehende weitverbreitete Idealisierung der klassischen Sprachen und Kulturen hatte offensichtlich zur Folge, daß man die eigene Kulturgeschichte entweder kaum oder nur mit pejorativem Blick wahrnahm. Wenn nun die literarischen Werke altdeutscher Dichter bereits als zweitrangige Kulturleistungen gegenüber den Werken des klassischen Altertums galten, so mußte die Kultur des sogenannten einfachen ungebildeten Volkes auf noch größere Vorbehalte stoßen. Vermutlich kritisierte Schlegel in seiner Rezension der altdeutschen Wälder Grimms Andacht zum Unbedeutenden auch deshalb, weil sie nicht dem wissenschaftlichen Mainstream des 19. Jahrhunderts entsprach. An der Vorrangstellung des klassischen Altertums und der damit einhergehenden Dominanz der Klassischen Philologie wurde jedoch auch nach der Reichsgründung 1871 selbst noch von Germanisten festgehalten, die sich als Grimmschüler verstanden. Allerdings werden nach der Jahrhundertwende auch die Stimmen innerhalb der Germanisten lauter, die sich gegen die altphilologische Hegemonie wandten. Diese konträren Positionen waren auch innerhalb der Philologen anzutreffen, die zu den Pionieren der wissenschaftlichen Volkskunde zählten, was sich durch zwei Stimmen am Anfang und am Ende des wilhelminischen Kaiserreich belegen läßt.

4. Volkskundliche Plädoyers für und wider die altphilologisch dominierte Bildung

Wie bereits erwähnt, hielt Karl Weinhold, der als Gründer des ersten Volkskundevereins in die Fachgeschichte einging, 1893 in seinem Amt als

²⁵⁹ Ebd.

Rektor an der Berliner Universität eine Rede. In Rektoratsreden war es oft üblich, daß die Rektoren ihr jeweiliges Fach darstellten. Weinhold sprach folglich über die Entwicklung der Germanistik. In einem fachgeschichtlichen Rückblick über „die deutsche oder germanische Philologie“ betont er, daß seine Vorgänger noch beide Philologien – also Altphilologie und Germanistik – gemeinsam vertreten hätten, und er äußert sich in diesem Zusammenhang besorgt über einen veränderten Umgang mit den philologischen Disziplinen: „Losgelöst hat sich die deutsche von der klassischen Philologie in ihren Wurzeln noch nicht, wenigstens bei denen nicht, die nach Schulung und Methode Philologen sind. Geschähe solche Lockerung jemals [...] so hieße das, die Wurzeln des Baumes abhauen und er bräche zusammen.“²⁶⁰ Weinhold bezweifelt mit seiner Baummetapher nicht nur die Lebensfähigkeit einer von der Altphilologie unabhängigen Germanistik, sondern für ihn machte auch primär die Ausbildung in der Klassischen Philologie einen ‚echten‘ Philologen aus und nicht allein ein germanistisches Fachstudium. Bemerkenswert sind Weinholds Bedenken hier einmal, weil er als Vertreter der Germanistik damit die Überlegenheit der Klassischen Philologie noch zu einer Zeit anerkennt, in der das Fach unter starkem Legitimationsdruck stand²⁶¹. Zudem wird es dem Germanistikordinarius kaum entgangen sein, daß meist jüngere Germanisten begannen, sich mit neuen Methoden von der Altphilologie zu distanzieren und man verstärkte Kritik an der unzureichenden Ausbildung der Deutschlehrer übte²⁶². Zum andern war Weinholds hohe Wertschätzung der Altphilologie für sein Fach zugleich auch mit einer Verteidigung der neuhumanistischen Bildungsideale verknüpft, durch die man ja letztlich der Germanistik den zweiten Platz zugewiesen hatte. Bemerkenswert ist aber vor allem, daß Weinholds Haltung nicht frei von paradoxen Zügen ist. Einerseits widmete er sich seit Jahren der volkskundlichen Forschung und setzte sich mit der Gründung des ersten Volkskundevereins für die außeruniversitäre Institutionalisierung wissenschaftlicher Volkskunde ein, mithin für die Erforschung deutscher Volkskultur. Er engagierte sich also gerade für den Bereich, der aufgrund der altphilologischen Hegemonie vernachlässigt worden war und keine große Wertschätzung innerhalb der Scientific Community erfahren hatte.

²⁶⁰ Karl Weinhold: Eine Rektoratsrede, S. 401. Dieser Satz mutet geradezu wie eine Beschwörung des philologischen Protektorats an, gegen das man sich in der Volkskunde erst in den 1960er Jahren wandte. Vgl. Karl-Sigismund Kramer: Volkskunde jenseits der Philologie.

²⁶¹ Vgl. Manfred Landfester: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, S. 159. Weinhold berichtet in seiner Rede selber vom Rückgang der Hörerzahlen in der Altphilologie. Vgl. Karl Weinhold: Eine Rektoratsrede.

²⁶² Mit der 1887 gegründeten „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ hatte sich diese Bewegung innerhalb der Germanisten bereits geraume Zeit ein Forum geschaffen. Vgl. auch Ernst Elster: Über den Betrieb der deutschen Philologie, S. 540-548.

Andererseits verteidigte er aber in seiner Funktion als Rektor auf inneruniversitärer Ebene die Klassische Philologie und die damit verbundenen Bildungsideale. Denn in seiner Rede bezeichnete er „die klassischen Studien“ als „ein geistregender, ethisch erziehender Lebensstrom des deutschen Volkes seit vielen Jahrhunderten“²⁶³, die ihm für die Philologie als Garant der Wissenschaftlichkeit galten und die in ihrer nationalpädagogischen Funktion nicht zu ersetzen wären. Mit der „Unterbindung dieser Lebensader“ prophezeite er die „Nachtseite“ der zukünftigen Gesellschaft, in der es nur noch „Männer ohne Achtung vor echter Bildung und vor den Wissenschaften“ gäbe, die weder gewappnet seien gegen „das emsige Wühlen einer umsturzsüchtigen Masse“ noch gegen „buntes leichtfertiges Treiben, üppige Genußsucht, wilde Jagd nach dem Mammon“, und dies alles sah er „flattern gespenstisch über verderblichem Sumpfe“.²⁶⁴ In Weinholds Verteidigung der Altphilologie zeigt sich deutlich die anhaltende Wirkung der neuhumanistischen Vorstellungen innerhalb des gebildeten Bürgertums. Die klassischen Studien und die daran geknüpften Bildungsideale werden geradezu als Schutzwall gegen den „verderblichen Sumpf“ der Moderne beschworen. Sein Plädoyer für die Klassische Philologie sowie seine Ausführungen über die Bedeutung der altphilologischen Bildung erwecken den Eindruck, als verspreche er sich weniger durch die deutsche Sprache und Kultur die negativen Seiten der Modernisierung aufhalten zu können, als vielmehr dadurch, daß man die hohe Wertschätzung des idealisierten klassischen Altertums aufrecht erhält. Die Rede Weinholds entsprach dem Tenor seiner Zeit: Da die Höhepunkte nationaler Kultur und Wissenschaft auf den Vorleistungen und Vorbildern der Antike basierten, so wurde argumentiert, sei die humanistische Schulbildung eine nationale Pflicht. Ein Abrücken vom humanistischen Bildungsideal mithin vom altsprachlichen Unterricht wurde nicht nur als antihumanistisch, sondern als antinational angesehen. Die im 19. Jahrhundert entstandene Ansicht von der nationalerzieherischen Leistung der Altphilologie hielt sich offensichtlich trotz deutschtümelnder Strömungen.²⁶⁵

Die 1917 erschienene Abhandlung von Karl Reuschel, „Das deutsche Volkstum im Unterricht an höheren Schulen“²⁶⁶, deutet darauf hin, daß sich auch bis zum Ende des wilhelminischen Kaiserreiches an der Vorrangstellung der klassischen Sprachen im höheren Bildungswesen nicht viel veränderte. Der Philologe, der hauptberuflich im Gymnasium und an der Techni-

²⁶³ Karl Weinhold: Eine Rektoratsrede, S. 410

²⁶⁴ Ebd.

²⁶⁵ Vgl. dazu Detlev Kopp: (Deutsche) Philologie, hier bes. S. 735-736.

²⁶⁶ Karl Reuschel: Das Deutsche Volkstum im Unterricht. Auf dem Deckblatt eines mir vorliegenden Sonderdruckes lautet der Titel jedoch: Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen.

schen Hochschule in Dresden lehrte, zählte zu den Aktiven im Verein für sächsische Volkskunde.²⁶⁷ Mit seiner Schrift setzte er sich für die Integration der Volkskunde in die Ausbildung der Gymnasiallehrer und für die Berücksichtigung volkskundlicher Inhalte im Unterricht ein. Auffallend an Reuschels Schrift ist, daß darin sowohl Kritikpunkte als auch Argumente aufgegriffen werden, mit denen man bereits im 19. Jahrhundert die Hinwendung zur Volkskultur und die Beschäftigung mit Volkskunde begründete. So kritisierte Reuschel die soziokulturellen Auswirkungen des höheren Bildungswesens, wie es bereits Riehl getan hatte, und er beklagte die Marginalisierung der deutschen Sprache im Gymnasium, wie es bereits bei Grimm zu vernehmen war.

Das Ziel humanistischer Bildung wird bei Reuschel zum „Gaukelziel der Allgemeinbildung“ erklärt, dem man auf Kosten der Kinder und Jugendlichen nachstrebe. Besonders gravierend empfand er die gesellschaftlichen Auswirkungen des Bildungssystems, denn „unheilvoller ist der Riß, der die Volksgemeinschaft durchzieht und höher Gebildete von der Masse der anderen trennt“²⁶⁸. Ähnlich wie Riehl sah Reuschel die Ursachen einer gesellschaftlichen Dichotomie im Schulwesen. Während die Volksschule „fast ausschließlich das deutsche Volkstum vermittelt“, verfallende die höhere Schule „leicht dem Fehler, über dem Fernen das Nächstliegende zu vergessen und den festen Boden des eigenen Volkstums unter den Füßen zu verlieren“²⁶⁹. Trotz Volkstumsbegeisterung und nationalistischer Bewegung nahmen Bildungsbürger den Boden der eigenen Volkskultur offenbar immer noch als schwankend wahr. Es scheint offensichtlich auch am Ende des Kaiserreiches immer noch ein Problem zu sein, die durch höhere Bildung bedingte Fremdorrientierung der bürgerlichen Kultur mit der Kultur des eigenen Volkes in Einklang zu bringen und ein Informationsdefizit über das eigene Volk auszugleichen. Dies läßt sich zumindest aus Reuschels Diagnose entnehmen: „Unseres Volkstums bewußt zu sein, das müssen Deutsche erst lernen; unsere Geschichte zeigt, wie wenig uns der Standpunkt eines unbewußten Deutschgefühls als selbstverständlich gilt. Wir haben Wort und Tatsache der Ausländerei, Engländer und Franzosen begnügen sich für diese echt deutsche Eigenschaft mit Übersetzungslehnenworten: *partiality to everything foreigners* und *manie d’imiter les étrangers!* Zu tief ist die Vorliebe für Fremdes bei dem Deutschen eingewurzelt, als daß selbst die furchtbaren Erfahrungen des Weltkrieges sie völlig ausrotten dürften.“²⁷⁰ Die sich aufdrängende Frage, ob mit diesem deutschnationalen

²⁶⁷ Vgl. Eugen Mogk: [Nachruf auf] Karl Reuschel. Vgl. auch Brigitte Emmrich: Zu Unrecht vergessen.

²⁶⁸ Karl Reuschel: Das Deutsche Volkstum im Unterricht, S. 2.

²⁶⁹ Ebd. S. 2-3.

²⁷⁰ Ebd. S. 3.

Credo während des Ersten Weltkrieges an das „Deutschgefühl“ der deutschen Intelligenz appelliert, oder ob damit lediglich die berufspolitischen Intentionen der Germanisten legitimiert werden sollten, muß hier zurückgestellt werden. Die Aussage deutet jedoch darauf hin, daß es immer noch nötig war, sich für die Aufwertung des Deutschunterrichtes einzusetzen.

Vor allem kritisierte Reuschel die Ansicht über den altsprachlichen Unterricht als nationale Pflicht. Er spricht in diesem Zusammenhang von der typisch deutschen „Vorliebe der herrschenden Kreise für alles Ausländische“, die „Deutsch zur Aschenbrödelstellung verurteilt“²⁷¹ habe, und er weist auf Deutschlehrer hin, die es „als ihre erste Pflicht erachten, die Wege zu ebnen für das künftige Latein“. Reuschel kommentiert: „Wer als Deutschlehrer seine Aufgabe darin erblickt, besitzt ein Maß von Selbstverleugnung, das ihm nicht als Tugend, sondern als Schuld angerechnet werden muß.“²⁷² Der den Deutschlehrern gemachte Vorwurf der Selbstverleugnung erinnert nicht nur an vergleichbare kritische Aussagen Friedrich Paulsens über die Folgen des neuhumanistischen Griechenkultes, die er als Geringschätzung der eigenen Sprache und Kultur innerhalb der deutschen Intelligenz ausmachte. Erstaunlich ist auch, daß man am Ende des Ersten Weltkrieges Deutschlehrern noch vorwarf, sie räumten dem altsprachlichen Unterricht Vorrang ein. Die erhobenen Vorwürfe deuten aber auch darauf hin, daß die Forderung der Deutschlehrerbewegung, der Germanismus habe den Humanismus abzulösen, nicht uneingeschränkte Zustimmung fand und sich nicht durchgesetzt hatte.

Die Wiederholungen der Klage über die Marginalisierung der deutschen Sprache im höheren Bildungswesen sind unverkennbar. Sprach Jacob Grimm Mitte des 19. Jahrhunderts von der Muttersprache Frondienste in der höheren Schule, so erscheint bei Reuschel der Deutschunterricht am Ende des Kaiserreiches immer noch als „Aschenbrödel“, folglich als vernachlässigte ungeliebte Schwester des altsprachlichen Unterrichts. Allerdings – so möchte man meinen – deutet sich in der Märchenmetaphorik die Aussicht auf bessere Zeiten an. Denn so wie im Märchen Aschenbrödel rehabilitiert wird, so erhoffte man sich, daß auch die deutsche Sprache und mit ihr die Volkskunde zukünftig den ersten Platz im höheren Bildungswesen einnehmen würde. Noch ließe die offizielle Unterstützung für volkskundliche Sammelunternehmen und Volkskundemuseen zu wünschen übrig, wie Reuschel kritisch feststellte und anschließend bemerkte: „Vielleicht kommt einmal die Zeit, da unsere Unterrichtsverwaltungen, die längst für Auslandsreisen Beihilfen gewähren, auch zu solchem Zwecke Mittel bereitstellen. Endlich wäre dringend zu wünschen, daß Lehrstühle

²⁷¹ Ebd. S. 48.

²⁷² Ebd. S. 53.

für Volkskunde an den Hochschulen errichtet würden, und daß dieses unzweifelhaft wichtige Fach unter die Prüfungsfächer aufgenommen würde.“²⁷³ Von Interesse sollen an dieser Stelle weniger die fachpolitisch motivierten Forderungen sein, sondern vielmehr die Argumente, mit denen die Forderungen nach Volkskunde als prüfungsrelevantem Hochschulfach und die nach Mitteln für volkskundliche Forschungen und Institutionen legitimiert werden. Reuschel argumentierte, daß durch eine weitverbreitete Vorliebe für Fremdes, die bis zu Selbstverleugnung gehe, ein Informationsdefizit über die eigene Volkskultur entstanden sei und führt als Ursache die geringe Wertschätzung der deutschen Sprache im höheren Bildungswesen an. Letztlich begründete er seine Forderungen damit, daß wissenschaftliche Volkskunde einen Bedarf abdecke, der aufgrund der herrschenden Bildungspolitik entstanden sei.

Reuschels Argumente rüttelten unverkennbar an den zentralen Prämissen des neuhumanistischen Bildungsideals, nach denen die klassischen Sprachen und Kulturen Vorrang hatten, während die deutsche Sprache und Kultur als sekundär oder gar als minderwertiger betrachtet wurde. Oder wie man es Anfang des 19. Jahrhunderts formuliert hatte, der vermeintliche Makel deutscher Geburt sei nur mit dem griechischen Geist auszugleichen. Auf diese vom Neuhumanismus ausgehende Fremdorrientierung zielte Reuschels bildungspolitische Kritik vermutlich ab. Denn es ist unwahrscheinlich, daß die „Vorliebe der herrschenden Kreise für alles Ausländische“, von der er sprach, während des Ersten Weltkrieges die Höherbewertung des Französischen oder Englischen gegenüber dem Deutschen bedeutete. Mit der tiefeingewurzelten „Ausländerei“ war vielmehr die Bevorzugung des klassischen und hier vor allem des griechischen Altertums gemeint. Die herrschenden Kreise, die Reuschel offenbar im Auge hatte, waren gebildete Bürger, die im humanistischen Gymnasium primär in die römische und griechische Kultur eingeführt worden waren und aus dieser Perspektive die eigene Sprache und Kultur wahrnahmen. Oder wie es Hermann Grimm 1897 formuliert hatte, auf den sich Reuschel hier berief: „Unsere Jugend hat bisher von Italien und Griechenland aus Deutschland betrachtet, sie muß von Deutschland aus Italien und Griechenland kennen lernen.“²⁷⁴ Dieser intendierte Perspektivwechsel bedeutete jedoch mehr als nur der eigenen Sprache und Kultur im Unterricht den Vorrang vor den klassischen einzuräumen. Er hieß zugleich die Relativierung – wenn nicht gar Abwertung – des humanistischen Bildungsideals, das innerhalb des Bildungsbürgertums und hier vor allem innerhalb der Philologen hochgeschätzt wurde.

²⁷³ Ebd. S. 11.

²⁷⁴ Hermann Grimm: Beiträge zum deutschen Unterricht, Leipzig 1897, S. 111; hier zit. nach Karl Reuschel, ebd. S. 60.

Und es bedeutete insbesondere für die Philologen, die Selbstverständnis und Prestige eng mit diesem Bildungsideal verknüpften, ein Umdenken. Für diese mußte die Umwertung aller Werte – um es mit Friedrich Nietzsche zu sagen – als Krise empfunden werden, da sie von einem Bedeutungsverlust des Bildungsideals zugleich einen Legitimationsdruck und einen Prestigeverlust zu befürchten hatten. Diese Furcht wurde nicht zuletzt gespeist durch die bildungspolitischen Veränderungen seit Beginn des Kaiserreiches und vor allem ab den 1890er Jahren. Im Zusammenhang dieser bildungspolitischen Entwicklungen, mit denen sich zugleich auch die Situation der Philologen veränderte, werden im folgenden Motive der Philologen für ihr verstärktes Interesse an wissenschaftlicher Volkskunde erörtert.

C. Impulse für Volkskunde in der bildungspolitischen und kulturellen Wende der 1890er Jahre

Nach der Gründung des Kaiserreiches begann sich sowohl die berufliche Situation als auch die gesellschaftliche Stellung der Philologen sukzessive zu verschlechtern. Diese Situation entwickelte sich vor allem ab den 1890er Jahren zu einer Legitimationskrise, die eng mit einer Krise der Geisteswissenschaften²⁷⁵ verflochten war und die auch vielfach Bezüge zur allgemein empfundenen Kulturkrise um die Jahrhundertwende hatte. Die Ursachen dieser Krisen sind sehr vielschichtig. Die folgende Analyse konzentriert sich zwar weiter auf die Philologen als Protagonisten im Institutionalisierungsprozeß der Volkskunde, allerdings treffen die Problemlagen dieser Berufsgruppe auch in weiten Teilen für die ‚alte‘ Bildungselite zu. Ein Hauptgrund für die Legitimationskrise der Philologen ist in der sukzessiven Entwertung des neuhumanistischen Bildungs- und Kulturbegriffs im Zuge der fortschreitenden Industriemoderne zu sehen. Dieser Wertverlust resultierte unter anderem aus dem ausgrenzenden Charakter des im Neuhumanismus entwickelten Verständnisses von Bildung und Kultur und aus der Ideologisierung des humanistischen Bildungsideals. Auf diesen komplexen Zusammenhang soll hier aus mehreren Gründen eingegangen werden. Erstens lassen sich dadurch wesentliche Motive der Philologen für ihre Hinwendung zur Volkskultur erhellen und insofern für ihr Engagement in der Volkskunde. Zweitens kann dadurch verdeutlicht werden, welche Bedeutung der entstehenden wissenschaftlichen Volkskunde philologischer Provenienz für die Bewältigung der allgemein empfundenen Kulturkrise zukam.

Wie im Vorhergehenden gezeigt, legte die neuhumanistische Bewegung, die „zugleich mit der Entwicklung der Geisteswissenschaften an der

²⁷⁵ Vgl. Wolfgang Frühwald: Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung.

Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entstand²⁷⁶, den Grundstein für das moderne Bildungs- und Wissenschaftsideal. Dem Ideal nach sollten Bildung und Wissenschaft „von allen Zwecken und Mitteln befreit, um ihrer selbst willen zu treiben“²⁷⁷ sein. Analog zu diesem Ideal verstanden sich die Geisteswissenschaften im Gegensatz zu den ‚Fachwissenschaften‘ als Bildungswissenschaften, dies bedeutete, ohne direkten Anwendungsbezug auf einen bestimmten Beruf. Dieses geisteswissenschaftliche Selbstverständnis führte zu einem Dualismus zwischen Bildungswissen²⁷⁸ und zweckorientiertem Leistungswissen. Als „die Bildungswissenschaft par excellence galt dabei die Philologie“²⁷⁹, die sich am nachhaltigsten sowohl inhaltlich als auch ideell mit dem neuhumanistischen Konzept – Bildung durch Wissenschaft – identifizierte und die damit auch reüssierte. Der von den Philologen dominierte Bildungs- und Wissenschaftsbegriff wurde zwar im 19. Jahrhundert schon vehement kritisiert – vor allem von erfolgreichen Naturwissenschaftlern. Für Justus von Liebig beispielsweise „trat dieser humanistische Geist überall dem Fortschritt der Naturwissenschaften und der Medizin hindernd in den Weg“²⁸⁰. Aber der Neuhumanismus behauptete sich mit dem Postulat universalistischer Geltung. Vor allem seit Mitte des Jahrhunderts verfestigte sich ein Bildungsbegriff, der „den Besitz humanistisch-philologischer Kenntnisse“ bedeutete, verbunden mit dem Anspruch, „die gesamte Wissenschaft, vorzüglich die an den Universitäten gelehrt, grundzulegen“²⁸¹. Naturwissenschaftlich-technische Kenntnisse sowie den ökonomischen Bereich schloß dieser Bildungsbegriff aus. Ebenso wurde versucht, nicht nur die aufstrebende technische Intelligenz und die Kaufleute, „sondern vor allem die Arbeiterschaft auszugrenzen“²⁸². Ausgegrenzt wurden also die gesellschaftlichen Gruppen und Bereiche, welche die industrielle Moderne verkörperten und die mit ihr aufgestiegen waren.

²⁷⁶ Ebd. S. 99.

²⁷⁷ Ebd. S. 76; vgl. auch Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 176-177.

²⁷⁸ Unter Bildungswissen wird in Anlehnung an Kocka „ein säkularisiertes, normativ durchwirktes und auch von ästhetischen Urteilen durchzogenes Wissen“ verstanden, das mit universalistischem Geltungs- und Deutungsanspruch auftrat. Dieses Wissen war im Gegensatz zum berufsbezogenen Leistungswissen „nicht primär spezialisiert und instrumentell“; es wurde vornehmlich über die gymnasiale Schulbildung erworben und „häufig durch berechtigende Patente nachgewiesen“. Jürgen Kocka: *Bildungsbürgertum – Gesellschaftliche Formation*, S. 10. Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Bildungswissens vgl. M. Rainer Lepsius: *Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung*.

²⁷⁹ Wolfgang Frühwald: *Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung*, S. 108.

²⁸⁰ Ebd. S. 77.

²⁸¹ Ebd. S. 78.

²⁸² Ebd. S. 79.

Mit diesen Feststellungen sollen jedoch weder die Modernisierungsfunktion noch der emanzipatorische und egalisierende Impetus negiert werden, die das Bildungsideal für das aufsteigende, vor allem für das gebildete Bürgertum im 19. Jahrhundert zweifelsohne hatte. Allerdings darf auch nicht übersehen werden, daß die mit dem Bildungsideal verknüpften Ansprüche nie realisiert wurden. Die neuhumanistische Bildung wurde ideologisch verbrämt, in ihrer institutionellen Umsetzung wirkte sie reglementierend und ausgrenzend. Es kam zu einer Zweiteilung des deutschen Bildungswesens, die heute noch im Dualismus zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften nachwirkt.²⁸³ Und nicht zuletzt führte dies zu einer eminenten bildungsbedingten Dichotomie in der Bevölkerung. Über die nachhaltigen Konsequenzen dieser vor allem ab der Jahrhundertmitte einsetzenden Trennung schreibt Wolfgang Frühwald: „Die Teilung des deutschen Bildungswesens, mit tiefgreifenden Folgen für die Auffassung von Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, war eine unmittelbare Folge des Konkurrenzkampfes zwischen philologischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen, in dem die Philologien die Oberhand zu behalten suchten und den aufstrebenden Natur- und Technikwissenschaften bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hinein mit Erfolg die Gleichstellung verwehrten.“²⁸⁴ Dieser Konkurrenzkampf verschärfte sich im Kaiserreich. Die Philologen als Protagonisten des ehemals modernen Bildungswesens wurden erheblich konfrontiert mit den Erfolgen der technisch-naturwissenschaftlichen Moderne und mit der Inkongruenz zwischen dem bestehenden Unterrichtswesen und der veränderten Sozialentwicklung. Vor allem ab den 1890er Jahren, in denen sich die Modernisierung in einem bis dahin nicht gekannten Tempo beschleunigte, verlor das Bildungswesen, von dem vor allem das geisteswissenschaftlich gebildete Bürgertum kulturelle Hegemonie und Definitionsmacht ableitete, seinen Prestigewert und die Vormachtstellung der ‚alten‘ Bildungselite schwand.²⁸⁵ Mit der wachsenden Industrialisierung und Ökonomisierung stiegen „die Anforderungen von Industrie, Handel und Gewerbe an das Bildungssystem“²⁸⁶, und in der wilhelminischen Gesellschaft gewann all das an Reali-

²⁸³ Vgl. dazu die Beiträge in Geisteswissenschaften heute; Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur. S. 209.

²⁸⁴ Wolfgang Frühwald: Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung, S. 78.

²⁸⁵ Vgl. dazu M. Rainer Lepsius: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung. Für Lepsius endet die „gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Bildungsbürgertums“ mit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts; „Bildungsbürgerlichkeit“ werde „zur Subkultur“ unter vielen. Ebd. S. 18. Dafür spricht auch die Annäherung zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgern Ende des Jahrhunderts. Vgl. dazu Friedrich Zunkel: Das Verhältnis des Unternehmertums zum Bildungsbürgertum.

²⁸⁶ Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur, S. 239.

tät und vor allem an Macht, was durch den neuhumanistischen Bildungsbegriff ausgegrenzt oder abgewertet wurde. Sowohl die Ausgrenzungen dieses Bildungsbegriffs als auch deren Folgen wurden zu signifikanten Merkmalen der philologisch dominierten Volkskunde, die ihre Spuren im Fach weit über das Kaiserreich hinaus zeitigten.²⁸⁷

Mit den verstärkt auftretenden Forderungen nach einer Anpassung des Bildungssystems an das Erwerbsleben und nach gleichberechtigter Anerkennung der naturwissenschaftlich-technischen Forschung gerieten vor allem die Philologen in mehrfacher Hinsicht unter Legitimationsdruck: Erstens wurde ihre Monopolstellung im Bildungswesen verschärft kritisiert und durch die Konkurrenz der Natur- und Technikwissenschaften, denen die Realschulen zugeordnet waren, bedroht. Zweitens hatten vornehmlich Philologen Prestige- und Bedeutungsverluste zu befürchten, wenn das Bildungswissen an Prestige verlor und sein Distinktionswert, entweder durch die Aufwertung der realistischen Bildung oder durch Verbreitung des Bildungswissens, abnahm. Nicht zuletzt aber standen die Forderungen nach mehr Praxisbezug und zweckorientiertem Leistungswissen sowohl im gymnasialen als auch im universitären Unterricht konträr zum neuhumanistischen Selbstverständnis der zweckfreien Bildung und Wissenschaft. Dies mußte unweigerlich zu Konflikten führen, was auch innerhalb der „Zunft“, wie Nietzsche die Philologen nannte, Spannungen hervorbrachte. Innerhalb der Philologen kam es zu Divergenzen zwischen den ‚Praktikern‘, dies waren vorwiegend Gymnasiallehrer, und den ‚Orthodoxen‘, die an der traditionellen philologischen Richtung festhielten. Von außerordentlicher Relevanz für die Entstehung der wissenschaftlichen Volkskunde war es in dieser Konfliktsituation, daß sich Hochschulgermanisten und Deutschlehrer gegen die altphilologische Dominanz und gegen die damit einhergehenden Ausbildungsdefizite wehrten. Diese Bewegung erfuhr in der Schulkonferenz Ende 1890 ‚allerhöchste‘ Unterstützung und nationalpolitische Bedeutung. Von dieser bildungspolitischen Wende gingen einerseits entscheidende Impulse für den Institutionalisierungsbeginn wissenschaftlicher Volkskunde aus. Andererseits wird sich zeigen, wie die in diesem Kontext entstehende wissenschaftliche Volkskunde philologischer Provenienz *einen Weg*²⁸⁸

²⁸⁷ In diesem Zusammenhang ist beispielsweise die Tatsache zu sehen, daß in der Volkskunde die technische Welt erst Anfang der 1960er thematisiert wurde und die Arbeiterkulturforschung erst ein Jahrzehnt später einsetzte. Martin Scharfe, der auf diese spät einsetzenden Forschungsinteressen hinwies, sah die Ursache des Phänomens in Verlusterfahrungen durch die Moderne. Diesem Erklärungsansatz wäre an die Seite zu stellen, daß es auch eine Ablösung von der philologisch dominierten Fachtradition war. Vgl. Martin Scharfe: Volkskunde in den Neunzigern.

Weg²⁸⁸ darstellte, mit dem Philologen ihre Legitimationskrise zu bewältigen suchten.

1. Philologen als Modernisierungsverlierer

Anzeichen für eine Krise innerhalb der Philologen zeigten sich bereits kurz nach der Reichsgründung in der ersten „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“, die 1872 in Leipzig stattfand. In seiner Eröffnungsrede bemerkte der Präsident der Versammlung Georg Curtius: „Für die deutsche Philologenversammlung ist ein neues Deutschland gegeben.“ Es sei „eine neue grosse Zeit angebrochen“, in der man sich fragen müsse, „welche Stellung nehmen unsere Bestrebungen im deutschen Reich ein, was hat unsre Philologie zu thun, um sich in der neuen Zeit zu behaupten?“²⁸⁹. Mit Beginn des Kaiserreiches sahen sich die Philologen offensichtlich mit einer veränderten Situation konfrontiert, in der sie es für nötig erachteten, ihr Selbstverständnis zu überdenken und ihr Tun verstärkt zu legitimieren, da sie sonst noch mehr um Geltung und Einfluß fürchten mußten. Denn Curtius konstatiert: „Die Zeiten, in denen die Philologen als Humanisten für die einzigen Träger höherer Bildung galten, sind längst vorbei. [...] Die Gunst, die sonst ihr zufiel, wird jetzt bis zu einem gewissen Grade den Naturwissenschaften zu Theil. Und selbst im Gebiet der Schule wird beständig gestritten um den Vorzug der Gymnasial- und der sogenannten Realschule.“²⁹⁰ Die erste Philologenversammlung im neuen Kaiserreich hatte sich nicht nur mit einer spürbaren Beeinträchtigung der Monopolstellung der Philologen im höheren Bildungswesen auseinandersetzen, sondern die Standesorganisation mußte vor allem auch der Tatsache ins Auge sehen, daß die Naturwissenschaften zunehmend an Ansehen gewannen und ihnen innerhalb des Wissenschaftsbetriebes den ersten Rang abliefen. Und wenn die Philologen „auch im neuen Reiche ihre Stellung ungeschmälert in Anspruch nehmen“²⁹¹ wollten, dann bedeutete dies für sie, sich im „ehrliehen Wettstreit“²⁹² der Konkurrenz zu stellen. Noch gab man sich selbstbewußt und war überzeugt, den wissenschaftlichen Wettstreit zu gewinnen. Als Maßgabe schlug Curtius vor: „In diesem Wettkampf mit anderen Bestrebungen wird sich aber unsre Philologie gewiss dann am siegreichsten behaupten, wenn sie wieder bei sich selbst einkehrt und weit entfernt von

²⁸⁸ Um Mißverständnissen vorzubeugen sei hier explizit darauf hingewiesen, daß Volkskunde nur ein Aspekt, aber nicht der einzige Weg im philologischen Krisenmanagement darstellte.

²⁸⁹ Georg Curtius: Rede zur Eröffnung, S. 1.

²⁹⁰ Ebd. S. 4.

²⁹¹ Ebd. S. 2.

²⁹² Ebd. S. 4.

satter Selbstzufriedenheit rastlos sich fortzubilden und zu regenerieren bemüht ist.“²⁹³ Sich mit weniger Überheblichkeit auf die Essentials und die alten Werte des Faches besinnen – so die Empfehlung –, dann werde man der zunehmenden Konkurrenz innerhalb des Wissenschaftsbetriebes standhalten können und die „neue große Zeit“ werde auch für die Philologen erfolgreich sein.²⁹⁴ Die Rückkehr zu ehemals effektivem Selbstverständnis hieß, auf die Stärken der alphilologischen Studien bauen, denn man war davon überzeugt, der Weg aus der Krise könne nur über ‚Rom und Athen‘ gehen, weil nur die klassischen Studien den ‚wirklichen‘ Philologen ausmachten. So wurde auch „als die Hauptsache“ festgehalten: „Das Einleben in das classische Alterthum, vor allem in seine Sprachen und Litteratur gilt überall als das was wesentlich erstrebt, was als unerlässliche Bedingung für den betrachtet wird, der das philologische Bürgerrecht erlangen will.“²⁹⁵

Vor dem Hintergrund des vorher geäußerten Eingeständnisses, daß ihre Hochkonjunktur der Vergangenheit angehöre und ihr Einfluß auf allen Ebenen schwinde, klingt die Beteuerung, nur das Studium des klassischen Altertums mache einen ‚echten‘ Philologen aus, wie eine Selbstvergewisserung. Auch die in der Rede wiederholten Hinweise auf die Stärken der Philologie und deren gesellschaftlichen Nutzen vermitteln den Eindruck einer gravierenden Legitimationskrise, in der sogar selbst die versammelten Philologen und Schulmänner noch vom Wert und der Bedeutung ihres Faches überzeugt werden mußten. So sollte die Versammlung auch dazu beitragen, daß man sich „des gemeinsamen hohen Ideals der Philologie“ wieder „lebendiger bewusst werden“²⁹⁶ könne. Bemerkenswert ist nicht zuletzt auch, wie in Curtius‘ Rede die Überlegenheit des „hohen Ideals“ der klassischen Bildung und deren nationalpädagogische Bedeutung gegenüber anderen Bildungskonzepten hervorgehoben wird, die auch von ausländischen Bildungssystemen nicht zu übertreffen sei. Denn man war überzeugt: „Andere Völker verkommen in eitler Selbstbespiegelung. Ein guter Theil der Deutschen lernt von früh auf fremdes erkennen grosses und kleines an anderen Völkern achten und beachten.“²⁹⁷ Daß die von Curtius in diesem Zusammenhang hochgehaltene „philologische Zucht“ kein „treffliches Mittel“²⁹⁸ gegen aggressive, nationalistische und imperialistische Ziele der Deutschen war, lehren uns die Geschichtsbücher. Zudem zeigten die idealistischen Ziele, mit denen die Philologen und Schulmänner die vermeintliche Über-

²⁹³ Ebd.

²⁹⁴ Wie oben gezeigt, vertrat auch der Altphilologe Wilamowitz diese Position.

²⁹⁵ Georg Curtius: Rede zur Eröffnung, S. 5.

²⁹⁶ Ebd. S. 8.

²⁹⁷ Ebd. S. 3.

²⁹⁸ Ebd.

legenheit der klassischen Bildung im Kaiserreich stets aufs neue mit Verve verteidigten, längst ihr ideologisches Gesicht in der Gesellschaft.

Friedrich Paulsen, der Ende des Jahrhunderts in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts den tatsächlichen Erfolgen der klassischen Bildung nachging, provozierte mit den rhetorischen Fragen: „Wird das, was der klassische Unterricht bewirken könnte und sollte, regelmäßig erreicht, so daß nur unglückliche Ausnahmen, die dem System nicht zur Last fallen, dieser Früchte nicht teilhaft werden?“ Und weiter fragt er: „Finden wir lebhaftere Teilnahme und tiefes Verständnis für die großen Angelegenheiten der Menschheit, Freiheit von kleinen Leidenschaften und niedriger Selbstsucht in der Regel oder doch vorzugsweise bei den ‚Gebildeten‘?“²⁹⁹ Seine Antworten sind nicht weniger provokant, wenn er meint: „Ein Blick in die Wirklichkeit zerstört grausam die Illusionen wohlmeinender Enthusiasten.“³⁰⁰ So käme ein „unbefangener Beobachter“ nicht umhin, die Realität folgendermaßen zu beurteilen: Ein „inhumaner Hochmut, der durch Prunksucht und Schneidigkeit den Minderen die eigene Vornehmheit zu Gemüte zu führen suche, ein enger und engherziger in Klassenvorurteilen gefangener Kastengeist, der sich ‚guter Gesinnung‘ rühme, ein lärmender, phrasenhafter, bornierter Nationaldünkel, der sich für Patriotismus ausbebe, alle diese widerwärtigen Erscheinungen der Zeit finde man nicht bei den kleinen Leuten, sondern vorzugsweise bei den ‚Gebildeten‘, also bei denen, die der Theorie nach Jünger des Plato und Sophokles seien.“³⁰¹ Dieses vernichtende Urteil verwies auf die Kehrseiten der idealisierten humanistischen Bildung, als deren erste Vertreter sich Philologen sahen und deren Unübertroffenheit sie rühmten.

Daß die Kritik nicht neu war, konnte bereits mit Wilhelm Heinrich Riehls Klagen über das bildungsaristokratische respektive das überhebliche Verhalten seiner bürgerlichen Zeitgenossen gezeigt werden. Wenngleich Riehl die Philologen nicht explizit angriff, so zielte seine Kritik an den soziokulturellen Auswirkungen des höheren Bildungswesens doch in die gleiche Richtung, die Paulsen vertrat. Aber Ende des 19. Jahrhunderts schien sich der Unmut über die Philologen verschärft zu haben. Paulsens Kritik ist auch hier sehr aufschlußreich, wenn er über diejenigen unter den Gebildeten, die sich primär mit dem Bildungsideal identifizierten und schmückten, nicht ohne bittere Ironie feststellte: „Übrigens, wäre die humane Bildung und Gesinnung das Ergebnis der schulmäßigen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturwerken, dann müßte sie sich ja vorzugsweise bei denen finden, die ihr Leben in die-

²⁹⁹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 654 u. 655.

³⁰⁰ Ebd. S. 654.

³⁰¹ Ebd. S. 655.

ser Beschäftigung zubringen, also bei den Philologen.“³⁰² Auffallend sei aber – so fährt er fort –, daß ausgerechnet unter denjenigen, „welche die Humanitätsstudien betrieben, gerade die Inhumansten seien, lichtscheu und voll kleiner hämischer Leidenschaften“³⁰³. Paulsen verstärkte seine fundamentale Kritik an den Philologen sogar noch mit der Auffassung, nicht wegen, sondern trotz der Philologie gäbe es Ausnahmen. Das harsche Urteil des liberalen Bildungshistorikers belegt, wie affektgeladen die negative Stimmung gegen die Philologen und die von ihnen dominierte höhere Bildung im Kaiserreich war.

Vor allem seit den 1880er Jahren wurden die kritischen Stimmen über das herrschende Bildungssystem und über die Philologen lauter. Die Auseinandersetzungen zwischen den Befürwortern der Gymnasialbildung und den Vertretern der Realschulbildung verstärkten sich; der seit Mitte des 19. Jahrhunderts entfachte Schulkrieg spitzte sich zu. Flankiert von einer grundsätzlichen Bildungs- und Kulturkritik in der öffentlichen Debatte, die seit Anfang der 1870er Jahre vermehrt eingesetzt hatte³⁰⁴, entwickelten sich die bildungstheoretischen Kontroversen zwischen Humanisten und Realisten zur bildungspolitischen Krise.³⁰⁵ Zum einen wurde heftigst über die Überfüllungskrisen diskutiert: Man machte sich Sorgen, daß zu viele Gymnasien besuchten und studieren wollten, was zu Abiturientenproletariat sowie zur Überfüllung aller gelehrten Berufe³⁰⁶ führe und letztlich in einem staatsgefährdenden Proletariat von Gebildeten münde. Die Diskussionspunkte erinnern nicht nur an Riehls Warnungen vor einem Geistesproletariat und vor volkswirtschaftlichen Problemen durch die Überproduktion in

³⁰² Ebd. S. 656.

³⁰³ Ebd. Es kann hier nur angemerkt werden, daß sich Paulsen mit seiner Philologenkritik in eine Tradition mit Goethe und Jacob Grimm stellte, die bereits ähnliche Kritik geäußert hatten. Vgl. ebd.

³⁰⁴ Genannt sei hier vor allem Friedrich Nietzsches kritischer Vortrag „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, den er 1872 in Basel hielt. Vgl. ders.: Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta, S. 175-263. Während Nietzsches Kritik auf einen falsch verstandenen Humanismus abzielte, ging die Bildungskritik in eine zunehmend völkische Richtung. Populär wurden vor allem Paul de Lagardes Angriffe auf das akademische Leben und das Bildungswesen ab 1874, (vgl. ders.: Deutsche Schriften,) sowie Julius Langbehns „Rembrandt als Erzieher“. Vgl. dazu auch Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Stern stellt ausführlich dar, wie sowohl de Lagarde als auch Langbehn am herrschenden Bildungssystem gescheitert waren, bevor sie ihre Kritiken verfaßten.

³⁰⁵ Vgl. dazu Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen.

³⁰⁶ Gymnasiallehrer mußten (was besonders auf die Philologen in den 1880er und 90er Jahren zutraf) bis zu sechs Jahre auf eine Einstellung warten. Vgl. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 30; ders.: Lehrerarbeitslosigkeit in Deutschland. Zur Akademikerarbeitslosigkeit allgemein vgl. Hartmut Titze: Die zyklische Überproduktion von Akademikern.

den gelehrten Berufen³⁰⁷, sondern sie lassen auch an aktuelle Debatten über hohe Akademikerarbeitslosigkeit und überfüllte Hochschulen denken. Eine bildungspolitische Problematik, die offensichtlich von langer Dauer ist.

Ein wesentlicher Streitpunkt in den Debatten war zum anderen das umstrittene Berechtigungswesen, das mit dem Gymnasialmonopol verknüpft letztlich die Überfüllungskrisen mit verursachte. Da nur das Gymnasium den Zugang zu allen Staatsämtern und Staatsprüfungen eröffnete und zum uneingeschränkten Hochschulstudium berechnigte, wurde es zur bevorzugten Schule. Zudem war der höhere Prestigegewinn für nicht wenige ein Grund, das Gymnasium der Realschule vorzuziehen. Die Absolventen des höheren Realschulzweiges waren von diesen Berechtigungen weitgehend ausgeschlossen.³⁰⁸ Gegen diese Benachteiligungen setzten sich die Lehrer der realistischen Schulen³⁰⁹ seit den 1880er Jahren immer entschiedener zur Wehr. Vor allem die Lehrer, die sich im Allgemeinen Deutschen Realschulmännerverein³¹⁰ organisierten, forderten die Gleichberechtigung der realistischen und humanistischen Bildung. Diese Bestrebungen, die von anderen Organisationen³¹¹ und am nachhaltigsten vom Verein Deutscher Ingenieure³¹² unterstützt wurden, lösten eine „Flutwelle von Petitionen“³¹³ an das preußische Kultusministerium aus, die 1888 in einer Massenpetition mit 22.409 Unterschriften gipfelte, in der unter anderem auch die Einberufung einer Schulkonferenz gefordert wurde. Christoph Führ informiert, wer zu den Unterzeichnern zählte: „zahlreiche Magistrate und Handelskammern großer Industriestädte, mehr als 4.000 Kaufleute, rund 2.400 Ingenieure, 2.300 Schulmänner (davon nur 291 aus dem Gymnasialbereich!), 2.000

³⁰⁷ Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Die Bürgerliche Gesellschaft. Führ weist darauf hin, daß die Riehlsche Position später von Bismarck vertreten wurde. Vgl. Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 193.

³⁰⁸ Die Absolventen der seit 1859 bestehenden Realgymnasien wurden ab 1870 lediglich zum Studium der Mathematik, Naturwissenschaft und der neueren Sprachen in der Philosophischen Fakultät zugelassen. Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 567.

³⁰⁹ Dies waren Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen sowie die dazugehörigen Pro-Anstalten.

³¹⁰ Die Realschullehrer hatten sich 1843 im „Verein deutscher Realschulmänner“ organisiert, nachdem sie in der „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner“ nicht akzeptiert wurden. 1876 erhielt der Verein ein festes Organisationsstatut und wurde in „Allgemeiner deutscher Realschulmännerverein“ umbenannt. Vgl. Rainer Bölling: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer, S. 47.

³¹¹ Unterstützt wurden die Realschullehrer beispielsweise vom 1886 gegründeten „Deutschen Einheitsschulverein“ und vom „Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform“, aus dem 1889 der „Verein für Schulreform“ entstand. Vgl. Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 195.

³¹² Vgl. Führ ebd. Vgl. auch Manfred Späth: Die Professionalisierung von Ingenieuren.

³¹³ In der Zeit von 1882 bis 1889 wurden, so Führ, 344 Petitionen eingereicht. Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 195.

Fabrikbesitzer und Bankiers sowie 1.470 Ärzte³¹⁴. Die Forderung nach einer Bildungsreform kam also überwiegend aus gesellschaftlichen Kreisen, die in der fortschreitenden Industriemoderne zunehmend an Einfluß und Macht gewannen und vom Modernisierungsprozeß profitierten. In der modernen Gesellschaft wurden Naturwissenschaft und Technik zum Inbegriff der Moderne; vor allem Ingenieure avancierten zu Garanten des technischen Fortschritts, diese erfreuten sich trotz aller Krisenwahrnehmung über die negativen Auswirkungen der Industriemoderne immer größerer Reputation, konnten sie sich doch gerade in der Krise als Experten für die Lösung der Probleme hervortun.³¹⁵ Die neuen Berufsgruppen organisierten sich in Verbänden, forderten bildungspolitische Mitspracherechte sowie die Aufwertung und Anerkennung der realistischen Bildungsabschlüsse und nicht zuletzt die Gleichstellung der Technischen Hochschulen mit den Universitäten.³¹⁶

Auf universitärer Ebene entsprach diesem Aufstieg, was die Philologen bereits kurz nach der Reichsgründung als bedrohliche Konkurrenz empfanden: die Bedeutung der Natur- und Technikwissenschaften nahm zu.³¹⁷ Und im Zuge der fortschreitenden Institutionalisierung und Professionalisierung dieser Wissenschaften verstärkten sich die Forderungen nach einer adäquaten schulischen Vorbildung. Kurz gesagt: Es wurde immer offenkundiger, daß das ehemals moderne, als vorbildlich geltende Bildungssystem dem Modernisierungsprozeß hinterherhinkte und es wurden sowohl Vorwürfe, daß das altphilologisch dominierte höhere Bildungswesen den gesellschaftlichen Anforderungen nicht mehr gerecht werde als auch der Ruf nach einer Bildungsreform immer lauter. Allerdings ist bei diesen bildungspolitischen Kontroversen nicht zu übersehen, daß hier zum großen Teil auch die ‚neuen‘ gesellschaftlichen Gruppen um bildungsabhängige Privilegien und Prestige mit den ‚alten‘ Bildungseliten konkurrenzten.

³¹⁴ Ebd.

³¹⁵ Vgl. Hans-Luidger Dienel: Der Triumph der Technik. Dienel kommt in seiner Studie zu dem interessanten Schluß: „Letztlich profitierten sie von der Krisenwahrnehmung um die Jahrhundertwende, denn sie hatten ein technizistisches Konzept für die Lösung in der Tasche. Je größer die Krise, desto wichtiger waren die technischen Steuermänner.“ Ebd. S. 202.

³¹⁶ Vgl. dazu ebd. sowie Manfred Späth: Die Professionalisierung von Ingenieuren. Über die Bemühungen der Kaufleute seit 1880 um Aufwertung ihrer Schulen und um Anschluß an das staatliche Berechtigungswesen vgl. Mario König: Angestellte am Rande des Bürgertums. Vgl. auch Johannes Rohbeck und Hans-Ulrich Wöhler (Hg.): Auf dem Weg zur Universität.

³¹⁷ Zum Aufschwung und Fortschritt naturwissenschaftlich-technischer Forschung im Kaiserreich, der sich unter anderem auch in der großen Zahl der an Naturwissenschaftler verliehenen Nobelpreise ausdrückte, vgl. Bernhard vom Brocke: Hochschul- und Wissenschaftspolitik; hier bes. S. 111. Vgl. dazu auch Bernhard vom Brocke (Hg.): Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik.

Diese bildungspolitischen Forderungen mußten die ‚alten‘ Bildungseliten und diesen voran die Philologen eminent unter Legitimationsdruck setzen, wenn sie ihre „Bildungsmacht“³¹⁸ weiterhin behaupten und ihre Krise abwenden wollten. Über den Zusammenhang zwischen Bildungskritik und einer Krise der Philologen hatte Friedrich Nietzsche bereits 1874 in seinem Fragment „Wir Philologen“ festgestellt: „Wird nun die Bildung einer Zeit verurteilt, so sind jedenfalls die Philologen schwer angegriffen.“³¹⁹ Diese von Nietzsche pointiert formulierte Situation war nun Ende der 1880er Jahre verschärft eingetreten; die bildungspolitische Krise hatte sich zur Legitimationskrise der Philologen ausgeweitet.

2. Die Institutionalisierung wissenschaftlicher Volkskunde im Zusammenhang wilhelminischer Bildungspolitik

Ein Jahr nach Amtsantritt leitete der junge Kaiser Wilhelm II. eine bildungspolitische Wende ein, indem er am 1. Mai 1889 mit einer „Allerhöchsten Ordre“ an das Staatsministerium in die Schulpolitik eingriff. Des Kaisers Intentionen werden in den ersten Sätzen des sogenannten Maierlasses, wie die Ordre später allgemein hieß, deutlich: „Schon längere Zeit hat Mich der Gedanke beschäftigt, die Schule in ihren einzelnen Abstufungen nutzbar zu machen, um der Ausbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen entgegenzuwirken. In erster Linie wird die Schule durch Pflege der Gottesfurcht und der Liebe zum Vaterlande die Grundlage für eine gesunde Auffassung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu legen haben.“³²⁰ Die Schule sollte also für innenpolitische Ziele instrumentalisiert werden. Die „Politisierung der Schule“³²¹ war ein wichtiger Teil des sogenannten Neuen Kurses der Politik in der zweiten Hälfte der Kaiserzeit, die später die Wilhelminische Ära genannt wurde. Die wilhelminische Politik setzte nun weniger auf repressive Maßnahmen, wie es noch Bismarck mit den Sozialistengesetzen getan hatte, sondern verfolgte eine sozial- und schulpolitische Doppelstrategie³²²: Mit der Erziehung zu Vaterlandsliebe und der Rückkehr zu christlichen Werten, sollte gegen die

³¹⁸ Ada Hentschke/Ulrich Muhlack: Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie, S. 82.

³¹⁹ Friedrich Nietzsche: Wir Philologen, S. 331. Nietzsche, der seit 1869 selber an der Baseler Universität als klassischer Philologe tätig war, sparte seit Anfang der 1870er Jahre weder mit Kritik an seiner Zunft noch am Bildungsbetrieb. Vgl. dazu Friedrich Nietzsche: Über unsere Bildungsanstalten (1872); ders.: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1873/74). Vgl. zur Kritik Nietzsches auch Hentschke/Muhlack Einführung, S. 106-114.

³²⁰ Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 3.

³²¹ Margret Kraul: Das deutsche Gymnasium, S. 101.

³²² Vgl. Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 197.

Ausbreitung staatsfeindlicher Ideen und die „vaterlandslosen Gesellen“³²³, wie der Kaiser die Sozialdemokratie vorzugsweise nannte, angegangen werden. In diesem politischen Zusammenhang ist das persönliche Interesse des Kaisers an einer Schulkonferenz zu sehen, die im April 1890 beschlossen und Ende des Jahres durchgeführt wurde.

Das Jahr 1890 ist hier in mehrfacher Hinsicht von Interesse: Zum einen wurde es bereits in der zeitgenössischen Wahrnehmung als ein Jahr der zugleich politischen und kulturellen Wende bewertet.³²⁴ Zum anderen sind die Ereignisse dieser Wende als wichtiger historischer Hintergrund für den Institutionalisierungsbeginn wissenschaftlicher Volkskunde zu betrachten. Die politische Lage veränderte sich in diesem Jahr binnen weniger Monate, genannt seien nur die Nichtverlängerung der Sozialistengesetze im Januar, die Reichstagswahlen im Februar, aus der die Sozialdemokratie als stärkste Partei hervorging sowie der Kanzlerwechsel von Bismarck zu Caprivi im März. Eine zeitgenössische Diagnose dieser Ereignisse gibt Aufschluß über deren Wirkung. Über die „Geistige Struktur um 1890“ schrieb der Schriftsteller und Soziologe Samuel Lublinski 1904 in seinem Essay „Die Bilanz der Moderne“: „Im März reichte der bisher mächtigste Mann in Deutschland, Reichskanzler Fürst Bismarck, seine Entlassung ein. Mit ihm fiel zugleich das Hauptbollwerk der Regierungskunst seiner letzten Jahre, das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie. Es war ein völliger Wendepunkt im deutschen politischen Leben, ohne Zweifel das wichtigste Ereignis seit der Reichsgründung. Ebenso sah sich aber auch die werdende neu-deutsche Kultur durch diesen Umschwung vor eine Fülle von Problemen gestellt.“³²⁵ Die Zeit um 1890 erscheint hier als geistig-politische Wende, als Aufbruch in die Moderne, über die man kurz nach der Jahrhundertwende bereits kritisch Bilanz zog.

In dieser politischen und kulturellen Wendezeit fand in Berlin nicht nur die Schulkonferenz statt, sondern es begann auch eine neue Ära für die wissenschaftliche Volkskunde. Einen Monat vor der Schulkonferenz hatte sich in Berlin im November 1890 der erste Verein für Volkskunde gebildet, der sich unter dem Vorsitz des Germanisten Karl Weinhold am 23. Januar 1891 in der Aula des Kaiser-Wilhelms-Gymnasiums der Öffentlichkeit präsentierte.³²⁶ Die Gründung des Berliner Vereins war der Auftakt zu einer ersten Gründungswelle von Volkskundevereinen in den 1890er Jahren, in

³²³ Jürgen Schütte u. Peter Sprengel (Hg.): Die Berliner Moderne, S. 36.

³²⁴ Vgl. dazu Fritz Stern, der das Jahr 1890 als einen „Wendepunkt im kulturellen Leben Deutschlands“ bezeichnet. Ders.: Kulturpessimismus als politische Gefahr, S. 203.

³²⁵ Samuel Lublinski: Geistige Struktur um 1890, S. 3; hier zit. nach Berliner Moderne, S. 110.

³²⁶ Vgl. Karl Weinhold: Bericht über den Verein für Volkskunde, S. 111.

denen primär Philologen die Richtung der wissenschaftlichen Volkskunde bestimmten. Die erste Organisationsphase der philologisch dominierten Volkskunde vollzog sich also in einem politischen und kulturellen Klima, das auf bildungspolitische Veränderungen drängte und in dem die Philologen, als maßgebliche Vertreter des höheren Bildungswesens, um ihre Vormachtstellung bangen mußten. Die Frage nach einer möglichen Beziehung zwischen der bildungspolitischen Krise und dem verstärkten Interesse von Philologen an einer Institutionalisierung der Volkskunde drängt sich auf. Welche Bedeutung hatte nun in diesen Zusammenhang die Schulkonferenz, die vom 4. bis 17. Dezember 1890 in Berlin stattfand, für die Philologen, und was hatten sie von der sogenannten Dezemberkonferenz, die bereits im Vorfeld hohe Wellen schlug, zu erwarten? Ein kurzer Blick auf die Ereignisse der Schulkonferenz wird vor allem für die Frage aufschlußreich sein, ob Impulse für die wissenschaftliche Volkskunde von ihr ausgingen.

Wie das preußische Kultusministerium im Vorfeld verlauten ließ, habe man 44 Konferenzmitglieder eingeladen, „welche verschiedenen Lebens- und Berufsstellungen angehören“³²⁷ sollten – darunter befanden sich auch drei Vertreter aus nichtpreußischen Staaten³²⁸. Friedrich Paulsen, der selber an der Schulkonferenz teilnahm, kommentierte die Einladungsliste jedoch als wenig pluralistisch: „Es konnte hiernach keinem Zweifel unterliegen, daß nach Absicht des Ministeriums die Aufgabe der Konferenz nicht so sehr die sein sollte, zur Umbildung des höheren Schulwesens den Weg zu weisen, als vielmehr die: die ablehnende Haltung der Verwaltung gegen die Forderungen der Realschulmänner vor der öffentlichen Meinung durch das Votum der Versammlung zu rechtfertigen. Noch entschiedener war die Meinung der großen Mehrheit der Versammlung, daß es ihre Aufgabe sei, das Gymnasium in seiner inneren Konstitution und seiner äußeren Stellung gegen seine Gegner zu schützen. Erhaltung des Gymnasiums und des Gymnasialmonopols, dazu Begünstigung der lateinlosen Anstalten auf Kosten der realgymnasialen Anstalten, wenn möglich bis zu vollständiger Verdrängung der letzteren, das wäre wohl das Ziel gewesen, dem die Versammlung zugedrängt hätte, wenn sie ohne Einwirkung von außen sich selbst und der Bewegung durch die in der Stimmenzahl ausgedrückten Kräfteverhältnisse überlassen geblieben wäre.“³²⁹ Nach der Zusammenset-

³²⁷ Einladungsschreiben an die Mitglieder, S. 14.

³²⁸ Die außerpreußischen Teilnehmer waren: Dr. Albrecht, Oberschulrat aus Straßburg; Dr. Schiller, Großherzoglich Hessischer Gymnasialdirektor aus Gießen; Dr. Uhlig, Badischer Gymnasialdirektor aus Heidelberg. Unter den Teilnehmern befand sich auch Rudolf Virchow, der einen Monat später in den Vorstand des Berliner Volkskundevereins gewählt wurde. Vgl. Verzeichnis der Mitglieder der Schulkonferenz, S. 15-16.

³²⁹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 597.

zung der eingeladenen Konferenzmitglieder hätte man also erwarten können, daß der Status quo verteidigt und letztlich erhalten geblieben wäre, was auch die Position der Philologen gestärkt hätte. Aber die Versammelten wurden von einem Ereignis überrascht, mit dem sie offensichtlich nicht gerechnet hatten. So vermittelt es zumindest der Teilnehmer Paulsen: „Da trat ein völlig Unerwartetes und bisher nicht Dagewesenes dazwischen. Der Träger der Krone erschien persönlich in der Mitte der Versammlung und legte ihr in einer ausführlichen Eingangsrede die eigenen Anschauungen dar. Ein herbes Urteil über das Gymnasium und seine Leistungen, auf Grund persönlicher Erinnerungen an die Schulzeit, war der durchschlagende Ton der Rede.“³³⁰

Der Kaiser griff in seiner Rede zunächst Punkte auf, die bereits seit geraumer Zeit als Mißstände dem höheren Bildungswesen angelastet wurden. Dazu zählten die Überlastung der Schüler, die Überfüllung der Gymnasien aufgrund des Berechtigungswesens und die daraus resultierende Überproduktion von Gebildeten.³³¹ Den schärfsten Vorwurf, den der Kaiser allerdings erhob, knüpfte an seine Ordre vom Vorjahr an: die Schulen hätten von selbst etwas gegen die Sozialdemokratie unternehmen müssen. Aber aus eigener Erfahrung wisse er, woran es in der Schule mangle, da fehle es vor allem an der „nationalen Basis“, und dann sagte er den legendären Satz, der in Philologenkreisen ein nachhaltiges Echo fand: „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer.“³³² Dies war nicht nur eine deutliche Absage an den altphilologisch dominierten Gymnasialunterricht, sondern vor allem auch ein Affront gegen die sogenannten echten Philologen, für die das Studium des klassischen Altertums konstitutiv war. Und gerade diese machte der Kaiser auch maßgeblich für die Probleme verantwortlich. Den „Hauptgrund“ für die Defizite im höheren Bildungswesen sah Wilhelm II. darin, daß „seit dem Jahre 1870 die Philologen als *beati possidentes* im Gymnasium gesessen“ und nur Wert auf ihren Lernstoff gelegt hätten, ohne Rücksicht „auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des Lebens“³³³. Diese kaiserliche Philologenschelte war fundamental. Den Philologen, die sich als Erzieher der deutschen Führungselite begriffen, wurde von allerhöchster Stelle vor-

³³⁰ Ebd.

³³¹ Vgl. dazu Fritz Stern: *Kulturpessimismus*, S. 99-110. Zu des Kaisers Kritik bemerkt Stern, daß diese eine auffällige Kongruenz mit den Kritikpunkten des völkischen Kritikers Paul de Lagarde aufwies.

³³² *Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts*, S. 72.

³³³ Ebd.

geworfen, sie hätten versagt.³³⁴ Als glücklich Besizende hätten sie in weltfremder Selbstbezogenheit verharrt und die „deutsche Jugend dem Vaterland und der Gegenwart entfremdet“³³⁵, sie aber nicht „praktisch für das Leben und seine Fragen vorgebildet“³³⁶. Auf diesen Entfremdungsvorwurf wird zurückzukommen sein, weil man ihn später als wichtigstes Argument für die Legitimierung der Volkskunde aufgriff.

Der Kaiser forderte nun, „das Deutsche zur Basis“ des gymnasialen Unterrichts zu machen, der deutsche Aufsatz müsse im Mittelpunkt stehen, um den sich alles drehe, und nicht mehr der lateinische. Erst am „tadellosen deutschen Aufsatz“ könne man das „Maß der Geistesbildung des jungen Mannes erkennen und beurtheilen, ob er etwas taugt oder nicht“³³⁷. Als neue bildungspolitische Richtung gab der Kaiser die Erziehung zum Deutschtum vor. Und wenn die Philologen, die fast zwanzig Jahre vor dieser Konferenz bereits in den eigenen Reihen von „satter Selbstzufriedenheit“³³⁸ gesprochen hatten, nach dieser kaiserlichen Philippika ihren weiteren Bedeutungsverlust abwenden wollten, dann hieß dies, neue Wege zu finden, ohne die alten Ideale völlig preisgeben zu müssen. Den Deutschunterricht aus seiner marginalen Rolle im Gymnasium herauszubringen und an die erste Stelle zu setzen, bedeutete ja nicht nur die deutsche Sprache und Kultur mit den klassischen Sprachen als gleichrangig im Bildungswert anzuerkennen, sondern die Vorrangstellung des Deutschen kam einer Abwertung des Klassischen gleich. Aus der Perspektive der ‚echten‘ Philologen mußte dies einer geistigen Revolution³³⁹ gleichkommen, da nach ihrem Selbstverständnis nur dem klassischen Altertum Bildungswert zukam.

Aber nicht nur durch die Aufwertung des Deutschunterrichtes sollte mehr deutscher Nationalgeist geweckt werden, sondern des Kaisers Pläne gingen weiter: „Ebenso möchte Ich das Nationale bei uns weiter gefördert sehen in Fragen der Geschichte, Geographie und der Sage. Fangen wir erst einmal bei uns zu Hause an. Erst wenn wir in den verschiedenen Kammern

³³⁴ Bereits während der Schulkonferenz reagierten konservative Anhänger des Gymnasiums mit der Gründung des Gymnasialvereins in Berlin und wiesen die Vorwürfe in der Gründungsversammlung am 15.12.1890 zurück. Vgl. Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 204-205. Führ bezeichnet hier die Gründung als „spektakuläre Parallelaktion“, die „als eine Form des Protestes gegen die kaiserliche Eröffnungsrede“ gesehen werden könne. Ebd.

³³⁵ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 598.

³³⁶ Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 72.

³³⁷ Ebd.

³³⁸ Georg Curtius: Rede zur Eröffnung, S. 4.

³³⁹ Als die Anfang 1892 in Kraft gesetzten neuen Gymnasiallehrpläne – die auch in außerpreußischen Staaten umgesetzt wurden – eine Erhöhung des Deutschunterrichtes vorsahen, sprachen die klassischen Philologen empört von einer Revolution im höheren Bildungswesen. Vgl. Horst Joachim Frank: Dichtung, Sprache, Menschenbildung, Bd. 2, S. 514.

und Stuben Bescheid wissen, dann können wir ins Museum gehen und uns auch dort umsehen.“³⁴⁰ Im Tenor bedeutete diese Forderung einerseits, das klassische Altertum ins Museum verbannen und damit letztlich das humanistische Bildungsideal für obsolet erklären. Dagegen sollte andererseits der Blick verstärkt auf die eigene Heimat³⁴¹ gelenkt werden. Anstatt der griechischen und römischen Kultur sollte man sich bessere Kenntnisse in eigener Landes- und Kulturgeschichte erwerben, und man könnte sagen, es war eine indirekte Aufforderung, sich der Volkskunde zu widmen. Denn es waren primär die Volkskundler, die den Kaiser wortwörtlich nahmen und zu Hause angingen, die „verschiedenen Kammern und Stuben“ des deutschen Reiches zu erforschen und nicht zuletzt auch Sagen zu sammeln. Die ab den 1890er Jahren gegründeten Volkskundevereine entsprachen somit einem gesellschafts- und bildungspolitischen Bedarf, der vom Staatsoberhaupt persönlich reklamiert wurde.

Die Kaiserrede als einzige Ursache für den Aufschwung der volkskundlichen Forschung in den 1890er Jahren zu sehen, griffe freilich zu kurz, zumal es dem Kaiser primär darum ging, durch Veränderungen im Erziehungswesen einen nationalistisch gesinnten und nicht zuletzt gesunden Nachwuchs gesichert zu wissen, mit dem er seine innen- und außenpolitischen Ziele verwirklichen konnte.³⁴² Allerdings sind die Signalwirkung

³⁴⁰ Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 73.

³⁴¹ Des Kaisers bildungspolitische Forderungen könnten ebenso dazu beigetragen haben, daß „die eigentliche Heimatbewegung erst in den neunziger Jahren“ begann, wie Dieter Kramer feststellte, der jedoch in der sozialökonomischen Entwicklung die Hauptursache sah. Ders.: Die politische und ökonomische Funktionalisierung von ‚Heimat‘, S. 7. Vgl. dazu auch Stefan Maier: Volkskunde und Heimatpflege. Maier verweist hier auf die parallele Entwicklung und stellt einen Anstieg der Publikationen zur Heimatkunde nach 1890 fest, an denen vor allem Volksschullehrer beteiligt waren. Ebd. S. 351. Ebenso nahmen die Heimatkunstbewegung sowie der Heimatroman nach 1890 zu. Vgl. dazu Wilfried von Bredow/Hans-Friedrich Foltin: Zwiespältige Zufluchten, S. 58-60. Vgl. auch die Überblicksdarstellung von Karl Ditt: Die deutsche Heimatbewegung. Darin wird u.a. deutlich, daß in der Heimatbewegung Formulierungen des Kaisers aus seinem Maierlaß übernommen wurden. Vgl. auch die Beiträge über die Heimatbewegung in: Edeltraud Klüeting (Hg.): Antimodernismus und Reform.

³⁴² Das Erziehungswesen sollte einerseits kaisertreue Untertanen garantieren, was restriktive Maßnahmen gegen die innenpolitischen Feinde überflüssig machen sollte. Andererseits werden die imperialistischen Ziele des Kaisers deutlich, indem er kritisiert, ein Großteil der Schüler werde durch die „Überbürdung“ im Gymnasium krank. Durch diesen Nachwuchs sei die Landesverteidigung gefährdet, er aber „suche nach Soldaten“ und wolle „eine kräftige Generation haben, die auch als geistige Führer und Beamte dem Vaterlande dienen“. Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 75.

und die Impulse, die von der Rede ausgingen, nicht zu unterschätzen³⁴³. Einerseits bestärkte des Kaisers Kritik am Gymnasium und an den Philologen den weitverbreiteten Unmut gegenüber dem altphilologisch dominierten höheren Bildungswesen, der bereits seit geraumer Zeit auch selbst innerhalb der Gebildeten um sich gegriffen hatte³⁴⁴. Andererseits hatten seit der Reichsgründung neben den Naturwissenschaftlern vor allem Deutschlehrer gegen die Vorrangstellung des altsprachlichen Unterrichts opponiert und eine Umverteilung der Unterrichtsstunden gefordert.³⁴⁵ Und indem das Staatsoberhaupt offenkundig Partei für die Kritiker ergriff, verstärkte er deren Position. Die Kritiker des herrschenden Bildungswesens fühlten sich offiziell bestätigt und zugleich ermuntert, ihre Sache vehementer und selbstbewußter zu verfolgen.

Adolf Strack bestätigt diese Wirkung in seinen „Betrachtungen über den deutschen Unterricht“, die er ab 1891 – und wie er schreibt – „unter den Eindrücken der Dezemberkonferenz“³⁴⁶ verfaßte. Seine über mehrere Hefte fortgesetzte Abhandlung begann er mit dem Hinweis auf die Forderungen des Kaisers, das Deutsche zum zentralen Unterrichtsgegenstand zu machen, und er zitierte aus „jener denkwürdigen Rede“ just die oben genannte Passage, in der die Erziehung junger Deutscher anstatt junger Griechen und Römer gefordert wurde. Zudem vertrat er die Meinung, es sei nötig gewesen, „daß von höchster Stelle ein Antrieb zur Neugestaltung des höheren Schulwesens gegeben wurde, der [...] von vielen mit Dank und Freude begrüßt wurde, vor allem von den Lehrern des Deutschen“³⁴⁷. Stracks Äußerungen belegen einmal, daß die Rede und somit auch die Philologenschelte des Kaisers in Philologenkreisen nicht nur rezipiert wurde, sondern man schien geradezu auf einen derartigen Impuls gewartet zu haben. Und zum anderen zeigt Strack, daß von den Germanisten und hier allen voran von der sogenannten Deutschlehrerbewegung, die sich seit der Reichsgründung erfolglos für die Aufwertung des Deutschunterrichtes eingesetzt hatte, die Kaiserworte offensichtlich wie eine ‚allerhöchste Lobby‘ aufgenommen wurden.³⁴⁸

³⁴³ Vgl. dazu Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 203-204. Führ weist hier auf ein starkes Echo der Kaiserrede in den politischen Kreisen Berlins hin. Zur Wirkung der Kaiserrede innerhalb der Germanisten vgl. Horst Joachim Frank: Dichtung, Sprache, Menschenbildung, Bd. 2, S. 514.

³⁴⁴ Vgl. Fritz Stern: Kulturpessimismus; vgl. auch Ulrich Linse, der auf eine „kulturevolutionäre Gebildetenrevolte“ hinweist. Ulrich Linse (Hg.): Zurück o Mensch zur Mutter Erde, S. 30.

³⁴⁵ Vgl. Detlev Kopp: (Deutsche)Philologie, S. 728ff.

³⁴⁶ Adolf Strack: Der deutsche Unterricht, S. 115.

³⁴⁷ Ebd. S. 126.

³⁴⁸ Dies zeigt sich beispielsweise auch darin, daß Stracks Artikel, in dem er heftige Kritik an der Deutschlehrerausbildung und an den Altphilologen übte, in den Südwest-

Als Mentor der Deutschlehrerbewegung galt Rudolf Hildebrand, der seit 1867 Professor für deutsche Philologie in Leipzig und dessen Buch „Vom deutschen Sprachunterricht und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“³⁴⁹ richtungsweisend war. Auf Hildebrand beriefen sich um die Jahrhundertwende die federführenden Philologen in der Volkskunde, die bei ihm studiert hatten, wenn es um die Legitimation der Volkskunde ging. Albrecht Dieterich bezeichnete ihn als „einen Meister der echten Volkskunde“³⁵⁰ und für Eugen Mogk war er der „Vater der volkskundlichen Pädagogik“ über dessen Hochschulunterricht er mitteilt: „Seine Vorlesungen über das Volks- und Kinderlied, über deutsche Etymologien u.a. haben Hunderte von Studenten und Lehrer in das Wesen der Volksdichtung und der Volksseele eingeführt, haben ihnen die Augen für das Volkstum geöffnet und sie dafür begeistert. Und diese Schüler haben das Interesse für die Volkskunde auf die höheren Lehranstalten mitgebracht [...].“³⁵¹ Auch Karl Reuschel, der 1917 dafür plädierte, „im Sinne des Leipziger Deutschmeisters das Volkstum nicht nur im muttersprachlichen Unterricht, sondern überall im Schulleben“³⁵² zu integrieren, betonte, daß von Hildebrand entscheidende Impulse für die Volkskunde ausgingen. Hildebrand stand sowohl Pate bei der Entstehung der Deutschlehrerbewegung als auch bei der Entstehung der wissenschaftlichen Volkskunde im Kaiserreich. Die sich hier abzeichnende Verbindung zwischen volkskundlicher und Deutschlehrerbewegung setzte sich konsequenterweise in der Kongruenz zwischen „Deutschkunde und Volkskunde“³⁵³ fort. Und indem die Forderungen der Deutschlehrerbewegung von allerhöchster Stelle positiv sanktioniert wurden, erhielt auch die Volkskunde diese offizielle Bestärkung. Diese 1890 beginnende bildungspolitische und kulturelle Wende läßt sich unschwer als

deutschen Schulblättern erschien, die sich als Organ der altphilologischen Gymnasialanhänger verstanden. Bemerkenswert ist, daß die Redaktion den Artikel zwar annahm, sich aber in der ersten Fußnote von Stracks kritischen Äußerungen distanzierte. Vgl. ebd. S. 125.

³⁴⁹ Das Buch erschien 1867 in Leipzig und erreichte bis 1906 bereits 10 Auflagen. Vgl. Detlev Kopp: (Deutsche)Philologie, S. 731.

³⁵⁰ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 172.

³⁵¹ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 10.

³⁵² Karl Reuschel: Die deutsche Volkskunde im Unterricht, S. 3. Ein Aufsatz anlässlich seines 100. Geburtstages in den Hessischen Blättern zeigt, daß Hildebrands Einfluß in der Volkskunde auch in den 1920er Jahren noch nachwirkte. Vgl. Karl Noack: Rudolf Hildebrand. Noack bezeichnet hier Hildebrands Geburtstag als „ein deutsches Fest, das von Deutschgesinnten im ganzen Deutschland und darüber hinaus gebührend gefeiert worden“ sei, und er stellt fest: „Auch diese der deutschen Volkskunde gewidmeten Blätter dürfen nicht stillschweigend diesen seinen Gedenktag vorübergehen lassen, ohne seine Anregungen, Leistungen und Verdienste auf dem Gebiete der Volkskunde zu würdigen.“ Ebd. S. 1.

³⁵³ Wolfgang Emmerich: Zur Kritik der Volkstumsideologie, S. 95.

Auftakt zur Institutionalisierung der philologisch dominierten Volkskunde sehen, die zeitgleich in Berlin begann und die sich, wie Weinhold sagte, von da an wie das „fast plötzliche Aufflammen der lange schon glimmenden Feuerbrände“³⁵⁴ in ganz Deutschland rapide fortsetzte.

Die nachhaltige Wirkung der Kaiserrede läßt sich allerdings nicht allein darauf reduzieren, daß sie auf besonders deutschnational gesinnte Philologen traf, sondern die danach einsetzende Überhöhung des Deutschtums ging zu nicht geringen Teilen auch auf das Konto altphilologischer Dominanz und kann ebenso als Folge einer ideologischen Berufspolitik gesehen werden. Wie bereits erwähnt, galt nach der herrschenden Bildungstheorie die deutsche Philologie als ein Rumpfstudium, der Deutschunterricht nahm eine marginale Rolle im Gymnasium ein und er stand im Ruf, mehr der Erbauung zwischen den ‚wichtigen‘ Fächern zu dienen³⁵⁵. Diese Geringschätzung schlug sich auch entsprechend in der Deutschlehrerausbildung nieder. In diesem Zusammenhang sei an die drastischen Worte Adolf Stracks über die unzureichende Ausbildung der Deutschlehrer erinnert, weil sie auf Konsequenzen hinweisen, die später für die Legitimation der Volkskunde eine Rolle spielten. Strack beschrieb die Situation 1891 wie folgt: „Von einem brauchbaren Gymnasiallehrer (ich sehe von den Mathematikern und Naturwissenschaftlern jetzt ab) verlangte man seither in der Regel, dass er ein geprüfter alter Philologe, von einem Reallehrer, dass er neuer Philologe (d.h. Anglist und Romanist) sei, ein Germanist konnte sehen, wie er sich ausdrückte. Der alte (oder auch neue) Philologe gilt wohl für befähigt auch ohne facultas deutschen Unterricht zu erteilen, denn er ist ja ein Deutscher, kann deutsch lesen und schreiben und somit auch unsere Litteratur verstehen, der Germanist dagegen weiss eigentlich nichts Ordentliches; [...]. Und doch muß man sagen, wer mit Erfolg ein gutes Gymnasium durchlaufen und sich dann dem Studium der deutschen Philologie gewidmet hat, ist viel eher im Stande lateinischen und griechischen Unterricht zu erteilen, als ein alter Philologe, der sich nur mit seinem Fache beschäftigt hat, dazu, im Deutschen zu unterrichten.“³⁵⁶ An Stracks herbem Urteil über die Ausbildungsmisere der Germanisten wird einmal mehr deutlich, daß man die Reputation eines Philologen primär an seinen Kenntnissen und Leistungen auf dem Gebiet des klassischen Altertums fest machte. Zum anderen wies er auf die Folgen der altphilologischen Dominanz hin, daß sogar selbst ein Germanist eher in der Literatur und Kultur des klassischen Altertums als in der des eigenen Landes bewandert sei. Die Äußerungen waren sicherlich nicht frei von berufspolitischer Rhetorik, sie lassen jedoch

³⁵⁴ Karl Weinhold: Bericht über den Verein für Volkskunde, S. 112.

³⁵⁵ Vgl. Christa Bürger: Die Dichotomie von ‚höherer‘ und ‚volkstümlicher‘ Bildung.

³⁵⁶ Adolf Strack: Der deutsche Unterricht, S. 127. Von dieser Passage distanzierte sich die Redaktion mit „(! Red.K.)“.

auch Rückschlüsse auf den mangelnden Kenntnisstand neuhumanistisch gebildeter Bürger zu. Dafür spricht, daß dieses von Strack 1891 bemerkte Informationsdefizit über die eigene Kultur einige Jahre später in den Plädoyers für Volkskunde zum zentralen Legitimationsargument wurde.

Mit dem nationalpädagogischen Auftrag des Kaisers, „junge Deutsche“ zu erziehen, wurden die Germanisten, die sich bisher in ihren Interessen zurückgesetzt fühlten, gegenüber den Altphilologen offiziell aufgewertet. Auch wenn sich nach der Schulkonferenz 1890 am Gymnasialmonopol nichts änderte, so wurde jedoch – wiederum durch persönliche Intervention des Kaisers – der Deutschunterricht auf Kosten der alten Sprachen leicht erhöht und nun als der „ethisch bedeutsamste Lehrgegenstand bezeichnet“³⁵⁷. Diese Aufwertung bedeute mehr als nur die Erhöhung der Stundenzahl für den Deutschunterricht. Auf die Verfechter des humanistischen Gymnasiums, „die an dem Ideal der klassischen Bildung festhielten und in der Antike nach wie vor das wertvollste Mittel zur Erziehung der deutschen Jugend sahen“³⁵⁸, mußte dies wie ein gewaltiger Affront wirken. Eine entsprechende Wirkung der neuen Lehrpläne von 1892 konstatierte Rudolf Lehmann: Es war „geradezu ein tödlicher Schlag gegen die Idee des humanistischen Gymnasiums“, denn die „zentrale erzieherische Aufgabe, die früher den Altertumswissenschaften anheim gefallen war“, wurde nun „dem Unterricht im Deutschen und in der Geschichte neben dem in der Religion“³⁵⁹ zugewiesen. Die Veränderung des gymnasialen Curriculums bedeutete nicht nur eine gravierende Trendwende im höheren Erziehungswesen. Die Abwertung der Altertumswissenschaften³⁶⁰ durch die neuen Lehrpläne verwies sowohl auf eine nachhaltige Krise der Altphilologen als auch auf einen Bedeutungsverlust der klassischen Ideale von Bildung und Kultur.

Als Gewinner dieser bildungspolitischen Entwicklung sind unschwer die Germanisten und mithin die Volkskundler auszumachen. Denn mit der Aufwertung des Deutschunterrichtes veränderte sich auch das Ausbildungsprofil der Deutschlehrer. Über die Anforderungen der zukünftigen Deutschlehrer teilte die Unterrichtsverwaltung im pathetischen Ton mit: Diese Aufgabe „kann nur von einem Lehrer voll gelöst werden, welcher, gestützt auf tieferes Verständnis unserer Sprache und deren Geschichte, getragen von Begeisterung für die Schätze unserer Literatur und erfüllt von

³⁵⁷ Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 600ff.

³⁵⁸ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 716.

³⁵⁹ Ebd. S. 717.

³⁶⁰ Möglicherweise war die Abwertung der Altertumswissenschaften durch die Lehrpläne von 1892 auch ein Jahr später der Hintergrund für Weinholds flammendes Plädoyer für die Altphilologie in seiner Rektoratsrede. Vgl. Karl Weinhold: Eine Rektoratsrede.

patriotischem Sinn, die empfänglichen Herzen unserer Jugend für deutsche Sprache, deutsches Volkstum und deutsche Geistesgröße zu erwärmen versteht³⁶¹. Hier wird nicht nur deutlich, welchen Bedeutungszuwachs die Germanisten erfuhren, sondern durch die veränderten Anforderungen an die zukünftige Deutschlehrausbildung erhielt auch die Volkskunde große Relevanz. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung wird verständlich, daß sowohl die volkskundliche Bewegung als auch die der Deutschlehrer ihre Interessen immer selbstbewußter verfolgten.

Das mit dem neuen Bildungsprogramm – „deutsche Erziehung“ – gestiegene Selbstbewußtsein der Germanisten kam einerseits in dem durch Rudolf Hildebrand angeregten Organ der Deutschlehrerbewegung, der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, zum Ausdruck. Darin wettete man immer aggressiver gegen die altphilologische Dominanz, und der Herausgeber der Zeitschrift, Otto Lyon, forderte 1893 sogar die Ablösung des Humanismus durch den Germanismus³⁶². Andererseits zeigt sich in der relativ späten Gründung des Deutschen Germanistenverbandes 1912, daß es auch zwanzig Jahre später noch einer Allianz zwischen den „Vertretern des Deutschen an den Hochschulen und den Höheren Schulen“³⁶³ bedurfte, um die Förderung des Deutschunterrichtes zu unterstützen. Die ersten Sätze des Gründungsaufrufs geben allerdings Aufschluß darüber, in welche Richtung sich der Verband in den nächsten Jahren bewegen sollte: „Mehr und mehr ist in allen Kreisen, denen es um die Zukunft unseres Volkstums ernst ist, die Überzeugung zum Durchbruch gekommen, daß unser deutsches Geistesleben stärker als bisher auf *völkische* Grundlagen gestellt werden muß. Noch findet dieses Bewußtsein keine freie Bahn. Ihm steht vor allem im Wege, daß der Unterricht im Deutschen an unsern höheren Schulen nicht die Stellung einnimmt, die ihm in Rücksicht auf Volkstum und Erziehung zukommt.“³⁶⁴ Friedrich Panzer hatte zwar in der Gründungsversammlung am 29. Mai 1912 in der Frankfurter Akademie betont, der Germanistenverband ziele „keineswegs“ auf „eine Beseitigung oder Schädigung des klassischen Unterrichts“³⁶⁵ ab, aber in seiner Rede, in der er „Wesen und Ziele des deutschen Germanisten-Verbandes“ darlegte, war eher das Gegenteil zu vernehmen. Er bekannte sich darin zwar selber als Verehrer des

³⁶¹ Aus dem Anfang 1892 erschienen Zentralblatt der Unterrichtsverwaltung zit. nach Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 603.

³⁶² Zu Otto Lyon vgl. Horst Joachim Frank: Dichtung, Sprache, Menschenbildung, S. 517-522.

³⁶³ Aufruf zur Begründung eines deutschen Germanisten-Verbandes, S. 368

³⁶⁴ Ebd. [Hervorhebung A.B.] Diesen Gründungsaufruf unterzeichneten auch zahlreiche Germanisten, die in der Volkskunde, aktiv waren.

³⁶⁵ Friedrich Panzer: Wesen und Ziele des deutschen Germanisten-Verbandes, S. 15.

„Griechentums“³⁶⁶, aber er bezweifelte den Wert als dominantes Erziehungsmittel für die moderne Jugend. Zum einen weist er auf die Ideologisierung der „Griechenschwärmer“ hin – die Idee vom griechischen Menschheitsideal sei „schlechthin ein Traum“, der von „moderner Wissenschaft längst schon und gründlich beseitigt“³⁶⁷ sei. Zum anderen meint er, die klassische Erziehung sei unzeitgemäß, „denn die Antike kennt unzählige Probleme des modernen Lebens, kennt so manche hohen geistigen und sittlichen Werte nicht, die unter anderen Himmelsrichtungen, in anderen Zeiten glücklich errungen wurden“³⁶⁸. Zudem griff er das bereits gegen den Neuhumanismus erhobene Entfremdungsargument auf, in dem er die Fragen stellte: „Aber ist es nicht überhaupt ein wahrhaft gefährliches Beginnen, unsere Jugend in dem Glauben zu erziehen, daß alle Ideale in vergangenen Zeiten, jenseits der Berge lägen, uns unwiederbringlich verloren? Daß die Gegenwart und das eigene Volk minderwertig sei an jener edleren Vergangenheit einer fremden Nation gemessen? Bildet man so gegenwarts-tüchtige Menschen oder nicht leicht Hölderlinnaturen, wo nicht gar Verächter ihrer Zeit und des Vaterlandes?“³⁶⁹ Er war nicht prinzipiell gegen eine Erziehung der Jugend aus der Vergangenheit, nur sollte es freilich die deutsche sein. Die „allgemeine Deutschkunde“ müsse nun Grundlage auf allen Schulen werden, die Jugend müsse – so führt er unter anderem aus – die „deutschen Mundarten“ kennenlernen, mit den „Volksüberlieferungen in Märchen, Sage und Volkslied vertraut“ und „über Sitte des Volkes und Tracht und Hausbau geschichtlich unterrichtet“³⁷⁰ sein. Auch in seinen Forderungen für die zukünftige Germanistenausbildung kam die Position der Volkskunde, als integraler Bestandteil dieses neuen Erziehungsprogramms, deutlich zum Ausdruck. Sie müsse mit „Religions- und Sagensgeschichte, Volkskunde und Altertumskunde“ sowie mit „Kulturgeschichte, Kunstgeschichte und Rechtsgeschichte“³⁷¹ verknüpft werden. Diese fachpolitischen Forderungen endeten mit einem aufschlußreichen Appell, dem, wie es im Kommentar heißt, „Stürmischer, lang anhaltender Beifall“ folgte: „Haben wir doch auch in Deutschland einmal den Mut, ohne Prahlerei, aber mit ernster Zuversicht das zu sein, was wir sind und doch in Ewigkeit sein

³⁶⁶ Er wertschätze „die Größe, die Reinheit, die schöne Menschlichkeit, den seligen Frieden, der aus ihm strahlt“. Ebd. S. 16.

³⁶⁷ Ebd.

³⁶⁸ Ebd. Diese Aussage zielte natürlich auf eine Aufwertung des deutschen respektive des germanischen Altertums ab.

³⁶⁹ Ebd. S. 17.

³⁷⁰ Ebd. S. 19.

³⁷¹ Ebd. S. 22.

müssen: den Mut Deutsche zu sein!“³⁷² Freilich lassen sich diese Sätze aus heutiger Perspektive kaum interpretieren, ohne dabei die nationalsozialistische Vergangenheit und die Rolle der Volkskunde zu berücksichtigen.³⁷³ Aber es sei dennoch eine – wenn auch gewagte –, in Anlehnung an die Theorie von Hartmut und Gernot Böhme, „psychohistorische“³⁷⁴ These formuliert. Kam in dieser aggressiv propagierten Deutschtumskunde nicht vehement zum Ausbruch, was jahrzehntelang abgewertet, unterdrückt oder kompensiert werden mußte? erinnert sei nicht nur an den von Paulsen erwähnten antideutschen Impetus im Neuhumanismus, der Makel deutscher Geburt sei nur mit dem griechischen Geist abzuwenden. Auch Panzer greift im Begriff „Hölderlinnaturen“ diesen Aspekt auf, um seine völkischen Thesen zu untermauern. erinnert sei auch an die Marginalisierung der deutschen Sprache im höheren Schulwesen, die Jacob Grimm anprangerte, sowie an die Kritik Adolf Stracks an der Deutschlehrausbildung. Die Töne des Germanistenverbandes hören sich aus heutiger Sicht unschwer wie Vorboten des Nationalsozialismus an. Ich möchte keineswegs die völkischen Ideen beschönigen oder verteidigen, aber wäre nicht auch zu bedenken, ob diese Töne in den Ohren der Germanisten mithin der Volkskundler im Kaiserreich nicht ebenso wie Befreiungsparen aus der altphilologischen ‚Zwangsjacke‘ des 19. Jahrhunderts wahrgenommen werden konnten?

Für den vermuteten psychohistorischen Zusammenhang spricht beispielsweise, daß die antiklassizistische Haltung mit Berufung auf das deutsche Volkstum im Kaiserreich nicht nur von völkischen Germanisten und Volkskndlern oder von kulturpessimistischen Kritikern vertreten wurde, sondern auch von Kreisen, die eher mit dem entgegengesetzten politischen Spektrum sympathisierten, wie Berliner Dichter, Schriftsteller und junge Intellektuelle, die „eine grundlegende Erneuerung der deutschen Literatur“³⁷⁵ forderten. Der Literaturhistoriker und Mitbegründer des literarischen Vereins „Durch“, Eugen Wolff, entwickelte seinen Begriff der literarischen Moderne ebenso als Gegenbegriff zur Antike. In seinen zehn „Thesen zur literarischen Moderne“, die 1887 mit dem Abdruck in der Deutschen Universitätszeitung eine große Verbreitung fanden, erklärte er in der sechsten These: „Unser höchstes Kunstideal ist nicht mehr die Antike, sondern die

³⁷² Ebd. S. 23.

³⁷³ Vgl. dazu Wolfgang Jacobeit; Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft. Helge Gerndt (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus.

³⁷⁴ Hartmut u. Gernot Böhme: Das Andere der Vernunft, S. 18. Zur psychohistorischen Erforschung der germanistischen Nationalphilologie vgl. auch Von der Liebe zur Nation. Hg. von der Gesamthochschule Kassel, Wissenschaftliches Zentrum II.

³⁷⁵ Jürgen Schutte u. Peter Sprengel (Hg.): Die Berliner Moderne, S. 14.

Moderne.“³⁷⁶ Die deutsche Literatur sei „an einem Wendepunkt in ihrer Entwicklung angelangt“, heißt es in der ersten These und in der siebten These „erscheint ein Kampf geboten gegen die überlebte Epigonenklassizität“. Die vierte These verweist auf die neue Richtung: „Bei sorgsamer Pflege des Zusammenhanges aller Glieder der Weltliteratur muß die deutsche Dichtung einen dem deutschen Volksgeist entsprechenden Charakter erstreben.“³⁷⁷ Das klassische Kunstideal wird für obsolet erklärt und der deutsche Volksgeist solle in die moderne Literatur einziehen – so die Botschaft der Thesen. In diesen sich betont als modern verstehenden literarischen Kreisen, zu denen auch sozialistische Künstler und Dichter zählten, hatte zwar die Hinwendung zum Volk eine andere Intention als die der völkischen Kritiker³⁷⁸, aber auch hier wurde der deutsche Volksgeist als Gegenpol zur idealisierten klassischen Antike beschworen. Die kulturpolitische Wende, die mit dem Neuen Kurs Wilhelms II. eingeleitet wurde, war zugleich ein antiklassizistischer Abgesang, der sich in gesellschaftlichen Kreisen unterschiedlichster politischer Couleurs niederschlug.

Die Betroffenheit der Philologen läßt sich anhand zweier Äußerungen über die langanhaltende Wirkung der Kaiserrede in der Schulkonferenz 1890 zeigen. Vor allem nahm der Ausspruch über die jungen Griechen und Römer im Laufe der Zeit in Philologenkreisen Slogancharakter an, wie Karl Reuschels bereits erwähnte Schrift aus dem Jahre 1917 belegt. Im er-

³⁷⁶ [Eugen Wolff]: Thesen zur literarischen Moderne; hier zit. nach ebd. S. 187. Die Thesen wurden zwar ohne Angabe des Autors 1887 in der Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung abgedruckt, sie gehen aber auf den Literaturhistoriker Eugen Wolff zurück. Von ihm wurde auch der Begriff „die Moderne“ geprägt, nach seinem 1886 in Berlin gehaltenen Vortrag: „Die Moderne. Zur Revolution und Reformation der Literatur.“ Vgl. dazu Gotthart Wunberg (Hg.): Die Wiener Moderne, S. 30.

³⁷⁷ [Eugen Wolff]: Thesen zur literarischen Moderne, S. 187.

³⁷⁸ In den Kreisen der literarischen Moderne rief man nicht nur zur „Solidarität mit den unterdrückten und marginalisierten Schichten des Volkes“ auf, sondern es gab auch Kontakte zur Arbeiterbewegung. So wurde 1890 in Berlin die Volksbühne mit dem Anspruch gegründet, das ungebildete Proletariat mit kulturellen Traditionen bekannt zu machen. Vgl. Jürgen Schutte u. Peter Sprengel (Hg.): Die Berliner Moderne, S. 15 und 42. Ein weiterer Unterschied zur völkischen Deutschtumsbewegung liegt in der Integration der naturwissenschaftlich-technischen Moderne in das neue Kunstideal. Dies wird deutlich in Wolffs dritter These: „Unsere Literatur soll ihrem Wesen, ihrem Gehalte nach eine moderne sein; sie ist geboren aus einer trotz allen Widerstreits täglich mehr an Boden gewinnenden Weltanschauung, die ein Ergebnis der deutschen idealistischen Philosophie, der siegreich die Geheimnisse der Natur entschleiernden Naturwissenschaft und der alle Kräfte aufrüttelnden, die Materie umwandelnden, alle Klüfte überbrückenden technischen Kulturarbeit ist. Diese Weltanschauung ist eine humane im reinsten Sinne des Wortes [...]“ Ebd. S. 187. In dieser These wird nicht nur eine konstruktive Kritik am neuhumanistischen Kulturbegriff überaus deutlich, hier wird auch postuliert, in der Kohärenz von Moderne und Vormoderne läge die humanistische Weltanschauung der Zukunft.

sten Absatz seiner Abhandlung sprach er von der nicht enden wollenden Kritik am Gymnasium und stellte fest: „Das Schlagwort freilich, es erziehe die Jugend zu Griechen und Römern, scheint allmählich seine Werbekraft zu verlieren.“³⁷⁹ Auch wenn die Wirkung, des inzwischen als Slogan behandelten Ausspruchs des Kaisers, wie Reuschel meinte, am Ende des wilhelminischen Reiches nachgelassen hatte, so geriet er dennoch nicht in Vergessenheit. Noch 1929 beendete der Gießener Altphilologe Rudolf Herzog seine Rektoratsrede, in der er den hohen Wert der klassischen Studien betonte, für die der „akademische Lehrer der Altertumswissenschaft“ die Jugend zu begeistern habe, mit der Feststellung: „Er wird sie damit nicht zu Griechen und Römern, sondern zu guten Deutschen erziehen, die in den Ernst des Lebens einen gesunden Idealismus und klaren geschichtlichen Sinn mitbringen.“³⁸⁰ Die Beobachtung, daß man noch fast vierzig Jahre nach der kaiserlichen Philologenschelte die legendären Sätze zurückwies, gibt nicht nur Aufschluß über die langanhaltende Legitimationskrise der Philologen, sondern auch darüber, daß die neuhumanistische Bildung in universitären Kreisen nach wie vor hohes Ansehen genoß und man den Ausspruch des Kaisers auch am Ende der Weimarer Republik noch als wirksames Argument einsetzen konnte.

3. Volkskunde im Krisenmanagement der Philologen

Auch wenn die Philologen nach der Schulkonferenz 1890 das Gymnasialmonopol noch zehn Jahre lang bis zur nächsten Schulkonferenz 1900 weitgehend verteidigen konnten³⁸¹, so hörte die Kritik am Gymnasium und an den Philologen nicht auf. Die Krisensymptome nahmen in den 1890er Jahren vor allem auch innerhalb der ehemals führenden Altphilologie zu. Was der Kaiser primär aus nationalpolitischen Motiven kritisierte, hatte bereits ein halbes Jahr vorher der Gießener Altphilologe Adolf Philippi aus fachimmanenter Perspektive deutlich ausgesprochen: „Das Gymnasium leistet nicht mehr, was man von ihm verlangt, weder in formaler Erziehung, noch in der Mitteilung bestimmter Kenntnisse. Die Philologie führt dem Gymnasium den meisten Lehrstoff zu. Sie muss sich also den grössten Teil der Vorwürfe gefallen lassen. Das bestimmt wesentlich das Urteil über die Philologie als eine ebenso langweilige und ergebnislose Wissenschaft, wie das Gymnasium eine langweilige und erfolglose Unterrichtsanstalt ist.“³⁸² Daß dieses vernichtende Urteil nicht an entlegener Stelle, sondern in einer Rek-

³⁷⁹ Karl Reuschel: Die deutsche Volkskunde im Unterricht, S. 1.

³⁸⁰ Rudolf Herzog: Die Stellung der Philologie in der Universität, S.18.

³⁸¹ Über die Ergebnisse der Schulkonferenz vgl. Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen, S. 203.

³⁸² Adolf Philippi: Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht, S.5.

toratsrede des Fachvertreters vorgebracht wurde, gibt Aufschluß über das Ausmaß der philologischen Legitimationskrise, in der die einen hochmütig die Krise ignorierten und die anderen das Fach für tot erklärten. Die Philologie geriet in den Ruf einer Wissenschaft *l'art pour l'art*, ohne Belang. Und die humanistische Bildung wurde als langweilige Veranstaltung der Vormoderne wahrgenommen, der sich die deutsche männliche Jugend pflichtgemäß unterzog, wenn sie zur Führungselite der Nation gehören wollte, die sie aber nicht mehr ernst nahm. In der Welt der Industriemoderne hatte die antike Kultur ihre Wirkung auf die Jugend offensichtlich eingebüßt, denn Philippi führte über den Erfolg des klassischen Unterrichtes bei den Schülern weiter aus: „Wenn der Gymnasiast mit seiner Schulmappe aus dem griechischen Unterrichte nach Hause trabt, so ahnt er kaum, dass es die Geschenke der Musen an das geistreichste Volks der Erde sind, welche er angeblich empfangen hat. Und wollten wir's ihm sagen, er lächelte uns verwundert an und kehrte in seine moderne Welt zurück, die bessere Gaben für ihn bereit hat.“³⁸³ Und daß dies nicht nur die Meinung eines pessimistischen Philologen war, wie ihn sein Marburger Kollege Leopold Schmidt nannte³⁸⁴, zeigen beispielsweise die Lebenserinnerungen von Theodor Lessing.

Über seine Schulzeit im humanistischen Gymnasium in den 1880er Jahren schreibt Lessing im Rückblick: „Dieses humanistische deutsche Gymnasium mit Patriotismus, Latein und Griechisch als Hauptfächern, Mathematik, Geschichte und französischer Grammatik als Nebenfächern – (Englisch war noch nicht obligatorisch) –, diese halb auf Ämterwettbewerb und Streberei, halb auf eine verlogene, deutschtümelnde Phrasenhaftigkeit aufgebaute Menschenverdummungsanstalt war nicht nur ungeheuerlich gewissenlos, – sie war vor allem langweilig, langweilig bis zum Stumpf-sinn!“³⁸⁵ Die oben zitierten Einschätzungen Philippons finden sich im herben Urteil über das Gymnasium des 1933 ermordeten Kulturphilosophen Lessing bestätigt. Lessing berichtete zudem wenig Positives über die Wertschätzung der humanistischen Bildung bei seinen Mitschülern, und von den Philologen hatte er offensichtlich keine hohe Meinung: „Alle aber, mit Ausnahme der dümmsten, welche alte Philologie studierten, warfen nach dem Abgang von der Schule diesen ganzen humanistisch-klassizistisch-griechisch-lateinischen Plunder auf immer in die Ecke und blickten als Assessoren, Regierungsräte und Ministerialräte niemals wieder in die alten Schwarten.“³⁸⁶ Für die Gymnasiasten war das, was die Philologen als Ideal

³⁸³ Ebd.

³⁸⁴ Vgl. Leopold Schmidt: *Der philologische Universitätslehrer*, S. 5.

³⁸⁵ Theodor Lessing: *Einmal und nie wieder*, S. 109. Für diesen Hinweis danke ich Martin Scharfe.

³⁸⁶ Ebd.

beschworen, zum wertlosen Trödel geworden, mit dem man sich zwangsläufig beschäftigen mußte, weil er Prüfungsstoff war, oder wie es Lessing formulierte, weil man „an Homer und Horaz sich Berechtigungen ersitzen oder erschwindeln mochte“. Über die Berechtigungen führte er weiter aus: „Wer bis Sekunda durchhielt, brauchte statt dreier Jahre nur noch ein Jahr im deutschen Heere zu dienen. Wer aber gar die Prima absolvierte, der hatte die Möglichkeit ein höherer Mensch mit Dokortitel zu werden.“³⁸⁷ Der ehemalige Gymnasiast beschreibt damit eindrucksvoll die ideologische Seite der humanistischen Bildung, in der es nur noch darum ging, das ‚Patent‘ zum Eintritt in die sogenannte gute Gesellschaft zu erhalten. Und es war seit der Kaiserrede sozusagen ein ‚offizielles‘ Geheimnis, daß dies nicht immer auf dem rechten Wege geschah. Hatte doch selbst der Kaiser über den entscheidenden Lateinaufsatz in seiner Schulzeit gesagt, daß der Schüler „den lateinischen Aufsatz nicht auf dem rechten Wege zu Stande gebracht hatte, das ist klar“. Aus eigener Erfahrung wußte er zu berichten, „von allen den lateinischen Aufsätzen, die wir geschrieben haben, ist noch nicht einer unter zwölf, der nicht mit solchen Hilfsmitteln zu Stande gekommen ist“³⁸⁸.

Was der Kaiser als Kritik am Gymnasium und an den Philologen geäußert hatte, mußte den Jugendlichen wie Musik in den Ohren klingen. Diese empfanden die humanistische Bildung als Dressur, der man sich unterzog, da sie von statuskonstituierender Bedeutung war, aber die Schuljahre im Gymnasium wurden später als „Zuchthausjahre“ und die Lehrer als „Kerkermeister“³⁸⁹ erinnert. Vor diesem Hintergrund ist die Jugendbewegung zu verstehen, in der man gegen die „Unnatürlichkeit und Pedanterie an den Gymnasien“³⁹⁰ und gegen den erstarrten bildungsbürgerlichen Kanon revoltierte.³⁹¹ Die junge Generation nahm die Erzieher nicht mehr ernst, das Ansehen der Philologen als Gralhüter der humanistischen Bildung schwand auch bei den Schülern. Heinrich Mann hat den Prozeß des zunehmenden Autoritätsverlustes der ehemals angesehenen Gymnasialphilologen in seinem 1905 erschienenen Roman „Professor Unrat“ eindrucksvoll geschildert. Darin wird gezeigt, wie der Altphilologe als Inbegriff des gelehrten Schulmannes des 19. Jahrhunderts durch den modernen Oberleh-

³⁸⁷ Ebd.

³⁸⁸ Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 72.

³⁸⁹ Theodor Lessing: Einmal und nie wieder, S. 109. Vgl. dazu auch Stern, der auf das Phänomen hinwies, daß man in den Autobiographien jener Zeit die Gymnasien als einen „gefängnisartigen ‚elfenbeinernen Turm‘“ beschrieb, gegen den so viele junge Deutsche eine große Abneigung empfanden. Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr, S. 322.

³⁹⁰ Fritz Stern: Kulturpessimismus als politische Gefahr, S. 322.

³⁹¹ Vgl. dazu Detlev J.K. Peukert: Jugend zwischen Disziplinierung und Revolte; vgl. hier auch die Literatur auf S. 99-100.

rer ‚abgelöst‘ wird.³⁹² Die Hauptfigur Professor Raat wird gleich im ersten Satz diskreditiert: „Da er Raat hieß, nannte ihn die ganze Stadt Unrat.“³⁹³ Der gelehrte Schulmann wird im Roman mit dem Synonym zum Abfall degradiert, für obsolet erklärt und endet als lächerliches Faktotum.³⁹⁴

Allerdings blieb die öffentliche Kritik nicht auf das Gymnasium und dessen Lehrer beschränkt, sondern sie weitete sich nach der Schulkonferenz 1890 auf das Philologiestudium aus, weil man darin eine der Hauptursachen für die Probleme der Bildungskrise sah. Hatte man es „bisher wohlweislich unterlassen“, die Kritik auch auf „die akademische Unterrichtsmethode auszudehnen“, wie der Marburger Altphilologe Leopold Schmidt 1892 konstatierte, so wurde nun auch der „philologische Universitätslehrer“ mit öffentlichen Angriffen konfrontiert und die Marburger schienen sich besonders getroffen zu fühlen.³⁹⁵ Schmidt reagierte von den Marburger Altphilologen, zu dessen Kollegen seinerzeit auch der später in der Gießener Volkskunde aktive Albrecht Dieterich zählte³⁹⁶, nochmals auf die „Tadler“³⁹⁷, weil er darin nur den Auftakt zu weiteren Angriffen auf die Philologie vermutete. Er sah darin ein Krisensymptom, das seinen „letzten Grund in einer sehr ernsten Thatsache hat, mit der durchaus gerechnet werden muß“, über die er anschließend feststellte: „Diese Thatsache ist die eigentümliche Verstimmung gegen die klassische Philologie in ihrem gegenwärtigen Bestande, welche nicht bloß in Laienkreisen oder unter sol-

³⁹² Vgl. Christoph Führ: Gelehrter Schulmann.

³⁹³ Heinrich Mann: Professor Unrat. Der 1905 erstmalig erschienene Roman wird hier zitiert nach der Rowohlt Taschenbuchausgabe, Hamburg 1990, S. 5. Bekannt wurde der Roman vor allem auch durch seine Verfilmung unter dem Titel: „Der blaue Engel“.

³⁹⁴ Heinrich Mann macht in diesem Roman sowohl die ideologische Seite der humanistisch Gebildeten als auch deren Machtverlust deutlich. Er desavouiert den Gelehrtendünkel, indem er Unrat auf die „tiefstehenden in den humanistischen Wissenschaften unerfahrenen Bürger“ herabsehen und „vom höheren Menschen, der das Staatsexamen bestanden hatte“ (S. 18) reden läßt. Bemerkenswert ist vor allem, wie der als tyrannischer Gymnasiastenschreck gezeichnete Philologe nicht an seiner späten Leidenschaft für eine Kleinstadtkurtisane scheitert, sondern an seiner öffentlichen Kritik am „ideallosen Gelddünkel der städtischen Patrizier“ (S. 124). Während die Söhne dieser einflußreichen Wirtschaftsbürger nach einer spektakulären Gerichtsverhandlung das Gymnasium weiter besuchen dürfen, wird Unrat trotz seiner sechsundzwanzig Dienstjahre entlassen und sukzessive zur lächerlichen Figur demontiert. Kurz gesagt: Mann läßt den Wirtschaftsbürger über den Bildungsbürger siegen.

³⁹⁵ Leopold Schmidt: Der philologische Universitätslehrer, S. 3.

³⁹⁶ Albrecht Dieterich, der hier im Oktober 1891 seine Antrittsvorlesung hielt, blieb möglicherweise nicht unberührt von diesen Krisendebatten

³⁹⁷ Leopold Schmidt: Der philologische Universitätslehrer, S. 3. Schmidt reagierte mit seiner Schrift nochmals auf einen anonymen Artikel in der Kölnischen Zeitung, obwohl – wie er mitteilt – sein Marburger „Spezialkollege und Freund“, Theodor Birt, die Kritik bereits als unberechtigt zurückgewiesen habe. Vgl. ebd. S. 4.

chen Naturforschern, die allem geschichtlichen Denken abhold sind, verbreitet ist.“³⁹⁸ Damit spielte Schmidt auf die zunehmende Kritik in den eigenen Reihen an, die man nicht gleichgültig ignorieren könne, um weiterhin im „Vertrauen auf die Fürsorge der Behörden ruhig in seinem Phrontisterion zu sitzen“³⁹⁹. Aber dies war spätestens nach der engagierten Rede des Kaisers deutlich geworden, man konnte weder die naturwissenschaftlich-technische Konkurrenz noch die Kontroversen und Krisensymptome im Fach weiterhin stillschweigend aussitzen und auf die wohlwollende Unterstützung der Behörden bauen. Und man mußte jetzt der Tatsache begegnen, wie Schmidt wußte, daß „selbst ein Professor der klassischen Philologie“ im benachbarten Gießen die Situation der Philologie „Deutschlands als in vollem Verfall befindlich“ darstellte.

Hier hatte in der Tat Adolf Philippi nicht nur die Mängel des gymnasialen Unterrichtes bereits ein halbes Jahr vor der kaiserlichen Philologenschelte aufgezeigt, sondern auch die Mißstände im Fach angeprangert. Er sprach von dessen Niedergang und stellte sogar die Relevanz des Faches in Frage, wenn man weiterhin dessen Praxisbezug leugne: Längst stehe man am „Beginne eines praktischen Zeitalters“, in dem keine Wissenschaft „vornehm abseits stehen“ könne, sondern bei jeder sei „nach der Anwendung“ zu fragen; in der Philologie sei aber lange Zeit „die nicht auf Zweck arbeitende Thätigkeit ungebührlich überschätzt“⁴⁰⁰ worden. Mit diesen Bemerkungen über den mangelnden Anwendungsbezug rüttelte Philippi gleich zu Beginn seines Vortrages an den Grundpfeilern des humanistischen Bildungsideals. Aber letztlich verwies er damit auf die Ambivalenz, die eine Begleiterscheinung des Faches seit Anfang des 19. Jahrhunderts war, die nun aber in der veränderten gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Situation des Kaiserreiches kritisch hinterfragt wurde. Und Philippi machte unmißverständlich deutlich, ohne Anwendungsbezug liefe die Philologie Gefahr ihre Existenzberechtigung zu verlieren, indem er ausführte: „Die Philologie haben wir uns angewöhnt als für die Schule arbeitend uns vorzustellen. Und in der That, wenn ihr Gegenstand nicht mehr Bestandteil des höheren Unterrichts und damit Grundlage unserer Bildung bliebe, so müsste die Philologie wol allmählich aufhören, denn wo sollte man die Anfangsgründe lernen, ohne welche ein wissenschaftlicher Betrieb möglich ist! Wer die alten Sprachen nur als Bildungsmittel für den künftigen Philologen gelten lassen wollte, würde die Philologie aussterben lassen. Vielleicht wäre das nicht so schade nach der Ansicht des grossen Teils unsres Volkes.“⁴⁰¹ Philippi gibt hier die weitverbreitete Meinung wieder, ein Be-

³⁹⁸ Ebd. S. 5.

³⁹⁹ Ebd.

⁴⁰⁰ Adolf Philippi: Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht, S. 4.

⁴⁰¹ Ebd. S. 5.

deutungsverlust des altphilologischen Gymnasialunterrichtes habe die Bedeutungslosigkeit der Philologie zur Konsequenz. Dieser existentiell bedrohliche Wertverlust schlug sich sowohl im Rückgang der Hörerzahlen an den Universitäten als auch im mangelnden Konsens innerhalb des Faches nieder.

Die große Zeit der Philologie war vorbei, auch wenn es „viele ihrer Vertreter leugnen“, und in den endlosen „Auseinandersetzungen über Begriff und Umfang der Philologie“ sowie in den Methodendiskussionen sah Philippi eindeutige „Kennzeichen des Niederganges“⁴⁰². Der Abstieg des Faches zeichnete sich für ihn ebenso in der zunehmenden „Beschäftigung mit unbedeutenden Dingen“ ab. Man wende sich „allmählich von den Höhepunkten des Altertums hinweg weiten Nebengebieten“ zu, „als ob auf den Höhepunkten der Altertumswissenschaften der Stoff durch die Menge der schriftstellernden Hände erschöpft wäre und nur noch Kleinigkeiten, wahrscheinlich in weiter abnehmendem Werte, an die Reihe kommen könnten“⁴⁰³. Was Philippi hier als Verfallserscheinung zu diagnostizieren meint, war die Verlagerung der Forschungsinteressen von den Heroen des klassischen Altertums hin zu Spezialgebieten, wie beispielsweise zur vermeintlich minderwertigen antiken Volkskultur, zu kulturgeschichtlichen und religionswissenschaftlichen Forschungsfeldern und nicht zuletzt zur Volkskunde. Es war die Neuorientierung innerhalb des Faches, die vor allem die Bonner Philologenschule vertrat und die sich von den „weiten Nebengebieten“ – zu denen auch Philippi die „Erforschung des volkstümlichen Untergrundes, der Vorstellungswelt der niederen Volksschichten“⁴⁰⁴ zählte – eher einen Aufschwung, denn einen Niedergang des Faches versprach. So war ihr Protagonist Hermann Usener davon überzeugt: „Da könnten die armen Leute, welche behaupten, die klassische Philologie sei fertig und habe nichts mehr zu tun, noch lohnende Beschäftigung für sich und ihre Kinder finden.“⁴⁰⁵ Während die „hochverehrten Fachgenossen“ – wie Dieterich sie vermutlich ironisch nannte – in der Öffnung des Faches einen „Abfall vom heiligen Geiste der Philologie“ sahen, so prognostizierte er genau das Gegenteil: Er wies diejenigen, die die Philologie „für die Toten der Toten halten“ darauf hin, man habe bereits die „modernsten Probleme auf allen Gebieten geschichtlicher Forschung mit glänzendem Erfolge“⁴⁰⁶ bewältigt. Und diesen Erfolg sollte die Integration der Volkskunde in die Philologie garantieren, mit der man als Experten für die „modernsten Probleme“ wieder an Bedeutung gewinnen konnte. Das für tot erklärte

⁴⁰² Ebd. S. 8.

⁴⁰³ Ebd. S. 9-10.

⁴⁰⁴ Hermann Usener: *Mythologie*, S. 23.

⁴⁰⁵ Ebd. S. 28-29.

⁴⁰⁶ Albrecht Dieterich: *Über Wesen und Ziele*, S. 188-189.

Fach erscheint mit Volkskunde modern, erhält neue Relevanz und verspricht Teilhabe am wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritt. In diesem fachpolitischen Kontext ist es zu verstehen, wenn Dieterich der Volkskunde eine zentrale Stellung in der Philologie zuweist und postuliert: Man könne „nicht zu wirklich wissenschaftlicher Erkenntnis vordringen“, „ohne die Analogien zu verwerten, die eben die Volkskunde liefert“, deren „wesentlichen Resultate“, so wagte er „vorauszusagen“, zukünftig „jeder Philologe oder Historiker“ zu den „hauptsächlichen Fundamenten seiner Forschung zu rechnen“ habe.⁴⁰⁷

In Dieterichs und Useners Aussagen wird die Bedeutung der Volkskunde im Krisenmanagement der Philologen deutlich. Darin ist weniger von larmoyantem Abgesang der Philologie als vielmehr von einem konstruktiven Umgang mit deren Krise zu spüren. Der Weg aus der Krise hieß für die Vertreter der Bonner Philologenschule nicht zurück zu „traditionellem Zunftbetrieb“⁴⁰⁸, sondern hin zur Integration neuer Forschungsfelder und Methoden sowie zu interdisziplinärer Zusammenarbeit. Dieser Paradigmenwechsel führte jedoch zu der paradoxen Situation, daß die Größen des klassischen Altertums, die nach der neuhumanistischen Bildungstheorie allein als ideale Vorbilder für die Erziehung der Jugend dienen konnten, nicht nur in der universitären Ausbildung der zukünftigen Gymnasiallehrer an Bedeutung verloren. Durch die fortschreitende historisch-philologische Forschung und die damit einhergehende Spezialisierung wurde den antiken Quellen auch ihre Vorrangstellung als unerreichbares und unvergleichliches Ideal genommen. Damit wurde sowohl der neuhumanistischen Bildungstheorie als auch der Klassischen Philologie sukzessive die idealisierte Basis entzogen.

Durch die fortschreitende historisch-philologische Forschung wurde die Philologie mit einem die Geisteswissenschaften noch heute beunruhigenden Problem des Historismus konfrontiert und zwar mit dem historischen Relativismus.⁴⁰⁹ Dies lag weniger daran, wie Philippi meinte, daß der Stoff durch die „Menge der schriftstellernden Hände erschöpft“ war. Der Grund war vielmehr der, daß das historische Wissen über den „Stoff“ zugenommen hatte und mit den gestiegenen Kenntnissen über die klassische Antike sank ihr Wert als einzig verbindliches Kulturideal. Anders gesagt: die antike Kultur wurde durch die historische-philologische Forschung selbst ihres überhistorischen universalen Wertes enthoben, sie wurde zur

⁴⁰⁷ Ebd. S. 189. Auf die positive Entwicklung der Giessener Altphilologie im Zusammenhang mit der Integration volkskundlicher Forschungsfelder verwies auch Hans Georg Gundel. Vgl. ders.: Die klassische Philologie an der Universität Gießen.

⁴⁰⁸ Dieterich ebd.

⁴⁰⁹ Zu den Grundbedeutungen des Historismus vgl. Gunter Scholtz: Das Historismusproblem.

historischen Epoche unter anderen. Dadurch wurde die Idealität der Klassik zur Glaubensfrage⁴¹⁰ oder zum Willkürakt, was mit wissenschaftlicher Erkenntnis nicht zu vereinbaren war. Für Usener, der sich in seiner Abhandlung über Mythologie mit den „Gegensätzen des Glaubens und Wissens“⁴¹¹ auseinandersetzte, wurde Glaube zum Aberglauben, wenn „wissenschaftliche Erkenntnis ihn verdrängte“⁴¹². Im gleichen Tenor argumentierte auch Dieterich: „Wahrhaftig geistige Befreiung auch aus den religiösen Fesseln und Nöten der Zeit wird dem wissenschaftlich Gebildeten nicht durch Negation oder Position, durch Vermittlung oder Umdeutung gewonnen, sondern allein durch geschichtliche Erkenntnis.“ Und diese geschichtliche Erkenntnis – so Dieterich weiter – „will nicht da glauben, wo man wissen kann“⁴¹³. Zunehmende wissenschaftliche Erkenntnis führte also zur Entidealisierung und zur Säkularisierung der religiös überhöhten klassischen Antike: Die vormals verehrten Hellenen wurden ein Forschungsgegenstand unter anderen und damit relativiert. Mit diesem historischen Relativismus wurde letztlich das humanistische Bildungsideal von der Wissenschaft selbst entwertet, die es einst institutionalisiert hatte.

Die Entwertung des antiken Kulturideals wurde zudem auch durch eine methodische Wende verursacht, die ein weiteres Historismusproblem darstellt, und zwar durch „die Beschränkung der historischen Forschung auf das Ansammeln und Sichern historischer Daten“⁴¹⁴. Dieser historische Positivismus und Objektivismus war – so vermutet Gunter Scholtz zu Recht – „vor allem ein Ergebnis der Konkurrenz der Geisteswissenschaften mit den Naturwissenschaften“⁴¹⁵. Mit der Orientierung an naturwissenschaftlichen Methoden und Standards versuchte man die Forderungen nach größerer Genauigkeit und Exaktheit zu erfüllen, sie führte jedoch zu wissenschaftlicher Faktenhuberei bei gleichzeitiger Werterelativität. Die „statistische Methode“, wie Philippi die Neuorientierung kritisch nannte, wurde im Fach kontrovers diskutiert, da sie sich negativ auf das Philologiestudium auswirkte. Die Bonner Philologenschule forcierte jedoch diese Methode, und die Volkskundevereine erhielten auch in diesem Punkt eine wichtige Funktion.

Da die Stoffsammlungen exorbitant an Bedeutung zunahmen, hatte dies zur Folge, daß häufig Studenten „durch sammelnden und zählenden Ameisenfleiß“⁴¹⁶ wissenschaftliche Vorarbeiten erledigten, aber nicht mehr

⁴¹⁰ Vgl. dazu Gunter Scholtz: Die theologischen Probleme des Klassikbegriffs.

⁴¹¹ Hermann Usener: Mythologie, S. 30.

⁴¹² Ebd. S. 15.

⁴¹³ Albrecht Dieterich: Kleine Schriften, S. 539.

⁴¹⁴ Gunter Scholtz: Das Historismusproblem, S. 132.

⁴¹⁵ Ebd. S. 133.

⁴¹⁶ Leopold Schmidt: Der philologische Universitätslehrer, S. 18.

für ihren „Lebensberuf“ vorbereitet wurden – wie der Marburger Altphilologe Schmidt kritisch anmerkte. Worauf seine Kritik abzielte, wird in seinem anschließenden Hinweis auf die „Aufgabe des akademischen Lehrers“ noch deutlicher. Dieser habe darauf zu achten, daß „die Arbeit des Jünglings, der sich auf der Universität für seinen Lebensberuf vorbereitet, nicht nach dem Nutzen berechnet werden darf, den sie etwa als Kärnerleistung für einen zukünftigen Königsbau der Wissenschaft abwirft, sondern nach dem Grade, in dem sie seine eigene Bildung fördert oder befestigt“⁴¹⁷. Die Materialsammlungen und Vorarbeiten hatten offenbar im Philologiestudium überhand genommen, so daß die Ausbildung der Gymnasiallehrer durch die Zuarbeiten für die Forschung beeinträchtigt wurde. Und in diesem Punkt waren sich die Marburger und Gießener Altphilologen einig. Philippi merkte dazu kritisch an: „Das Sammeln von Material ist überhaupt das Wesentliche der jetztigen philologischen Schriftstellerei.“⁴¹⁸

Von Interesse sind hier weniger die Publikationen an sich, sondern vielmehr, daß diese im arbeitsteiligen Prozeß, der auch den volkskundlichen Publikationen eigen war, entstanden. Philippi beschrieb diese Arbeitsteilung, die er für seine Zeit bezeichnend fand, wie eine Übertragung des Taylorismus auf die Wissenschaft und liefert damit einen Beleg dafür, wie weit die Moderne auf die philologische Arbeitsweise einwirkte: „Denkt man sich diese Methode und eine beliebige Zahl von Arbeitern einer denkenden Leitung unterstellt, welche die Aufgaben gibt und die Antworten zu Ergebnissen vereinigt, so hat man im kleinen ein Abbild unseres socialen Lebens, welches die Einzelthätigkeit in Maschinenarbeit umgestaltet hat.“⁴¹⁹ Und diese an Taylorismus erinnernde Arbeitsteilung war ein wesentlicher Bestandteil der Aufgabenverteilung in den Volkskundevereinen, in denen größtenteils Laien, und hier vor allem die nichtakademischen Volksschullehrer, die Sammeltätigkeiten übernahmen und die akademischen Mitglieder die Materialauswertung. Vor dem Hintergrund der Krisensituation ließe sich vermuten, indem Philologen die nötigen Sammelarbeiten für ihre neuen Forschungsinteressen an die Volkskundevereine delegierten, konnten sie die Kritik am Überhandnehmen der studentischen Kärnerarbeit entkräften.

Diese Vermutung erhärtet sich, wenn man Dieterichs Argumentation über die Notwendigkeit der Gründung von Volkskundevereinen liest, die er seinem programmatischen Aufsatz als letzten Abschnitt anfügt: „Die Volkskunde, die wir meinen, haben ja in den letzten Jahrzehnten gar manche Philologen, namentlich klassische und semitische, in großem Stile und

⁴¹⁷ Ebd.

⁴¹⁸ Adolf Philippi: Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht, S. 20.

⁴¹⁹ Ebd. S. 18.

mit glänzendem Erfolge getrieben, ohne viel Aufhebens davon zu machen, meist auch ohne unsre Bezeichnung zu brauchen. Wir können nicht vermeiden, öffentlich von unseren Zielen zu sprechen und der gemeinsamen Arbeit einen Namen zu geben, weil wir eine Vereinigung gegründet haben und sie ausbreiten wollen. Die eigentlichen höchsten wissenschaftlichen Aufgaben [...] werden gewiß nie von Vereinigungen gelöst werden, sondern von einzelnen. Aber anderes kann der einzelne nicht leisten, am wenigsten in diesem Gebiete, das so unendlich ausgedehnten Materials bedarf. Für viele Dinge sind Vereine höchst überflüssig und es kann mit Recht heute ohne weiteres eine frivole Belästigung der Mitmenschen scheinen, einen neuen Verein zu gründen. Hier ist Vereinigung notwendig, soll irgendwie ernsthaft ein Ziel erreicht werden. Der einzelne kann nur verschwindend wenig sammeln und selbst kennen lernen, mancher kann das überhaupt nicht, der die Sammlungen doch braucht und zu brauchen weiß. [...] Ohne eine fest organisierte Vereinigung der verschiedensten Elemente läßt sich Material in diesem Falle nie in der rechten Weise sammeln und für die Forschung parat legen.⁴²⁰ Nach dieser Begründung drängt sich die Frage auf, wenn man seit Jahrzehnten Volkskunde „in großem Stile und mit glänzendem Erfolg getrieben“ hatte, warum wurde jetzt ein Verein nötig, der das Material für die „Forschung parat legen“ sollte. Angesichts der beobachteten Ausbildungskritik und der rückgängigen Hörerzahlen in der Philologie wird allerdings verständlich, daß man der Laienbeteiligung für die notwendige Sammelarbeit, als „Kärnerleistung für einen zukünftigen Königsbau der Wissenschaft“ – wie Leopold Schmidt es formulierte – bedurfte, wenn die Philologiestudenten dafür nicht mehr, wie vorher üblich, zur Verfügung standen. Die Verlagerung der philologischen Sammelarbeit in außeruniversitäre Vereine bot einen zweifachen Vorteil. Man konnte damit die Materialsammlungen sichern und zugleich die Kritik an der Ausbildungspraxis entschärfen. Auch vor diesem fachpolitischen Hintergrund erhielt die außeruniversitäre Volkskunde eine wichtige Funktion in der Krisenbewältigung der Philologie.

Zusammenfassend kann man über die Situation der Philologen Ende des 19. Jahrhunderts festhalten: Die Philologen mußten spätestens ab den 1890er Jahren der Tatsache begegnen, daß ihre große Zeit vorbei war. Sie, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts als Träger des modernen Bildungswesens galten, waren im Zuge der Modernisierung von ihrer Spitzenposition verdrängt worden. Die Natur- und Technikwissenschaften hatten ihnen innerhalb des Wissenschaftsbetriebes den ersten Platz streitig gemacht. Der Kaiser persönlich hatte den Erziehern der Nation Versagen vorgeworfen. Und mit den Beschlüssen der Schulkonferenz im Juni 1900 wurde die Posi-

⁴²⁰ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 193.

tion der Philologen noch entschiedener geschwächt. Das Gymnasialmonopol wurde durch „Allerhöchsten Erlaß“ im November des Jahres aufgehoben, Realgymnasium und Oberrealschule wurden mit den Gymnasien gleichgestellt und die „Gleichwertigkeit der beiden Bildungswege“⁴²¹ – also dem realistischen und humanistischen – anerkannt. Bereits ein Jahr zuvor waren die Technischen Hochschulen durch Verleihung des Promotionsrechtes aufgewertet und den Universitäten gleichgestellt worden.⁴²² Damit war – so Rudolf Lehmann – ein „entscheidender Schritt von geschichtlicher Bedeutsamkeit“⁴²³ getan. Die von Philologen seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit „grimmigem Haß“⁴²⁴ bekämpften ‚Realisten‘ hatten gesiegt.⁴²⁵

Während naturwissenschaftlich-technisch Gebildete und Wirtschaftsbürger an Einfluß, Macht und Ansehen gewannen, mußten innerhalb der geisteswissenschaftlich Gebildeten vor allem Philologen ihren zunehmenden Bedeutungsverlust bewältigen. Das philologische Fachimage hatte durch interne Kontroversen gelitten, und von der Akademikerarbeitslosigkeit in den 1890er Jahren waren besonders die Gymnasiallehrer betroffen. In der modernen Gesellschaft der Jahrhundertwende wurden die humanistischen Bildungsideale, mit denen Philologen Prestige und Status verknüpften, zunehmend als unzeitgemäß angesehen. Kurz: Die im 19. Jahrhundert als Protagonisten des modernen Bildungswesens geltenden Philologen wurden in der technischen Welt zu Modernisierungsverlierern. Philippi, der in seinen Ausführungen wiederholt auf die Glanzzeit der Philologie im 19. Jahrhundert und auf deren „Meister“ verwiesen hatte, die „bahnbrechend den Weg“ gezeigt hätten, konstatierte: „Die Zeit der großen Leistungen ist

⁴²¹ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 746. Zu den Ergebnissen der Schulkonferenz, die vom 6. bis 8. Juni 1900 in Berlin stattfand, vgl. auch Christoph Führ: Die preußischen Schulkonferenzen.

⁴²² Vgl. Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 698. Zudem erfuhren sowohl die Fachakademien als auch die seit 1898 entstandenen Handelshochschulen einen Aufschwung – wie Lehmann an gleicher Stelle informiert. Im Großherzogtum Hessen wurde die Technische Hochschule in Darmstadt bereits 1877 als „volle Hochschule“ anerkannt, an der 1882 der erste deutsche Lehrstuhl für Elektrotechnik eingerichtet wurde und die im Kaiserreich internationales Ansehen genoß. Vgl. Eckhart G. Franz: Der Staat der Großherzöge von Hessen und bei Rhein, S. 504.

⁴²³ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 748.

⁴²⁴ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 516. Die Realschule war für die Philologen – so Paulsen – die „verhaßte Konkurrentin“. Ebd. S. 590.

⁴²⁵ Dies fand innerhalb der Universitäten organisatorisch seinen Ausdruck darin, daß Geistes- und Naturwissenschaften als die beiden großen Zweige der philosophischen Fakultät des 19. Jahrhunderts „völlig voneinander losgelöst“ und zunehmend in unterschiedlichen Fakultäten geführt wurden. Vgl. Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 710.

vorüber, die kleinen Leute nähern sich mehr den wirklichen Gelehrten.“⁴²⁶ Von Interesse ist hier weniger Philippi bekannte Diagnose über den Niedergang der Philologie, sondern vielmehr seine Schlußfolgerung: Die Abnahme großer wissenschaftlicher Leistungen ginge einher mit einer Annäherung zwischen den „Gelehrten“ und den „kleinen Leuten“. Was waren die Ursachen für das veränderte Verhältnis zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk? Vor allem aber ist zu fragen, was hatte diese veränderte Beziehung mit der Fachkrise in der Philologie und nicht zuletzt mit der philologischen Hinwendung zur Volkskultur zu tun?

4. Die Sozialisierung des Wissens in der Moderne

Die von Philippi registrierte Entwicklung, daß der bildungsbedingte Abstand im Kaiserreich geringer geworden war, läßt sich jedoch nicht mit einem allgemeinen Rückgang wissenschaftlicher Leistungen begründen. Hatten doch die Universitäten, wie Rudolf Lehmann betonte, gerade im letzten Drittel des „Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung erfahren, der sich sowohl in der Steigerung der Hörerzahlen als auch in der Vermehrung der Dozenten und der Institute kenntlich“⁴²⁷ machte. In einer Zeit also, in der der „systematische Ausbau des Hochschulwesens zum zentral gelenkten ‚Großbetrieb‘“ und zur modernen „Arbeitsuniversität“⁴²⁸ erfolgte, klagten Philologen über zurückgehende Leistungen und Hörerzahlen und konstatierten eine Annäherung zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk.

Mit der wissenschaftlichen Expansion⁴²⁹, die vor allem die Natur- und Technikwissenschaften erfaßte, hatte sich in der Tat sowohl der Charakter der Hochschulen als auch das „Verhältnis der Universitäten zum Volksleben“⁴³⁰ verändert. Im Zuge dieses Modernisierungsprozesses nahm nicht nur die Verbreitung des Bildungswissens zu, sondern es kam auch zu einer Höherbewertung von zweckorientiertem Leistungswissen der Berufstätigkeit gegenüber dem Bildungswissen. Friedrich Paulsen hat diese Entwicklung und die daraus resultierenden Konsequenzen für die ‚alte‘ Bildungselite treffend beschrieben: „Seitdem alle politischen und wissenschaftlichen

⁴²⁶ Adolf Philippi: Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht, S. 16-17.

⁴²⁷ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 696 u. 699.

⁴²⁸ Bernhard vom Brocke: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen, S. 49. Die Bezeichnung „Großbetrieb“ geht auf Adolf Harnack (1905) zurück. Vgl. ebd. S. 15.

⁴²⁹ Vgl. dazu auch Christophe Charle: Vordenker der Moderne. Charle weist nach, daß im europäischen Vergleich Deutschland im Kaiserreich den höchsten Zuwachs an Schülern höherer Schulen und an Studenten sowie einen Vorsprung hinsichtlich der Investitionen im Hochschulwesen hatte.

⁴³⁰ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 697.

Angelegenheiten alle Tage in Zeitungen, Volksversammlungen und Landtagen in der Volkssprache verhandelt werden, ist der Nimbus, der die obere Welt vordem umgab, dahin. [...] Kein Zweifel, die Anforderungen an die führende Klasse werden ernster, je weiter die Ausglei chung zwischen Volks- und Gelehrtenbildung von beiden Seiten vorschreitet. Mit etwas Latein und Lateinhochmut ist die Sache nicht mehr getan, man verlangt heute sichtbare und auch dem gemeinen Mann verständliche Leistungen. Der Techniker, der Arzt, der Chirurg hat solche aufzuweisen; und darum steht er, der früher so lange geringschätzt war, jetzt in hohem Ansehen. Auch der juristische Beamte, der Geistliche, der Lehrer, der Schriftsteller, der sich früher hinter sein Lateinisch und Griechisch zurückzog, wird, wenn anders er seine Stellung sichern oder wiederherstellen will, auf Leistungen denken müssen, deren Wert für unser Volksleben unmittelbar und allgemein empfunden wird. Ich halte diese Nötigung für heilsam; das alte Stilleben hat uns doch vielfach träg und schläfrig gemacht; in dem bewegten Leben werden die Kräfte aufgerüttelt. [...] Alle Welt beschäftigt sich heute mit der sozialen Frage; was ist diese anders, wenigstens von einer Seite gesehen, als das Vordrängen der Massen zu Anteilnahme an der Kultur und der geistigen Bildung, die bisher das ausschließliche Besitztum Weniger war? Dies Vordrängen nötigt die oberen Gesellschaftsschichten, aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten und jenem Verlangen entgegen zu kommen.“⁴³¹ Diese von Paulsen 1895 registrierte veränderte Situation für die ‚alte‘ Bildungselite kann als Einflußfaktor auf die Institutionalisierung der wissenschaftlichen Volkskunde philologischer Provenienz im Kaiserreich nicht hoch genug bewertet werden. Sie war nicht nur entscheidender Hintergrund für die bildungsbürgerlichen Motive, sich dem Volk zu widmen und sich in der Volkskunde zu engagieren, sie schlug sich auch auf personeller, inhaltlicher und methodologischer Ebene in den Volkskundevereinen nieder.

Zum einen kann die von Paulsen beobachtete Entwicklung, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte und die sich vor allem in der zweiten Hälfte des Kaiserreiches beschleunigte, als eine zunehmende Entzauberung⁴³² des Bildungswissens umschrieben werden. Indem die Verbreitung von Bildung, beispielsweise durch wissenschaftliche Abhandlungen in Zeitungen sowie durch Bildungsvereine forcierte öffentliche Vorträge zunahm⁴³³, wurde der Schleier von der Welt der gebildeten Bürger und damit

⁴³¹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 684.

⁴³² Zum Begriff „Entzauberung“ vgl. Max Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 19. Weber führt hier die „Entzauberung der Welt“ auf eine „zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung“ zurück.

⁴³³ Vgl. Meyers Konversations-Lexikon. Leipzig und Wien 1905. Unter dem Lemma „Bildungsvereine“ wird unter anderem mitgeteilt, daß seit 1860 sogenannte „Humboldt-Vereine“ entstanden, die den Zweck verfolgten, „die Bekanntschaft mit den

auch von bildungsbürgerlicher Kultur zumindest ein Stück weit für die Bevölkerungsgruppen gelüftet, denen sie vorher unzugänglich war. Freilich erreichte diese Wissensverbreitung nicht die ganze Bevölkerung und auch die Bildungsunterschiede wurden dadurch nicht aufgehoben, höhere Bildung blieb weiterhin das Privileg einer kleinen gesellschaftlichen Schicht.⁴³⁴ Jedoch wurden die bildungsbedingten gesellschaftlichen Grenzen poröser, der Wert höherer Bildung verringerte sich für das Sozialprestige seiner Trägergruppen, je mehr Menschen an Bildung teilhatten. Der vom Bildungswissen abgeleitete „Anspruch auf soziale Sonderschätzung“⁴³⁵ relativierte sich zudem durch die Zunahme neuer akademischer Berufsgruppen, deren Aufstieg mit dem Anwendungsbezug ihres Wissens korrelierte. Die ‚alte‘ Bildungselite sah sich dadurch zunehmend genötigt, ihren gesellschaftlichen Nutzen ebenso durch allgemeinverständliche Leistungen unter Beweis zu stellen, wenn sie ihren Prestigeverlust abwenden wollte. Zum anderen veränderte sich in dieser Zeit sowohl die Stellung als auch die Bewertung der Wissenschaftler in der Gesellschaft. Max Weber bezeichnete es 1919 als „eine unentrinnbare Gegebenheit“ der „historischen Situation“, daß Wissenschaft „ein *fachlich* betriebener ‚Beruf‘“ sei und „nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt“⁴³⁶. Wissenschaft war in der Industriemoderne zum Beruf unter anderen geworden, und die Akademiker hatten ihren sakralen Habitus in der technischen Welt verloren. Ähnlich wie Weber beschrieb Rudolf Lehmann 1921 diese Entwicklung. Es habe sich der „Typus des akademischen Lehrers verändert“ sowohl die „priesterlichen Züge früherer Zeiten“ als auch „das weltfremde Wesen, das ausschließlich in der wissenschaftlichen Arbeit und ihrer Lehre sich betätigt“, sei geschwunden. „Der Universitätslehrer“, so fährt er fort, „unterscheidet sich nur durch sein Fachwissen und die Art seiner Tätigkeit von anderen höheren Berufen, aber weder durch sein Äußeres noch durch seine Lebenshaltung“⁴³⁷.

Ergebnissen der neueren Naturforschung durch Vorträge und Bibliotheken“ zu fördern. Weiter heißt es, daß sich die 1871 in Berlin gegründete „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ in ganz Deutschland verbreitet habe und „schnell einen bedeutenden Aufschwung nahm“ und daß sich 1879 der „Deutsche Verband von Vereinen für öffentliche Vorträge“ gegründet habe. Ebd. S. 873.

⁴³⁴ Vgl. dazu Christophe Charle: Die Vordenker der Moderne. Charle weist zu Recht auf die „extrem minoritäre gesellschaftliche Situation“ der Bildungsbürger hin, die ihre Selbstwahrnehmung beeinflusste und ihre „aristokratisch-elitäre Einstellung“ und ihren Standesdünkel verstärkte. Ebd. S. 36-39.

⁴³⁵ M. Rainer Lepsius: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung, S. 9.

⁴³⁶ Max Weber: Wissenschaft als Beruf, S. 40 [Hervorhebungen im Original].

⁴³⁷ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 697-698.

Aus der Perspektive der ‚alten‘ Bildungselite war die soziale Frage in der Tat in hohem Maße eine Frage des Bildungszugangs, da eine „Sozialisierung des Wissens“⁴³⁸ das auf Bildungswissen basierende Sozialprestige und die damit verbundenen Privilegien gefährdete. Dieser ‚Sozialisierungsprozeß‘ wurde im Zuge der Industriemoderne auf unterschiedlichen Ebenen forciert. Mit der fortschreitenden Technisierung erweiterten sich die Möglichkeiten der Wissensverbreitung⁴³⁹, und zugleich stieg allgemein – so Lehmann – „das Bedürfnis, an der wissenschaftlichen Entwicklung teilzunehmen, über Ziele und Ergebnisse unterrichtet zu sein“. Und er stellte resümierend fest, der „gewaltig steigende Bildungsdrang des deutschen Volkes, einer der erfreulichsten Züge im Volksleben der letzten Jahrzehnte“, habe sich vor allem „in größeren Städten oder in stark bevölkerten Gegenden“ gezeigt.⁴⁴⁰ Es war die Anteilnahme an der bürgerlichen Kultur und der geistigen Bildung, die von den „Massen“, wie Paulsen feststellte, gefordert wurde, und diese nach Bildung drängende Masse wurde vor allem in der organisierten Arbeiterschaft gesehen. Hatte Wilhelm Liebknecht bereits 1872 seinen programmatischen Aufsatz über „Wissen ist Macht“ geschrieben, so postulierten die Sozialdemokraten 1910 in einer Reichstagsdebatte, das Volk habe ein Recht sich emporzuentwickeln zu den „Sonnenhöhen der Kultur“⁴⁴¹. Vor allem in den Städten trugen seit 1860 Arbeiterbildungsvereine⁴⁴² dazu bei, daß Arbeiter sich Bildungswissen aneigneten und versuchten, an der kulturellen „Macht“ zu partizipieren.

⁴³⁸ Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*, S. 138. Allerdings sieht Bausinger in der „Sozialisierung des Wissens“ kein Motiv für das bildungsbürgerliche Interesse an Volkskultur, weil er der Bildung als Statussymbol sowie deren sozialdistinguierende Wirkung keine Bedeutung beimißt. Vgl. hier v.a. seine Interpretation der auf Bildungsunterschieden gründenden Volksdefinition Friedrich Theodor Vischers. Ebd.

⁴³⁹ Der Ausbau des Eisenbahnnetzes im Kaiserreich machte es zum Beispiel möglich, wissenschaftliche Vorträge auch auf Provinzstädte auszudehnen. Im Großherzogtum Hessen wurde beispielsweise bereits 1870 die oberhessische Bahn von Gießen nach Fulda und Gelnhausen sowie 1871 die Odenwaldbahn in Betrieb genommen. Vgl. dazu Eckhart G. Franz: *Der Staat der Großherzöge von Hessen und bei Rhein*, S. 504. Vgl. auch Hans-Werner Hahn: *Der hessische Wirtschaftsraum im 19. Jahrhundert*.

⁴⁴⁰ Rudolf Lehmann: *Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg*, S. 699.

⁴⁴¹ Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur*, S. 14.

⁴⁴² Zudem scheint sich nach 1900 die gesellschaftliche Bewertung der Arbeiterbildungsvereine verändert zu haben. Während man noch im Brockhaus von 1892 unter dem Lemma „Bildungsvereine“ ausdrücklich betont, „zum Unterschied von Arbeiterbildungsvereinen Vereine, die sich die Verbreitung und Hebung der Bildung des Volkes im allgemeinen, nicht bloß der arbeitenden Klasse im engeren Sinne, zum Ziel setzen“. (Brockhaus' *Konversations-Lexikon*, Bd. 2, Berlin u. Wien 1892, S. 1016f.) Dagegen werden in Meyers *Konversations-Lexikon* von 1905 sowohl Arbei-

Ungeachtet dessen, ob die breite Masse der Arbeiterschaft das Bildungswissen tatsächlich rezipierte, weckten die bestehenden Möglichkeiten es zu tun sowie die Forderungen der Sozialdemokraten nach Partizipation des Volkes an Bildung und Kultur zwiespältige Gefühle auf seiten der Bildungsbürger. Einerseits konnte in dem Bemühen um Anteilnahme an Bildung und Kultur eine Bestätigung der kulturellen Hegemonie des Bildungsbürgertums gesehen werden.⁴⁴³ Andererseits konnte die Annäherung an Bildung und Kultur als Gefährdung der Privilegien, als Relativierung der kulturellen Hegemonie und als bedrohlicher Machtverlust aufgefaßt werden und gerade bei den Bildungsbürgern Ängste auslösen, deren Ansehen in der Industriemoderne schwand. Davon betroffen waren vor allem, wie der Zeitgenosse Paulsen mitteilt, juristische Beamte, Geistliche, Lehrer und Schriftsteller, die ihre zunehmenden Bedeutungsverluste zu bewältigen hatten und sich nun gezwungen sahen, durch allgemein verständliche Leistungen ihren Status zu sichern. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß sich gerade die von Paulsen genannten Angehörigen der ‚alten‘ Bildungselite in den Volkskundevereinen engagierten und daß sich Philologen, die im 19. Jahrhundert als Gralshüter bildungsbürgerlicher Kultur galten, mit ihren Konzepten in der Volkskunde durchsetzten, läßt sich der Einfluß von Problemlagen sowohl der ‚alten‘ Bildungselite als auch der von unmittelbaren gesellschaftlichen und beruflichen Problemen betroffenen Philologen auf die volkskundlichen Konzepte vermuten.

terbildungsvereine als auch Volksbildung unter dem Lemma „Bildungsvereine“ abgehandelt. Vgl. Meyers Konversations-Lexikon. Leipzig und Wien 1905, S. 873.

⁴⁴³ Beispielsweise berichtet Paulsen über gemischte Gefühle der Philologen angesichts des steigenden Zulaufs zum Gymnasium. Dies habe der „Philolog mit einem heiteren und einem betübten Auge erblickt: das betübte sieht den ‚Schülerballast‘ wachsen, das heitere sieht die ‚wachsende Anerkennung der klassischen Bildung‘ von seiten des deutschen Bürgertums“. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 563.

VI. Merkmale wissenschaftlicher Volkskunde und ihre Bedeutung für wilhelminische Bildungsbürger

Nach der Untersuchung der soziokulturellen, fachlichen und bildungsgeschichtlichen Determinanten im Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde soll nun nach Bezügen zwischen den geschilderten Entwicklungen und den signifikanten Merkmalen der Volkskunde gefragt werden. Die Analyse wird sich dabei verstärkt auf programmatische Aussagen der Wissenschaftler konzentrieren, die sich im Kaiserreich maßgeblich an den Debatten über die Konzepte wissenschaftlicher Volkskunde und an deren außeruniversitären Institutionalisierung beteiligten. Ziel ist es, die Bedeutungen der volkskundlichen Hinwendung zur Volkskultur auf unterschiedlichen Ebenen zu erschließen. Zunächst soll den Bedeutungen nachgegangen werden, die die Wissenschaftler selbst der Volkskunde beimessen: Mit welchen Argumenten begründen sie ihr Interesse am Volk und an der Volkskunde und damit auch die Relevanz des neuen Faches? Was versprachen sie sich von der volkskundlichen Forschung, und was wollten sie mit ihr bewirken? Es geht also im ersten Schritt darum, die Volkskundler beim Wort zu nehmen, um dann davon ausgehend im zweiten Schritt nach möglichen Bedeutungen und Intentionen zu fragen, welche entweder ungewollt oder unbewußt in die Konzepte zur Volkskunde eingeflossen sind. Damit wird versucht, auch Motive und Ursachen zu rekonstruieren, die von den Volkskndlern nicht explizit verbalisiert werden, die aber möglicherweise in ihre Konzepte eingingen. Es geht infolgedessen auch um die Frage nach Ausgrenzungen oder Ausblendungen und deren Bedeutungen, die für die Entstehung und Entwicklung des Faches ebenfalls relevant sind.

Für die Analyse der unterschiedlichen vor allem auch der ‚verdeckten‘ Bedeutungsebenen sollen nicht zuletzt Widersprüche und Ambivalenzen in den Äußerungen und Konzepten der Volkskundler fruchtbar gemacht werden. Allerdings zielt diese Herangehensweise nicht darauf ab, die frühen Volkskundler in ihrem Tun zu desavouieren, also etwa die ideologische Funktion ihrer Programme aufzudecken oder ihre theoretischen Konzepte zur Volkskultur falsifizieren oder verifizieren zu wollen. Vielmehr sind Fragen nach dem Sinn dieser Mehrdeutigkeiten, der janusköpfigen und zuweilen paradox anmutenden Äußerungen im Kontext des in den vorherge-

henden Kapiteln der Arbeit dargestellten historischen Hintergrundes der fachlichen und soziokulturellen Entwicklung von Interesse.

Die erkenntnisleitenden Fragen dieses Kapitels sind: War die Hinwendung zur Volkskultur Ausdruck von Problemlagen der ‚alten‘ Bildungselite oder eine Reaktion auf die bildungsbürgerlichen Krisenerfahrungen in der Industriemoderne? Ist in der Hinwendung zur Volkskultur und in der Beschäftigung mit wissenschaftlicher Volkskunde eine bildungsbürgerliche Flucht vor technischem Fortschritt und Modernisierungsprozessen in die vermeintlich ländliche Idylle zu sehen, wie es vielfach unter dem Topos Agrarromantik und Großstadtfeindschaft interpretiert wurde? Oder war das verstärkte Engagement vornehmlich von Philologen im Institutionalisierungsprozeß der Volkskunde ein aktives Krisenmanagement, indem man ein attraktives Leistungsangebot zur Lösung der Probleme der ‚alten‘ Bildungselite entwickelte und damit zugleich konstruktiv die eigene Legitimationskrise zu bewältigen suchte? Möglicherweise läßt sich die Frage, ob es entweder passiver Rückzug oder aktiver Umgang mit der Krise war, der sich in der verstärkten Hinwendung zur Volkskunde um die Jahrhundertwende ausdrückte, gar nicht eindeutig beantworten. Es spricht einiges dafür, dass die Antwort eher im ‚sowohl als auch‘ liegt, das hier als ein Oszillieren zwischen Integration und Abgrenzung bezeichnet werden soll.

A. Integration und Abgrenzung

1. Die Legitimation der Volkskunde durch Bildungskritik

Die bildungsbedingte Dichotomie in der Gesellschaft, die Wilhelm Heinrich Riehl bereits Mitte des 19. Jahrhunderts ein Anlaß war, für Volkskunde als Wissenschaft zu plädieren, wurde im Kaiserreich als eines der gravierendsten Probleme empfunden. Selbst der liberale Bildungshistoriker Friedrich Paulsen, der in der bildungspolitischen Entwicklung nach 1890 Anzeichen für „Fortschritte zu einer wahren Demokratie“ sah, stellte noch 1902 in pathetischem Tonfall fest: „Möge es dem 20. Jahrhundert beschieden sein, die ihm gestellte Schicksalsfrage zu lösen: die große Kluft zwischen dem Volk und den Gebildeten, die im 19. Jahrhundert zu einer unüberschreitbaren sich erweitern zu wollen schien, zu überbrücken [...]“. ¹ Die Lösung dieser „Schicksalsfrage“ scheinen sich die Wissenschaftler auf die Fahnen geschrieben zu haben, die sich um die Jahrhundertwende für die außeruniversitäre Institutionalisierung der Volkskunde einsetzten. Die Thematisierung der Kluft zwischen gebildeter und ungebildeter Bevölke-

¹ Friedrich Paulsen: Die deutschen Universitäten, S. 463-464.

rung ist eines der signifikantesten Merkmale der wissenschaftlichen Volkskunde, wenn es um ihre öffentliche Legitimation geht. Da sich der Hinweis auf die Spaltung zwischen den Gebildeten und dem Volk in fast allen grundsätzlichen Erörterungen über Inhalte und Ziele wissenschaftlicher Volkskunde findet, scheint die Motivation, sich in der Volkskunde zu engagieren, eng mit den Motiven verknüpft gewesen zu sein, die hinter dem Bedürfnis standen, diese Trennung überwinden zu wollen. Die Absicht, dieser Spaltung entgegenzuwirken oder sie gar aufzuheben, ist ein durchgängiges Argument, mit dem vornehmlich Philologen ihr Engagement für Volkskunde begründen, wie die nachfolgenden Beispiele verdeutlichen.

So leitete Eugen Mogk seinen Beitrag über „Die deutschen Sitten und Bräuche“, der 1899 in einer der ersten umfangreichen volkskundlichen Publikation erschien, mit folgenden Worten ein: „Es ist eine anerkannte Tatsache, daß in Deutschland die Kluft zwischen dem gemeinen Manne und den sogenannten höheren Ständen innerhalb der letzten Jahrzehnte immer größer und größer geworden ist, so daß die Besten unseres Volkes die Frage aufgeworfen haben: Wohin soll das führen, wenn es so fortgeht? Soziale Verhältnisse, die gewiß eine der Hauptursachen jener Kluft sind, können unmöglich allein diese Scheidewand geschaffen haben und sie vergrößern. Es haben noch ganz andere Umstände hier eingegriffen und überhaupt erst die soziale Unzufriedenheit, Neid und Haß gegen die besser gestellten Mitmenschen wachgerufen: seit mehreren Menschenaltern ist unter den Gebildeten ein fremder Geist eingezogen, der in vielen Stücken dem deutschen Volksgeiste direkt widerspricht, sich lustig macht über das, was der schlichte Mann aus dem Volke liebt und treibt, auf volkstümliche Sitte und volkstümlichen Brauch von oben herabschaut [...].“² Mogk registrierte also, wie es bereits fünfzig Jahre vor ihm Riehl getan hatte, eine gesellschaftliche Spaltung zwischen Bildungsbürgern und dem sogenannten ungebildeten Volk³, die zu Spannungen führe. Diese äußerten sich in einer Überheblichkeit der Bildungsbürger, die diesen von seiten des Volkes in Anfeindungen entgegenschlug. Er weist hier zwar auch auf die sozialen Verhältnisse als eine der Hauptursachen für die gesellschaftliche Trennung hin, seine Kritik zielt jedoch unverkennbar primär auf die bildungsbedingte Dichotomie und auf die daraus resultierenden Konflikte ab. Die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk führte Mogk offensichtlich auf das höhere Bildungswesen zurück. Denn der „fremde Geist“, den er hier für die Spaltung der Gesellschaft verantwortlich machte, kann als Hinweis auf die

² Eugen Mogk: Die deutschen Sitten und Bräuche, S. 261. Unter einem „Menschenalter“ verstand man im Kaiserreich den Zeitraum von 30 Jahren. Vgl. Wilhelm Liebknecht: Wissen ist Macht, S. 3.

³ Eine weitere auffallende Parallele zu Riehl ist, daß Mogk ebenfalls „höhere Stände“ oder „besser gestellte Mitmenschen“ mit Gebildeten gleichsetzt.

altklassisch dominierte gymnasiale Bildung interpretiert werden, in der man nun einen Widerspruch zum „deutschen Volksgeist“ sah. Mogks Erklärung über die Ursachen der Kluft erinnert unschwer an die Vorwürfe des Kaisers in der Schulkonferenz 1890. Wie oben gezeigt, hatte dieser den Philologen vorgeworfen, sie hätten die akademische Jugend primär im griechischen und römischen ‚Geist‘ erzogen und dadurch dem eigenen Volk entfremdet. Bei Mogk, der auch in einem späteren Konzept zur Volkskunde Kritikpunkte des Kaisers aufgriff, scheint diese Diagnose weitergeführt. Durch die neuhumanistische Bildung sei es – so könnte man Mogks Kritik interpretieren – bei den Gebildeten nicht nur zu einer Entfremdung von der eigenen Volkskultur gekommen, sondern auch zu einer Geringschätzung und Abwertung des ungebildeten Volkes. Und in seiner Argumentation deutet sich an, daß er in der Volkskunde eine mögliche Lösung der bildungsbedingten soziokulturellen Probleme sieht. Noch deutlicher wird der Zusammenhang zwischen den bildungsbedingten Entfremdungsproblemen und dem Plädoyer für wissenschaftliche Volkskunde in Mogks Vortrag „Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart“. Darin konstatiert er: „Wir können nicht leugnen, daß ein großer Teil der Gebildeten, auch der Gelehrten, kein richtiges Verständnis mehr hat für das Denken und Fühlen, für die Neigungen, für den ganzen Ideenkreis des einfachen Mannes. Erziehung und die durch sie bedingte Weltanschauung des 19. Jahrhunderts, Beschäftigung mit theoretischen Wissenschaften und abstrakten Dingen haben ihn dem Volke entfremdet.“⁴ Gebildete und gelehrte Bürger⁵ seien – so seine Diagnose – durch Wissenschaft und Erziehung in „fremdem Geist“ zu Fremden im eigenen Volk geworden.

Nun entbehrte Mogks Einschätzung nicht jeder Grundlage. Wie gezeigt, rangierte das eigene Volk in der vorherrschend neuhumanistisch geprägten bildungsbürgerlichen Weltanschauung des 19. Jahrhunderts in der Tat nicht an erster Stelle. Superiorität besaß in den Augen der Bildungsbürger die klassisch antike Kultur. Vor allem galten die „Hellenen“ als „unerreichte und unerreichbare Vollender des Menschentums“, so Karl Reuschel, der noch 1917 ähnlich wie Jacob Grimm Anfang des 19. Jahrhunderts klagte, „die Vorliebe der herrschenden Kreise für alles Ausländische“ habe „Deutsch zur Aschenbrödelstellung verurteilt“⁶. War schon der Deutschunterricht gegenüber den klassischen Sprachen bis 1890 eine marginale Größe im Gymnasium, so waren das Leben und die Kultur des ‚gemeinen‘ Volkes erst recht kein Gegenstand, mit dem man sich im höheren

⁴ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 4.

⁵ Die seit Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommende Differenzierung in Gebildete und Gelehrte korrespondierte mit der Zuordnung, entweder nur Latein oder auch Griechisch zu können. Vgl. Ulrich Engelhardt: „Bildungsbürgertum“, S. 135.

⁶ Karl Reuschel: Die deutsche Volkskunde im Unterricht, S. 46 und 48.

Bildungswesen beschäftigte. Darin lag für Mogk auch eine der Hauptursachen für die Entfremdungsprobleme der Gebildeten, so führte er in seinem Vortrag weiter aus: „Der Unterricht an höheren Lehranstalten führt meist auf Gebiete, denen scheinbar die Volkskunde vollständig fern liegt. Die meisten Lehrer kümmern sich auch nicht um diese und überlassen hier die Arbeit dem Lehrer der Muttersprache. Und da dieser vom Volksleben oft nicht mehr kennt als seine Kollegen, so liegt die Volkskunde an den Gymnasien leider nur zu häufig ganz darnieder. Hieraus erklärt sich zum großen Teil die Entfremdung vom Volke, die wir unter unseren Gebildeten beobachten können.“⁷ Das Plädoyer für die Integration der Volkskunde in den Gymnasialunterricht wird hier deutlich mit dem Argument verknüpft, die neuhumanistische Bildung habe zu Entfremdungserfahrungen der Bildungsbürger im eigenen Land geführt; das „Volksleben“ sei denjenigen, die ein Gymnasium besucht und studiert hätten, fremd geworden oder man nahm es zumindest als fremd wahr.

Im gleichen Tenor wie die Leipziger Germanisten Mogk und Reuschel argumentierte auch wiederholt Adolf Strack – so beispielsweise in seinem programmatischen Beitrag „Volkskunde“. Darin maß er „der Volkskunde eine außerordentlich weittragende Bedeutung“ bei, die er „zunächst auf sozialem Gebiet“⁸ sah. Die Darlegung der sozialen Bedeutung scheint ihm sehr wichtig gewesen zu sein, da er in einer umfangreichen Fußnote entschuldigend mitteilte, er habe das „Aufsätzchen“ ursprünglich für das Feuilleton der Darmstädter Zeitung⁹ geschrieben. Hätte er es für die „Blätter“ geschrieben, wäre er ausführlicher auf die angedeuteten Probleme eingegangen und er fügt an: „Insbesondere wäre auch über die praktische Bedeutung der Volkskunde und den Zusammenhang der volkskundlichen Bestrebungen mit den sozialen Strömungen der Gegenwart mehr zu sagen als“¹⁰ geschehen sei.

⁷ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 10-11.

⁸ Adolf Strack: Volkskunde, S. 150.

⁹ Der Artikel erschien am 04.04.1902 in der Darmstädter Zeitung.

¹⁰ Adolf Strack: Volkskunde, S. 150. An dem hier fehlenden aber im Zeitungsartikel abgedruckten werbenden Schluß fällt jedoch auf, daß Strack nicht mehr mit der sozialen Bedeutung der Volkskunde argumentierte, sondern er verknüpfte den Appell an die „weitesten Kreise“ zur Mitarbeit am Sammeln und zur „Herbeischaffung des Stoffes der Forschung“ mit der nationalpolitischen Bedeutung volkskundlicher Initiativen, die „überall auf das liberalste von den Regierungen und öffentlichen Verbänden unterstützt und von der Gunst der Bevölkerung getragen“ werden. Es wird nicht nur damit geworben, Volkskunde entspreche dem aktuellen politischen Kurs, sondern sie wurde geradezu zur „Ehrenpflicht des Stammes und des Landes“ erhoben. Neben dem ethisch patriotischen Appell wird auch Fortschrittlichkeit propagiert, es sei der „Vorsprung, den das Ausland auf dem Gebiete der Volkskunde“ habe, „einzuholen“. Und für diejenigen, die „die großen wissenschaftlichen Ziele nicht reizen“, denen wurde zum Schluß die Vertiefung des „Heimatsgefühls“ und „die

Stracks Ausführungen sind jedoch hinreichend aufschlußreich. Das soziale Gebiet, für das Volkskunde von besonderer Relevanz sein sollte, beschrieb er so: „Die Kulturentwicklung unseres Volkes hat eine immer weiter gehende Differenzierung der einzelnen Stände zur Folge gehabt. Unter den sozialen Gegensätzen, die hierdurch veranlaßt wurden, ist, innerlich betrachtet, der schärfste der zwischen dem Bauernstand und dem gebildeten Bürgerstand, wenn auch die Eigenart des ersteren diesen Gegensatz äußerlich nicht in der schroffen Form zum Ausdruck kommen läßt, in der sich andere soziale Gegensätze äußern. Dem seelischen Leben des Bauern steht thatsächlich der richtige Städter ziemlich verständnislos gegenüber, und das hat auf der anderen Seite Mißtrauen und wohl auch offene Feindschaft zur Folge. Wenn die Volkskunde nur dazu beitrüge, diese Kluft zu schließen, wenn es ihr gelänge, unseren Gebildeten Auge, Ohr und Herz für *den* Teil unserer Nation zu öffnen, in dem nach wie vor die Wurzeln unserer Kraft ruhen, so wäre das schon eine Leistung, die ihr die Teilnahme und den Dank der weitesten Kreise sichern müßte. Insbesondere für den praktischen Staatsmann, dessen Streben auf Überwindung der sozialen Gegensätze gerichtet sein muß, ist die Volkskunde eine wertvolle Bundesgenossin.“¹¹ Ähnlich wie Mogk beklagte auch Strack die bildungsbedingte Dichotomie sowie die damit einhergehenden soziokulturellen Konflikte, und die soziale Bedeutung der Volkskunde lag für ihn ebenfalls in der Lösung der daraus resultierenden Probleme der Bildungsbürger. Allerdings bezeichnete Strack noch deutlicher als Mogk die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk als sozialen Gegensatz. Damit verwies er auf ein wesentliches Merkmal der wilhelminischen Gesellschaft, in der – wie oben ausführlich dargestellt – Bildung als zentraler Faktor für soziale Abgrenzungen galt. Bildungsunterschiede korrelierten mit sozialen Unterschieden und hatten vor allem distinguierende Bedeutung für die gesellschaftliche Zugehörigkeit vornehmlich bildungsbürgerlicher Kreise. Auffallend an Stracks Ausführungen ist zudem, daß er von einem Spannungsverhältnis zwischen verständnislosen Städtern und feindseligen Bauern spricht. Die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk wird so zu einem Stadt-Land-Gegensatz erklärt. Auf die Bedeutung dieser Verknüpfung wird ebenso zurückzukommen sein wie auf die der divergierenden Akzente, die sich hier besonders im wechselnden Tonfall zwischen larmoyantem Pathos und sachlicher Pragmatik in den letzten beiden Sätzen zeigen.

Liebe zum deutschen Volkstume“ als „den schönsten Lohn in Aussicht gestellt“. Strack: Volkskunde, Darmstädter Zeitung, 4.4.1902. Um Mitglieder und Mithelfer zu rekrutieren, rechnete er also eher mit Erfolg, wenn man mit regierungskonformem Nationalismus, Heimatliebe und wissenschaftlichem Fortschritt und nicht mit sozialen Problemen warb.

¹¹ Adolf Strack: Volkskunde, S. 150-151 [Hervorhebung im Original].

Ebenso wie Mogk sah auch Strack die Ursachen der Kluft in der höheren Bildung. Diesen Zusammenhang hatte er in seiner Ansprache über das „Verhältnis der Volkskunde zur Bildung“ dargelegt und dazu ausgeführt, „die Bildung“ „ignoriere oder geringschätze“ das „geistige Leben der Masse, des Volkes“ und „errichte künstliche Schranken“, dadurch erschwere sie dem Gebildeten „das Verständnis der Wirklichkeit“ und trenne „ihn von seinem Volke und einem guten Teil seines Selbst“.¹² Daß Strack mit diesen bildungskritischen Äußerungen die öffentliche Abendversammlung der ersten Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 1905 in Hamburg eröffnete, läßt in der Volkskunde nicht nur einen weitgehenden Konsens über die Ansicht, Fremdheitserfahrungen der Gebildeten resultierten aus der höheren Bildung, vermuten. Die Tatsache, daß sich die überregional organisierte Volkskunde hier zum ersten Mal der Öffentlichkeit präsentierte und Strack als Vorsitzender des Dachverbandes die Relevanz des neuen Faches mit der Lösung bildungsbedingter Probleme begründete, spricht auch dafür, daß man sowohl eine aktuelle Problematik des bildungsbürgerlichen Publikums, um dessen Unterstützung Strack ja in dieser Rede warb, thematisierte als auch von einem gesellschaftlichen Bedarf für diese Leistungen der volkskundlichen Forschung ausging.

Nun könnte man annehmen, daß hauptsächlich Germanisten oder Gymnasialphilologen¹³ die Entfremdung der Gebildeten als eine soziokulturelle Folge der altsprachlichen Dominanz im höheren Bildungswesen mit dem berufspolitischen Ziel kritisierten, den Deutschunterricht aufwerten zu wollen. Hatte man doch in der Deutschlehrerbewegung, die sich nicht zuletzt durch die Kaiserrede in der Schulkonferenz 1890 offiziell bestätigt fühlte, ähnlich kritisch argumentiert.¹⁴ Allerdings wurde der Abbau bildungsbedingter Dichotomie auch vom Altphilologen Albrecht Dieterich zur vorrangigen Obliegenheit der wissenschaftlichen Volkskunde erhoben:

¹² Bericht über die erste Tagung des Verbandes, S. 13.

¹³ Unter den Mitgliedern der Hessischen Vereinigung hatte sich z. B. der Gymnasialphilologe Albert Becker ähnlich wie Strack geäußert. Vgl. ders.: Volkskunde.

¹⁴ Eine entsprechende Kritik läßt sich bei Strack vernehmen, wenn er 1903 in einer Rezension der veröffentlichten Vorlesungen über das Volkslied aus dem Nachlaß des Protagonisten der Deutschlehrerbewegung, Rudolf Hildebrand, auf „die nicht nur gelehrten Absichten der Vorträge“ hinwies, er schrieb: Die „Vertiefung in das alte Volkslied soll unseren Gebildeten ein Mittel sein, die eigene Natur unseres Volkes wieder zu gewinnen, die unter fremder Ueberkultur schwer gelitten habe“. In den weniger gelehrten Intentionen des „verehrten Meisters“ – wie Strack seinen ehemaligen Hochschullehrer nannte – zeichnete sich deutlich eine anticlassizistische Tendenz ab, die offensichtlich mit einer Überhöhung der eigenen Volkskultur einherging, da Strack hier weiter mitteilte: „Das Wiederfinden der eigenen Volksnatur betrachtete Hildebrand als die wichtigste Aufgabe unserer Zeit, als ihren ‚heiligen Kern‘.“ Adolf Strack: Volkskunde, 1900, 1901. In: Jahresberichte [1903], I 5:497-498 und 499-506.

„Die nationalste und sozialste Aufgabe der Volkskunde“, hatte er erklärt, „bleibt aber doch immer die, den Riß zwischen Volk und Gebildeten, zwischen den Ständen *eines* Volkes zu mildern, den wir mit Recht immer bewußter beklagen.“¹⁵ Dieterich geht es ebenfalls um eine Vermittlung zwischen den Ungebildeten und Gebildeten innerhalb „eines“ Volkes, wie er betont, die durch „eine bestimmte Bildung“ voneinander getrennt würden und die er weiter beschreibt als eine „Bildung, die ihre feste Tradition immer weiter zieht und ganze Volkskreise und ganze Generationen in ihre immer volksfremderen Bahnen mitnimmt“. Und diese Bildung war für ihn eine „krank gewordene Bildung“¹⁶. Zudem stellte auch Dieterich in seiner Bildungskritik eine Beziehung zwischen der Deutschlehrerbewegung und der Volkskunde her, indem er an den „Meister der echten Volkskunde“, Rudolf Hildebrand, erinnerte, den er noch „wimmern und wehklagen“ höre, „über die ‚Bildung‘, die etwas dem Leben des Volkes entgegengesetztes geworden“ sei und dann „eben immer wieder über die Trennung der höheren und unteren Schichten“¹⁷. Und diese Trennung beschrieb Dieterich ebenfalls als eine überhebliche Abgrenzung der Gebildeten vom ungebildeten Volk, auch wenn er es optimistisch formulierte: „Über die Zeit sind wir ja theoretisch wol hinaus, da der Gebildete sich bewußt verachtend trennte von allem Treiben des ungebildeten Volkes und mitleidsvoll herabsah auf Altweibergeschichten, sinnlose Bauernsitten: wenigstens giebt es doch heute meist noch etwas andere Gesichtspunkte demgegenüber als den verächtlichen oder fanatischen Wunsch der Ausrottung.“¹⁸ Theoretisch sah Dieterich die negative Einstellung der Gebildeten gegenüber dem ungebildeten Volk überwunden, nun galt es offensichtlich – so könnte man weiter folgen – die Theorie durch Volkskunde in die Praxis umzusetzen.

Daß nun Dieterichs Argumente denen Stracks gleichen, ist wenig erstaunlich, sie arbeiteten nicht nur eng in der Hessischen Vereinigung zusammen, beide waren auch während ihres Studiums von Hildebrands volkskundlichen Interessen stark beeindruckt worden. Eine weitere Parallele zwischen Dieterich und Strack zeigt sich im Wechsel zwischen emotional aufgeladenem Pathos und nüchternem Zweckdenken ihrer Vorträge.

¹⁵ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 172 [Hervorhebung im Original].

¹⁶ Ebd. S. 171-172. Auffallend an Dieterichs Ausführung ist zum einen, daß er Gebildete und das Volk, mithin die Ungebildeten, als zwei unterschiedliche Stände auffaßte. Bemerkenswert an seiner Bildungskritik ist zum anderen, daß er die Verbreitung von Bildung negativ beurteilte, da sie volksfremd sei. Hinter dieser Kritik könnte man aber auch die Sorge vermuten, daß Bildung durch Verbreitung ihre ständekstituierende Kraft immer mehr verliere.

¹⁷ Ebd. S. 172. Dieterich hatte wie Strack Hildebrand während seines Studiums in Leipzig (1884-1886) gehört. Hildebrand vertrat hier seit 1867 die neuere deutsche Literaturgeschichte.

¹⁸ Ebd. S. 173.

„Ja, wenn die Volkskunde“, so fährt Dieterich in Hildebrands Sinne fort, „den herrschenden Bürokraten etwas Verständnis für die Eigenart ihres Volkes zuerst aufzwingen und allmählich vielleicht gar erwünscht machen könnte, das wäre ein wunderbarer Erfolg.“ Nach diesen beschwörenden Worten stellt er ganz lapidar und pragmatisch fest, worin der Erfolg liegen könne: „Denn wahrlich über das Volk herrscht doch nur, wer es kennt.“¹⁹ Gerade aus dem letzten Satz kann man deutlich die Botschaft an die „herrschenden Bürokraten“ der „grünen Tische“ heraus hören, wir, die Volkskundler, sind die Experten des „lebendigen Volkslebens“²⁰, unsere Kenntnisse könnten ideales Herrschaftswissen sein.

Die Argumente, mit denen der Germanist Mogk, der Altphilologe Dieterich sowie der Literaturwissenschaftler und Gymnasialphilologe Strack die Relevanz der wissenschaftlichen Volkskunde zu begründen suchten, gleichen sich unverkennbar: Einhellig beklagte man in der gesellschaftlichen Spaltung die negativen Auswirkungen der neuhumanistischen Bildung und versprach, die damit einhergehenden soziokulturellen Probleme mit Volkskunde lösen zu wollen. Volkskunde könne das durch Bildung fremd gewordene Volksleben dem Bildungsbürger wieder näher bringen.

Bemerkenswert ist nicht nur die inhaltliche Übereinstimmung der Begründungen, sondern vielmehr auch, daß die zitierten Vorträge jeweils an exponierter Stelle gehalten wurden, die werbestrategische Intentionen vermuten lassen. So hielt Mogk seinen Vortrag – aus dem zitiert wurde – auf der Hauptversammlung der Geschichts- und Altertumsvereine und zwar nicht in der Abteilung für Volkskunde, also im Kreise der Volkskundler, sondern in der zweiten öffentlichen und allgemeinen Versammlung und er begann mit den Worten: „Zum ersten Male tritt heute die Volkskunde vor einen größeren Kreis ernster Forscher und heischt als Wissenschaft eine Stellung unter den historischen Disziplinen.“²¹ Mogk ging es also um die Anerkennung der Volkskunde innerhalb der Historiker und dies bedeutete, die Inhalte und Argumente seines Vortrages zielten darauf ab, die Anwesenden vom Wert der neuen historischen Disziplin zu überzeugen. Auch Dieterich, der seinen Vortrag auf der ersten Generalversammlung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde hielt, hatte mit einem „mannigfach zusammengesetzten Publikum“ gerechnet, wie er in seiner Vorbemerkung zur Veröffentlichung in den Hessischen Blättern mitteilte, von dem er zwar

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 234. Der Vortrag, der in den Hessischen Blättern ungekürzt veröffentlicht wurde, erschien 1904 im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in gekürzter Form unter der Rubrik: „Hauptversammlung in Erfurt. Zweite öffentliche und allgemeine Versammlung.“ Ebd.

ein wohlwollendes Interesse für Volkskunde, aber nicht die „gleichen Ziele“ annahm. Ihm sei es daher um die Verständigung über „Grundauffassungen und Hauptprobleme“²² gegangen. Bei seinem Ziel, „größere Klarheit“ und „mehr Übereinstimmung in den Hauptsachen“ der Volkskunde herzustellen, ging es also ebenfalls um Überzeugungsarbeit und damit auch, um publikumswirksames Argumentieren. Stracks Artikel „Volkskunde“ für das Feuilleton der Darmstädter Zeitung war „zunächst dazu bestimmt“, wie er später informierte, „in Laienkreisen Klarheit zu verbreiten über das, was die Volkskunde will“²³. Mit seinen Ausführungen über den Gegensatz zwischen Volkskunde und Bildung allerdings eröffnete er die erste öffentliche Veranstaltung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und dies bedeutete: hier präsentierte sich die außeruniversitär organisierte Volkskunde zum ersten Mal als überregionaler Dachverband in der Öffentlichkeit. Anders gesagt: Damit wurde Bildungskritik auch ein Teil des gewollten Fachimages. Für diese Annahme spricht die Beobachtung, daß die Vorträge mit bildungskritischem Inhalt überwiegend zu Anlässen gehalten wurden, in denen es nicht nur um eine Verständigung unter Volkskundlern über die Essentials des neuen Faches ging, sondern hier ging es in hohem Maße auch darum, eine öffentliche Lobby zu gewinnen. Und dies hieß auch, man wollte mit gezielten Argumenten vom Wert und von den Zielen der volkskundlichen Forschung überzeugen. Offensichtlich ging man davon aus, mit negativen Äußerungen über die höhere Bildung bei potentiell volkskundlich Interessierten eine positive Wirkung erzielen zu können. Da diese Äußerungen am ehesten die Problemlagen der ‚alten‘ Bildungselite berührten, ist zu vermuten, daß die Volkskunde auch primär auf ein bildungsbürgerliches Publikum abzielte.

Auffallend an den Vorträgen ist zudem der wechselnde Sprachduktus, mit dem vor allem Strack und Dieterich zu überzeugen suchten. Aussagen über die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk oder über die entfremdende Wirkung der Bildung wurden in einem klagenden Tonfall und mit einer emotional aufgeladenen Sprache vorgetragen, deren sakraler Charakter bei Dieterich unverkennbar hervortritt. Dessen Metapher vom Mutterboden legt zudem den Gedanken an Erfahrungen von Deprivationen existentieller Bedürfnisse nahe²⁴. Die affektiven Äußerungen werden oft abrupt durch Sätze oder Abschnitte unterbrochen, in denen ganz nüchtern und pragmatisch auf den sozialpolitischen Nutzen der Volkskunde hinge-

²² Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 169.

²³ Adolf Strack: Volkskunde. In: Jahresberichte (1906), S. 308.

²⁴ Als unbewußte Einflußfaktoren auf Dieterichs Sprache und Duktus könnten hier sowohl sein primärer Studienwunsch, Theologie, als auch der, daß er unter dem frühen Verlust seiner Mutter litt, eine Rolle gespielt haben. Vgl. zu Dieterichs Vita Richard Wunsch: Albrecht Dieterich.

wiesen und das Fach als neues Leistungsangebot präsentiert wird. Es wird zu zeigen sein, wie sich dieses Schwanken in der volkswissenschaftlichen Rhetorik als ein Oszillieren zwischen integrativen und abgrenzenden Merkmalen in den Konzepten wissenschaftlicher Volkskunde fortsetzte.

Die beobachteten übereinstimmenden Begründungen mit bildungskritischen Inhalten, in unverkennbar werbender Absicht, legen den Schluß nahe, Volkskunde entstand als eine späte Reaktion auf die soziokulturellen Folgen des erstarrten staatlichen Bildungswesens²⁵, das ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer „sozialen Zwei-Völker-Situation“²⁶ geführt hatte und durch das es vor allem im Kaiserreich verstärkt zu Konflikten gekommen war. Ein Teil der Bevölkerung beanspruchte aufgrund seines ‚Besitzes‘ humanistischer Bildung und Kultur eine soziale Sonderstellung gegenüber dem anderen Teil der Bevölkerung, der keine Bildungsprivilegien sein eigen nennen konnte. Die von Bildung abgeleitete privilegierte Stellung wurde aber offensichtlich nicht mehr kritiklos akzeptiert, sondern führte zu Konflikten zwischen den Gebildeten und dem sogenannten ungebildeten Volk. Sowohl Mogk als auch Strack hatten in ihren Vorträgen darauf hingewiesen, daß es zu offenen Anfeindungen sowie zu sozialer Unzufriedenheit gekommen war. Die wissenschaftliche Volkskunde gewann im Kaiserreich an Bedeutung – so ließe sich also resümieren –, weil sie auf die soziokulturelle Spaltung der Gesellschaft reagierte, die hauptsächlich aus dem Bildungssystem des 19. Jahrhunderts resultierte, und die sich in der veränderten Gesellschaft der Industriemoderne in aktuellen Konflikten äußerte.

Für die Annahme, daß in der wissenschaftlichen Volkskunde seit den 1890er Jahren eine bildungsbürgerliche Reaktion auf die geschilderte Entwicklung zum Ausdruck kam, sprechen mehrere Tatsachen: Einmal gewann die Volkskunde parallel zur bildungspolitischen Wende der 1890er Jahre an Bedeutung, und in der öffentlichen Legitimierung des neuen Faches argumentierten vor allem Philologen nach der Jahrhundertwende – also nachdem mit der Bildungsreform um 1900 das Gymnasialmonopol aufgehoben und ihre Position geschwächt war – mit bildungsbedingten Problemen. Zweitens wurde die Relevanz der wissenschaftlichen Volkskunde nicht nur mit Bildungskritik begründet, sondern Strack postulierte als erster Vorsitzender der überregionalen volkswissenschaftlichen Organisation

²⁵ Die Annahme, daß Volkskunde als späte Reaktion auf das Bildungssystem an Bedeutung gewann, findet sich auch bei Mogk bestätigt, wenn er in Anlehnung an Gustav Meyer feststellte, „das Studium der Volksdichtung ist das späte Produkt einer Reaktion gegen die Ausartung einer auf einer gewissen Höhe des Raffinements angekommenen Kultur. Das gilt von der gesamten Volkskunde“. Eugen Mogk: Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 4.

²⁶ Karl-Ernst Jeismann: Einleitung, S. 15.

sogar einen Gegensatz zwischen Volkskunde und Bildung. Und in dieser Antithese kristallisierten sich nicht nur die Problemlagen der ‚alten‘ Bildungselite, die Antithese spielte auch in den kontrovers geführten ersten Debatten des Faches über die Begriffe Volk und Volkskunde keine geringe Rolle.

Mit diesen Thesen sollen keineswegs andere mögliche Einflußfaktoren, die sich aus der relativ schnellen Umwandlung Deutschlands zu einer hochindustriellen Nation ergaben, als Ursache für die Entstehung der außeruniversitären wissenschaftlichen Volkskunde negiert werden. Vielmehr resultierten die Problemlagen der ‚alten‘ Bildungselite gerade aus diesen allumfassenden raschen Modernisierungsprozessen, von denen auch Bildung und Wissenschaft – als zentrale Bestandteile bildungsbürgerlicher Vorstellungen von Kultur – nicht unberührt blieben. Mit dem verstärkten „Aufkommen der Maschinen und der ‚Massen““ – wie Ringer die Entwicklung zwischen 1890 und 1918 treffend umschrieb – stieg „die Furcht des deutschen Mandarinentums, daß die Massen sich anschickten, die Institutionen des höheren Bildungswesens zu überschwemmen und die traditionellen Standards der Bildung zu bedrohen“, und letztlich auch die Angst, diese Massen würden „in die Heiligtümer der Wissenschaft“²⁷ eindringen. Diese Ängste spiegelten sich auch in den konzeptionellen Entwürfen zur Volkskunde um die Jahrhundertwende wider, die sich vielfach in Ambivalenzen und janusköpfigen Argumentationen in den Aussagen und Haltungen der Volkskundler zeigten.

2. Die Problemlagen der ‚alten‘ Bildungselite als Probleme wissenschaftlicher Volkskunde

Als zentraler Aspekt der folgenden Analyse ist die Tatsache zu gewichten, daß die Wissenschaftler, deren Vorstellungen über Volkskultur und deren programmatische Entwürfe zur Volkskunde hier untersucht werden, selber Angehörige der ‚alten‘ Bildungselite waren. Dies bedeutet zum einen, die Probleme, die die Volkskundler thematisierten und zur Legitimation des neuen Faches anführten, sind als Äußerungen und Diagnosen von Betroffenen anzusehen. Dieser ‚double-bind‘ könnte eine Erklärung für die erwähnte emotionalisierte Sprache in den Vorträgen und Aufsätzen sein. Die affektiven Darstellungen und Krisenwahrnehmungen sind in ihrer Werbewirksamkeit zwar nicht zu unterschätzen, die mit Verve vorgetragenen Argumente können jedoch zugleich als ein wichtiger Indikator dafür angesehen werden, welche Probleme die Protagonisten der wissenschaftlichen

²⁷ Fritz K. Ringer: Die Gelehrten, S. 59 u. 61.

Volkskunde vor allem bewegten. Zum anderen ist der Aspekt der Betroffenheit insofern auch der kulturelle ‚double-bind‘ dahingehend zu beachten, daß bildungsbürgerliche Vorstellungen von Kultur in die Konzepte zur Volkskunde mit eingingen oder als Maßstab zugrunde gelegt wurden, ohne daß sie immer explizit genannt wurden. Dies deutet sich beispielsweise in Dieterichs Definition, Menschen ohne Kultur seien der primäre Forschungsgegenstand der Volkskunde, an. Auch Strack ist so einzuordnen, wenn er Volkskunde antithetisch zur Bildung als zentralem Bestandteil bildungsbürgerlicher Kultur definierte.

Daß Volkskundler auf aktuelle Problemlagen der ‚alten‘ Bildungselite rekurrten, zeigte sich in allen vorgestellten Konzepten, in denen folgende Punkte als problematisch erfahren wurden: bildungsbedingte gesellschaftliche Dichotomie, Entfremdungserfahrungen der Gebildeten und soziokulturelle Konflikte. Und als Ursachen der Probleme wurden eine negative Entwicklung der höheren Bildung, eine sich immer weiter differenzierende Kulturentwicklung oder ein kultureller Umbruch genannt und nicht zuletzt wurde stets die Verbreitung von Bildung negativ beurteilt. In der wissenschaftlichen Volkskunde griff man damit zentrale Punkte der zeitgenössischen bildungs- und kulturkritischen Debatten auf. Es spiegelt sich in den Aussagen der Volkskundler vielfach wider, was man in der kulturhistorischen Forschung als „zeittypische Muster kultureller Desorientierung in der wirtschaftlich prosperierenden Wilhelminischen Gesellschaft“²⁸ bezeichnet. Als eine zeittypische Äußerung sei hier auf eine von Hermann Grimm aus 1893 zitiert: „Dampf und Elektrizität haben geistige und räumliche Entfernung beinahe aufgehoben. Massenhafter Gedankenaustausch bringt unerhörte Bewegung hervor. Wir empfinden uns in einem Zustande des Uebergangs und suchen die Vortheile und Nachtheile dieser Veränderungen festzustellen, aber es gelingt uns noch nicht, darüber zur Klarheit zu gelangen.“²⁹ Seit den späten achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden die sozialen Folgeprobleme der Industriemoderne weithin als Probleme und Krise der Kultur verstanden und diskutiert. Und die „Kluft zwischen beruflicher Fachbildung und kultureller Allgemeinbildung wurde als zunehmend unüberbrückbar erfahren“³⁰.

Die diagnostizierte Kluft zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk war keine ‚Erfindung‘ oder ‚Neuentdeckung‘ der Volkskundler, sondern sie war ein allgemein empfundenes gesellschaftliches Problem im Wilhelminischen Kaiserreich – auf das Max Weber wie gezeigt noch 1917

²⁸ Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger: Einleitung, S. 10.

²⁹ Hermann Grimm: Erinnerungen und Ausblicke, S. 209.

³⁰ Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger, ebd.

hinwies. Die Frage stellt sich vielmehr, warum es Wissenschaftler philologischer Provenienz, die sich für die Institutionalisierung der Volkskunde engagierten, zum genuinen Problem wissenschaftlicher Volkskunde erklären und in der Öffentlichkeit einhellig als Argument zur Legitimation des neuen Faches anführen. War die Jeremiade über die bildungsbedingte Kluft primär Ausdruck einer werbestrategischen Rhetorik der Volkskundler, die sich lediglich der im Kaiserreich weit verbreiteten pessimistischen Bildungs- und Kulturkritik bediente, um gesellschaftliche Unterstützung und Akzeptanz für das neue Fach zu erhalten? Oder aber war die wissenschaftliche Hinwendung zur Volkskultur selbst ein Symptom dieser Bildungs- und Kulturkrise, das sich in einer resignativen Flucht des Bildungsbürgertums in ein vermeintlich unentfremdetes Volksleben äußerte? Gewann wissenschaftliche Volkskunde – so könnte man weiter fragen – als vornehmlich bildungsbürgerliches Krisenmanagement an Bedeutung, mit dem man die Entfremdungserfahrungen im eigenen Volk sowie die zunehmenden Verluste einstiger Ideale und Kulturwerte aktiv zu bewältigen oder zu kompensieren suchte?

Um die offenkundigen Bezüge zwischen dem zeitgenössischen bildungs- und kulturkritischen Diskurs und der Institutionalisierung wissenschaftlicher Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich einzugrenzen, soll der Blick zunächst auf die Philologen gelenkt werden, die die Volkskunde mit Bildungskritik zu legitimieren suchten. Denn die Kritik von Philologen an den negativen Auswirkungen der humanistischen Bildungstradition ist mehr als erstaunlich, identifizierten sich diese doch innerhalb der Gebildeten gerade an erster Stelle mit dem klassischen Bildungsideal und räumten ihm einen hohen Stellenwert in der eigenen Kultur ein. In der Volkskunde wurden jedoch ganz deutlich antiklassizistische Töne angeschlagen; die humanistische Bildung wurde hier als „fremder Geist“ diffamiert und für die Entfremdungserfahrungen der Gebildeten sowie für die gesellschaftliche Spaltung verantwortlich gemacht. Angehörige der Berufsgruppe also, die seit dem 19. Jahrhundert in nicht geringem Maße an der Entstehung der bildungsbedingten Dichotomie beteiligt waren, traten nun mit dem nationalpädagogischen Leistungsangebot Volkskunde an die Öffentlichkeit und erklärten, gesellschaftliche Integrationsaufgaben übernehmen zu wollen. Indem Philologen postulierten, mit Volkskunde die gesellschaftliche Kluft beheben zu können, die letztlich Resultat eines Bildungssystems war, das ihre Berufsgruppe mit am vehementesten verteidigte, deutete sich eine paradoxe Haltung an, die als eines der signifikantesten Merkmale der wissenschaftlichen Volkskunde im Kaiserreich näher zu erörtern ist. In dieser Ambivalenz, die vielfach und zuweilen bei ein und derselben Person in der Volkskunde anzutreffen ist, kommen – so die These – die Probleme und Bedürfnisse der ‚alten‘ Bildungselite am ehesten zum Ausdruck.

Mogk war beispielsweise einer der Volkskundler, bei denen die widersprüchliche Haltung besonders deutlich hervortrat. Einerseits zählte er zu den Philologen, die noch 1917 als Verfechter des klassischen Unterrichtes an die Öffentlichkeit traten³¹, und andererseits machte er diesen gerade für die Entfremdung zwischen den Gebildeten und dem Volk verantwortlich. Während also der Hochschulgermanist Mogk die klassischen Studien verteidigte, kritisierte der Volkskundler Mogk die soziokulturellen Probleme als Folge der klassischen Bildung. Bezeichnend ist jedoch, nicht das starre Bildungssystem, das letztlich die sozialen Verhältnisse mitbestimmte und die damit einhergehenden Konflikte verursacht hatte, kritisierte er expressis verbis, sondern die Ursache der Probleme führte er auf einen „fremden Geist“ zurück. Als sollte der Eindruck erweckt werden, die Gebildeten seien seit dem 19. Jahrhundert ohne ihr Zutun durch einen obskuren Geist oder durch eine okkulte Macht vom rechten Wege abgebracht worden. Die Tatsache aber, daß es gerade unter der Ägide der Philologen zu einer Höherbewertung der idealisierten klassischen Sprachen und Kulturen gekommen war und ein Bildungssystem aufrecht erhalten wurde, dessen Nutznießer nicht zuletzt die Gebildeten waren, blieb unerwähnt.

Wie ist diese paradoxe Haltung zu erklären? Die Vermutung liegt nahe, daß die Ursachen dieser Ambivalenz im Kontext der bildungspolitischen Situation und der damit verbundenen Legitimationskrise der Philologen zu suchen sind. Das Anliegen, die Entfremdung als eine soziokulturelle Folge des altsprachlich dominierten höheren Bildungswesens mit Volkskunde aufzuheben, erscheint eng mit der Intention verknüpft, dem Bedeutungsverlust der krisengeschüttelten Philologen entgegenwirken zu wollen. Der Philologe, der sich als Volkskundler für die Erforschung des ‚deutschen Volksgeistes‘ aussprach und die wissenschaftliche Volkskunde als ein wirksames Mittel gegen die bildungsbedingte Entfremdung empfahl, konnte sich damit wieder zu den „Besten“ des Volkes rechnen. Denn, so hatte Mogk formuliert, es seien ja die „Besten unseres Volkes“, die die Probleme erkannt und sich ihrer angenommen hätten. Die mit der Hinwendung zum Volk verknüpfte altruistisch verbrämte Selbstaufwertung zeigte sich auch bei Dieterich, wenn er feststellte: „Und gerade der aristokratisch denkende und am selbständigsten gebildete Mensch wird dem Volke sich immer näher fühlen als dem ‚Bildungspöbel‘; der Parvenu ist dem Volke immer am fernsten.“³² Mit der postulierten größeren Nähe zum Volk versuchte der klassisch humanistisch Gebildete hier nicht nur geschickt den

³¹ Mogk unterzeichnete 1917 einen öffentlichen Aufruf Leipziger Professoren, mit dem man für den Erhalt des klassischen Unterrichtes eintrat. Vgl. Mitteilungen. In: Frauenbildung, S. 78.

³² Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 172.

weitverbreiteten Vorwurf des bildungsaristokratischen Gelehrtenhässens – den er an gleicher Stelle erwähnt – zurückzuweisen, sondern er gab diesen zugleich an die sogenannten halbgebildeten Aufsteiger weiter, indem er diese der größeren Distanz zum Volk bezichtigte. Mit der Behauptung, dem Volk näher zu stehen, erklärte sich der klassisch Gebildete zum ‚wahren‘ Volksfreund und diffamierte mit den abwertenden Begriffen „Parvenu“ und „Bildungspöbel“ alle diejenigen, die keine neuhumanistische Bildung hatten. Aus der Perspektive der ‚alten‘ Bildungselite im Kaiserreich zählte man dazu vornehmlich die neuen akademischen Berufsgruppen, die vorwiegend Realschulbildung hatten. Diesen wurde abgesprochen, sowohl die Nähe zum Volk zu suchen als auch Interesse für dasselbe zu haben.

In der Argumentation, die unterschiedliche Nähe und Distanz zum Volk sei Resultat unterschiedlicher Bildung, werden jedoch Widersprüche sichtbar, die auf eine ideologische Funktion der proklamierten Volksnähe hindeuten. Einerseits wurde eine Spaltung zwischen dem Volk und den Gebildeten sowie eine bildungsbedingte Entfremdung gerade als Ursache der klassischen Bildung beklagt, die man mit Volkskunde ausgleichen wollte. Andererseits ging Dieterich davon aus, der klassisch gebildete Mensch stehe dem Volk näher als der nicht klassisch Gebildete und von letzterem behauptete er sogar, dessen Abstand zum Volk werde immer am größten bleiben. In dieser Ambivalenz scheinen die Probleme der Philologen als Angehörige der ‚alten‘ Bildungselite auf, die ihr Interesse für das Volk maßgeblich mitbestimmten. Denn Dieterich verwies ja nicht nur auf einen „Riß zwischen Volk und Gebildeten“, sondern zugleich auf eine für Philologen viel gravierendere Spaltung, die man offensichtlich nicht ausgleichen konnte oder wollte. Indem er davon ausging, der klassisch Gebildete werde dem ungebildeten Volk immer näher stehen als dem „Bildungspöbel“, wurde nicht nur die beklagte Dichotomie zwischen den Gebildeten und dem Volk relativiert. Über die vermeintlich größere Volksnähe wurde zugleich eine andere Distanz definiert und fixiert. Die postulierte Solidarität mit dem ungebildeten Volk erhielt so eine Abgrenzungsfunktion, die die Frage aufwirft, von wem und warum sich Philologen im Kaiserreich abgrenzten.

Vergegenwärtigt man sich die Krisensituation der Bildungsbürger um die Jahrhundertwende, dann liegt nahe, von wem man sich distanzierte und wer mit den pejorativen Begriffen „Parvenu“ und „Bildungspöbel“ gemeint sein könnte. Für eine Distanzierung kamen hier zunächst einmal die gesellschaftlichen Gruppen in Frage, die seit Beginn des Kaiserreiches die ‚alte‘ Bildungselite mit den Philologen an der Spitze konkurrenzten. Dies waren in erster Linie die aufsteigende technische und naturwissenschaftliche Intelligenz sowie das Wirtschaftsbürgertum, die auch ohne klassisch humanistische Bildung zunehmend an Einfluß und Ansehen gewannen und damit

die vormals privilegierte Stellung der klassisch Gebildeten unterminierten³³. Vor allem mußte, durch die Gleichstellung der Technischen Hochschulen mit den Universitäten sowie durch die Aufhebung des Gymnasialmonopols nach 1900, die Aufwertung der Naturwissenschaftler und Techniker, die sich als „neue Kulturelite“³⁴ verstanden, von den Philologen als noch bedrohlichere Konkurrenz empfunden werden. Die im Zuge der bildungspolitischen Entwicklung bereits seit Beginn des Kaiserreiches angeschlagene Führungsposition der Philologen als vorrangige Träger von Bildung und Kultur wurde nach 1900 noch mehr dezimiert. In Dieterichs kritischen Äußerungen über die ‚Bildungsaufsteiger‘ spiegeln sich zudem Ängste und Verunsicherungen wider, die die ‚alten‘ Bildungseliten aufgrund der Expansion des Hochschulwesens im wilhelminischen Kaiserreich zunehmend erfaßten. Es hatten sich nicht nur die Studentenzahlen verdoppelt, sondern es war auch eine neue Studentenschicht ‚niederer‘ Herkunft entstanden. Sowohl der erweiterte Umfang als auch die veränderte soziale Zusammensetzung der akademischen Berufsgruppen führte zu steigendem Wettbewerb und damit zu sozialen und ideologischen Spannungen innerhalb des Bildungsbürgertums.³⁵ Mit der zunehmenden Heterogenität der Bildungsbürger schwand zugleich die „frühere Homogenität bildungsbürgerlicher Kulturwerte“, mithin die „kulturelle Generalkompetenz“³⁶ der ‚alten‘ Bildungselite. Stellt man die Klagen der Volkskundler – wie beispielsweise Dieterichs über die bildungsbedingte gesellschaftliche Spaltung oder Stracks über den wachsenden Individualismus in Kunst und Kultur³⁷ – in den Kontext der genannten Verlusterfahrungen wilhelminischer Bildungsbürger, dann wird die Projektion von bildungsbürgerlichen Problemlagen in den volkstkundlichen Entwürfen evident.

Der Eindruck eines fortschreitenden kulturellen Akzeptanz- und Machtverlustes mußte sich auf seiten der ‚alten‘ Bildungselite auch durch die im Kaiserreich entstehende auswärtige Kulturpolitik verstärken. Bereits

³³ Vgl. dazu Ulrich Linse (Hg.): Zurück o Mensch, S. 30-31. Linse sieht in dieser Bedrohung die Ursache für ein Anwachsen der „agrarromantischen Großstadtfeindschaft“ bei den „Angehörigen des ‚alten‘ Bildungsbürgertums“ um 1900 und bezeichnet deren Reaktion darauf als „kulturevolutionäre Gebildetenrevolte“.

³⁴ Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger: Einleitung, S. 13.

³⁵ Vgl. Konrad Jarausch: Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums. Jarausch weist zu Recht darauf hin, daß die sozialen Ursachen in den Analysen der Krise weitgehend vernachlässigt werden. Vgl. dazu auch Christophe Charle: Die Vordenker der Moderne; hier bes. S. 128-131. Charle spricht hier von der sozialen Frage innerhalb der verschiedenen Intellektuellengruppen.

³⁶ Dieter Langewiesche: Bildungsbürgertum und Liberalismus, S. 109.

³⁷ Vgl. Adolf Strack: Volkskunde. Strack übt hier Kritik an „individualistischer Lebensanschauung eines [Max] Stirner oder [Friedrich] Nietzsche und betont den „Unterschied zwischen moderner Individualpoesie und alter Massendichtung“. Ebd. S. 152 u. 153.

seit den 1890er Jahren galten – so Rüdiger vom Bruch – „als Aushängeschild und profitierten vorzugsweise die technischen und die Ingenieurwissenschaften“³⁸ und weniger die Geisteswissenschaften. So wurden die Weltausstellungen zwar zu „monumentalen Selbstdarstellungen des deutschen Unterrichts- und Bildungswesens“³⁹ genutzt, dabei aber besonders die Leistungsfähigkeit der deutschen Maschinenbauindustrie und der Elektrotechnik sowie deren wissenschaftliche Förderung demonstriert. Zudem galten das technische sowie das kaufmännische höhere Ausbildungswesen mit den Technischen und den Handelshochschulen „als das vom Ausland intensiv studierte innovative Modell zur Etablierung der Produktivkraft Wissenschaft in hochentwickelten Industriegesellschaften“⁴⁰, wie zahlreiche ausländische Nachahmungen zeigten. Während Natur- und Technikwissenschaften zum „neuen und genuinen Ausdruck deutscher Kulturüberlegenheit“⁴¹ avancierten, verloren die Angehörigen der ‚alten‘ Bildungselite ihre kulturelle Hegemonie.⁴²

In dieser Situation bedurfte es eines populären Forschungsgebietes und eines neuen Leistungsangebotes, mit dem man sich gegenüber der zunehmenden Konkurrenz behaupten konnte. Die von den Philologen propagierte Aufgabe der Volkskunde, die bildungsbedingte Dichotomie in der Gesellschaft abzubauen, war ein populäres Leistungsangebot, das sowohl einem gesellschafts- als auch einem bildungspolitischen Bedarf entsprach und zugleich der eigenen Aufwertung dienen konnte. Denn mit Volkskunde bekundete man nicht nur ein wissenschaftliches Interesse für das ‚einfache‘ Volk, sondern mit Volkskunde konnte man auch dem ‚gemeinen Mann‘ verständliche Leistungen präsentieren und sich somit sowohl die verlorene Anerkennung sichern als auch die Anfeindungen, von denen Mogk und Strack sprachen, mildern. In der Ansprache, mit der Mogk am 2. Oktober 1908 die öffentliche Versammlung der zweiten Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde in Berlin eröffnete, wurde deutlich, daß man mit Volkskunde derartige Ziele verfolgte. Volkskunde sei – so Mogk – „ein Gebiet geistiger Arbeit, auf dem der Gelehrte gemeinsam mit dem Laien, dem Mann aus dem Volke tätig sein kann und das sich so trefflich eignet, die Kluft sozialer Gegensätze zu überbrücken“. Anschließend zeigte er einige Beispiele des Nutzens volkskundlicher Forschung in Wissenschaft

³⁸ Rüdiger vom Bruch: Kulturimperialismus und Kulturwissenschaften, S. 86.

³⁹ Ebd. Vom Bruch verweist hier auf die Weltausstellungen 1893 in Chicago und 1904 in St. Louis.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger: Einleitung, S. 13.

⁴² Vgl. dazu auch Bernhard vom Brocke: Wege aus der Krise. Vom Brocke weist hier auf eine eklatante Legitimations- und Identifikationskrise der Geisteswissenschaften hin.

und Kunst auf und stellte fest: Volkskunde lehre „den Boden kennen, auf dem allein die individuelle Begabung und Ausbildung auf Erfolg rechnen kann. Denn kein Talent hat Erfolge, wenn seine Ideen nicht Anerkennung, nicht ein Echo in der Seele seines Volkes finden“⁴³. Das Leistungsangebot Volkskunde richtete sich demzufolge primär an Gelehrte, deren gesellschaftliche Anerkennung in der Industriemoderne schwand und die mit Akzeptanzproblemen konfrontiert wurden. Nachdem für die ‚alte‘ Bildungselite der sichere Boden des Erfolges ins Wanken geraten war, versprach nun die Volkskunde, auf dem ‚Mutterboden‘ des Volkslebens könne man wieder mit Erfolg rechnen.

Wer war jedoch der „Mann aus dem Volke“, von dem Gelehrte meinten, eine positive Resonanz erwarten zu können? Was verstand man unter sozialen Gegensätzen, die man mit Volkskunde so trefflich überbrücken wollte, und wem galt die Distanzierung, die in dem abwertenden Begriff „Bildungspöbel“ mitschwang? Zieht man eine zeitgenössische Definition von „Pöbel“ zur Erklärung heran, dann rückt Dieterichs Kompositum „Bildungspöbel“ in die Nähe eines Pleonasmus. Unter dem Lemma „Pöbel“⁴⁴ heißt es in Meyers Großem Konversations-Lexikon aus dem Jahre 1908: „Die niedrigste Klasse eines Volkes, insofern sie sich durch Mangel an Bildung und an Achtung für dieselbe sowie für das Schickliche und Gesetzliche und durch Niedrigkeit der Denkungsart kennzeichnet.“⁴⁵ Nach der zeitgenössischen Definition verstand man unter Pöbel also den Teil der Bevölkerung, dem es an Bildung mangelte und für den Bildung kein hoher Wert darstellte. Daß man im Kaiserreich unter „Mangel an Bildung“ primär keine neuhumanistische Bildung zu haben verstand, wurde bereits erwähnt. Da sich allerdings auch das Volk, dem sich Volkskundler ja gerade zuwandten, durch diesen Mangel auszeichnete, kann vermutet werden, daß Dieterich mit dem Begriff „Bildungspöbel“ den Teil der Bevölkerung meinte, der, wie oben dargestellt, die bildungsbürgerliche Homogenität bedrohte und die kulturelle Hegemonie der Bildungsbürger in Frage stellte. Warum man sich in der Volkskunde auf die ländliche Bevölkerung und hier vor allem auf *den Bauern* kaprizierte, wird im folgenden erörtert.

⁴³ Eugen Mogk: Der Einfluß der Volkskunde, S. 6.

⁴⁴ Der Begriff Bildungspöbel wird in den Lexika dieser Zeit nicht genannt.

⁴⁵ „Armut“, so wird weiter informiert, „ist daher nicht das Merkmal des Pöbels, von dem vielmehr ebensowohl unter den höheren wie unter den niederen Ständen die Rede sein kann (vornehmer und gelehrter Pöbel)“. Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., 16. Bd., Leipzig und Wien 1908, S.54. Das zum Vergleich herangezogene Brockhaus Konversations-Lexikon [14. vollständig neubearbeitete Auflage, Berlin und Wien 1895] führt den Begriff „Pöbel“ nicht auf.

3. Das ‚Volk‘ der Volkskundler

Es ist überaus auffallend, wie Volkskundler philologischer Provenienz seit der bildungspolitischen Wendezeit der 1890er Jahre die Entfremdung zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk zum zentralen Problem wissenschaftlicher Volkskunde erhoben. In einer Zeit also, in der man allenthalben die „Entfernung der Gelehrtenbildung von den Grundlagen des Volkslebens“ im „Zurückgehen“⁴⁶ begriffen und den „Abstand zwischen Hochschule und Leben“ „zusehends geringer“⁴⁷ werden sah, beteuerten Volkskundler, „Wissenschaft und Leben“, die sich „zum eigensten Schaden von einander entfernt“ hätten, könnten mit Volkskunde wieder „das innigste Bündnis“⁴⁸ schließen. Während der „gewaltig steigende Bildungsdrang des deutschen Volkes“⁴⁹ festgestellt wurde, entdeckten Volkskundler eine Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk und erklärten Volkskunde zur „Sache aller Gebildeten“⁵⁰. Dieser zeitliche Verzug blieb in der Volkskunde zwar nicht völlig unreflektiert, das Argument von der zusehends größer werdenden bildungsbedingten Kluft wurde jedoch nicht hinterfragt. So stellte Alois Riegl bereits 1895 in seinem Beitrag „Das Volksmäßige und die Gegenwart“, mit dem er die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde eröffnete, verwundert über das späte Interesse für das ungebildete Volk fest: „Die Entdeckung, dass auch das in urhergekommenen Traditionen befangene, aller Schulweisheit baare ‚Volk‘ eine Seele besitzt, welche die Aufmerksamkeit der ‚Gebildeten‘ in höchstem Maße verdient: diese Entdeckung blieb merkwürdigerweise unserer Zeit vorbehalten, – einer Zeit, in welcher sich die Kluft zwischen städtischer überhitzter Bildung und ländlicher Einfalt mehr denn je vorher verbreitert hat. Die Erscheinung ist höchst auffallend und fordert zu einer Erklärung heraus.“⁵¹ Auf Riegls Erklärung wird zurückkommen sein. Von Interesse ist an dieser Stelle einmal, daß die bildungsbedingte Kluft offensichtlich kein ausschließlich deutsches Problem war, sondern auch in anderen europäischen Ländern ein Motiv war, sich dem ungebildeten Volk zuzuwenden.⁵² Zum anderen korreliert in

⁴⁶ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 615.

⁴⁷ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 697.

⁴⁸ Adolf Strack: Geleitwort, S. 5-6.

⁴⁹ Rudolf Lehmann: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg, S. 699. Vgl. dazu auch Christophe Charle: Vordenker der Moderne. Charle weist auf eine steigende Nachfrage nach Bildung seit den 1860er Jahren in ganz Europa hin, die eine neue Größenordnung erreicht. Ebd. S. 104-108.

⁵⁰ Adolf Strack: Geleitwort, S. 6.

⁵¹ Alois Riegl: Das Volksmäßige und die Gegenwart, S. 4.

⁵² Vgl. hierzu den internationalen Literaturbericht über die volkskundlichen Publikationen aus den 1880er und 1890er Jahren von Lucien Scherman: Volkskunde. In der von Scherman besprochenen Literatur aus England, Spanien, Belgien und Frankreich wird jeweils als Forschungsgegenstand der ungebildete oder minder gebildete

Riegls Artikel die Kluft zwischen Gebildeten und Volk mit einem Stadt-Land-Gegensatz. Er kontrastierte die „Träger der modernen städtischen Cultur“, die sich durch „schulmäßige Bildung“ auszeichnen, mit der Landbevölkerung und machte den „Gegensatz zwischen der Lebenshaltung der städtischen und derjenigen der Landbevölkerung“ am Bildungsstand fest.⁵³ Dieser Stadt-Land-Gegensatz spitzte sich dann – wie gezeigt⁵⁴ – nicht erst bei Adolf Strack auf den Gegensatz zwischen Bauern und Bildungsbürgern zu. Der Bauer war für die Volkskundler „der Repräsentant des Volkslebens“⁵⁵, von dem sich Gebildete vorgeblich besonders entfremdet fühlten und er wurde zum bevorzugten Forschungsgegenstand der Volkskunde erklärt. Daß unter Volk im Sinne der Volkskunde seit Riehl vornehmlich die Bauern verstanden wurden, ist eine bekannte fachgeschichtliche Tatsache und auch über die Ursachen dieser Selektion ist bis in die jüngste Vergangenheit reflektiert worden⁵⁶. Dennoch soll hier die Frage, warum man sich in der Volkskunde auf den Bauern konzentrierte, erneut aufgeworfen und dabei einem bildungsspezifischen Zusammenhang zwischen dieser Selektion und den postulierten Aufgaben und Zielen der Volkskunde im Kaiserreich nachgegangen werden.

In der wissenschaftlichen Volkskunde wurde allenthalben beteuert, indem man das vermeintlich von Bildung und Kultur unberührte Volk erforsche, könne man die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk schließen. Wenn nun Bildung als Ursache für die gesellschaftliche Trennung galt, welche Bedeutung kam dann der Bildung als Selektionskriterium für die Definition Volk im Sinne der Volkskunde zu? Warum wurde die Entfremdung durch Bildung primär in den Gegensätzen Stadt-Land und Bauer-Bildungsbürger gesehen?⁵⁷ Wenn Bildungsunterschiede soziale Gegensätze evozierten und verschärften – wie es Strack und Mogk formulierten – und die Volkskunde postulierte, diese Dichotomie aufheben zu wollen, warum wurde dann das ‚ungebildete‘ Volk in erster Linie auf dem

Teil des Volkes genannt. Etwa im gleichen Zeitraum stellten auch Gebildete in Schweden fest, „daß die Kluft zwischen der intellektuell gebildeten und der körperlich arbeitenden Klasse so groß geworden ist, daß, wie zur Zeit der babylonischen Sprachverwirrung, der eine nicht versteht, was der andere sagt“. Sven B. Ek: Bürgerliche Bildung aus Arbeitersicht, S. 198.

⁵³ Alois Riegl: Das Volksmäßige und die Gegenwart.

⁵⁴ Wie gezeigt, war dies bereits in Riehls Buch „Die bürgerliche Gesellschaft“ der gravierendste Gegensatz.

⁵⁵ Adolf Strack: Volkskunde, S. 153.

⁵⁶ Vgl. dazu Martin Scharfe: Volkskunde in den Neunzigern.

⁵⁷ Es geht mir im folgenden nicht darum, ob diese Zeitdiagnosen angemessen waren oder nicht – ein Bildungsgefälle zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung wird aufgrund unterschiedlicher Bildungsangebote und Zugangsmöglichkeiten nicht zu bestreiten sein. Vielmehr geht es mir darum, warum es zum zentralen Problem der Volkskunde erhoben wurde.

Land und weniger in der Stadt gesucht, in der ebenfalls ungebildete Bevölkerung anzutreffen gewesen wäre? Warum fühlte man sich vom Bauern zugleich entfremdet und angezogen, aber nicht vom Arbeiter, dem es nicht weniger an Bildung mangelte wie der Landbevölkerung? Zudem gab es auf dem Land ebenfalls Arbeiter – nicht alle Knechte und Mägde sowie Tagelöhner wanderten in die prosperierenden Industriestädte ab oder gar aus. Aber diese wurden, wie die Fachgeschichte zeigt, erst seit den 1970er Jahren verstärkt als Gegenstand volkskundlicher Forschung entdeckt.⁵⁸ Wie ist die angeblich späte Hinwendung zur Volkskultur, mit der man die bildungsbedingte Dichotomie aufzuheben versprach, zu verstehen? Angesichts der bereits von Zeitgenossen registrierten Bildungsexpansion hätte man doch eher annehmen können, daß sich die Kluft verringerte und nicht vergrößerte, wie die Volkskundler klagten. Was stand hinter der Klage über die Entfremdungserfahrungen der Gebildeten und warum wurden sie von Philologen so vehement problematisiert?

Eugen Mogk stellte die Entfremdungsproblematik deutlich in einen politischen Zusammenhang, der möglicherweise die Frage erhellt, warum man die Arbeiterschaft in der Volkskunde weitgehend ausgrenzte. In seinem bereits zitierten Vortrag von 1903 erklärte er: „Diese Entfremdung der gebildeten Klassen vom Volke – ich fasse hier Volk = vulgus – erklärt zum guten Teil die Erfolge der vaterlandslosen Sozialdemokratie in unserem Vaterlande.“⁵⁹ In Mogks Diagnose wirkte nicht nur die kaiserliche Philologenschelte in der Schulkonferenz von 1890 nach, in der den Philologen die Schuld für das Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung zugewiesen wurde. Im weiteren Verlauf seiner Rede wurden auch Ängste deutlich, die sich hinter dem Lamento der Volkskundler über die Entfremdungsprobleme der Bildungsbürger verbargen. Während Gebildete meinten, so Mogk, sich „von der Menge absondern und sich über diese erheben zu dürfen“, hätten sich „sozialistische Heilsapostel“ dem Volk zugewandt, um ihm „seine alten Ideale“ zu „rauben“⁶⁰. Der zunehmende Einfluß der Sozialdemokratie und deren stetig wachsenden Wahlerfolge beunruhigten den Bildungsbürger offensichtlich. Mogk sprach in diesem Zusammenhang

⁵⁸ Zum Phänomen des ‚verspäteten‘ Forschungsinteresses an der Arbeiterschaft vgl. Martin Scharfe: Volkskunde in den Neunzigern. Zum Forschungsstand der Gesindeforschung vgl. den guten Überblick in Beckers Einführung, in: Siegfried Becker: Dienstherrschaft und Gesinde. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der hessischen Amerikaauswanderung vgl. Peter Assion: Von Hessen in die Neue Welt.

⁵⁹ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 4.

⁶⁰ Ebd. S. 3-4. Einen negativen Einfluß der Sozialdemokratie auf das Volk hatte Karl Weinhold bereits 1891 konstatiert. Mythologische oder volksreligiöse Vorstellungen würden „noch in dem Volke dort leben, wo sein echtes Denken und Vorstellen noch nicht von falscher Kultur oder von der Sozialdemokratie vernichtet“ sei. Karl Weinhold: Zur Einleitung, S. 6.

vom „Gärungsprozeß“, der in „voller Tätigkeit“ sei, und er merkte dazu an, „was einst die Väter der französischen Aufklärung gelehrt“, schein man nun „erst zur Tat machen zu wollen“. Als eine der negativen Folgen dieser „neuen kulturellen und sozialen Entwicklung“ registrierte er, „die unteren Schichten der Bevölkerung streben nach oben“⁶¹.

In Mogks Ausführungen kommt deutlich die antiaufklärerische Haltung zum Ausdruck, die Georg Bollenbeck als auffälliges Phänomen innerhalb des wilhelminischen Bildungsbürgertum nachweist. Mit dem Ende der liberalen Ära um 1880 „wendet sich das Bildungsbürgertum von der Aufklärung ab“ und es gewinnt in jener Schicht, die einst als „Pioniere der Modernisierung“ den universalistischen Emanzipationsanspruch der Aufklärung verwirklichen wollte, ein „antiaufklärerisches, antiliberales und antidemokratisches Denken an Einfluß“⁶². Mogks Klage über die Verwirklichung der Aufklärungsziele zeichnet ihn als Vertreter jener Bildungsbürger aus, die einer demokratischen Staatsbürgergesellschaft und somit auch den nach oben strebenden unteren Bevölkerungsschichten nicht positiv gegenüber standen. Da sich die gesellschaftlichen Grenzen zwischen oben und unten für Bildungsbürger im wilhelminischen Kaiserreich primär durch staatlich patentierte Bildungsprivilegien definierte, zielte Mogks Kritik an der Sozialdemokratie – so steht zu vermuten – auch auf deren bildungspolitische Forderungen und Initiativen ab.

Auch die Sozialdemokratie kritisierte die bildungsbedingte Dichotomie in der Bevölkerung. Allerdings im Gegensatz zur Volkskunde, deren Klage über die entfremdende Wirkung der Bildung eher wie ein Leiden an einem pathologischen Defizit klang⁶³, prangerten Sozialdemokraten das Bildungssystem als gezielt eingesetztes Herrschaftsinstrument an und riefen zum Kampf gegen die Bildungsprivilegien auf. Wilhelm Liebknecht, der in seiner Schrift „Wissen ist Macht“ den Bildungsstand der deutschen Arbeiter mit dem der Arbeiter in anderen Ländern verglich, wies auf eine

⁶¹ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 3.

⁶² Georg Bollenbeck: Die Abwendung des Bildungsbürgertums, S. 151. Diese ausgesprochen antidemokratische Einstellung zeigte sich auch noch bei Volkskundlern in den 20er Jahren. Der „demokratische Gedanke“, stellte Naumann 1921 fest, „der im Grunde ein Erbteil der Romantik“ sei und auf „eine romantische Überschätzung des Volkes beruht, habe heute erste die breite Masse ergriffen“. Hans Naumann: Primitive Gemeinschaftskultur, S. 14.

⁶³ Es kann an dieser Stelle nur auf das auffallende Phänomen hingewiesen werden, wie wilhelminische Volkskundler bildungsbedingte Probleme als Krankheit beschreiben, die es mit Volkskunde zu heilen gelte. So klagte Dieterich beispielsweise über die „krank gewordene Bildung“, die zur „Abstraktheit“, der „Krankheit unserer Zeit“ führe. Albrecht Dieterich: Über Wege und Ziele, S. 172. Mogk sah im Gelehrten-dünkel die „Krankheit der Zeit“, und er war überzeugt, Volkskunde könne „zur Gesundung unseres Volkes beitragen“. Eugen Mogk: Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 4-5. Vgl. auch A[dolf] S[track]: Bund Heimatschutz, S. 197-198.

paradoxe Tatsache hin: Obwohl sich die Deutschen des „besten Schulsystems“ rühmten, sich für das Volk der Denker und für das „gebildetste Volk der Erde“ hielten, sei – so Liebknecht weiter – „die Kluft zwischen Wissenden und Nichtwissenden nirgends so groß wie in Deutschland“⁶⁴. Verantwortlich für „die geistige Kluft zwischen den höheren und niederen Volksklassen“ sei einmal der Staat, der nach „Erhaltung der Privilegien“ trachte sowie die „alte Gesellschaft, welche dem Volk das Wissen vorenthält“, um ihre „Klasseninteressen“⁶⁵ wahren zu können. Das Volk werde gezielt von der Bildung ausgeschlossen und die Volksschule sei ein Mittel zur „Volksverdummung“⁶⁶ geworden. Diese Situation habe sich in den vergangenen fünfzehn Jahren – so Liebknecht 1887 in seinem Vorwort zur dritten Auflage – nicht verbessert, sondern eher noch verschlechtert: „Während die Volksschule auch nicht den nothdürftigsten Anforderungen genügt und die Erziehung zur *Knechtschaft* bezweckt, sind die *höheren Schulen* und namentlich die *Hochschulen* Schulen der *Völlerei*, der *Rohheit* und des *gemeinsten Streberthums*.“⁶⁷ Diese harsche Kritik am Bildungswesen unterschied sich überaus kraß von den Äußerungen der Volkskundler. Während diese über eine ‚krank‘ gewordene Bildung und über einen ‚fremden Geist‘ lamentierten, der die Gebildeten befallen und sie dem Volk entfremdet habe, zeigten jene gravierende Mißstände im Bildungssystem als Ursache der Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk auf.

Angesichts der anhaltenden Mißstände im Bildungswesen wiederholte der Sozialdemokrat 1887 seine 1872 aufgestellten Forderungen, mit denen er für die Gründung von Arbeiterbildungsvereinen als einem wichtigen Schritt zur Verbesserung der Volksbildung eintrat. Denn die Arbeiterbildungsvereine hätten „begriffen“ – so Liebknecht –, „daß der Tempel der Wissenschaft dem Volke verschlossen, die Zugänge der Bildung durch eine chinesische Mauer abgesperrt“ seien. Und er forderte dazu auf: „Der Schlüssel des Tempels muß erobert, die Mauer niedergerissen werden.“⁶⁸ Der Sozialdemokrat rief zum Kampf gegen Staat und Gesellschaft als „Feinde der Bildung“ auf, forderte Bildung und Wissen für alle und erklärte die Arbeiterklasse zur „Trägerin der modernen Kultur“⁶⁹. Die Forderungen nach einer Demokratisierung des Bildungssystems wurden dementsprechend 1891 zum Bestandteil des ersten sozialdemokratischen Partei-

⁶⁴ Wilhelm Liebknecht: Wissen ist Macht, S. 10-11. Über die Unterschiede zwischen Deutschland und England vgl. Christiane Eisenberg: Arbeiter, Bürger und der ‚bürgerliche Verein‘.

⁶⁵ Wilhelm Liebknecht: Wissen ist Macht, S. 11, 15 u. 37.

⁶⁶ Ebd. S. 25.

⁶⁷ Ebd. S. 4 [Hervorhebungen im Original].

⁶⁸ Ebd. S. 42.

⁶⁹ Ebd. S. 5.

programms, dem „Erfurter Programm“⁷⁰. Auch wenn die „Schul- und Bildungspolitik der SPD“ eine reformistische und insgesamt gemäßigte Linie verfolgte, die sich vor 1914 nicht vom „linksliberalen Programm“⁷¹ unterschied – wie Lundgreen konstatiert – so stellt sich jedoch die Frage, mußten nicht bereits die Forderungen nach einem egalitären Bildungszugang⁷² den Anhängern des alten Bildungssystems respektive der ‚alten‘ Bildungselite als revolutionärer Akt oder gar als Angriff auf ihre kulturelle Domäne erscheinen?

Es liegt auf der Hand, daß Philologen, die zu den Protagonisten der Volkskunde zählten, angesichts dieser fundamentalen Kritik am Bildungssystem und der radikalen bildungspolitischen Forderungen keine hohe Meinung von den Sozialdemokraten hatten. Die sozialdemokratischen Angriffe auf die bürgerliche ‚Bastion‘ Bildung und Kultur mußte gerade von denjenigen als Bedrohung empfunden werden, deren Status und Ansehen vom Erhalt eines exklusiven Bildungssystems und der damit verbundenen Privilegien abhingen. Es drohten freilich nicht nur Prestigeverluste, sondern es waren vor allem auch existentielle Einbußen und sozialer Abstieg zu befürchten, da ein erweiterter Bildungszugang längerfristig die Gefahr in sich barg, durch wachsende Konkurrenz entweder eine weniger prestigeträchtige oder gar keine Stelle zu bekommen. Dies bedeutete für Gebildete, zum „Geistes-Arbeiter“⁷³ degradiert und ebenso auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen und von Arbeitslosigkeit bedroht zu sein wie Fabrikarbeiter. Sowohl in Riehls Warnungen vor der Gefahr des anwachsenden Geistesproletariats als auch in Mogks Klagen über die zunehmenden Affekte der unteren Schichten gegenüber den „besser gestellten Mitmenschen“⁷⁴ lassen sich unschwer bildungsbürgerliche Ängste erkennen, deren Ursachen in den gefürchteten Überfüllungskrisen und Brotkämpfen lagen, die es

⁷⁰ Zum „Erfurter Programm“ vgl. Sozialdemokratie. In: Brockhaus' Konversations-Lexikon. Berlin und Wien 1895, S. 1-7. Als siebte Forderung des Programms nennt der Brockhaus: „Weltlichkeit der Schule. Obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschulen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeiten zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet werden.“ S. 3. Vgl. dazu auch Detlev Albers: „Was Eduard Bernstein und Karl Kautsky einst aufgeschrieben...“.

⁷¹ Peter Lundgreen: Die Eingliederung der Unterschichten, S. 99.

⁷² Dieser Zugang sollte unter anderem durch die Abschaffung exklusiver Vorschulen und des Schulgeldes im höheren Bildungswesen erreicht werden.

⁷³ Ulrich Linse (Hg.): Zurück o Mensch, S. 32

⁷⁴ Eugen Mogk: Die deutschen Sitten und Bräuche, S. 261. Daß Mogk damit Bildungsbürger meinte, wurde oben bereits erwähnt.

bereits schon gab und die von einer demokratischeren Bildungspolitik verstärkt zu erwarten gewesen wären.⁷⁵

Wie ambivalent bildungspolitische Forderungen und Initiativen der Sozialdemokraten selbst in bildungsbürgerlichen Kreisen, die der organisierten Arbeiterschaft aufgeschlossen gegenüberstanden, aufgenommen wurden, zeigt eine Studie aus dem Jahre 1909 über „Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter“ von Friedrich Niebergall, der ein Befürworter der Volkskunde war. Für Niebergall, der zu den „nahmhaften Vertretern der modernen Theologie“⁷⁶ zählte und der sich zusammen mit Paul Drews in der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis“ engagierte, gehörte Volkskunde, neben Geschichte und Psychologie, zu den „wissenschaftlichen Grundlagen der praktischen Theologie“⁷⁷. Auch in dem Beitrag über die Fabrikarbeiter ging er auf die Volkskunde ein; die „Seele und das geistige Leben unserer handarbeitenden Volksgenossen überhaupt kennen zu lernen“, dies sei – so Niebergall – „die Aufgabe der Volkskunde“. Über die er positiv anmerkte, diese sei „nicht mehr zu stolz, auch die Gegenwart und zwar gerade die sog. unteren Schichten der Bevölkerung zum Gegenstand ihres Studiums zu machen“. Anschließend stellte er jedoch fest: „Freilich so weit ich sehe, liegt ihr noch mehr an dem Bauern und dem sog. kleinen Mann in Handwerk und Geschäft, der dem Bauern nahe steht.“⁷⁸ Demgegenüber widmete Niebergall seine „ökonomisch-psychologische Studie“ dem Fabrikarbeiter, den er auch zur volkskundlichen Untersuchung empfahl. Im Hinblick auf die Frage, warum sich die Volkskundler primär auf *den Bauern* konzentrierte, ist seine Studie sehr aufschlußreich, da er darin das Bildungsverhalten von Bauern und Fabrikarbeitern verglich und dabei auf den Einfluß der Sozialdemokratie einging.

Über den „Durchschnittsbauern“ stellte er fest: Bei ihm sei „ohne Zweifel das Interesse und Verständnis für geistige Dinge gerade nicht besonders hoch – man ahnt nicht, welches Martyrium so mancher Landpfarrer in seiner dörflichen Gemeinde ein Leben lang auszustehen hat. Freilich ist es in dieser Beziehung in den letzten Jahrzehnten dank unserer trefflichen Volksschule und dank der Presse viel besser geworden. Aber der Bauer, der kleine Tagelöhner und Handwerker gibt doch immer noch das Mindestmaß

⁷⁵ Vgl. dazu Konrad H. Jarausch: Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums. Zur Identitäts- und Statuskrise des Bildungsbürgertums vgl. auch Ulrich Aufmuth: Die deutsche Wandervogelbewegung.

⁷⁶ So bezeichnete Baumgarten auf der Titelvignette der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis. Der Zeitschrift für praktische Theologie. Neue Folge“ seine Mitherausgeber, von denen nach Paul Drews an zweiter Stelle Friedrich Niebergall namentlich genannt und besonders hervorgehoben wurde. Vgl. 1. Jg. der Neuen Folge 1901.

⁷⁷ Vgl. Friedrich Niebergall: Die wissenschaftlichen Grundlagen der praktischen Theologie.

⁷⁸ Friedrich Niebergall: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter, S. 464.

für geistiges Leben ab, so schlau und pfiffig er in bezug auf seine Interessen auch sein kann.“⁷⁹ Aus der Sicht des Bildungsbürgers bedeutete das geringe Interesse der dörflichen Bevölkerung an Bildung einerseits eklatante Verständigungs- und Verständnisprobleme in ihrer Berufspraxis sowie Akzeptanzschwierigkeiten innerhalb der ländlichen Bevölkerung. Wie gezeigt, hatte der langjährige Vorsitzende der Hessischen Vereinigung, Pfarrer Otto Schulte, auf derartige Zusammenhänge und Probleme hingewiesen. Schulte, der seine erste Pfarrstelle in einem abgelegenen Dorf im hessischen Vogelsberg mit der Einstellung antrat, im Unterschied zum Städter fehle dem Bauern lediglich „das Wissen und der Schliff, die Bildung“, wurde in der Praxis mit Kommunikationsproblemen konfrontiert, die ihn veranlaßten, sich „mit religiöser Volkskunde zu beschäftigen“⁸⁰. Über die Ursache der Probleme teilte er an anderer Stelle mit, daß „der Graben zwischen der Frömmigkeit unserer Landsleute und der gebildeten Welt, zu der die Pfarrer dank ihrer Ausbildung zu zählen sind, tiefer geworden“⁸¹ sei.

Andererseits bedeutete die gleichgültige oder gar ablehnende Haltung der Bauern gegenüber der Bildung aber auch, von der ländlichen Bevölkerung war kein Ansturm auf Bildung und Kultur zu befürchten. Dieser Ansturm wurde jedoch von der Arbeiterschaft und hier vor allem von Arbeitern, die man unter dem Einfluß der Sozialdemokratie wählte, erwartet. Dazu bemerkte Niebergall: „Sie [die Sozialdemokratie, A.B.] gilt schon jetzt in weiten Kreisen als die große Weckerin des geistigen Lebens der Leute; was die Volksschule begonnen, was aber bürgerliche Veranstaltungen nicht fertig gebracht haben – wer hat sich übrigens in solchen Kreisen außer zu Wahlzeiten um das geringe Volk bekümmert? das rächt sich jetzt bitter – das hat die Sozialdemokratie fest in die Hand genommen.“⁸² Niebergall sah die Erfolge der Sozialdemokratie darin, ein Bildungsbedürfnis im „geringen Volk“ geweckt und gefördert zu haben, das vom Bürgertum vernachlässigt worden war. Während der „Gelehrtendünkel“⁸³ dazu geführt hatte, sich weder mit dem geistigen Leben des handarbeitenden Volkes noch mit dessen geistigen Interessen zu beschäftigen, hatte die Sozialdemokratie die steigende Nachfrage nach Bildung in den unteren Schichten

⁷⁹ Ebd. S. 492.

⁸⁰ Otto Schulte: Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges, S. 1-2. Vgl. dazu auch Martin Scharfes Studie über Pfarrer Ludwig Friedrich Werner Bötte, aus dessen Praxiserfahrungen ebenfalls die Hinwendung zur Volkskunde resultierte. Martin Scharfe: Hessisches Abendmahl.

⁸¹ Otto Schulte: Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge, S. 138.

⁸² Friedrich Niebergall: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter, S. 493.

⁸³ Eugen Mogk: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 4. Mogk argumentierte in diesem Punkt ähnlich wie Niebergall. Vgl. ebd. S. 17.

der Bevölkerung offenbar erkannt und gefördert sowie für ihre Ziele genutzt.

Niebergalls Ausführungen geben vielfach wieder, wie ambivalent in bürgerlichen Kreisen die bildungspolitischen Initiativen der Sozialdemokratie aufgenommen wurden. Denn auffallend ist, wie er sozialdemokratische Äußerungen über das steigende Bildungsstreben der Arbeiter anzweifelte, obwohl er dieses selbst ausführlich beschrieb und damit deren Erfolge letztlich bestätigt. Im Anschluß an die oben zitierte Passage, in der er das zunehmende Bildungsinteresse im Volk der Sozialdemokratie zuschrieb, stellte er fest: „Nur darf man natürlich dem Selbstlob der Genossen auch nicht alles glauben. Daß es so allgemein diesen großen Bildungshunger in diesen Kreisen der Arbeiter gäbe, das ist so ohne Einschränkung auch nicht wahr.“⁸⁴ Ungeachtet dessen, ob nun die sozialdemokratischen Aussagen über den „großen Bildungshunger“ mehr einer parteipolitischen Rhetorik, denn der Realität entsprachen, scheint jedoch bereits die Behauptung, es sei so, Ängste ausgelöst zu haben, die die beschwichtigenden Sätze evozierten. Daß es aber nicht nur eine Behauptung war, belegte Niebergall anschließend selber, jedoch nicht, ohne auf die längerfristigen Konsequenzen hinzuweisen.

So berichtete er von „Bildungskursen für Arbeiter“, die von wachsendem geistigem Interesse zeugten und darüber, daß ein Verlangen in der Arbeiterschaft, „nicht ungebildet zu scheinen“, zu beobachten sei. Vor allem wunderte er sich darüber, daß „es so viele sind, die sich am Abend noch hinsetzen und ihre Lücken in den verschiedenen Elementarfächern ausfüllen“ wollen. Erstaunen rief nicht nur das quantitative, sondern auch das qualitative Bildungsstreben der Arbeiter bei ihm hervor, wenn er feststellte: „Man glaubt es nicht, was diese Menschen in ihren paar Mußbestunden sich zusammenlesen, welche Bücherei sie sich unter dem Widerstand und dem Geschimpfe der Frau aus Nebengroschen selbst anschaffen. Mit dem unverbrauchten Gedächtnis des ‚Volkes‘, d.h. der Naturkinder, kennen sie zum Teil ganze Stücke aus unsern Klassikern auswendig und zitieren auch prachtvoll – man möchte wirklich neidisch werden. [...] Und immer ist es nur das Große und Gute. Die Sehnsucht nach oben wird doch nun einmal am besten von den Dichtern und zwar den klassischen gestillt. Aber diese ist zur Beschämung für viele, die ihren Schulekel noch nicht überwunden und die Klassiker nicht mehr in die Hand genommen haben, wirklich in diesen Schichten vorhanden. Gibt es hier doch so viele, die sich an die schweren Gedankengänge von Marx heranmachen. [...] Jedenfalls herrscht in diesen Kreisen ein großartiger, man könnte sagen abergläubiger Respekt

⁸⁴ Friedrich Niebergall: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter, S. 493.

vor *der* ‚Wissenschaft‘.⁸⁵ Das Volk, die Naturkinder, die Arbeiter lesen Marx und rezitieren aus „unsern Klassikern“, das erstaunte den Bildungsbürger nicht nur, sondern es „zwingt doch zum Nachdenken“⁸⁶, wie Niebergall bemerkte. Denn er wußte auch, es bleibt nicht nur „abergläubiger Respekt“ vor dem Wissen, sondern „der jung erwachte Intellekt“ wird „vor allem kritisch angewandt“. Und in Anlehnung an Werner Sombart meinte er vor „einer intellektuellen Hypertrophie“, vor einer „einseitigen und übertriebenen Pflege des Verstandeslebens in den Kreisen, über die die Sozialdemokratie herrscht“⁸⁷, warnen zu müssen.

Die Verbreitung von Wissen im „geringen Volk“⁸⁸ wurde innerhalb der Bildungsbürger offensichtlich sehr zwiespältig aufgenommen. Denn wie die Äußerungen Niebergalls belegen, war man sich bewußt, die Sozialisierung des Wissens respektive eine Demokratisierung des Bildungswesens konnte nicht nur die viel beklagte Kluft und die damit einhergehenden Verständigungsprobleme mildern, sondern sie konnte auch in Kritik und in Konkurrenz umschlagen. Solange Bildung ein Garant für Distanz war, konnte man das Volk belächeln oder gar auf „das urteilslose vulgus“⁸⁹ verachtend herabblicken. Mit zunehmender Verbreitung von Bildung wurde der Abstand jedoch geringer, und dadurch nahm vor allem auch der Wert der Bildung als Statuskriterium ab⁹⁰. Die Industriemoderne brachte in zweifachem Sinne Bewegung ‚ins Volk‘: es wurden nicht nur eine größere räumliche, sondern auch eine geistige Mobilität gefordert und somit auch höhere Bildungsansprüche.⁹¹ Die Angehörigen des ‚alten‘ Bildungsbürgertums mußten zur Kenntnis nehmen, daß die fortschreitende Industrialisierung auch mit einem geistigen Fortschritt im Volk einherging. Vor allem haben sich die „deutschen Arbeiter“ – so Lundgreen – „in zunehmendem Maße an der bestehenden Kultur orientiert, ihren Drang nach Weiterbildung inhaltlich an ihr ausgerichtet“⁹². Und in dieser Orientierung an und

⁸⁵ Ebd. S. 494 [Hervorhebung im Original].

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Ebd. S. 495.

⁸⁸ Ebd. S. 493.

⁸⁹ Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 683.

⁹⁰ Vgl. dazu Ulrich Aufmuth, der darin einen Hintergrund der Wandervogelbewegung sieht. Ders.: Die deutsche Wandervogelbewegung, S. 116-122.

⁹¹ Zu den gestiegenen Bildungsansprüchen schreibt Niebergall: „So wie die Leute vom Lande kommen, sind sie meistens nur für die ungelernete Arbeit zu gebrauchen. Ich weiß von einem Fabrikanten, dem nicht nur im Zorn die Worte entfahren sind, daß viele seiner Arbeiter nur darum keine Sozialdemokraten sind, weil sie dafür zu dumm wären, wenn sie nur solche wären, dann würden sie auch gescheiter und besser für die Arbeit zu gebrauchen sein. Das ist gewiß ein glänzendes Zeugnis für die Sozialdemokratie aus berufenem Mund.“ Friedrich Niebergall: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter, S. 493.

⁹² Peter Lundgreen: Die Eingliederung der Unterschichten, S. 105.

dem Streben nach bürgerlicher Bildung und Kultur, die eher für den Wunsch der Arbeiter nach Annäherung, denn dem nach Abgrenzung sprachen, sah man offensichtlich mit gemischten Gefühlen entgegen. Darauf deutet beispielsweise Niebergalls Einschätzung hin, in der er vor allerlei Gefahren des Intellektualismus warnt und abschließend feststellt: „Aber wir wollen nicht vergessen, daß in der Intelligenz und in der Disziplin unserer Arbeiterschaft zum Teil die Größe unserer industriellen Vorherrschaft begründet ist. Diese geistigen Fortschritte werden wir wohl unter dem Plus der ganzen Entwicklung zu buchen haben.“⁹³

Der Theologe Niebergall ist ein beredtes Beispiel für die Ambivalenz, mit der man innerhalb der ‚alten‘ Bildungselite der Bildungsexpansion begegnete. Die positive Seite, die er der „ganzen Entwicklung“ zum Schluß abzugewinnen suchte, klang wenig überzeugend und war, wenn überhaupt, ein schwacher Trost gegenüber dem Minus, das die alte Bildungselite zu verbuchen hatte. Der industriellen Vorherrschaft stand der Verlust der geistig-kulturellen Hegemonie gegenüber. Die „chinesische Mauer“, die Sozialdemokraten „um das Reich der Bildung gezogen“ sahen, bot den „deutschen Mandarinen“ – wie Ringer die wilhelminische „Bildungselite“⁹⁴ nannte – keinen Schutz mehr. Das Gefühl des Unbehagens, das Gebildete nach der ökonomischen Expansion Deutschlands um 1890 befiel, habe mit deren Erkenntnis zu tun, so Ringer, es „gibt eben für einen Weisen keinen Platz in einer Fabrik“⁹⁵. Kurz: Das ‚alte‘ Bildungsbürgertum wurde mit der „kulturellen Enteignung durch die Moderne“⁹⁶ konfrontiert.

In der Volkskunde stand man nicht nur der Sozialdemokratie ablehnend gegenüber, sondern es wurde auch die Bevölkerungsschicht ausgegrenzt, die man unter sozialdemokratischem Einfluß währte. Das Volk der Volkskundler setzte sich in erster Linie aus Bauern als Synonym für Landbevölkerung zusammen, die Fabrikarbeiter wurden ignoriert respektive ausgegrenzt. Nicht der Fabrikarbeiter als Repräsentant der Industriemoderne und der Bauer als Repräsentant des vermeintlich⁹⁷ vormodernen Volkslebens stellten für Volkskundler den schärfsten sozialen Gegensatz dar, sondern der Bauer und der Bildungsbürger. Aus der Perspektive der Bürger, für die Bildung und Kultur zentral waren, stellte der Bauer, der geisti-

⁹³ Friedrich Niebergall: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter, S. 495.

⁹⁴ Fritz K. Ringer: Die Gelehrten, S. 15-16.

⁹⁵ Ebd. S. 12.

⁹⁶ Georg Bollenbeck: Die Abwendung des Bildungsbürgertums von der Aufklärung, S. 162. Dieser kulturellen Enteignung folgte in der Weimarer Republik – wie Bollenbeck weiter ausführt – die politische Enteignung durch Versailles und die materielle Enteignung durch die Inflation. Vgl. ebd.

⁹⁷ Zum Einfluß der Industriemoderne auf die Volkskultur vgl. Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt.

gen Dingen gegenüber alles andere als aufgeschlossen galt, in der Tat einen gravierenderen Gegensatz als der Arbeiter dar, aber – so läßt sich weiter schließen – auch keine Konkurrenz. Das Konkurrenzverhalten hatte Riehl bereits Mitte des 19. Jahrhunderts als genuin bürgerlich definiert und festgestellt: „Die ‚Konkurrenz‘ ist ein echt bürgerlicher Begriff; dem Stockbauern liegt er sehr fern.“⁹⁸ Von den Bauern erwartete man nicht, daß sie nach Bildung und Kultur und damit nach oben drängten und so zu potentiellen Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt werden könnten. Dieses Bildungsstreben erwartete und befürchtete man von den Fabrikarbeitern, deren bezeugter „Drang zur Weiterbildung wurde“, wie Lundgreen in seiner Studie deutlich machte, „auf vielfältige Weise befriedigt, aber auch geweckt und gefördert durch die Arbeiterbewegung und ihren kulturellen Bestrebungen“⁹⁹. Auch wenn es die lesenden Arbeiter en masse nicht gab, so kann in der zweiten Hälfte des Kaiserreiches nicht mehr generell vom „Volk ohne Buch“¹⁰⁰ gesprochen werden.

Die Annahme, „Bauern und Arbeiter lesen keine Bücher“¹⁰¹, wurde offensichtlich von Volkskundlern bereits um die Jahrhundertwende bezweifelt, wie eine Notiz zur „Beantwortung des Fragebogens“ im zweiten Jahrgang der Blätter für hessische Volkskunde von Adolf Strack belegt. „Kein Abschnitt des Fragebogens“ – so Strack – sei „in den zahlreichen Beantwortungen [...] so schlecht weggekommen wie Nr. 10 ‚Lektüre‘“¹⁰². Dieses Phänomen schien ihn zunächst nicht zu verwundern, denn er bemerkte dazu: „Da die Beantwortungen meist aus ländlichen Gegenden stammen, so ist dies ja erklärlich: das Lesebedürfnis ist auf dem Lande noch nicht sehr stark entwickelt, und in einem großen Teil des Jahres fehlt überhaupt die zu seiner Befriedigung nötige freie Zeit.“ Dann meldete Strack aber doch Zweifel an, indem er fortfährt: „Immerhin würde man doch irren, wenn man auf Grund der uns eingesandten Mitteilungen annehmen wollte, daß auf dem Lande überhaupt keine Bücher gelesen würden. Man hat vielmehr diesem Punkte nicht die Aufmerksamkeit zugewandt, die er verdient.“¹⁰³

⁹⁸ Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. Stuttgart 11 1897, S. 207-208.

⁹⁹ Peter Lundgreen: Die Eingliederung der Unterschichten, S. 106. Lundgreen verweist hier auf eine empirische Erhebung zur sozialpsychologischen Lage von Arbeitern aus dem Jahre 1911, in der auf die Frage „Was würden Sie tun, wenn Sie täglich genügend Zeit für sich hätten?“ keine Antwort so häufig gegeben wurde, wie die, „sich weiterzubilden“. Ebd. S. 105-106.

¹⁰⁰ Rudolf Schenda: Volk ohne Buch.

¹⁰¹ Ebd. S. 445.

¹⁰² Adolf Strack: Lektüre, S. 15-16. Der seit 1898 versandte Fragebogen zur hessischen Volkskunde führte unter Frage Nr. 10: „Lektüre. Was wird zur Unterhaltung gelesen.“ Blätter für hessische Volkskunde 1/1899, S. 3.

¹⁰³ Adolf Strack: Lektüre, S. 15. Daß Stracks Vermutung nicht unbegründet war, läßt sich beispielsweise durch die Lebenserinnerungen des Volksschullehrers Karl Heu-

Und in diesem Punkt wollten es die Volkskundler offensichtlich genau wissen. Gewünscht wurden „genauere Angaben“ über die Zeitungen: wer abonniert sie, wer liest sie wie oft mit welchem Interesse („Politik oder Romane u. dergl.“). Gefragt werden sollte nach religiöser Lektüre und weltlicher Literatur sowie nach Zauber- und Traumbüchern. Man wollte Informationen über die Verbreitung und die Nutzung von Büchern mit „genauer Charakterisierung der betreffenden Produkte, oder wenigstens genauer Angabe der Titel und Verleger“. Dort wo es eine Volksbibliothek gäbe, sollte man nicht nur die Anzahl der Bände und die Art der Literatur eruieren, sondern auch Informationen über das Benutzerverhalten melden. So führte Strack aus: „Über die Benutzung sind statistische Angaben erwünscht: von wem wird die Bibliothek benutzt, wieviel Bände werden im Jahr ausgeliehen, welche am meisten, welche am wenigsten (wo möglich mit genauen Zahlen)?“¹⁰⁴ Es wurde zwar auch nach Brauchhandlungen im Umgang mit der Bibel gefragt¹⁰⁵, die ebenso wie die Frage nach den Zauber- und Traumbüchern noch auf ‚traditionelle‘ volkskundliche Forschungsinteressen verweisen könnten. Allerdings bezog sich das Gros der gewünschten Informationen auf das Leseverhalten und dies deutet mehr auf die dahinter zu vermutende Frage hin: Wie hielten es die Bauern mit den geistigen Dingen? Die Fragen vermitteln eher den Eindruck, als wolle man sich über das Streben nach Bildung in der ländlichen Bevölkerung vergewissern. Denn daß die Fragen nach den Lesegewohnheiten zugleich die Frage nach dem Bildungsbedürfnis auf dem Lande beinhalteten, machte Strack mit seinem Hinweis zum Schluß deutlich: „Besondere Verhältnisse werden dort vorhanden sein, wo mit der ländlichen Bevölkerung Fabrikarbeiter vermischt sind. Das Bildungsbedürfnis ist in unseren heutigen Arbeiterkreisen recht stark entwickelt, ihre Lektüre gestaltet sich daher viel mannigfaltiger; auch auf die bäuerlichen Kreise der betreffenden Ortschaften kann das kaum ohne Einfluß bleiben.“¹⁰⁶ Man ging also auch in der Volks-

son belegen, der als Bauernsohn in Wenings im Vogelsberg aufwuchs. Über „Winterabende im elterlichen Bauernhaus“ berichtete er: „Eines von uns Kindern mußte aus einem Buch vorlesen, das aus der Volksbibliothek entliehen war.“ Weiter teilte er über seinen Vater mit: „Und wenn mein Vater einmal ein altes Schriftstück in die Hand bekam, wie leuchteten da seine Augen.“ Heimatblätter für den Kreis Büdingen, Nr. 11, Nov. 1938, S. 48; hier zit. nach Lothar Döring: Karl Heuson (1868-1953), S. 33.

¹⁰⁴ Adolf Strack: Lektüre, S. 16.

¹⁰⁵ So wird beispielsweise gefragt: „In Baden wird den Ehepaaren bei einer Verheiratung von der Gemeinde eine Traubibel geschenkt. Findet sich bei uns ein ähnlicher Brauch? [...] Man achte darauf, ob in der Bibel regelmäßig gelesen wird, oder bei welchen Gelegenheiten, ob man sich in schweren, entscheidungsvollen Stunden dort Rat und Trost holt durch Aufschlagen oder ‚Stechen‘ einer beliebigen Stelle, ob bestimmte Teile der Bibel bevorzugt werden.“ Ebd.

¹⁰⁶ Ebd.

kunde von einem starken Lese- und Bildungsbedürfnis der Arbeiter aus, unabhängig davon, ob diese auf dem Land oder in der Stadt lebten. Da das Volk der Volkskundler primär in dem Teil der ländlichen Bevölkerung gesehen wurde, der „nicht durch eine bestimmte Bildung geistig geformt und umgeformt“¹⁰⁷ sei, erscheint es zunächst plausibel, die nach Bildung strebenden Fabrikarbeiter auszuschließen. Es sollte ja das vermeintlich von Bildung nicht kontaminierte Volksleben und damit – so Dieterich – das Leben der „Menschen ohne Kultur und unter der Kultur“¹⁰⁸ erforscht werden.

Wenn es also um die Frage ging, wie das Volk im Sinne der Volkskunde zu bestimmen sei, wurden stets die kohärierenden Begriffe Bildung und Kultur als signifikante Abgrenzungsmerkmale genannt. Dem Volk, so kann man resümieren, wurde stets der Platz jenseits der eigenen bürgerlichen Welt und damit der Platz jenseits von Bildung und Kultur zugewiesen. Mit der Verknüpfung von Bildung und Kultur wurde in der Definition des volkskundlichen Forschungsgegenstandes somit deutlich auf den Kulturbegriff rekurriert, der, wie gezeigt, als genuiner Bestandteil des deutschen Bildungsideals im Zuge der neuhumanistischen Bewegung entstand.¹⁰⁹ Es sei an dieser Stelle nochmals kurz an die neuhumanistischen Vorstellungen von Kultur erinnert, da diese die ersten Entwürfe zur wissenschaftlichen Volkskunde nachhaltig beeinflussten. Nach dem neuhumanistischen Kulturbegriff wurden unter Kultur „Objektivationen des menschlichen Geistes“ verstanden, wie sie vor allem in Wissenschaft und Kunst zum Ausdruck kamen. Die Bereiche Arbeit und Technik wurden jedoch in diesem Kulturbegriff im Unterschied zu dem der Spätaufklärung ausgegrenzt¹¹⁰; materielle Objektivationen zählten somit nicht zur Kultur im neuhumanistischen Sinne. Kultur wiederum wurde der „Leitidee der zweckfreien und harmonischen individuellen Bildung“ als „Medium zugeordnet“¹¹¹. Persönliche Bildung war nach dieser Vorstellung nur über die Medien der Kultur zu erlangen. Stofflich wurden diese Medien durch das Studium des klassischen Altertums bestimmt und als Kultur konnte „nur Geltung beanspruchen, was der Steigerung der Individualität“¹¹² diene. Wenn Dieterich also definierte, das „Volk ist eben“ die „Bezeichnung der Unterschicht der Kulturnation“ und „Volkskunde ist eben Erforschung und Erkenntnis der ‚Unterwelt‘ der Kultur“¹¹³, dann erklärte er den neuhumanisti-

¹⁰⁷ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele der Volkskunde, S. 171.

¹⁰⁸ Ebd. S. 186.

¹⁰⁹ Vgl. dazu Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur, S. 34, 35 u. 148.

¹¹⁰ Ebd. S. 35. Vgl. dazu auch die aufschlußreiche Studie von Manfred Brocker: Von der Verachtung der Arbeit in der Antike.

¹¹¹ Georg Bollenbeck: Bildung und Kultur, S. 148.

¹¹² Ebd. S. 154.

¹¹³ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele der Volkskunde, S. 176.

schen Kulturbegriff zur Prämisse volkskundlicher Forschung und zum entscheidenden Kriterium dafür, was er unter Volk und Volkskunde verstanden wissen wollte. Nach dieser Definition bestand das Volk der Volkskunde aus Menschen ohne Kultur und dies bedeutete: aus Menschen ohne individuelle mithin gymnasiale respektive neuhumanistische Bildung. Entsprechend diesem Kulturbegriff wurden auch vornehmlich die geistig-seelischen Äußerungen dieser sogenannten unkultivierten, ungebildeten Menschen zu Gegenständen volkskundlicher Forschung erhoben¹¹⁴, während die materiellen Objektivationen im Sinne der späteren Sachvolkskunde von sekundärer Bedeutung bleiben sollten.¹¹⁵

Während man mit der weitgehenden Präferenz auf geistig-seelische Erzeugnisse des Volkslebens im volkskundlichen Erkenntnisinteresse dem neuhumanistischen Kulturbegriff verpflichtet blieb, wich man in der Definition Volk scheinbar davon ab. Denn mit dem proklamierten Ziel, „Menschen ohne Kultur“ sollten den „Kern der Forschung in der Volkskunde“ bilden, wären alle diejenigen, die keine individuelle Bildung durch die Medien neuhumanistisch definierter Kultur erfahren hatten, Ungebildete und damit zum Volk der Volkskunde zu rechnen gewesen. Dazu hätte man auch die Arbeiter zählen müssen.¹¹⁶ Diese zeichneten sich zwar durch ein stärkeres Bildungsbedürfnis aus, erfüllten aber ebensowenig die bürgerlichen Kriterien von Bildung und Kultur wie die ländlich bäuerliche Bevölkerung. Nicht allein der Bildungsstand, sondern bereits das Streben nach Bildung zeichnet sich so als Selektionskriterium für die Definition Volk ab und scheint zum Ausschluß der Arbeiter geführt zu haben.

Auch wenn das Bildungsstreben kein geringer Grund war, die Arbeiter auszugrenzen, da man ja primär das von Bildung und Kultur unberührte

¹¹⁴ Es kann an dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, daß der in der Fachgeschichte übliche und auch von mir verwandte Begriff Volkskultur, als Bezeichnung für den Forschungsgegenstand der frühen Volkskunde, in dem Sinne zu überdenken ist, ob wilhelminische Volkskundler unter den bildungsbürgerlichen Prämissen ihren Forschungsgegenstand als Kultur auffaßten. Mir ist aus der volkskundlichen Literatur des Kaiserreiches kein Hinweis bekannt, daß die Volkskundler selber von Volkskultur sprechen. Es ist stets von geistigen Äußerungen, von Volkspoesie, Volksleben usw. als Ausdruck der Volksseele die Rede, aber nicht *expressis verbis* von Volkskultur. Vgl. dazu auch Carola Lipp: Schwierigkeiten mit der Volkskultur.

¹¹⁵ Dieser Ansatz brachte der Volkskunde später den Vorwurf der „Anti-Alltagswissenschaft“ ein. Vgl. Utz Jeggle: Alltag, S. 92. Wenngleich Jeggle hier auf eine altphilologische Dominanz in den Entwürfen zur volkskundlichen Forschung hinweist, führte er die vermeintlich alltagsferne Volkskunde nicht auf den von Philologen vertretenen neuhumanistischen Kulturbegriff zurück.

¹¹⁶ Freilich müßte man nach dieser Definition noch weitere Bevölkerungsgruppen berücksichtigen, wie beispielsweise die im Kaiserreich vermehrt aufkommende Gruppe der Angestellten. An dieser Stelle soll jedoch nur der Bedeutung der Ausgrenzung der Arbeiter in der wilhelminischen Volkskunde untersucht werden.

Volk auf dem Lande suchte, so griffe es freilich zu kurz, wollte man die Ausgrenzung der Arbeiter ausschließlich durch deren Bildungsstreben erklären, zumal man nicht vom bildungsbeftissenen Arbeiter en Gros ausgehen kann. Die Ursachen für die Ausgrenzung der Arbeiter in der wilhelminischen Volkskunde sind komplexer zu sehen. Zu denken wäre hier nicht zuletzt an politische Gründe, die sich – wie gezeigt – in diskreditierenden Äußerungen über die organisierte Arbeiterschaft beispielsweise bei Weinhold und bei Mogk andeuten. Ein nicht zu unterschätzender psychohistorischer Grund liegt allerdings in der Tatsache, daß die Arbeiter eine gesellschaftliche Realität der Industriemoderne symbolisierten, in der die Kulturwerte und Ideale der ‚alten‘ Bildungselite in Frage gestellt wurden. Mit dem Wert- und Bedeutungsverlust ihrer Kulturideale verlor die ‚alte‘ Bildungselite zugleich ihre kulturelle Hegemonie in der wilhelminischen Gesellschaft. Die Beschäftigung mit dem Leben der Arbeiter, deren politische Wortführer die Arbeiterschaft zu Trägern moderner Kultur¹¹⁷ erklärten, hätte eine Konfrontation mit den eigenen Verlufterfahrungen bedeutet und die damit verbundenen negativen Gefühle verstärkt. Der zum Repräsentanten des vormodernen Volkslebens erhobene Bauer hingegen stand für eine Zeit, in der die gesellschaftliche Position der ‚alten‘ Bildungselite noch unangetastet war. Im volkskundlichen Credo – Retten, Sammeln und Bewahren des vormodernen Volkslebens – wurde der Wunsch deutlich, eine Zeit wieder aufleben zu lassen und auf Dauer zu stellen, in der man die bildungsbürgerliche Welt noch in Ordnung wähnte. Man imaginierte sich eine vormoderne Welt, mit der man positivere, heiterere Gefühle verband als mit der modernen Alltagswelt der Industriemoderne, die man mit der städtischen Arbeiterschaft assoziierte. Die Ausgrenzung der Arbeiterschaft in der frühen Volkskunde korrelierte meines Erachtens mit der Distanzierung der ‚alten‘ Bildungselite gegenüber der Konkurrenz der aufsteigenden neuen akademischen Berufsgruppen.

Über die Annahme, daß man in der wilhelminischen Volkskunde mehr die eigenen bildungsbürgerlichen Wünsche und Befindlichkeiten auf die Volkskultur projizierte, als daß man die reale ländliche Welt erforschte und dokumentierte, besteht in der heutigen Volkskunde weitgehend Konsens.¹¹⁸ Diesem fachgeschichtlichen Befund soll hier nicht gänzlich widersprochen werden. Allerdings konnte in der vorliegenden Untersuchung auch deutlich gemacht werden, wenn es in der wilhelminischen Volkskunde um das „cui bono“ ging, wie es Dieterich nannte – also um die Frage, wem nützt Volkskunde – war stets die Rede davon, daß sie den Gebildeten nützen solle. Anders gesagt: die Volkskundler formulierten letztlich selbst, daß es ihnen

¹¹⁷ Vgl. Wilhelm Liebknecht: Wissen ist Macht, S. 5.

¹¹⁸ Vgl. dazu u.a. Konrad Köstlin: Die Erfahrung des Fremden.

primär um ihre eigenen Anliegen und nicht um die des Volkes ging. Betrachtet man die Kontroversen über die Definitionen des volkskundlichen Forschungsgegenstandes, so spiegelt sich zudem wider, wie man die eigene, bildungsbürgerliche Situation reflektierte.

4. Der ‚volkskundliche‘ Mensch

Die am neuhumanistischen Kulturbegriff orientierte Definition von Volk und Volkskunde, die vornehmlich Philologen vertraten, die Volkskunde nicht als eigenständige, sondern als integrierten Bestandteil der eigenen Disziplin ansahen¹¹⁹, stieß bereits Anfang des Jahrhunderts auf heftige Kritik. Der Widerspruch kam vor allem von Philologen, die sich in der V. Abteilung (für Volkskunde) des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine engagierten und die man später im Fach zu den Sachvolkskundlern rechnete. Diese wehrten sich gegen eine Begrenzung der Volkskunde auf die geistigen Überlieferungen des Volkslebens, traten für eine gleichberechtigte Etablierung der Sachvolkskunde ein und sprachen sich entschieden für die Eigenständigkeit volkskundlicher Forschung aus.¹²⁰ Am deutlichsten distanzierte sich Rudolf Meringer¹²¹ von den neuhumanistisch orientierten Entwürfen volkskundlicher Forschung. Zum einen lehnte er die Unterscheidung zwischen Kultur- und Naturvolk mit der Feststellung ab: „Es gibt aber kein Volk ohne Kultur. Sobald die Sprache da ist, ist Kultur da.“ Zum anderen merkte er zu Dieterichs Beschränkung der Volkskunde auf die geistigen Objektivierungen kritisch an: „Nur die gänzliche technische Unbildung des modernen, dem Gymnasium entsprossenen Humanisten kann A[lbrecht] Dieterichs Auffassung der Volkskunde erklären.“¹²² Daß der Grazer Sprachforscher auch nach der Trendwende im höheren Bildungswesen die Anfang des 19. Jahrhunderts entstandene neuhumanistische Gymnasialbildung indirekt noch 1909 als moderne bezeichnete, lag

¹¹⁹ Vgl. dazu Carl Voretzsch: *Philologie und Volkskunde*; Eugen Mogk: *Literaturbericht. Volkskunde*; hier vor allem S. 240-241.

¹²⁰ Vgl. dazu den [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung am 23. September 1902 in Düsseldorf. Der Sitzungsbericht endet mit dem Hinweis, es sei der „Überzeugung Ausdruck gegeben“ worden, „daß die Philologie nicht berechtigt sei, die Volkskunde für sich allein als Domäne zu beanspruchen“. Ebd. S. 47. Es kann davon ausgegangen werden, daß diese Kritik, ähnlich wie die anticlassizistische Kritik der Deutschlehrerbewegung, auf die traditionelle Vorherrschaft der Altphilologie abzielte. Offensichtlich befürchtete man durch eine altphilologische Dominanz eine Behinderung sowohl für die Eigenständigkeit der Volkskunde als auch für die Etablierung der Sachvolkskunde.

¹²¹ Zu Rudolf Meringer vgl. Helmut Eberhart: *Die Entwicklung des Faches*.

¹²² Rudolf Meringer: *Wörter und Sachen*, S. 597.

möglicherweise an der österreichischen Perspektive¹²³. Unverkennbar ist jedoch seine ablehnende Haltung gegenüber einer Technik und Arbeitswelt ausgrenzenden Kulturvorstellung, die auf die neuhumanistische Bildungstheorie verwies.¹²⁴ Indem Meringer diese Perspektive als Ursache für Dieterichs einseitigen Entwurf zur Volkskunde ansah, bestätigte er zugleich dessen neuhumanistische Orientierung, deren Einfluß auf die volkskundliche Forschung oben bereits dargestellt wurde.

Trotz dieser kritischen Gegenstimmen behielten allerdings die neuhumanistisch geprägten Begriffe Bildung und Kultur im Mainstream der wissenschaftlichen Volkskunde bis weit über das Kaiserreich hinaus sowohl für die Bestimmung des volkskundlichen Forschungsgegenstandes¹²⁵ als auch als Abgrenzungskriterium gegenüber der Kulturgeschichte ihre Relevanz. Davon nicht unabhängig ist ein weiteres Merkmal der wilhelminischen Volkskunde zu sehen: Die Debatten über die Begrenzung der Begriffe Volk und Volkskunde trugen weithin ambivalente Züge. In diesen Ambivalenzen spiegeln sich die Problemlagen der Volkskundler als Angehörige der ‚alten‘ Bildungselite wider, die sich in einem Oszillieren zwischen dem Bedürfnis nach Integration und zugleich nach Abgrenzung in ihren Entwürfen ausdrücken. Dieses Oszillieren kennzeichnet auch die Kontroversen über die Begriffsbestimmungen Volk und Volkskunde. Es wird einerseits in dem heftigen Widerspruch sichtbar, den sowohl die Bezeichnungen Ungebildete und Unkultivierte für das Volk der Volkskundler als auch die Definition, Volkskunde erforsche nur das von höherer Kultur Unberührte, auslöste. Andererseits prägte es auch das Konzept volkskund-

¹²³ Die österreichische Gymnasialreform wurde 1848, also nicht nur über dreißig Jahre nach der preußischen durchgeführt, sondern hier war man inzwischen auch der Meinung, die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer könnten im Gymnasium nicht mehr als Nebensache behandelt werden. Vgl. Friedrich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Bd. 2, S. 479-488. Vgl. dazu auch Helmut Eberhart: *Die Entwicklung des Faches*. Eberhart nennt hier als einschneidende Änderungen in der österreichischen Bildungspolitik nach 1848 die Neuorganisation der Universitäten, an denen Jahrzehnte nach der deutschen Reform philosophische Fakultäten sowie Lehrstühle für deutsche Philologie entstanden, deren erste Professoren daher primär aus Deutschland kamen. Ebd. S. 35-36.

¹²⁴ Vgl. dazu Wolfgang Jacobeit: *Vom „Berliner Plan“*, S. 22. Ob sich Meringers Kritik, wie Jacobeit meint, primär gegen eine auf „Psychologistisches“ eingeschränkte Volkskunde richtete, ist fraglich. Dagegen spricht nicht nur, daß Meringer in seinem Aufsatz „Wörter und Sachen“, auf den sich Jacobeit stützt, den psychologischen Ansatz nicht erwähnte, sondern auch, daß er den zwei Jahre zuvor aufgestellten Ansatz Mogks, der die Psyche des Volkes in den Mittelpunkt volkskundlicher Forschung rückte, nicht kritisierte, dagegen aber Dieterichs neuhumanistische Sicht.

¹²⁵ „Volk bedeutet“ für Naumann noch 1929 „natürlich die Unterschicht der Nation, bildungssoziologisch gemeint.“ Hans Naumann: *Deutschkunde und Volkskunde*, S. 635.

licher Forschung, welches sich bis weit über das Kaiserreich hinaus als konsensfähig erwies.

Als erstes Beispiel für die ambivalente Haltung in der wilhelminischen Volkskunde sei Stracks Kritik an Hoffmann-Krayers Differenzierung von „vulgus und populus“ genannt, die mit der Unterscheidung in Ungebildete und Gebildete kongruent war¹²⁶. Obwohl man sich in dem Punkt einig war, Bildung sei ein wichtiges Unterscheidungskriterium für das, was man in der wissenschaftlichen Volkskunde erforschen wolle¹²⁷, lehnte Strack Hoffmann-Krayers Bezeichnung „vulgus“ für das Volk der Volkskunde mit der Begründung ab, diesem Wort habe „der Bildungshochmut seinen Stempel aufgedrückt“ und dürfe „schon aus Pietät von dem Volksforscher nicht angewandt werden“¹²⁸. Wie ist die ethisch-moralisch intonierte Ablehnung des Begriffes „vulgus“, bei gleichzeitiger Einigung in der Sache, zu verstehen? Es scheint so, als habe Hoffmann-Krayer mit dem Begriff „vulgus“ ein Tabu verletzt. In einer Zeit, in der die durch Bildung manifestierten soziokulturellen Grenzen vermehrt zu Konflikten führten und die Gebildeten mit Anfeindungen konfrontiert wurden, entsprach es vermutlich nicht mehr der political und social Correctness, offen von „vulgus“ in der Bedeutung von Ungebildeten respektive Unkultivierten zu sprechen. Daß man also Bezeichnungen verwendet, die in der Vorstellung der ‚alten‘ Bildungselite sowohl negativ konnotiert waren als auch auf den weitverbreiteten Vorwurf der bildungsaristokratischen Abgrenzung gegenüber dem ‚ungebildeten‘ Volk verwiesen hätten. Anders gesagt: Da der Begriff „vulgus“ als abwertende Konnotation für Ungebildete galt und man durch dessen Verwendung des Bildungsdünkels geziehen werden konnte, mußte er offensichtlich negativ sanktioniert werden.¹²⁹ Die distinkte Bedeutung des

¹²⁶ Vgl. Adolf Strack: [Rezension zu] Hoffmann-Krayer: Die Volkskunde. Hier stellte Strack fest: „Die Differenzierung von vulgus und populus ist erst ein Ergebnis der Kulturentwicklung. Und auch jetzt noch gehört zu dem Volke, mit dem wir uns in der Volkskunde befassen, so gut der Gebildete wie der Ungebildete, wenn auch nur mit einem Teil seines Wesens.“ Ebd. S. 161.

¹²⁷ Strack stimmte in seiner sonst sehr kritischen Besprechung darin Hoffmann-Krayer zu: „Auch H[offmann]-Kr[ayer] sagt richtig: ‚Je ungebildeter ein Volk, um so weniger starke Individualitäten und um so allgemeinere, verbreiteterere Anschauungen‘.“ Ebd. S. 164.

¹²⁸ Adolf Strack: Der Einzelne und das Volk, S. 71.

¹²⁹ Allerdings scheint Stracks Kritik am Bildungsdünkel nicht nur fachstrategisch motiviert gewesen zu sein. Dafür spricht ein Satz aus der Grabrede Richard Wünschs, in der er über Strack feststellt: Dieser habe „den Gebildeten zugerufen, von ihrem Bildungsdünkel zu lassen, und die anderen Kreise ihres Volkes verstehen und achten zu lernen“. Personalien [Bericht über die Grabreden bei der Trauerfeier für Adolf Strack], 74.

Wortes „vulgus“¹³⁰ hätte eine abgrenzende Haltung der bildungsbürgerlichen Volkskundler sowie die Beibehaltung der bildungsbedingten Dichotomie signalisieren können, die man ja gerade vorgab mit Volkskunde zu überwinden. Die Differenzierung des Volkes in „vulgus und populus“ hätte die sozialen Gegensätze betont, mehr auf Abgrenzung, denn auf Integration hingedeutet und so das proklamierte Ziel der Volkskundler, die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk aufheben zu wollen, fragwürdig erscheinen lassen.

Einen ähnlichen Sturm der Entrüstung – wenn auch nicht in der Intensität der Strack-Hoffmannschen Fehde oder der Kritik an Dieterichs Entwurf – hatte die von Eugen Mogk aufgestellte These, Volkskunde habe die Aufgabe, „alle Äußerungen der Volksseele in Wort und Werk, soweit diese von höherer Kultur unberührt ist, darzulegen“¹³¹, bei den Mitgliedern der Abteilung V (Volkskunde) im Gesamtverband ausgelöst. Da eine Entgegnung der Mogkschen These nicht nur fachintern, sondern sogar in der überregionalen Presse publiziert wurde, erhärtet sich die Vermutung, daß man bestrebt war, Aussagen, die auf eine bildungsaristokratische Abgrenzung hingewiesen hätten, in der Öffentlichkeit zu dementieren.¹³² In den Debatten der V. Abteilung wurde jedoch nicht ethisch-moralisch, sondern mit empirischen Befunden zur Volkspoesie argumentiert, die belegten, daß es eine scharfe Grenze zwischen höherer Kultur und Volkskultur nicht gebe. Und der Passus der Mogkschen These, „soweit diese von höherer Kultur unberührt ist“, wurde mit einstimmigem Beschluß der Versammelten gestrichen.¹³³ Offensichtlich war man hier bemüht, die Grenze zwischen der Kultur der Gebildeten und der des ungebildeten Volkes zu relativieren und sprach von einer „gemischten Kultur“, in der sich die Volkskunde lediglich den „älteren Schichten“¹³⁴ zuwende. Oskar Brenner, der diese vermittelnde

¹³⁰ Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 683. Paulsen weist hier auf das veränderte Verhalten der Gebildeten gegenüber dem Volk im 19. Jahrhundert hin. Während man im 18. Jahrhundert noch von der achtungswürdigen Menge gesprochen habe, habe man im 19. Jahrhundert von der Masse geredet und es als Profanation empfunden, wenn sich Gelehrte an „die lateinlosen, das urteilslose vulgus“ wandten.

¹³¹ [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung [vom 23.9.1902], S. 42. Eugen Mogk hatte der V. Abteilung drei Thesen über die zukünftigen Aufgaben der wissenschaftlichen Volkskunde vorgelegt, über die in seiner Abwesenheit (laut Bericht war er dienstlich verhindert) diskutiert wurde.

¹³² Vgl. Oskar Brenner: Aufgaben der Volkskunde. In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, 16. Oktober 1902, Nr. 238, S. 105-107. Zum hohen Stellenwert der in München verlegten Allgemeinen Zeitung innerhalb des Bildungsbürgertums vgl. Rüdiger vom Bruch: Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung, S. 32-35.

¹³³ Vgl. [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung [vom 23.9.1902], S. 46-47.

¹³⁴ Oskar Brenner: Aufgaben der Volkskunde, S. 105. Vgl. dazu auch den [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung, ebd.

Position vertrat, modifizierte zudem die dritte These Mogks, indem er „den physiologischen und geschichtlichen Gründen“ die „psychologischen“¹³⁵ Gründe hinzufügte, denen die wissenschaftliche Volkskunde bei der Erforschung der Volksseele nachzugehen habe. Diese Modifizierung sollte sich am nachhaltigsten als konsensfähig erweisen. Fünf Jahre später legte Mogk als neuer Verbandsvorsitzender seine richtungsweisende Programmatik zur wissenschaftlichen Volkskunde vor, in der er die Psychologie in den Mittelpunkt seines Ansatzes stellte und damit die kontroversen Positionen im Fach für lange Jahre auszugleichen vermochte. Was bedeutete nun diese methodologische ‚Weichenstellung‘ für die proklamierten Ziele der Volkskunde, die bildungsbedingte Dichotomie und damit die Entfremdungsprobleme der Gebildeten aufheben zu wollen?

Aufschlußreich ist Mogks Rückblick auf die Kontroversen Anfang des Jahrhunderts. Darin präziserte er nochmals die zentralen Thesen seines Konzeptes und machte zugleich deutlich, daß es bei dem proklamierten Ziel, die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk zu überwinden, mehr darum ging, die kulturellen und mentalen Gegensätze zu mildern und weniger darum, die sozialen Grenzen aufzuheben. So stellte er über die „Strack-Hoffmannsche Fehde“, die seiner Meinung nach wenig Klarheit über Begriff und Ausdehnung der Volkskunde geschaffen habe, fest: „Der Hauptfehler ist darin gemacht worden, daß man zu sehr mit den sozialen Vereinigungen im Volke rechnete, zu wenig mit den psychologischen Ursachen der Erscheinungen, man sprach viel von geistiger Tätigkeit und berücksichtigte nicht, daß der Mensch in erster Linie unter dem Einflusse von Gemütsregungen steht, die sein ganzes Denken und Handeln leiten.“¹³⁶ Der volkscundliche Mensch sollte also weder als Teil seiner Sozialformation noch als bewußt handelndes Individuum, sondern primär aus psychologischer Sicht erforscht werden und dies bedeutete nach Mogks Entwurf, daß sich die wissenschaftliche Volkskunde mit dem Unbewußten, dem Irrationalen der „Gemütsmenschen“, aber nicht mit der Kultur der „Verstandesmenschen“¹³⁷ zu befassen habe.

Nun war die psychologische Herangehensweise bekanntlich kein Novum Mogkscher Prägung. Zum einen hatte bereits Dieterich dafür plädiert und „die Aufgaben einer philologisch-psychologischen, vergleichenden Volkskunde“ als eine geradezu „gebieterische Forderung“ an die „wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit“¹³⁸ bezeichnet. Zum anderen war der psychologische Ansatz ebenso bei Strack angelegt, der die Aufgabe der wis-

¹³⁵ Oskar Brenner: Aufgaben der Volkskunde, S. 107.

¹³⁶ Eugen Mogk: Literaturbericht. Volkskunde, S. 242.

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele der Volkskunde, S. 191.

senschaftlichen Volkskunde in der „Erforschung aller Lebensformen und geistigen Äußerungen“ sah, „die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bedingt sind“¹³⁹. Auf den Strackschen Ansatz bezog sich Mogk auch rückblickend¹⁴⁰ und merkte dazu an: „Ganz richtig fühlte Strack, daß in fast jedem Menschen, mag er Bauer oder Städter, gebildet oder ungebildet, reich oder arm sein, ein Stück Volkstum steckt, das unter gewissen Voraussetzungen zum Durchbruch kommt. Nur legte er die Voraussetzungen nicht klar.“¹⁴¹ Über diese Voraussetzungen hatte Mogk als neuer Verbandsleiter in der Nachfolge von Strack 1907 mit seinem Aufsatz Klarheit verschaffen und die Aufgaben der Volkskunde schärfer umgrenzen wollen. Was kennzeichnete nun den Mogkschen Entwurf, mit dem er rückblickend beanspruchte, einen Konsens in der volkskundlichen Forschung hergestellt zu haben?¹⁴²

Die Streitfragen über die Definition Volk und Volkskunde sollten offensichtlich durch eine methodologische Wende gelöst werden: Die „Psychologie gibt uns die Antwort“¹⁴³, hatte Mogk in seinem programmatischen Aufsatz postuliert. Darin war er von der Grundannahme ausgegangen, „daß der Mensch – und zwar jeder – in erster Linie Gemütsmensch“ sei, der die „Dinge nicht mit dem abwägenden Verstande, sondern nach Gefühlsregungen“ auffasse. Mit der Wiedergabe dieser Gefühlsregungen, die er „assoziative Denkform“¹⁴⁴ nannte, habe sich die Volkskunde zu beschäftigen. Nach Mogks Definition habe „die wissenschaftliche Volkskunde als Objekt ihrer Forschung die geistigen Erzeugnisse eines Volkes, die durch psychische Assoziation entstanden und durch diese fortgepflanzt bzw. verändert worden sind“¹⁴⁵. Unter „dem ‚Volk‘“ sollten uneingeschränkt „alle Individuen“¹⁴⁶ verstanden werden, soweit man bei ihnen die assoziative Denkform wahrnehmen könne. Volkskundlicher Stoff ließe sich demnach bei allen Menschen beobachten, daher könne „der Gebildete ebenso gut Stoff zur Volkskunde liefern [...] wie der Ungebildete, der Mann aus dem Vol-

¹³⁹ Adolf Strack: *Volkskunde*, S. 149.

¹⁴⁰ Dagegen wurde Dieterichs volkskundliches Programm als zu einengend kritisiert und er rechnete ihn zu den Philologen, die um die Vorherrschaft in der Volkskunde gestritten hätten. Dies läßt vermuten, daß er die ablehnende Haltung der Mitglieder der V. Abteilung gegenüber dem Altphilologen mitgetragen hatte. Vgl. Eugen Mogk: *Literaturbericht. Volkskunde*, S. 241.

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² Mogks Reflexionen über die Fachdiskussion deuten zudem auf eine Selbstvergewisserung hin: Sie nehmen in dem Literaturbericht einen auffällig großen Raum mit der Wiederholung seines 1907 formulierten Ansatz ein, dieser habe „mehrfach Anklang gefunden; eine Widerlegung ist zurzeit nicht erfolgt“. Vgl. ebd. S. 243.

¹⁴³ Eugen Mogk: *Wesen und Aufgaben der Volkskunde*, S. 3.

¹⁴⁴ Ebd.

¹⁴⁵ Ebd. S. 5.

¹⁴⁶ Ebd. S. 6.

ke¹⁴⁷. Denn, so fährt er fort, in „jedem Menschen lebt gleichsam ein Doppelmensch: ein Naturmensch und ein Kulturmensch: dieser zeigt sich durch seine reflektierende und logische Denkweise, jener durch seine assoziative“¹⁴⁸. Mit dem Interpretament vom „Doppelmenschen“ schien nicht nur die Frage, wer zum Volk der Volkskundler zu rechnen sei, gelöst. Vom psychologischen Standpunkt aus konnte sich nun auch der Gebildete als ‚Volksmensch‘ im Sinne der Volkskunde fühlen, mit der Aussicht, damit seine Entfremdungsprobleme bewältigen zu können. Möglicherweise stieß dieser auf Integration verweisende Ansatz im Fach auch deshalb auf breite Zustimmung¹⁴⁹ und auf langanhaltende Resonanz¹⁵⁰.

Es soll hier weder um ein Falsifizieren oder Verifizieren der Mogkschen Definition noch um die in der Fachgeschichte diskutierten Einflüsse der Völkerpsychologie auf die frühe Volkskunde gehen, sondern vielmehr darum, welche Bedeutung die Präferenz der Psychologie in der volkskundlichen Forschung hatte. Was machte die psychologische Definition so attraktiv, daß sie auf breite Zustimmung stieß? Stellte die Hinwendung zur „Psyche des Volkes“¹⁵¹ letztlich nicht eine Verlagerung des Interesses von der Aufhebung der bildungsbedingten Dichotomie, die ja mit sozialen Gegensätzen korrespondierte, hin zu einer vermeintlich sozial unabhängigen mentalen Spaltung der Menschen dar? Anders gefragt, wie läßt sich das veränderte Interesse an der beklagten Kluft, also an der horizontalen Trennung des gesellschaftlichen oben und unten, hin zur psychischen, also zur vertikalen Trennlinie in jedem Menschen interpretieren? Folgte man der Definition, der Mensch werde primär von seinen Gefühlen gelenkt, ließe sich nicht zuletzt die Frage stellen, welche Gefühle das „Denken und Handeln“ der Volkskundler leitete, vornehmlich nach der „Psyche des Volkes“ respektive nach den Äußerungen der Volksseele und nicht nach soziokulturellen Unterschieden zu forschen.

Die Gefühle der Volkskundler lassen sich vielfach an einer oszillierenden Haltung zwischen integrativen und abgrenzenden Aspekten ausmachen. Einerseits will man die gesellschaftliche Kluft überwinden, also Integrationsaufgaben übernehmen, andererseits werden zugleich Ängste vor

¹⁴⁷ Ebd. S. 4.

¹⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁹ Vgl. dazu auch Gerhard Lutz (Hg.): *Volkskunde*, S. 88.

¹⁵⁰ Er findet sich sowohl in Adolf Spammers Volksmenschtheorie als auch in Richard Weiss' Schema über die volkstümliche und unvolkstümlich-individuelle Verhaltensschicht im Einzelmenschen wieder Vgl. dazu Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: *Einführung*. S. 89 u. 115. Die Autoren gehen zwar auf eine Beziehung zwischen Spammers und Weiss' Ansatz ein, stellen aber keinen Bezug zu Mogk her, sondern kritisieren an ihm „eine Rückkehr zur Primitivenforschung des 19. Jahrhunderts“. Ebd. S. 73.

¹⁵¹ Eugen Mogk: *Wesen und Aufgaben der Volkskunde*, S. 6.

einer soziale Grenzen aufbrechenden Entwicklung der Gesellschaft geäußert. Dieses Schwanken zwischen Integration und Abgrenzung, zwischen Nähe und Distanz verweist deutlich auf eine Befindlichkeit, in der sich, so die Formulierung von Volker Drehsen und Walter Sparn, „eine nicht zu vereindeutigende Krisenstimmung“ um die Jahrhundertwende ausdrückte. Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer „potenzierten Ambivalenz“, in der das Krisenbewußtsein um 1900 nicht nur „subjektive Stimmung“, sondern auch Ausdruck „objektiver Antagonismen“¹⁵² war. Kritik und Konstruktion, Pessimismus und Optimismus fungierten jeweils als zwei Aspekte ein und derselben Kulturkrise. Diese sich widersprechenden Aspekte waren auch symptomatisch für Mogks Theorem vom Doppelmenschen.

Nach Mogks Definition vom Doppelmenschen wären zunächst alle Menschen ungeachtet ihrer Herkunft, Schicht und Bildung zum Volk der Volkskundler zu rechnen gewesen. In seinen näheren Erläuterungen darüber, was den Unterschied zwischen Natur- und Kulturmenschen oder – nach seiner späteren Bezeichnung – zwischen Gemüts- und Verstandesmenschen ausmachte, zeigte sich jedoch eine auffallende Relativierung des ‚weiten‘ Volksbegriffs, indem er Bildungsunterschiede wieder zum entscheidenden Faktor erklärte, ob Menschen assoziativ denken oder nicht. Denn – so führte Mogk aus – wie der „Zustand psychischer Assoziation bei einem Menschen häufiger eintritt als bei einem andern, so überwiegt er auch bei einer Klasse Menschen mehr als bei einer andern“. So könne der Gebildete zwar „auch in Lagen kommen, wo er in den Bann der assoziativen Denkform gerät“, aber unter „den Gebildeten überwiegt im gewöhnlichen Leben der Kulturmensch“¹⁵³. Der egalitär anmutende und auf integrative Absichten verweisende Entwurf vom Doppelmenschen wurde damit wieder eingeschränkt. Daß die psychische Trennlinie wieder mit soziokulturellen Grenzen korrelierte, zeigte sich deutlich in den Unterschieden, mit denen jeweils Kultur- und Naturmenschen in seinen weiteren Ausführungen gekennzeichnet wurden.

Mit Kultur- respektive Verstandesmensch bezeichnete Mogk den „höher gebildeten, vor allem den logisch geschulten“¹⁵⁴ Menschen, dessen geistige Erzeugnisse auf individueller reflektierender Geistesarbeit basierten und somit Erzeugnisse höherer Kultur seien, die der Kulturgeschichte angehörten. Die Kulturgeschichte wiederum, „in der der abwägende Verstand des Individuums bestimmend“¹⁵⁵ sei, stelle daher einen Gegensatz zur

¹⁵² Volker Drehsen/Walter Sparn: Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse, S. 12.

¹⁵³ Eugen Mogk: Wesen und Aufgaben der Volkskunde, S. 4.

¹⁵⁴ Eugen Mogk: Literaturbericht. Volkskunde, S. 242.

¹⁵⁵ Eugen Mogk: Wesen und Aufgaben der Volkskunde, S. 4.

Volkskunde dar. Denn die Volkskunde beschäftige sich mit den psychischen Assoziationen der „Ungebildeten“, das bedeute, mit den „geistigen Erzeugnissen ohne jede Reflexion“ der Naturmenschen. Im Unterschied zum Kulturmenschen reagiere der Naturmensch auf seine Umwelt „mit dem Gefühl“; die „Erscheinungen der Außenwelt“ beherrsche „seine Seelenstimmung und in der jeweiligen Seelenstimmung“ gebe er sie wieder. Im Gegensatz zu den individuellen Erzeugnissen denkender Geister, also der Kulturmenschen, trete in der assoziativen Denkweise der Naturmenschen die „Individualität vollständig zurück“, die Seelenstimmung bekomme kollektiven Charakter, die dann als „Erzeugnisse des Volksgeistes“ oder als „Äußerungen der Volksseele“¹⁵⁶ zum Gegenstand volkskundlicher Forschung erklärt wurden. Einerseits hatten die Begriffe Volksgeist, Volksseele sowie auch der des Naturmenschen starke Anklänge an eine Volkskunde romantischer Provenienz¹⁵⁷. Andererseits wurde Bildung im Sinne der neuhumanistisch kohärierenden Begriffe Bildung und Kultur zum entscheidenden Kriterium, ob jemand Kultur- oder Naturmensch sei. Die Metamorphose vom Natur- zum Kulturmenschen – so kann der Definition entnommen werden – war nur durch höhere Bildung zu erreichen. Den vermeintlichen Naturzustand oder die Welt des Gefühls verläßt der Mensch demnach über die Medien der allgemeinen Bildung. Nur so werde er zu „reflektierender logischer Denkweise“, zu individueller geistiger Leistung befähigt und erlange Individualität bis hin zur Genialität. Alle diese Eigenschaften wurden dem Naturmenschen im Sinne der Volkskunde abgesprochen – ein Aspekt, der vor allem in der volkskundlichen Volkslieddebatte anhaltend zu Kontroversen führte.

Erweckte die Definition, in jedem Menschen stecke ein Gemüts- und ein Verstandesmensch, zunächst noch den Eindruck, die zu erforschende Volksseele werde als eine neutrale anthropologische Größe angesehen, so wurde spätestens in den Explikationen über die Unterschiede zwischen Kultur- und Naturmensch deutlich, mit der Präferenz der psychologischen Herangehensweise schien man soziale Unterschiede nicht ganz ignorieren zu wollen. Vielmehr verwies der erklärte Unterschied psychischer Disposition zwischen Kultur- und Naturmenschen erneut auf eine bildungsbedingte Dichotomie, zu deren Bekämpfung man gerade mit Volkskunde aufrief. Die abgrenzende Tendenz zeigte sich nicht zuletzt auch darin, daß die Menschen des Verstandes und die Menschen des Gefühls unterschiedlichen sozialen Gruppen zugeordnet wurden. So folgte für Mogk mit der Entscheidung, „die psychischen Assoziationen in den Mittelpunkt des Begriffes ‚Volkskunde‘ zu stellen“, der logische Schluß, daß der „Bauernstand“

¹⁵⁶ Ebd. S. 4-5.

¹⁵⁷ Auf diesen Zusammenhang kann an dieser Stelle nur hingewiesen werden.

respektive die ländliche Bevölkerung und hier vor allem die Kinder, die Alten und die Frauen, den „meisten Stoff zur volkskundlichen Forschung“ liefern. „Denn“ – so fährt er fort – „bei ihnen überwiegt infolge ihrer Bildung und ihrer Beschäftigung in der Natur die assoziative Denkform“¹⁵⁸. Somit wurde der Bauer – als Synonym für den Naturmenschen – wieder zum volkskundlichen Menschen par excellence erklärt und zugleich eine bildungsbezogene Hierarchisierung der Landbewohner konstatiert. Auf die Frage nach dem volkskundlichen Forschungsgegenstand lautete also die Antwort der philologisch-psychologischen Volkskunde, die hier bewußt pointiert resümiert wird: der unreflektierte, von Gefühlen beherrschte Mensch – insbesondere der Bauer –, der aufgrund fehlender Bildung nicht zu individueller geistiger Leistung fähig sei. Die Antwort, die Mogk mit Hilfe der Psychologie auf die strittige Frage über die Begriffe Volk und Volkskunde gab, war zwar – etwa im Vergleich zu Strack – differenzierter, sie lief jedoch letztlich wieder auf eine ‚Bauernvolkskunde‘ hinaus.

Es soll hier weder in Abrede gestellt werden, daß Menschen durch Bildung beeinflußt werden, noch daß Bildungsunterschiede mit unterschiedlichem Habitus und Lebensweise einhergehen können.¹⁵⁹ Ebenso soll es hier nicht um die Überprüfung des Realitätsgehaltes der umstrittenen Mogkschen Differenzierung gehen, nach der der Verstand von Menschen, die in der Natur leben, anders funktioniere als der von in der Stadt lebenden Menschen. Vielmehr drängen sich Fragen nach den Ursachen und Motivationen auf, die sich hinter den evidenten Interpretationsanstrengungen verbargen, diese Unterschiede zu betonen. Denn, es ist ein nicht zu übersehendes Phänomen, wie akribisch immer wieder auseinander dividiert wurde, was man doch eigentlich zusammenführen wollte. Oder wie gar beim ‚volkskundlichen Menschen‘ all das wegdefiniert wurde, was einen hohen Stellenwert in der eigenen bildungsbürgerlichen Kultur hatte. Nicht zuletzt sei auch in diesem Zusammenhang an die soziale Funktion der Bildung in der bürgerlichen Welt erinnert.

Die Attraktivität des Mogkschen Entwurfes lag vermutlich im grenzüberschreitenden Gestus, der möglicherweise auch zu seiner Durchsetzungsfähigkeit im Fach beitrug. Durch diesen Ansatz wurde mit der wissenschaftlichen Volkskunde eine Möglichkeit der interkulturellen Vermittlung zwischen Gebildeten und dem Volk in Aussicht gestellt, ohne daß die objektiv vorhandenen soziokulturellen Antagonismen aufgehoben werden mußten. In seinem Rückblick verwies Mogk auf diese vermittelnde Bedeutung der Volkskunde, hier stellte er fest, es bestehe ein „fortwährender Wechselverkehr“ zwischen „Volkstum“ und „höherer individueller Kul-

¹⁵⁸ Eugen Mogk: *Wesen und Aufgaben der Volkskunde*, S. 4-5.

¹⁵⁹ Vgl. Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*.

tur“¹⁶⁰. Indem man die Kluft zwischen den Gebildeten und dem ‚ungebildeten‘ Volk als vertikale, psychische Grenze in jedem Menschen definierte, so ließe sich weiter vermuten, schien sie überwindbar, ohne daß die sozialen Grenzen angetastet werden mußten. Das Bild vom volkskundlichen Doppelmenschen bot dem Gebildeten möglicherweise die Vorstellung, sich einerseits mit dem Naturmenschen identifizieren zu können, in die vermeintlich natürliche, romantisch konnotierte Gefühlswelt der Landbewohner einzutauchen. Das Entfremdungsproblem, das sich im Doppelmenschentheorem als Problem bildungsbürgerlicher Selbstentfremdung darstellte, schien so individuell lösbar. Andererseits war und blieb der Gebildete Kultur Mensch und konnte sich – ausgestattet mit selbstreflektierender und logischer Denkweise – ebenso vom Naturmenschen abgrenzen. Er konnte sich als individueller Geist, als reflektierendes Individuum erfahren, sich seiner geistigen Überlegenheit vergewissern. Zum Gegenstand wissenschaftlicher Volkskunde erhoben, konnte Volkskultur zudem als Teil der eigenen Kultur akzeptiert und als Bereicherung der eigenen Lebenswelt goutiert werden, ohne den eigenen Standpunkt verlassen zu müssen. Das individuelle Oszillieren zwischen integrierenden und abgrenzenden Aspekten, das Mogks Entwurf implizierte, schien auf eine dissonante Harmonie hinauszulaufen, mit der man vermutlich die als Krise wahrgenommenen ambivalenten Erfahrungen zu beantworten suchte. Welche Aspekte der Welt des Naturmenschen zugeschrieben und welche ausgegrenzt wurden und welche Bedeutung es hatte, daß die dem Kulturmenschen eröffneten grenzüberschreitenden Optionen dem Naturmenschen nicht zugestanden wurden, werden Fragen des letzten Abschnittes sein.

B. Einverleibung als Distanzierungsversuch

1. Zur Koexistenz von Integration und Abgrenzung in den Konzepten wissenschaftlicher Volkskunde

Die Koexistenz von Integration und Abgrenzung, insofern von Widersprüchen, konnte in der Arbeit als ein signifikantes Merkmal der wissenschaftlichen Volkskunde in der Institutionalisierungsphase ausgemacht werden, das sich auf unterschiedlichen Ebenen abzeichnete. In der abschließenden Erörterung sollen Fragen zur psychohistorischen Bedeutung dieser Koexistenz diskutiert werden. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem wiederholt beobachteten Phänomen des Oszillierens zwischen abgrenzenden und integrativen Tendenzen in den Argumentationen der Volkskundler.

¹⁶⁰ Eugen Mogk: Literaturbericht. Volkskunde, S. 243.

Auf oszillierende Vorstellungen deutete Mogks Konzept des Doppelmenschen hin, dessen ‚eine Hälfte‘ er der wissenschaftlichen Volkskunde zuordnete und dessen ‚andere Hälfte‘ Gegenstand der Kulturgeschichte sein sollte. Der Entwurf vom binären Wesen des Menschen schien zunächst die Frage offen zu lassen, ob man in der Volkskunde auf Integration, also auf Wiederherstellung eines Ganzen, auf eine neue Einheit aus Differentem hin strebte, oder ob man mehr auf Abgrenzung und somit auf Desintegration hinzielte. Denkbar wäre aber auch eine dritte Dimension, die sich im dialektischen Sinne einer dissonanten Harmonie äußerte. Damit ist eine Dimension gemeint, die von den Volkskundlern nicht bewußt ins Auge gefaßt wurde und die man als Dissonanz beschreiben könnte. Diese Dissonanz ist aber nicht in der Bedeutung der Musiklehre, die einer Auflösung zustrebt, zu denken, sondern liefe auf eine sich gegenseitig bedingende Koexistenz von rationalen und emotionalen Aspekten der Kultur hinaus, die korrespondierend die Haltung der Volkskundler und die Entwürfe zur Volkskultur kennzeichneten. Im Bild vom volkskundlichen Doppelmenschen, der sich aus einer rationalen, von Kultur geprägten Seite und aus einer emotionalen, der Natur zugeordneten Seite zusammensetzen sollte, wird diese koexistierende Dissonanz sinnbildlich. Zur Verdeutlichung sei an den Entwurf des Kugelmenschen in Platons Symposion, in dem er den Dichter Aristophanes die Urszene des Wiedervereinigungsmythos veranschaulichen ließ, erinnert. Darin beschreibt der Dichter, wie zwei getrennte Hälften nach einem komplementären Ganzen streben, „um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen“¹⁶¹, wie es heißt. Wurde also der volkskundliche Doppelmensch ebenfalls als ein bilateral-symmetrisches, als ein sich gegenseitig ergänzendes Wesen verstanden? Und strebte man eine vergleichbare Komplementarität zwischen Natur- und Kulturmenschen an, insofern eine verloren geglaubte ursprüngliche, komplementäre Kultur, oder richtete sich das Interesse mehr darauf, die Unterschiede zu erforschen und zu dokumentieren?

Die Suche nach dem Besonderen der Volkskultur in Antithese zur eigenen bildungsbürgerlichen Kultur ließe sich ebenfalls auf unterschiedlichen Ebenen denken. So könnte die Hinwendung zum vermeintlichen Naturmenschen im Volk zum einen die Suche nach einer nicht-rationalen und nicht-bewußten Seite des Menschen, also die Suche nach einer Seite, die dem Kulturmenschen verloren gegangen oder die ihm fremd geworden war, bedeuten. Es wurde ja allenthalben von Entfremdungsproblemen der Gebildeten respektive der Kulturmenschen gesprochen, wenn es um die Legitimation volkskundlicher Forschung ging. Zum anderen zielte die interkulturelle Komparatistik, die mit dem Ansatz der vergleichenden, philo-

¹⁶¹ Vgl. Platon: Symposion, S. 222.

logisch-psychologischen Volkskunde gefordert wurde, nicht nur auf den Nachweis von Gleichartigem, sondern ebenso auf den Nachweis von Unterschieden ab. Letzteres spricht für das bildungsbürgerliche Anliegen einer Vergewisserung. Eine Vergewisserung, die darin bestand, daß man mit dem vergleichenden Ansatz zu belegen suchte, die dem Naturmenschen im Volk zugewiesene niedere Kulturstufe überwunden zu haben. Und in diesem Sinne ist die Rückwärtsgewandtheit der Volkskundler nicht nur als eine regressive Sehnsucht nach einem vermeintlichen Naturzustand zu interpretieren. Vermutlich kam in der Suche nach dem ‚Untergrund der Kultur im Volk‘ ein aus der Situation der ‚alten‘ Bildungselite resultierender Wunsch nach einem geistig-kulturellen Fortschrittsbeweis zum Ausdruck. Anders gesagt: Das Credo der wissenschaftlichen Volkskunde, das Retten, Sammeln und Bewahren der Volkskultur, das vom Standard der bildungsbürgerlichen Majoritätskultur ausging, lieferte dann auf ein Dokumentieren des eigenen geistig-kulturellen Fortschritts hinaus. Martin Scharfe, der den Gründen des Vergnügens an musealen Objekten nachging und von der „Lust am Untergegangenen als Vergewisserung des Fortschritts“¹⁶² sprach, wies auf diesen Zusammenhang hin. Seine These, die Hinwendung zum vermeintlich vormodernen Volksleben und das Interesse an Volkskultur gehe mit der Suche nach „Trophäen des Überwundenen“¹⁶³ einher, soll nun anhand einiger Beispiele aus den Entwürfen wissenschaftlicher Volkskunde weiter diskutiert werden.

2. Der Diskurs über den Unterschied zwischen Naturmensch und Kulturmensch

Für die Annahme, in der Hinwendung zur Volkskultur drücke sich die bildungsbürgerliche Suche nach einem kulturellen Fortschrittsbeweis aus, spricht, daß die Debatten über die Begriffe Volk und Volkskunde in der wilhelminischen Volkskunde weitgehend ein mehr oder weniger offen geführter Diskurs über die Frage war, ob es einen Unterschied in der geistig-seelischen Verfaßtheit zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk, mithin zwischen Natur- und Kulturmenschen, gäbe. Dieser Diskurs ist sowohl den Grundsatzentwürfen immanent als auch in zahlreichen thematischen Abhandlungen zu finden.

Als sich Adolf Strack in seinem Aufsatz „Der Einzelne und das Volk“ zum zweiten Mal mit Hoffmann-Krayers Thesen kritisch auseinandersetzt-

¹⁶² Martin Scharfe: Schlangenhaut am Wege, S. 316.

¹⁶³ Ebd. S. 315.

te¹⁶⁴, leitete er diesen mit Zitaten von Heinrich Heine und Wilhelm Heinrich Riehl ein, in denen es um Wahrnehmungen des Unterschiedes zwischen den Gebildeten und den einfachen Menschen aus dem Volk ging. Strack wollte damit auf „die große Verschiedenheit“ der beiden gesellschaftlichen Gruppen in „ihrer ganzen geistigen Art“¹⁶⁵ hinweisen. In diesem Aufsatz zitierte er aus Heines Reisebildern über Norderney eine Passage, in der von „Geistesniedrigkeit“ der Inselbewohner die Rede ist, die bei allen die gleichen Bedürfnisse, Erfahrungen und Gesinnungen hervorbrächte. Während die „gemeinschaftliche Unmittelbarkeit“ diese „Menschen so fest und genügsam“ zusammenhalte, so gab er Heines Meinung wieder, lebten die Gebildeten „im Grunde geistig einsam; durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte besondere Lektüre“ habe jeder von ihnen „eine verschiedene Charakterrichtung empfangen“¹⁶⁶. Die Erfahrung dieses mentalen Unterschiedes, die Heine bezeichnender Weise auf die Erziehung zurückführte, ist für Strack ein „Urphänomen, von dem der Volksforscher auszugehen hat, wenn er Verständnis für die Erscheinungen des Volkslebens gewinnen will“. Denn, so fährt er fort, jeder „Gebildete, der heutzutage in bäuerliche Kreise kommt, wird ähnliche Beobachtungen machen wie Heine in Norderney“¹⁶⁷. Als zweiten Beleg für die Wahrnehmung dieses Unterschiedes wird der „treffliche Zeichner des deutschen *Bauern*, Heinrich Riehl“¹⁶⁸ zitiert, der den Menschen der „gebildeten Welt“, in der jeder „Einzelne seinen Stil“ habe, mit dem „Bauersmann“ kontrastiert, der „als Gruppe, als Gesamtheit des Standes“ existiere und wirke.¹⁶⁹ Mit diesen Zitaten läßt sich Stracks Interesse an den sozialen Gegensätzen zwischen den Gebildeten und den Bauern, das er in seinem Aufsatz „Volkskunde“ formuliert hatte, modifizieren. Die sozialen Gegensätze werden hier noch deutlicher auf mentale und kulturelle Unterschiede reduziert und zu anthropologischen Konstanten erklärt. Die als „Urphänomene“ bezeichneten Unterschiede werden zum methodologischen Paradigma vergleichender Volkskunde erhoben, von denen der Volksforscher auszugehen habe.

Die Darlegung der geistig-seelischen Unterschiede zwischen den Gebildeten und dem Volk ziehen sich wie ein roter Faden durch diesen Aufsatz Stracks. In einer vermeintlichen „Gleichförmigkeit seines Lebens und

¹⁶⁴ Vorher hatte sich Strack in einer ausführlichen Rezension mit Hoffmann-Krayers Thesen beschäftigt. Vgl. Adolf Strack: [Rezension zu] Eduard Hoffmann-Krayer: Die Volkskunde als Wissenschaft.

¹⁶⁵ Adolf Strack: Der Einzelne und das Volk, S. 64.

¹⁶⁶ Ebd. S. 64-65.

¹⁶⁷ Ebd. S.

¹⁶⁸ Ebd. S. 65 [Hervorhebung im Original].

¹⁶⁹ Ebd.

Denkens“, mit dem „Bild großer psychischer Gleichmäßigkeit“ wird „der Bauernstand als ein Stück Vergangenheit“ charakterisiert – gleichgesetzt mit Naturvölkern und Kindern. Das „kollektive Schaffen der Volksseele“ wird als Ausdruck der „früheren Entwicklungsstufen der Kulturvölker“¹⁷⁰ wahrgenommen. Diese früheren Entwicklungsstufen wurden stets in Abgrenzung zur eigenen psychischen und geistig-kulturellen Konstitution als etwas, das die Gebildeten überwunden hätten, gekennzeichnet. Ähnlich wie Mogk sprach auch Strack dem Bauern – als Synonym für das Volk – die Fähigkeit zur individuellen Geistesarbeit ab. Während Hoffmann-Krayer „von der individuellen Verschiedenheit“¹⁷¹ aller Menschen ausging, lehnte Strack dies kategorisch ab und sprach geradezu von der „Unmöglichkeit, die *Entstehung* gewisser Geisteserzeugnisse auf die Initiative Einzelner“ im Volk zurückführen zu können. Für ihn traten „individuelle Faktoren erst auf einer späteren Kulturstufe ein, auf der sich bereits reicheres individuelles Geistesleben entfaltet“¹⁷² habe. Stracks Bemühen, einen Abstand zwischen einer früheren Entwicklungsstufe, auf dem das Volk stehen geblieben sei, und einer der eigenen Schicht zugeordneten späteren und somit moderneren Kulturstufe fixieren zu wollen, ist in seinen Ausführungen unverkennbar. Diese Intention zeigt sich auch in seiner weiteren Argumentation, wenn er den Abstand – mit Verweis auf naturwissenschaftliche Verfahren – als methodische Voraussetzung für die „Erkenntnis von Gesetzen“ im „organisch gestalteten Gemeinschaftsleben“ des Volkes erklärt. Und diese Voraussetzung sah er dadurch erfüllt, indem er meinte, das Geistesleben des Volkes liege „unserer individualisierten Geistesart fern genug, um uns eine Höhe des Standpunktes zu ermöglichen, die uns Gleichartigkeit erkennen läßt“¹⁷³. Der Abstand wird somit als heuristisch notwendige Distanz gerechtfertigt. Wenn jedoch ein Abstand volkscundliches Erkennen voraussetzen soll, dann wird mit dem erkenntnistheoretischen Argument auch indirekt die volkscundliche Klage über die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk relativiert, wenn nicht gar positiv gewendet.

Der entstandene Eindruck, auch Stracks Argumentationen prägten oszillierende Züge, verstärkt sich noch, wenn man seine evolutionistische Herleitung des individuellen Geisteslebens aus dem Volksleben hinzuzieht. Das individuelle Geistesleben sei – so Strack – „durch den Prozeß der sozialen Differenzierung“ entstanden, den er weiter beschreibt als eine „geschichtlich in allmählichem Wandel sich vollziehende immer stärkere Dif-

¹⁷⁰ Ebd. S. 65-67.

¹⁷¹ Eduard Hoffmann-Krayer: Die Volkskunde als Wissenschaft, S. 20-21. Für Hoffmann-Krayer tritt Individualität „schon beim primitivsten Menschen in Funktion“. Ebd.

¹⁷² Adolf Strack: Der Einzelne und das Volk, S. 68-69 [Hervorhebung im Original].

¹⁷³ Ebd. S. 71.

ferenzierung in verschiedene Volkskreise bis zu der dünnen Schicht höchster moderner Bildung“¹⁷⁴. Damit verwies er zwar auf den sozialen Aspekt der geistig-kulturellen Weiterentwicklung, aber zugleich auch darauf, wer an der Spitze der späteren Kulturstufe stehen sollte: Die eigene kleine Schicht der Gelehrten bildete sowohl den kulturellen als auch den sozialen Zenit dieser Differenzierung. Und daß die „Höhe des Standpunktes“ nicht nur erkenntnistheoretisch begründet war, zeigte sich in der folgenden Argumentation. Denn obwohl sich Strack an gleicher Stelle gegen die Verwendung des Begriffes „vulgus“ aussprach, um damit einer „geringen Wertung des Volkes und einer Überschätzung des Einzelnen“ entgegenzutreten, so kritisierte er zugleich die Nichtbeachtung der Unterschiede zwischen den Gebildeten und dem Volk in der wissenschaftlichen Volkskunde: „Das stark individualisierte Geistesleben des Kreises, in dem man sich selbst bewegt, wird mehr oder weniger übertragen auf das Leben des Volkes. Der Unterschied zwischen beiden Kreisen, den ich zu Anfang skizzierte, wird nicht beachtet.“¹⁷⁵ Einerseits plädierte er also für die Aufwertung des Volkes und für eine Vermittlung zwischen der bildungsbürgerlichen Welt und dem Volksleben, andererseits wollte er aber die Unterschiede zwischen beiden Kreisen gewahrt wissen. An dieser Argumentation wird überaus deutlich, daß für Strack die Aufwertung des Volkes nicht gleichbedeutend mit der Aufhebung von soziokulturellen Unterschieden war.

In Stracks Forderung, man müsse in der volkskundlichen Forschung einen Unterschied zwischen individuellem und nicht-individuellem Geistesleben berücksichtigen, schwingt spürbar eine Abwehrhaltung mit. Diese beobachtete Abwehrhaltung führt zu der Frage: Sollte diese von ihm benannte spätere Kulturstufe deshalb vom Volksleben abgegrenzt werden, um sie als ausschließliche Domäne der Gebildeten deklarieren und reklamieren zu können? Für diese Vermutung spricht nicht zuletzt die Vehemenz, mit der er Interpretationen, im Volk gäbe es der eigenen Kulturstufe vergleichbare Individualitäten oder geniale Menschen, gegenübertrat. So kritisierte er Karl Reuschels „Volkskundliche Streifzüge“, weil dieser darin John Meiers Volksliedtheorie, die „den Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung aufhebt“, gefolgt sei und somit die Entstehung des Volksliedes mit der Entstehung der Kunstpoesie gleichgesetzt habe. Dazu stellte er fest: „Diesen Vorgang auf eine Zeit zu übertragen, die die hervorgehobenen Bildungsunterschiede noch nicht kannte, scheint mir ungeschichtlich; und wenn man modern-individualistisches Geistesleben und die Art

¹⁷⁴ Ebd. S. 72-73. Den Begriff der „sozialen Differenzierung“ verwendete er hier mit Hinweis auf Georg Simmels Staats- und sozialwissenschaftliche Forschung. Darin zeigt sich, daß die zeitgenössische sozialwissenschaftliche Literatur, entgegen weitverbreiteter fachgeschichtlicher Meinung, durchaus rezipiert wurde.

¹⁷⁵ Ebd. S. 74-75.

seiner Betätigung in den breiten Schichten des Volkes sucht, die heute noch Träger der Volkssitte und des Volksliedes sind, so widerspricht das eben den Tatsachen.“¹⁷⁶ Für Strack war es demnach nicht nur eine ausgemachte Tatsache, daß es individuelle geistige Leistungen im Volk nicht gebe, sondern er war auch entschieden dagegen, im Volk danach zu suchen. Stand hinter dieser apodiktischen Ablehnung möglicherweise die Befürchtung, man könnte eine der eigenen gebildeten Schicht entsprechende Kulturleistung doch im Volk antreffen? Mit einem Nachweis adäquater Leistungen im Volk hätte man das „modern-individualistische Geistesleben“ jedoch nicht mehr als exklusives Merkmal der eigenen, höher gebildeten Schicht reklamieren können.

Die hinter Stracks Aussagen zu vermutenden bildungsbürgerlichen Abgrenzungsbedürfnisse zeigen sich auch in seiner widersprüchlichen Argumentation über die Rückdatierung von Bildungsunterschieden, die bei ihm offensichtlich mit der unterschiedlichen Bewertung von Kulturleistungen korrespondierten. Denn während er bei Reuschel eine Rückdatierung der Bildungsunterschiede als Geschichtsklitterung kritisierte, so übertrug er an gleicher Stelle – in Anlehnung an Jacob Grimm – den romantischen „Begriff des dichtenden Volksgeistes“¹⁷⁷ auf seine Zeit, und damit auf eine Zeit, in der die Bildungsunterschiede eine eminent wichtige Funktion hatten. Dies scheint Strack weder als „ungeschichtlich“ noch als Widerspruch empfunden zu haben. Fraglich bleibt allerdings, ob es in Stracks Ablehnung derjenigen Volksliedforscher, die romantische Vorstellungen von der dichtenden Volksseele als überholt ansahen, ausschließlich um eine Wiederbelebung der Romantik¹⁷⁸ ging. Wenn er beispielsweise die neuen, nach individuellen Ursprüngen des Volksliedes forschenden Ansätze als „modernen Brauch“ abwertete oder es als „Absurdität“ diffamierte, wenn man „von der Vorstellung ausging, zwei, drei oder mehr Leute hätten sich jedesmal in der Absicht zusammengefunden, ein Lied zu dichten, wie das wohl in den oberen Schichten ab und zu geschieht“¹⁷⁹, dann wird in diesen Äußerungen doch eher die starke Abwehr gegenüber Vorstellungen, im Volk gebe es ein der eigenen Schicht vergleichbares geistig-kreatives Potential, überaus deutlich. Die neo- und agrarromantischen Züge in Stracks Entwürfen zur Volkskunde scheinen in nicht geringem Maße mit seiner Abwehr von Ansätzen, die einen Unterschied zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk negierten, verknüpft zu sein.

¹⁷⁶ Adolf Strack: [Rezension zu] Karl Reuschel: Volkskundliche Streifzüge, S. 74.

¹⁷⁷ Ebd. S. 72.

¹⁷⁸ Vgl. dazu Siegfried Becker: Volkskundliche Forschung in Hessen; hier bes. S. 44.

¹⁷⁹ Adolf Strack: [Rezension zu] Karl Reuschel: Volkskundliche Streifzüge, S. 72 u. S. 75.

Diese Abwehrhaltung kennzeichnete auch Stracks Suche nach einem Spezifikum der Volksdichtung, die in auffallender Verbindung mit der Suche nach und dem Festhalten von Bildungsunterschieden auftrat. So wie sich seiner Meinung nach unterschiedliche „Lebens- und Bildungskreise“ gegenüberstanden, so sei auch die Entstehung der „Volks- und Kunstpoesie“ voneinander zu trennen. Die Bedeutung, die er hier der wissenschaftlichen Volkskunde für die Analyse dieser Unterschiede zuschreibt, zielen mehr auf eine Beibehaltung der Unterschiede, denn auf ihre Aufhebung ab. Dies wird beispielsweise in seiner Erklärung über die Entstehung der Volksdichtung deutlich: Deren „Wurzel ist das unbewußte Leben der Masse und nicht das bewußte eigenartige Geistesleben einzelner Individuen“. Und er fährt danach fort: „Unbewußtes individualitätsloses Geistesleben ist beim einzelnen Menschen so gut wie bei ganzen Völkern und schließlich der Menschheit überhaupt die Vorstufe zur Entwicklung des Individuums mit seiner Eigenart und schöpferischen Begabung. Gerade die Volkskunde soll uns diese Entwicklung begreifen lehren.“¹⁸⁰ Die Volkskunde sollte sich demnach auf eine Stufe unterhalb der eigenen bildungsbürgerlichen Kultur konzentrieren, um – so könnte man den Strackschen Gedankengang fortführen – diese als Vorstufe definieren und abgrenzen zu können. Anders ausgedrückt: Volkskunde wird somit die Aufgabe zugewiesen, mit der Erforschung der Volkskultur eine geschichtlich überwundene Entwicklung der eigenen Kultur zu dokumentieren. Die akribische Suche nach dem geistig-seelischen Unterschied zwischen den Gebildeten und dem Volk respektive den Natur- und Kulturmenschen lief so auf eine bildungsbürgerliche Vergewisserung des eigenen geistig-kulturellen Fortschritts hinaus.

Auf diese vermutete Vergewisserung deutet eine weitere Rezension Stracks hin. An Paul Wilutzkys „Vorgeschichte des Rechts“ kritisierte er des Autors Suche nach „vorgeschichtlichen genialen Menschen“ und stellte dazu fest: „Das Genie ist ohne scharf umrissene Individualität für uns nicht denkbar; noch mehr als das Individuum ist es ein später Kulturbegriff.“¹⁸¹ Auch in diesen Äußerungen ist eine Abwehrhaltung gegenüber Vorstellungen, die die Superiorität der Intellektuellen in Frage stellen könnten, evident. Es sei „undenkbar“, daß Menschen außerhalb des eigenen Bildungs- und Kulturkreises vergleichbare geistige Leistungen oder gar Genialität entwickeln könnten. Lag es nun wirklich außerhalb des Vorstellungsvermögens, daß es geniale Menschen jenseits der eigenen Kulturstandards gab, oder wollte, ja durfte man es sich nicht vorstellen? Was hätte es bedeutet, wenn man diese Vorstellung zugelassen und die geistigen Zeugnisse des

¹⁸⁰ Ebd. S. 73.

¹⁸¹ Adolf Strack: [Rezension zu] Paul Wilutzky: Vorgeschichte des Rechts, S. 182.

ungebildeten Volkes als etwas der eigenen Kultur Vergleichbares oder gar Ebenbürdiges akzeptiert hätte? Die postulierte Komparatistik der Volkskundler stieß offensichtlich an Grenzen, wenn sie Parallelen zwischen der Volkskultur und der bildungsbürgerlichen Kultur aufzeigte.¹⁸² Denn das Unvorstellbare hatte nicht nur die zeitliche Dimension – des früher oder später –, sondern nicht zuletzt auch eine soziale, die sich in der hierarchischen Struktur der wilhelminischen Gesellschaft spiegelte. Die Anerkennung eines ‚früheren‘ Kulturbegriffs, ob in der Geschichte der Volkskultur oder seinerzeit im Volk, als gleichwertigen, implizierte ja die Relativierung, wenn nicht gar die Entwertung des späteren und damit des superioren Kulturbegriffs, von dem die ‚alte‘ Bildungselite Prestige und Status ableitete. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß die Berufung auf individuelle Leistungen geradezu basal für die Emanzipation des Bürgertums und die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft war, ist das volkskundliche Bemühen um die Negation der genuin bürgerlichen Werte im sogenannten einfachen Volk überaus auffallend. Aus politischer Perspektive ist dieses Bemühen eindeutig antidemokratisch zu nennen, aus psychohistorischer Perspektive ergibt sich ein differenzierteres Bild.

Freilich soll hier nicht behauptet werden, daß die Volkskundler – Pars pro toto für die Angehörigen der ‚alten‘ Bildungselite – primär einen Verlust der geistig-kulturellen Überlegenheit gegenüber dem ungebildeten Volk befürchtet hätten. Vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund des wilhelminischen Kaiserreiches, der weitgehend von naturwissenschaftlich-technischen Errungenschaften geprägt war, steht vielmehr ein Unterlegenheitsgefühl der ‚alten‘ Bildungselite gegenüber den aufsteigenden akademischen und ökonomischen Berufsgruppen zu vermuten, die auch ohne neuhumanistische Bildung und Kultur reüssierten. Möglicherweise bestand aber ein dialektischer Zusammenhang zwischen den im Kaiserreich als herausgehobene geistige Leistungen nationaler Kultur gefeierten naturwissenschaftlich-technischen Fortschritten, die mit einem sozialen und kulturellen Bedeutungsverlust der ‚alten‘ Bildungselite korrespondierten und dem volkskundlichen Bemühen philologischer Provenienz, geistige Fortschritte im Volk, die dessen Annäherung an die bildungsbürgerliche Kultur indizierte, abzuwehren. Denn obwohl sich bei Strack auch eine romantisierende Sicht auf das Volk zeigte, er von fließenden Grenzen zwischen den Gebildeten und dem Volk sprach und sich bemühte, die Volkskultur aufzuwerten, so schwang jedoch in der Aufwertung des Volkslebens ebenso deutlich

¹⁸² Der kulturvergleichende Blick, den Kaschuba im Hinblick auf eine Eurozentrik problematisiert, erweist sich fachgeschichtlich auch in ethnozentrischen Implikationen im soziokulturellen Binnenverhältnis. Vgl. Wolfgang Kaschuba: Kulturalismus; hier bes. S. 35-36.

eine abgrenzende Tendenz mit, deren Bedeutung vielschichtiger zu sein scheint. Kurz gesagt: die evidenten Abgrenzungsbemühungen lassen sich nicht auf einen simplen Nenner bringen, der etwa lautete: Volkskundler versuchten sich durch die Verwissenschaftlichung der Volkskultur vom ungebildeten Volk abzugrenzen, um als Angehörige der ‚alten‘ Bildungselite Prestigeverluste und Entfremdungserfahrungen zu kompensieren. Am Beispiel eines weiteren Philologen, der sich ebenfalls am volkskundlichen Diskurs über die Frage eines geistig-seelischen Unterschiedes zwischen den Gebildeten und dem Volk respektive am Diskurs über den Unterschied zwischen Natur- und Kulturmensch beteiligte, lassen sich weitere Bedeutungsebenen der volkskundlichen Distanzierung erschließen.

Der um die Jahrhundertwende in Würzburg lehrende Privatdozent der neueren deutschen Literaturwissenschaft, Robert Petsch, hatte sich in seinem Vortrag „Volksdichtung und volkstümliches Denken“¹⁸³ bereits einige Jahre vor Mogks Entwurf vom Doppelmenschen mit der Differenzierung zwischen Kultur- und Naturmensch beschäftigt.¹⁸⁴ Auch in Petschs Aufsatz korrelierte der Unterschied zwischen Natur- und Kulturmensch mit einem Gegensatz zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk. Die Grenzen zwischen dem Bauern – der für ihn ein „Mensch auf primitiver Bildungsstufe“¹⁸⁵ war – und dem Gebildeten erklärte Petsch zunächst zum erkenntnistheoretischen Problem: „Die Grenzen verfließen, alle Scheidungen haben nur relativen, vornehmlich heuristischen Wert.“¹⁸⁶ Danach widmete er sich jedoch ausführlich der Frage: „Gibt es einen durchgreifenden Unterschied im seelischen Leben des Volkes und der Gebildeten, wobei wir vorläufig, um die fließenden Grenzen nicht berücksichtigen zu müssen, extreme Fälle, wie den Naturmenschen und den Vertreter höchster Intelligenz ins Auge fassen wollen?“¹⁸⁷ Bei dieser Fragestellung wird deutlich, ihm ging es nicht mehr – wie es etwa noch bei Strack anklang – um eine romanisierende Suche nach dem idealisierten Volksgeist oder der Volksseele,

¹⁸³ Den Vortrag hielt Petsch am 28. September 1903 in der Sitzung der V. Abteilung (Volkskunde) in der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt. Unter dem Titel „Volksdichtung und volkstümliche Denkweise“ erschien er 1904 im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins. Vgl. [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung [1903], S. 160-169. In erweiterter Form und mit leicht abgeändertem Titel wurde der Vortrag in den Hessischen Blättern abgedruckt. Vgl. Robert Petsch: Volksdichtung und volkstümliches Denken. Zitiert wird hier nach der erweiterten Fassung in den Hessischen Blättern.

¹⁸⁴ Und viele Gedanken dieses Vortrages finden sich in Mogks programmatischem Aufsatz „Wesen und Aufgaben der Volkskunde“ von 1907 erneut formuliert – auffälligerweise ohne Hinweis auf Petsch. Vgl. Eugen Mogk: Wesen und Aufgaben.

¹⁸⁵ Robert Petsch: Volksdichtung, S. 194.

¹⁸⁶ Ebd. S. 196.

¹⁸⁷ Ebd. S. 196.

sondern hier werden die Grenzen bewußt als methodisches Verfahren eingesetzt und es wird eine ideell-typisch übersteigerte¹⁸⁸ Unterscheidung zum Zwecke der Erkenntnisgewinnung vorgenommen. Der Literaturwissenschaftler Petsch, der sich wie der ebenso in Würzburg lehrende Germanist Oskar Brenner in der V. Abteilung (Volkskunde) des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine engagierte¹⁸⁹, distanzierte sich auch gleich zu Beginn seines Vortrages explizit von der romantisierenden Volkskunde: „Die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde, wie der germanischen Philologie führen uns in das Zeitalter der Romantik zurück. Kein Wunder, daß wir, die wir von dem 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der entwicklungsgeschichtlichen und der beschreibenden Naturforschung herkommen, auf beiden Gebieten gegen manche Unklarheit und Schiefheit der Auffassung ankämpfen müssen, die wir aus jener dämmerhaften Zeit mit herübergenommen haben.“¹⁹⁰ Petsch rechnete sich also einer neuen Wissenschaftlergeneration zu, die mit der Orientierung an die Naturwissenschaften methodisches Neuland suchte¹⁹¹, denn, so führte er weiter aus, „manches Problem, das den vergangenen Generationen kaum als solches aufgestoßen“ sei, müsse „jetzt von neuem ins Auge gefaßt und ernsthaft geprüft werden“¹⁹². Worauf lief nun diese neue Überprüfung hinaus?

Sein Interesse war es, das „Charakteristikum der Volkspoesie“ neu zu bestimmen, was für ihn eng mit der Frage „nach der volkstümlichen Denkweise“¹⁹³ verknüpft war. Wenngleich er „eine wirklich scharfe Grenze

¹⁸⁸ Zum Begriff der „ideell-typischen Steigerung“ nach Ferdinand Tönnies im Unterschied zu den „Idealtypen“ von Max Weber vgl. Harm-Peer Zimmermann: *Sitte und Konvention*, S. 73-74.

¹⁸⁹ In der seinem Vortrag vorausgehenden Sitzung setzte er sich beispielsweise für eine selbständige Gestaltung der volkskundlichen Abteilung im Gesamtverein ein. Vgl. [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung [1903], S. 159.

¹⁹⁰ Robert Petsch: *Volksdichtung*, S. 192. Daß Strack als Redakteur diesen Aufsatz in die Hessischen Blätter aufnahm, obwohl Petsch darin eine gegensätzliche Meinung vertrat, zeugt von seiner Offenheit gegenüber anderen Ansätzen.

¹⁹¹ Dafür sprach auch seine Orientierung an der neueren deutschen Literaturwissenschaft. Nach Lehrtätigkeiten in Heidelberg, Liverpool und Posen übernahm er ab 1919 zunächst als Extraordinarius dann als Ordinarius den Lehrstuhl für neuere deutsche Literaturgeschichte in Hamburg. Vgl. Fritz Martini (Hg.): *Vom Geist der Dichtung*. Vgl. dazu auch Klaus Weimar: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, S. 429-442.

¹⁹² Robert Petsch: *Volksdichtung*, S. 193. In der V. Abteilung hatte sich im gleichen Tenor zuvor auch Brenner geäußert: „Man lernt mehr nüchtern zu arbeiten. Wir bewundern noch an Uhlands schönen Sagendeutungen, an Rud[olf] Hildebrands Kinderliedererklärungen die poetische Gestaltungskraft, aber wir glauben ihnen nicht mehr wie früher.“ Oskar Brenner: *Aufgaben der Volkskunde*, S. 45.

¹⁹³ Robert Petsch: *Volksdichtung*, S. 196. In der oben zitierten Gedenkschrift von Martini wird zudem mitgeteilt, daß Petschs Interesse an der Volkspoesie mehr der Wei-

gegen die „Kunstpoesie“ ablehnte und ähnlich wie Hoffmann-Krayer meinte, auch der Mensch im Volk strebe nach einer „Äußerung seiner Individualität“, so war er dennoch bemüht, Unterscheidungsmerkmale zwischen den Gebildeten und dem Volk darzulegen. Den Unterschied zwischen Kultur- und Naturmensch diskutierte Petsch, indem er „beide im Zustande des Affekts“ verglich. Weniger in der Gegenüberstellung, als vielmehr in der Begrifflichkeit, mit der er eine unterschiedliche Affektregulierung beschrieb, zeigt sich seine parteiliche Wertung.

Der Naturmensch wurde als „der Wilde“ bezeichnet, der verliere „im Zorn alle Herrschaft über sich, sein ganzer Körper spiegelt seine Erregung wieder und er vollbringt in der Aufregung Taten, die er später bitter bereut“. Dem als triebgeleiteten Naturmenschen beschriebenen Bauern wurde nun „der wahrhaft Gebildete“ gegenübergestellt. Dieser „weiß sich von vornherein zu zügeln und auch bei einer Veranlassung zur höchsten Aufregung ein gewisses Maß innezuhalten. Bei jenem kommt die *Überlegung* zu spät, bei diesem übt sie schon während der Erregung ihre hemmende Gewalt“¹⁹⁴ aus. „Das ist der entscheidende Punkt“, betonte Petsch und meinte dazu, „nicht umsonst denken wir bei der Bezeichnung eines ‚gebildeten Menschen‘ vorzugsweise an geistige Bildung; ihr Wert besteht nicht in der aufgehäuften Menge von Kenntnissen, sondern in der bei ihrer Erwerbung nebenher erlangten Beweglichkeit des Geistes, in der seelischen Gymnastik; der zum ‚Denken‘ erzogene Mensch gewöhnt sich daran, bei allen Bewußtseinsvorgängen seine Vorstellungen spielen zu lassen; da herrscht z.B. im Zustande zorniger Erregung nicht die Gefühlsseite des Affekts vor, die durch leidenschaftlich bewegten Willen hindurch zu bedauernswerten Taten führt“¹⁹⁵. Während beim Naturmenschen „das Gedächtnis, durch das Gefühl tyrannisiert, auf dem Wege der Assoziation lauter solche Erinnerungen (z.B. an früher erlittene Beleidigungen) herbeischafft, durch die der Affekt noch anschwellen muß“, werden beim Kulturmenschen „auf Grund angesammelter Erfahrungen hemmende Vorstellungen über verderbliche Folgen der Leidenschaft, über die zu bewahrende eigene Würde ausgelöst, und durch dies stärkere Hervortreten der intellektuellen Seite wird die freie Entfaltung des Affekts so weit unterbunden, daß die sich ergebende Handlungsweise vor dem nachprüfenden Verstande allenfalls stand halten kann“¹⁹⁶. In dieser Gegenüberstellung wird die weniger positive Bewertung des Naturmenschen überaus deutlich. Der Kulturmensch wisse dank seiner Erziehung und Bildung seine Affekte durch Reflexion zu regulieren, was

terentwicklung der Literaturwissenschaft denn der Volkskunde galt. Vgl. Paul Böckmann: Die Lehre von Wesen und Formen, S. 18.

¹⁹⁴ Robert Petsch: Volksdichtung, S. 196 [Hervorhebung im Original].

¹⁹⁵ Ebd. S. 196-197.

¹⁹⁶ Ebd. S. 197.

ihn zu rationaler Steuerung und vorausschauender Handlungsweise befähigt. Im Gegensatz dazu wird der gemeine Mann respektive der Bauer durch die ihm zugewiesene affektive Zügellosigkeit und Triebhaftigkeit zum unberechenbaren Wilden erklärt. Der Naturmensch wird nicht nur dadurch diskreditiert, daß man ihm Eigenschaften zuweist, die man in der Welt der Kulturmenschen negativ konnotierte, ihm werden auch zugleich rationale und soziale Kompetenzdefizite zugeschrieben.¹⁹⁷ Auch wenn Petsch sich an gleicher Stelle bewundernd über das Volk äußerte, so lief der Vergleich doch letztlich auf den Nachweis einer Überlegenheit des Kulturmenschen hinaus.

Die Anklänge an Mogks späteren Entwurf vom Doppelmenschen sind unverkennbar. Bereits Petsch beschrieb den Naturmenschen als einen Menschen, der in erster Linie fühlt und nicht denkt. Allerdings wich Petsch in seiner Erklärung der Ursachen, die zu vermeintlich geistig-seelischen Unterschieden zwischen Kultur- und Naturmenschen führten, von Mogk ab. Während Mogk neben Bildung auch das Leben und Arbeiten in der Natur als Einflußfaktor auf die geistig-mentale Konstitution der ländlichen Bevölkerung gewichtete, spielte der Natureinfluß in Petschs Erklärung keine Rolle. Als vorrangiges Kriterium, durch welches sich der Naturmensch vom Naturmenschen unterscheidet und welches die unterschiedliche Fähigkeit der Affektregulierung bestimmt, verwies er auf einen Mangel an Bildung und Kultur. „Je niedriger der Mensch in seiner Kultur steht, um so einfacher, gradliniger verläuft sein seelisches Leben, um so stärker tritt vor allem die Gefühlsseite in seinen Bewußtseinsvorgängen hervor; je höher seine Bildung steigt, um so reicher, mannigfaltiger, komplizierter wird sein Innenleben, umsomehr wird der Intellekt zur führenden Macht, der das Gefühl in seiner vollen Entfaltung hemmt und dem Willen die Wege weist.“¹⁹⁸ Der Unterschied zwischen „volkstümlicher Denkweise“ und dem Denken der Gebildeten lag – so könnte man den Satz interpretieren – im bildungsbedingten ‚Gefühlshaushalt‘. In Petschs Definition wird die Macht des Verstandes zur Antithese einer Macht der Gefühle erklärt. Und in der Volkspoeseie kämen die Gefühle zum Ausdruck. So schrieb er: Alles „was einen starken, sinnlichen Eindruck hinterlassen und dadurch die Phantasie-

¹⁹⁷ Dafür sprechen Äußerungen wie, der „gemeine Mann“ könne nicht differenziert mit seinen Problemen umgehen, denn „dazu reicht seine geistige Fähigkeit, vor allem sein positives Wissen, seine Erfahrung nicht aus“. Ebd. S. 200. Oder wenn er sich lobend über die Fähigkeit des Volkes, einer „durch Jahrhunderte hindurch“ authentischer Überlieferung der Volkspoeseie, mit den Worten äußert: „Unsere Bewunderung aber steigert sich bedeutend, wenn wir einmal beobachtet haben, wie sich das Volk beim Arzt oder beim Richter verhält, wenn es eine objektive Darstellung eines Tatbestandes geben soll. Welche Hilflosigkeit, welche Weitschweifigkeit und Unfähigkeit, ‚bei der Sache‘ zu bleiben!“ Ebd. S. 206.

¹⁹⁸ Ebd. S. 197.

tätigkeit erregt hat, wird in der Volkspoesie verwandt oder kann doch verwandt werden“¹⁹⁹.

Die bereits mehrfach festgestellte oszillierende Spannung des volkskundlichen Diskurses zeichnete auch Petschs Unterscheidung zwischen Kultur- und Naturmensch aus. Zum einen entsteht der Eindruck, beispielsweise durch Äußerungen wie „es besteht zwischen Kunst- und Volksdichtung eigentlich kein so großer Unterschied“ oder „der Kulturmensch benimmt sich im Großen und Ganzen ähnlich [wie der Naturmensch, A.B.]“²⁰⁰, als ob er die ‚Grenzziehung‘ doch stärker als Strack hinterfragen wollte. Zum anderen zeichnet sich nicht nur in den jeweils zugeschriebenen, die Unterschiede charakterisierenden Eigenschaften ein Bemühen ab, die Grenze zwischen Natur- und Kulturmenschen ebenfalls manifestieren zu wollen. Offenkundig wird dieses Abgrenzungsbemühen in seiner Definition des Begriffes Volk: „Wir können also nur sagen, daß wir unter dem ‚Volk‘ die große Masse derjenigen verstehen, deren Innenleben im großen und ganzen heftige Gefühlsregungen und lebhaftige Phantasietätigkeit aufweist, wo im Reiche der Bildung logisches Denken vorherrscht oder vorherrschen sollte.“²⁰¹ Mit dieser Definition wird auf eine Grenze zwischen dem durch Bildung definierten Reich der Kulturmenschen und der Welt der ‚ungebildeten‘ Masse verwiesen, die durchaus ihre Entsprechung in den soziokulturellen Antagonismen der wilhelminischen Gesellschaft hatte. Allerdings scheint diese Grenze in Fluß geraten oder aber man war sich ihrer nicht mehr ganz sicher.

Auf die vermutete Verunsicherung verweist nicht nur das im Optativ beschriebene „Reich der Bildung“. Auch Petschs Erkenntnisinteresse scheint durch ein Bedürfnis nach Vergewisserung motiviert gewesen zu sein, wenn er im letzten Satz seines Aufsatzes resümierend feststellt: „Für jede Nation, für jeden Stamm, aber auch für jedes Zeitalter verschiebt sich die ohnehin schon fließende Grenze zwischen Volks- und Kunstpoesie, und wir müssen froh sein, so viel erkennen zu dürfen, daß zwischen beiden im letzten Grunde jene Unterschiede bestehen, die durch die mechanisch-sinnliche Denkweise des gemeinen Mannes und die willkürlich-abstrahierende des gebildeten Menschen bestimmt sind.“²⁰² Diese Gegen-

¹⁹⁹ Ebd. S. 199. Auffällig an Petschs Erklärung ist zudem, daß er die technische Moderne als Ursache für volkspoetische Gefühlsregungen ausdrücklich einschloß. „So wäre es nicht unmöglich“, stellte er fest, „daß die Eisenbahn in unsere Märchen eindringe, ebenso wie in das Volkslied von der Selbstmörderin, die sich auf die Schienen wirft.“ Ebd. Dies läßt vermuten, Petsch sah die Volkskultur nicht durch die Moderne zerstört, sondern lediglich modifiziert.

²⁰⁰ Ebd. S. 199 und S. 204.

²⁰¹ Ebd. S. 199.

²⁰² Ebd. S. 211. Petsch entwarf diese Definition offensichtlich in Anlehnung an Alfred Vierkandts Theorie über die Natur- und Kulturvölker (1896), auf die er in seinem

überstellung läßt den Schluß zu: Bevor die „ohnehin schon fließende Grenze“ zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk gar nicht mehr auszumachen war, sollte offensichtlich nach Unterschieden gesucht werden, die nur noch in unterschiedlichen Denkstrukturen manifest seien. Die Suche nach einer binären Denkstruktur, wurde zwar auf Bildungsunterschiede gestützt, die sozialen Gegensätze aber, die mit der bildungsbedingten Dichotomie korrespondierten, wurden dabei außer acht gelassen. Auch in Petschs Entwurf schien das proklamierte Ziel der Volkskundler, die Kluft zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk aufheben zu wollen, nicht nur auf sozialintegrative Absichten hinauszulaufen. Die akribische Suche nach Grenzen, die sich zu verschieben und zu zerfließen drohten – Petsch wies darauf hin, daß man froh sein müsse, sie noch zu erkennen –, deutete zumindest stärker auf ein eminentes Bedürfnis hin, sich dieser Grenzen zu vergewissern und weniger darauf, diese aufheben zu wollen. Obgleich sich Petsch von einer romantisierenden Volkskunde distanzierte, vertrat er einen vergleichbaren Standpunkt wie Strack. Denn auch Stracks Bemühen, dem Naturmenschen Eigenschaften des Kulturmenschen wie die Fähigkeit zu individueller geistiger Leistung sowie eine „individuelle Verschiedenheit“ abzusprechen, vermittelte nicht den Eindruck, als solle das Volk in die eigene bildungsbürgerliche Welt integriert oder gar auf die gleiche Stufe gehoben werden.

Diesen beobachteten evidenten Abgrenzungstendenzen ließen sich jedoch zahlreiche Aussagen gegenüber stellen, die zugleich auf das Gegenteil verweisen. Es wurde ebenso vehement von der Nähe zum Volk und von der Aufwertung des Volkslebens gesprochen, und nicht zuletzt wurde das volkstümliche Denken stets auch zum integralen Bestandteil des eigenen bildungsbürgerlichen Seins deklariert. Die Ambivalenzen, die in den Äußerungen der Volkskundler immer wieder offenkundig wurden, legen einerseits zwar einen Ideologieverdacht nahe. Im ideologiekritischen Sinne könnte man die in der Volkskunde propagierte Liebe zum Volk als Ausdruck einer soziokulturellen Strategie der ‚alten‘ Bildungselite, die damit versuchte, ihrem Bedeutungsverlust entgegenzuwirken, interpretieren. Die Annahme, daß die Aufwertung der Volkskultur mit einer Distinktionsstrategie der um kulturelle Vorherrschaft ringenden Bildungsbürger einherging, ist nicht von der Hand zu weisen. Allerdings sind die Ambivalenzen andererseits ebenso als Ausdruck von widersprüchlichen Befindlichkeiten der ‚alten‘ Bildungselite zu gewichten. Die Suche nach Grenzen der eige-

Aufsatz hinwies: „Ich darf wohl daran erinnern, daß Vierkandt den Grundunterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern in der Beschaffenheit und Herkunft der Willensakte sieht, die bei jenem triebartig-unwillkürlich erfolgen und im Grunde auf Assoziationsvorgängen beruhen, bei diesen reflektierend-willkürlich verlaufen und von Apperzeptionen geleitet werden.“ Ebd. S. 197.

nen Kultur sowie das Vorhaben, Gesetze des menschlichen Denkens aufstellen zu wollen, läßt sich ebenso als eine Art Suchbewegung interpretieren. Diese Suchbewegung wäre als dialektischer Prozeß aufzufassen, in dem die Suche nach einer verlorengegangenen oder ausgeschlossenen Seite der eigenen Kultur als notwendige Antithese für die Konstruktion einer ‚neuen‘ kulturellen Identität fungierte. Integration und Abgrenzung wären in diesem Prozeß als Koordinaten eines dialektischen Diskurses in der wissenschaftlichen Volkskunde im Kaiserreich anzusehen. In diesem Sinne diente die Integration der als rückständig definierten Volkskultur in die wissenschaftliche Sphäre der Aufwertung der eigenen – als krisenhaft empfundenen – Kultur. Mit der wissenschaftlichen Einverleibung der ‚vormoderne‘ Volkskultur konnte man den Vorwurf der bildungsaristokratischen Distanzierung zurückweisen und zugleich eine ‚moderne‘ kulturelle Erhabenheit demonstrieren.

3. Soziokulturelle Abwehrstrategien in den Konzepten wissenschaftlicher Volkskunde

Auf die soziale Bedeutung der Volkskunde wies Eugen Mogk in seinem Vortrag „Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart“ ausführlich hin. Die „Vertreter der Volkskunde“, postulierte er hier am Schluß, sähen „ihre kulturelle Aufgabe“ darin, „in den Kreisen der Gebildeten Verständnis für die Volksseele erwecken und verbreiten“ zu wollen, um „dadurch dem Volke die ihm Entfremdeten wieder“ zuzuführen und „durch Verfolgung dieses Zieles hoffen sie zur Lösung der sozialen Frage der Gegenwart beitragen zu können“²⁰³. Mit dieser Zielsetzung ernannten sich die Volkskundler zu interkulturellen Vermittlern zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk und versprachen damit, sozialintegrative Aufgaben zu übernehmen. Das soziokulturelle Leistungsangebot enthielt jedoch eine hierarchische Perspektive, die von nicht geringer Bedeutung war. Die Gebildeten könnten sich mittels Volkskunde dem Volk wieder annähern, Verständnis für das Volk entwickeln und dadurch, so wurde versprochen, würden sie vom Volk nicht mehr als Fremde wahrgenommen. Die Gebildeten sollten sich also dem Volk zuwenden, aber wurde auch eine Annäherung des Volkes an die Welt der Gebildeten, wie sie etwa in der Volksbildungsbewegung intendiert war, in Betracht gezogen? Eine Annäherung etwa durch Teilhabe des Volkes an höherer Bildung und Kultur und damit ein Partizipieren an den zentralen Säulen der bildungsbürgerlichen Welt schien nicht in der Absicht der Volkskundler zu liegen. Vielmehr verweisen zahlreiche Anhaltspunkte auf das Gegenteil. Und es spricht vie-

²⁰³ Eugen Mogk: Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 15.

les dafür, daß auf die wissenschaftliche Volkskunde im Kaiserreich in hohem Maße Friedrich Paulsens Feststellung, die soziale Frage sei eine Frage des Bildungszugangs²⁰⁴, zuzutreffen schien, wenn diese postulierte, zur Lösung der sozialen Frage beitragen zu wollen. Allerdings versuchte man in der Volkskunde diese Frage nicht im Sinne des liberalen Bildungshistorikers zu lösen. Es wurden nicht nur die Arbeiter, von deren hohem Bildungsbedürfnis man ausging, weitgehend ausgegrenzt, sondern die federführenden Volkskundler standen auch der Verbreitung von Bildung und Kultur im Volk ablehnend gegenüber.

Mogk brachte dies in seinem eingangs erwähnten Vortrag, in dem er ja die Lösung der sozialen Frage auf die Fahnen der Volkskunde schrieb, deutlich zum Ausdruck. Nachdem er darin die Erfolge der Sozialdemokraten auf die „Entfremdung der gebildeten Klasse vom Volke“ zurückführte, stellte er fest, die „Besten“ der Nation hätten diesen Zusammenhang „auch klar erkannt“ und suchten nun „wieder Fühlung mit dem Volk“²⁰⁵. Jedoch war er entschieden dagegen, sich dem Volk durch eine Bildungsexpansion nähern zu wollen, was er folgendermaßen begründete: „Auch viele Männer der Wissenschaft stellen sich in den Dienst dieser Bestrebungen. Aus ihnen heraus sind u.a. die populären Hochschulvorträge entstanden, durch die man sich dem Volke wieder zu nähern sucht. *Ich halte diese nicht für den richtigen Weg*, die Kluft zwischen dem Gebildeten und dem gemeinen Manne zu überbrücken. Ganz abgesehen davon, daß diese mehr der Unterschicht der Gebildeten als dem Manne aus dem Volk zu gute kommen und daß die große Menge wenig und lokal gar nicht davon berührt wird, ist es vor allem ein gewagtes Unternehmen, die breiten Schichten der Bevölkerung in die wissenschaftliche Sphäre hinaufziehen zu wollen, in der sich tatsächlich nur ein ganz verschwindend kleiner Teil wohl fühlt. Unser Volk will weniger Nahrung für den Geist als für das Gemüt. *Gerade der entgegengesetzte Weg ist daher einzuschlagen*, wenn wir wieder Fühlung mit dem Volke gewinnen wollen: wir dürfen es nicht in unsern Ideenkreis zu ziehen suchen, sondern wir müssen hinabsteigen in seine Ideenwelt und müssen es mit Verständnis für diese und aus dieser heraus erziehen.“²⁰⁶ Mogks Begründung spiegelt in mehrfacher Hinsicht die weitverbreiteten Ängste wieder, die Angehörige der ‚alten‘ Bildungselite vor einer Verbreitung von Bildung und Wissen im Volk und der damit verbundenen Annäherung der Massen an die bildungsbürgerliche Welt hatten. Zwar war die bildungselitäre Distanz zu den Massen, die Sorge vor ihrem Vordringen kein ausschließlich deutsches Phänomen, „aber in Deutschland“, so stellte

²⁰⁴ Vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts, Bd. 2, S. 684.

²⁰⁵ Eugen Mogk: Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 4.

²⁰⁶ Ebd. S. 4-5 [Hervorhebungen von A.B.].

Thomas Nipperdey fest, „wurde die Furcht vor der heraufziehenden Massengesellschaft geradezu eine Obsession, sie verstärkte die bildungsaristokratischen und exklusiven Züge, die Abneigung gegen alle Erweiterung egalitär demokratischer Rechte und Institutionen“²⁰⁷.

Diese obsessive Furcht, auf die Nipperdey hinweist, wird vor allem in den paradox anmutenden Argumentationen der Volkskundler immer wieder deutlich. Man beklagte einerseits die Kluft zwischen den Gebildeten und dem ‚ungebildeten‘ Volk, sprach sich aber zugleich gegen eine Annäherung des Volkes an die Ideenwelt der Bildungsbürger aus – darin läge ein Wagnis. Ähnlich wie Niebergall²⁰⁸ warnte auch Mogk, die Verbreitung von Wissen sei mit einem Risiko verbunden. Man suchte die Nähe zum Volk, wollte aber offensichtlich zugleich das Volk von der eigenen Sphäre ferngehalten wissen. Die Gebildeten sollten zum Volk hinabsteigen, das Volk aber sollte nicht aufsteigen in die Welt der Bildungsbürger. Die Protagonisten der wissenschaftlichen Volkskunde im Kaiserreich wollten die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk offensichtlich nicht durch Volksbildung – als deren Gegner hatte sich bereits Riehl ausgewiesen²⁰⁹ – schließen, sondern durch den entgegengesetzten Weg. Und dieser Weg war – so wurde bei Mogk deutlich – Volkskunde. Die als Erzieher der Nation geltenden Philologen plädierten zwar für Volkserziehung durch Volkskunde, die Erziehung des Volkes durch Volkskunde hieß aber offensichtlich, das Volk vor der Bildung, die maßgeblich das Leben und die Kultur der Bildungsbürger bestimmte, zu bewahren.

An seiner ablehnenden Meinung gegenüber einer Bildungsexpansion im Volk hielt Mogk auch noch vier Jahre später fest. In seinem programmatischen Entwurf über „Wesen und Aufgaben der Volkskunde“, mit dem er als Leiter des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde neue Maßstäbe setzen wollte, stellte er fest: „Die zunehmende Bildung, d.h. die logische Schulung des Verstandes, drängt die psychische Assoziation immer mehr zurück. Infolgedessen gewähren höher gebildete Völker und Stämme weniger Material zur Volkskunde als Völker niederer Kulturstufe. Unstreitig ist die allgemeine Bildung der ärgste Feind alles dessen, was wir als die Äußerungen der Volksseele in diesem Sinne aufzufassen pflegen.“²¹⁰ Die „allgemeine Bildung“, die im 19. Jahrhundert als Synonym für die neuhumanistische höhere Schulbildung und als das zentrale Kulturgut der ‚alten‘ Bildungselite galt, wird hier offensichtlich negativ bewertet, wenn sie sich im Volk ausbreite. Bildung zerstöre die Volksseele, die assoziative

²⁰⁷ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1, S. 818.

²⁰⁸ Vgl. Friedrich Niebergall: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter, S. 495.

²⁰⁹ Vgl. dazu Anita Bagus: Mit „Weiberbraten“ gegen „Emanzipationsgelüste“.

²¹⁰ Eugen Mogk: Wesen und Aufgaben der Volkskunde, S. 5.

Denkweise der Naturmenschen und damit ginge letztlich das volkskundliche Material verloren. Dächte man diese Argumentation weiter, dann ließe sich schlußfolgern, je mehr sich Bildung und Wissen im Volk verbreiten, je mehr müsse der Volkskundler um seinen Forschungsgegenstand bangen. Nicht die technische Modernisierung, so scheint es, sondern Bildung und Aufklärung und somit der geistige Fortschritt des Volkes wurde hier als der größere Feind alles dessen angesehen, was Volkskundler zum Gegenstand ihrer Wissenschaft erhoben.

Adolf Strack äußerte sich ähnlich besorgt. Es sei die „alte intellektualistische und individualistische Auffassungsweise des Rationalismus“, die „gerade in gelehrten Kreisen“ wieder auflebe, eine Gefahr für die neue Wissenschaft. „Denn“, so stellte er anschließend fest, „streng durchgeführt untergräbt sie aller Volkskunde den Boden“²¹¹. Die antiaufklärerische Haltung Stracks, die hier als Ausdruck einer Sorge um die Zukunft der Volkskunde erschien, zeigte sich an anderer Stelle noch deutlicher. Diese Position vertrat er auch in einem Bericht über den „Volkskunsttag in Darmstadt“, der 1904 vom „Rhein-Mainischen Verband für Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen“²¹² ausgerichtet wurde. Das Vorhaben des Verbandes, „die Künstlerkunst, die jetzt nur unsere oberste Bevölkerungsschicht kennt, den niederen Volksklassen zugänglich zu machen“, veranlaßte Strack, „einige volkskundliche Bemerkungen zu der Tagung“²¹³ in den Hessischen Blättern zu veröffentlichen. Seine Ausführungen über die Bestrebungen des Verbandes, dessen Name bereits auf die Volksbildungsbe-
wegung²¹⁴ verwies, fielen jedoch alles andere als positiv aus. Seinen Unmut hatte sich vor allem ein Mitglied der avantgardistischen Darmstädter Künstlerkolonie²¹⁵ mit seiner Forderung zugezogen. Es hatte nämlich für „Wanderausstellungen von Originalen selbst auf den Dörfern, mit erläuternden Vorträgen“ plädiert, um „dem Volk die moderne Kunst“²¹⁶ nahe zu

²¹¹ Adolf Strack: Der Einzelne und das Volk, S. 75.

²¹² A[dolf] S[track]: Volkskunsttag in Darmstadt, S.199-200.

²¹³ Ebd. S. 199.

²¹⁴ Vgl. dazu Andreas Kuntz: Das Museum als Volksbildungsstätte. Kuntz zählt den Verband zu den wichtigsten Verbänden der Volksbildungsbewegung. Er sei vor allem von Bedeutung, weil in ihm der Gedanke der Mitwirkung derer, auf die sich die Bildungsbestrebungen richteten, praktiziert wurde. Zudem stellt er über den Verband fest, „einmalig in der Geschichte der Volksbildungsbewegung ist die Beteiligung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und der Gewerkschaften“. Ebd. S. 20.

²¹⁵ Vor dem Hintergrund, daß die Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe in Darmstadt vom aufgeschlossenen Großherzog Ernst Ludwig initiiert und gefördert wurde, sprach Stracks ablehnende Haltung gegenüber dieser künstlerischen Moderne – die er auch an anderer Stelle wiederholte – nicht für eine regierungskonforme Position. Vgl. Eckhart G. Franz: Der Staat der Großherzöge, hier bes. S. 505-506.

²¹⁶ A[dolf] S[track]: Volkskunsttag in Darmstadt, S.199-200.

bringen.²¹⁷ Derartige Vorhaben hielt Strack auf dem Lande weder für möglich noch für nötig. Seine Gegenargumente, die denen Mogks gleichen, geben hinreichend Aufschluß über seine ablehnende Haltung gegenüber Bestrebungen zur Verbreitung von Bildung und Kultur im Volk.

Als Volkskundler warf er den Tagungsteilnehmern zunächst mangelnde Kenntnisse über das Volk vor. Der ‚Experte‘ für Volkskultur wertete der Bauern „eigenartiges Kunstleben“ auf, indem er meinte, es könne „in vieler Beziehung“ den „Gebildeten vorbildlich sein“. Nicht die Bauern, sondern die „höheren Volkskreise“ bedürften der „künstlerischen Erziehung“. Seiner Meinung nach „sollte sich die Tätigkeit des Verbandes hauptsächlich auf diejenigen Kreise erstrecken, bei denen ein Bedürfnis nach Kenntnis der Künstlerkunst vorhanden ist, also vielleicht auf bürgerliche und Arbeiterkreise, aber jedenfalls nicht auf den Bauernstand“²¹⁸. Während er den Arbeitern ein Bedürfnis nach Kenntnis der bürgerlicher Kultur zugestand, sprach er den Bauern dieses Bedürfnis ab. Ungeachtet dessen, ob nun die ländliche Bevölkerung tatsächlich an moderner Kunst Interesse hatte oder nicht, so ist Stracks apodiktische Ablehnung gegenüber den Bestrebungen, den Bauern bürgerliche Kultur näher zu bringen, überaus auffällig. Im letzten Absatz seines kritischen Tagungsberichtes wird seine Abwehrhaltung gegenüber der Vorstellung einer „Erziehung des Volkes zur Kunst“ durch Bildung – auch Strack verknüpfte Kultur im neuhumanistischen Sinne mit Bildung – noch deutlicher. Darin berief er sich auf den Dresdner Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt,²¹⁹ der von „praktischen Versuchen zur Volkserziehung“, die auf eine „Demokratisierung der Kunst“ abzielten, ebenfalls nichts hielt. Gurlitt hatte festgestellt: „Der Einigungspunkt der ‚Gebildeten‘ mit den Massen liegt nicht in der Spitze der Bildung, sondern in der Tiefe. Das Volk wird nie im gewünschten Sinne gebildet werden, denn das Wesen der Bildung liegt in der Sonderung, im Überheben der Menge. Der Schwerpunkt des nationalen Geisteslebens liegt nicht in der Spitze, er liegt in der Gemeinschaft, im Glauben und Volkstum. Die Herren sollen ‚unters Volk‘ gehen, nicht es zu sich ‚erheben‘ wollen. Denn da, wo sie stehen, hat kein Volk Platz: Das braucht breiten Grund, nicht zugespitzte Höhe“.²²⁰

²¹⁷ Diese Absicht war zudem zentraler Zweck des Verbandes, wie im Organ mitgeteilt wurde: „Der Verband hat den Zweck, die Entwicklung aller derjenigen Bestrebungen zu fördern, welche den breiteren Volksschichten die erleichterte Anteilnahme an Kunst und Wissenschaft ermöglichen und dieselben an der Verwaltung der erforderlichen Organisationen und Anstalten teilnehmen lassen wollen.“ Gemeinnützige Blätter für Hessen und Nassau 2/1900, S. 20; hier zit. nach Andreas Kuntz: Das Museum als Volksbildungsstätte, S. 77, Anm. 94.

²¹⁸ Adolf Strack: Volkskunstag, S. 200.

²¹⁹ Vgl. Jürgen Paul: Cornelius Gurlitt (1850-1938)

²²⁰ Cornelius Gurlitt: Kunstgeschichte, S. I, 9:59.

Strack zitierte „Gurlitts Warnung“, weil er sie für „sehr berechtigt“ und für ein „kluges Wort“²²¹ hielt, damit redete er nicht nur der bildungsaristokratischen Abgrenzung das Wort, sondern letztlich wurden auch bildungsbürgerliche Ängste vor der Masse, die Teilhabe an Bildung und Kultur forderte, evident. Denn, um im Bild von Gurlitts Gipfelmetaphorik zu bleiben, wenn sich das Volk anschickte und auch noch dazu angehalten wurde, die zugespitzte Höhe der Bildung und damit den ‚Gipfel‘ der Gebildeten zu erklimmen, dann mußte in der Tat auf dem ‚bildungsbürgerlichen Gipfel‘ mit Platzmangel gerechnet werden. Es hätte das Risiko bedeuten können, durch die Menge verdrängt zu werden, unfreiwillig absteigen zu müssen oder den Gipfel gar nicht mehr zu erreichen. Vor allem hätte sich die Gefahr, von ‚Parvenues‘ – wie gezeigt, distanzierte sich Dieterich mit diesem Begriff von den Aufsteigern – bedrängt oder verdrängt zu werden vergrößert. Das „Überragen der Menge“, das für Gurlitt im „Wesen der Bildung“ lag, würde nicht nur schwieriger, wenn die Menge nach Bildung strebte; in letzter Konsequenz barg diese Entwicklung auch die Gefahr in sich, selber nur noch zum Teil der Menge zu werden. In der ablehnenden Haltung gegenüber einer demokratischeren Verbreitung von ‚höherer‘ Kunst schwangen die weitverbreiteten Ängste der ‚alten‘ Bildungselite vor einem Verlust der kulturellen Überlegenheit und Exklusivität mehr als nur unterschwellig mit. Die bildungsbürgerlichen Ängste werden überaus deutlich, wenn Gurlitt warnend resümiert: „Das Ziel, das all diesen Versuchen zur Förderung der Kunst vorschwebt, ist: Bildung dem ganzen Volk!“²²² In dem Vorgehen, dieses Ziel als absurd hinzustellen, deutet sich an, wie bedrohlich diese Forderung offensichtlich wahrgenommen wurde und derartige demokratische Vorstellungen abgewehrt werden mußten. In der Aufforderung, „unters Volk“ zu gehen, um den Bauern, – so Strack – „die Kunst, die sie haben, zu erhalten“, schien dieser abwehrende Impetus ebenso enthalten. Als sollte damit gesagt werden, bevor das Volk zu den Gebildeten komme, sei es besser zu ihm zu gehen, sich mit dem Volksleben vertraut zu machen und zugleich Vertrauen im Volk zu wecken. In diesem Sinne könnte Stracks Empfehlung am Schluß seines Tagungsberichtes als eine prophylaktische Warnung verstanden werden, wenn er schreibt: „Und wenn wir die Kluft zwischen Volk und Gebildeten überbrücken wollen, so müssen wir jedenfalls zuerst mit dem Volk vertraut werden. Das ist der Weg, den die Volkskunde einschlägt, den auch die Bestrebungen des Heimatschutzes betreten haben. Nicht allen dasselbe, sondern jedem die Bildung und Kunst, deren er bedarf, das scheint mir die richtige Parole zu sein.“²²³ Nicht Teil-

²²¹ Adolf Strack: Volkskunstag, S. 200.

²²² Cornelius Gurlitt: Kunstgeschichte, S. I, 9:70.

²²³ Adolf Strack: Volkskunstag, S. 200.

habe an Bildung und Kultur für alle, wie es Sozialdemokraten und liberale Vertreter der Volksbildungsbewegung forderten, sondern jedem die Bildung und Kultur, derer er bedarf.²²⁴

Und welchen Bedarf das Volk an Bildung und Kultur hatte, wußten die Volkskundler trotz der beklagten Kluft und der Entfremdungserfahrungen. Das Volk wolle „weniger Nahrung für den Geist als für das Gemüt“, hatte Mogk behauptet und es als Wagnis bezeichnet, wenn dem Volk die geistigen Güter der Kulturmenschen näher gebracht würden. Die „Volkskunde in den Dienst der Volkserziehung“ zu stellen, bedeutete daher für ihn entsprechend, „die heimatliche Sitte zu pflegen“ und „erloschene volkstümliche Gebräuche wenn möglich wieder zu beleben“. Man solle versuchen „dem Volke noch das zu erhalten, was ihm an alten Belustigungen geblieben“ sei und bestrebt sein, „volkstümliche Feste neu zu entfachen, wo sie zu verlöschen drohen“. „Und daneben“, schlug er weiter vor, solle man „suchen sie zu neuen Volksfesten anzuregen, die dem Gemütsleben Nahrung zuführen und dem Charakter unseres Volkes zusagen“²²⁵. Hier ging es nicht mehr nur um ein Hinabsteigen in die Ideenwelt des Volkes, um zu retten, zu sammeln und zu bewahren, bevor es zu spät ist. Die Ideenwelt des Volkes sollte auch nach den eigenen Vorstellungen beeinflusst werden. Wenn Mogk über die Ziele der Volkskunde sagte, man wolle die Volkskultur „dem Volke erhalten und dadurch erzieherisch auf dieses einwirken“²²⁶, dann vermitteln diese Intentionen weniger den Eindruck, als seien die Volkskundler bloß durch unbewußte romantische Sehnsüchte nach ländlicher Idylle geleitet worden. Vielmehr hatte man genaue Vorstellungen davon, was man wollte und was nicht. Das Volk sollte nicht zum Denken, zu Verstandes- und Kulturmenschen erzogen werden. Man wollte sich ein fröhlich feierndes sinnliches Volk von Gemütsmenschen modellieren und erhalten, wie sie ebenso konstruiert und stilisiert in der Volkslebenmalerei festgehalten wurden²²⁷.

²²⁴ Vgl. dazu auch Dieter Langewiesche: Bildungsbürgertum und Liberalismus. Langewiesche erklärt die bildungsbürgerliche Verunsicherung in der wilhelminischen Ära nicht nur mit der beschleunigten „Demokratisierung von Kultur, verstanden als Erweiterung kultureller Teilhabechancen“, sondern mit einer gleichzeitig entstandenen kulturellen „Vielfalt, deren rasche Folge von avantgardistischen Kunststilen den Bildungsbürger überforderten“ und die den Verlust seiner „kulturellen Generalkompetenz“ zur Folge hatte. Ebd. S. 112-113.

²²⁵ Eugen Mogk: Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung, S. 6, 8 und 13.

²²⁶ Ebd. S. 15.

²²⁷ Dieser in der Volkskunde hinlänglich diskutierte selbstreferentielle Aspekt der volkskundlichen Entwürfe zur Volkskultur wird an dieser Stelle bewußt nicht nochmals aufgegriffen. Vgl. dazu Konrad Köstlin: Gemaltes Trachtenleben; Martin Scharfe u.a.: Heitere Gefühle; Martin Scharfe: Hessisches Abendmahl.

Mogk wußte auch bereits von ersten und zwar auch von politischen Erfolgen der volkskundlich ambitionierten Volkserziehung zu berichten: „Die Heimats- und Volksfeste, die ersten Früchte der praktischen Volkskunde“, seien den Sozialdemokraten „ein Dorn im Auge, und alles wird von ihnen aufgeboten, um sie zu verspotten und durch Gegendemonstrationen von ihnen abzulenken“. „Aber“, so kann er beruhigend einwenden, „der geringe Erfolg, den sie erst jüngst wieder beim Lichtensteiner Volksfest gehabt haben, läßt erkennen, daß auch der deutsche Arbeiter sich das deutsche Gemüt und die Liebe zur Heimat und zum Vaterlande nicht hat nehmen lassen“²²⁸. Der legendäre ‚deutsche Gemütsmensch‘ – als solcher wurde der Arbeiter offensichtlich akzeptiert und in das Volk der Volkskundler integriert –, der seine Heimat und sein Vaterland liebe, sei gegen den Einfluß der sozialistischen Internationale gefeit, so die Erfolgsmeldung. Und weiter ließe sich interpretieren: die soziale Frage könne gelöst werden, man bräuchte dem Arbeiter, dem ‚gemeinen‘ Mann aus dem Volk nur die entsprechende ‚Gemütsnahrung‘ anzubieten, wie Heimat- und Volksfeste mit bunten Trachten und mit originellen und belustigenden Bräuchen. Dann, so könnte man den möglicherweise dahinter stehenden Wunsch weiter formulieren, ja, dann würde das Volk nicht nur der Sozialdemokratie den Rücken kehren, sondern es käme dann auch weniger auf die Idee, nach geistiger Nahrung respektive nach einer Teilhabe an Bildung und Kultur mithin an der bildungsbürgerlichen Welt zu verlangen.

Die Hinwendung zur ländlichen Bevölkerung, die mit der Idealisierung des Volkslebens und der Aufwertung der Volkskultur einherging, war deutlich mit einer Abwehrhaltung verbunden. Oder anders gesagt, die interkulturellen Vermittlungsangebote der Volkskundler, in der die Besonderheiten und der Eigenwert der Volkskultur antithetisch zur eigenen bürgerlichen Kultur beschworen wurden, enthielten unverkennbar eine „verkappte Abwehr“²²⁹. Hermann Bausinger hat wiederholt auf den Zusammenhang hingewiesen, daß sich hinter der Zuweisung eines besonderen Eigenwerts von Kultur- und Lebensformen, die dann häufig mit dem Schlagwort der kulturellen Identität gegenüber einer Majoritätskultur verteidigt würden, oft mehr Ab- und Ausgrenzungen denn Integrationsabsichten verbergen.²³⁰ Vor allem „bedeute die Berufung auf die kulturelle Identität häufig die Festlegung auf einen Status, der von der internen Kulturentwicklung oft schon überholt“²³¹ sei. Von Bausingers Aussagen, die sich hier auf den Umgang mit fremden Kulturen von Arbeitsmigranten bezogen, lie-

²²⁸ Eugen Mogk: *Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung*, S. 5.

²²⁹ Hermann Bausinger: *Jenseits des Eigensinns*, S. 231 und 232.

²³⁰ Vgl. ebd. sowie Hermann Bausinger: *Kulturelle Identität*.

²³¹ Hermann Bausinger: *Jenseits des Eigensinns*, S. 232.

ßen sich bereits leicht Parallelen zum Umgang der Volkskundler im Kaiserreich mit der ihnen fremd erscheinenden Volkskultur ziehen. Mit seinem Beispiel aus der Welt des Sports soll jedoch der Versuch unternommen werden, den Umgang mit der dörflichen Kultur in der wilhelminischen Volkskunde mit dem aktuellen Diskurs über Probleme des ‚global village‘ zu verbinden.

Bausinger problematisiert in seinem Beispiel das Mißverhältnis zwischen der Beteiligung westlicher und nicht-westlicher Staaten an weltweiten sportlichen Wettkämpfen und geht Argumenten nach, mit denen dies zu begründen sei. Das liberal und universal verstandene olympische Prinzip, das die Tüchtigsten siegen könnten, wägt er mit dem Argument auf, daß man in „traditionellen Bewegungskulturen“ weniger mit „den großen Sportnationen konkurrieren“ könne, „je komplizierter und teurer die für eine Sportart erforderlichen Gerätschaften und Ausrüstungsstücke“ seien. Auch wenn viele nicht-westliche Kulturen schlicht kein Geld hätten, an den internationalen sportlichen Wettkämpfen teilzunehmen, so liege es jedoch weniger an der materiellen Distanz als vielmehr an der inneren Distanz. Diese Distanz führt er auf den „Eigen-Sinn der jeweiligen Kulturen“ zurück, der sich in „für uns fremden Bewegungs- und Spielformen“ äußere. Allerdings, so wendet er zu Recht ein, könne dies nicht bedeuten, „daß die südamerikanischen, afrikanischen und fernöstlichen Kulturen ein für allemal allein auf ihre Tradition fixiert bleiben müssen“. Dies geschehe aber dann, wenn „fürsorgliche Moralisten“ westlicher Provenienz „in der Beteiligung afrikanischer Sportler an den Olympischen Spielen und anderen internationalen Vergleichskämpfen einen Verrat an der afrikanischen Tradition und Kultur sehen“ würden. „Die Motive für diese rigide Haltung“ – so fährt er fort – „mögen ehrenwert sein, aber sie sind von einer falschen Sentimentalität geprägt: Praktisch versuchen diese Leute ganz Afrika in eine Art riesiges Freilichtmuseum zu verwandeln und verweigern jenen Kulturen die innere Entwicklung“. Er plädiert dafür, die Entscheidung über eine Teilnahme an internationalen sportlichen Wettkämpfen den nicht-westlichen Völkern selber zu überlassen. Denn es sei ein „groteskes Mißverständnis, wollten wir, von außen kommend, die Menschen auf ihre angestammten Kulturen und Kulturelemente verpflichten“, was häufig darauf hinausliefe, „daß angeblich Authentisches als höchst artifizielles Museumsstück präsentiert“²³² werde.

Nun könnte man einwenden, Bausingers Erörterungen über den heutigen Sport seien im wahrsten Sinne des Wortes zu weit hergeholt, als daß sie für einen Vergleich mit dem Verhalten wilhelminischer Volkskundler in ihrem Umgang mit der eigenen Volkskultur herangezogen werden könnten.

²³² Alle zitierten Passagen dieses Absatzes ebd. S. 240-242.

Aber war die Haltung der Volkskundler gegenüber der ländlichen Bevölkerung im Kaiserreich, die sie ja angeblich als Fremde wahrnahmen, so viel anders? Wollten die Volkskundler nicht ebenso das Volk in einer Art fürsorglichen Belagerung auf seine vermeintlichen Traditionen fixieren? Und lief diese Fixierung – so deutet es sich zumindest bei Mogk an – letztlich nicht auch auf die „Reduktion auf pittoreske Folklore“ und deren Musealisierung hinaus? Die parallelisierenden Fragen sind mit ja zu beantworten. Denn das Volksleben wurde damals ebenso von ‚außen‘ auf einen Status festgelegt, der von der internen Entwicklung der Volkskultur längst überholt war.²³³ Das Volk der Volkskundler sollte nicht nur auf eine vermeintliche vormoderne kulturelle Identität verpflichtet werden, sondern ihm wurde auch eine kulturelle Weiterentwicklung im Sinne einer Annäherung an bildungsbürgerliche Kulturwerte abgesprochen. Der Begriff des Bewahrens aus dem bekannten Credo der frühen Volkskunde ließe sich in der Fortführung dieser Überlegungen – ungeachtet dessen, ob dies tatsächlich von Volkskundlern bewußt oder unbewußt intendiert war – in mehrfacher Bedeutung auslegen. Bewahren der Volkskultur könnte im Sinne von etwas aufbewahren verstanden werden – also im Sinne von Musealisierung und auf Dauer stellen. Die Tradition des Volkslebens bewahren, könnte jedoch ebenso bedeuten, man wolle das Volk vor den Einflüssen höherer Kultur behüten, im Sinne von in Schutz nehmen. Dieses schützende Bewahren der Volkskultur ließe sich jedoch auch negativ konnotiert im Sinne von einem Fernhalten des Volkes von der eigenen kulturellen Welt der ‚alten‘ Bildungselite interpretieren. Daran ließe sich die Vermutung anschließen, das „entlegene Dorf, das kulturfremde Gebiet“²³⁴, so die Formulierung des Vorsitzenden der Hessischen Vereinigung, Otto Schulte, sollte zwar kulturell erschlossen, die vermeintlich traditionellen und authentischen Reste der Volkskultur gesammelt, gerettet und bewahrt werden, aber es lag offensichtlich nicht in der Absicht der Volkskundler, die ‚kulturfremden‘ ländlichen Bewohner in die eigene Welt zu integrieren. Vielmehr gerieren sich die hehren Motive der Volkskundler, wie sie in der proklamierten Liebe zum Volk und in den interkulturellen Vermittlungsangeboten anklingen, als eine Strategie soziokultureller Abgrenzung oder zur „Kulturalisierungsstrategie“²³⁵ – so Wolfgang Kaschubas Bezeichnung.

Dieser von Kaschuba beschriebene heutige Kulturalismus läßt sich unschwer auch im Diskurs der wilhelminischen Volkskunde erkennen.²³⁶

²³³ Vgl. Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*.

²³⁴ Otto Schulte: [Rezension zu] Heinrich Bechtolsheimer: *Das Hungerjahr*, S. 205.

²³⁵ Wolfgang Kaschuba: *Kulturalismus*, S. 37.

²³⁶ Vgl. ebd. Mit dem Begriff „Kulturalismus“ problematisiert und diskutiert Kaschuba das „Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs“. Er meint damit, daß sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der gesellschaftlichen Diskussion

Es wurde zwar die anhaltende Klage über soziale Gegensätze, die man jedoch vornehmlich zwischen Bauern und Gebildeten sah, über eine gesellschaftliche Dichotomie und über die damit einhergehenden Konflikte geführt, allerdings war man weit von einer etwa den Sozialdemokraten vergleichbaren Gesellschaftskritik entfernt. Anstatt dessen wurden die sozialen Gegensätze in eine kulturelle Differenz zwischen den Gebildeten und dem ungebildeten Volk umdefiniert. Es wurde nicht nur ein Modernisierungsrückstand der ländlichen Bevölkerung konstatiert, sondern dieser sollte auch auf Dauer fixiert werden. Und mit dieser Fixierung des Volkes auf seine vermeintlich vormodernen authentischen Traditionen wurde letztlich auch die oben erwähnte soziale Zwei-Völker-Situation erneut manifestiert. In der Gegenüberstellung von Natur- und Kulturmenschen wurden dem Volksmenschen psychosoziale Kompetenzdefizite zugewiesen und im Lob des Eigenwertes der Volkskultur schwang stets auch das Verdikt der soziokulturellen Unvereinbarkeit²³⁷ mit. Die Volkskultur sollte zwar als Gegenstand wissenschaftlicher Volkskunde in die eigene Kultur integriert, das Volk als Träger dieser Kultur jedoch von der eigenen, der bildungsbürgerlichen Welt ferngehalten werden – sozusagen ein paradox anmutendes Distanzierungsbemühen durch Einverleibung. In der institutionalisierten Volkskunde der Jahrhundertwende kann somit eine Kulturalisierungsstrategie gesehen werden, die auf eine Instrumentalisierung der idealisierten Volkskultur hinauslief. Die durch Verwissenschaftlichung aufgewertete Volkskultur fungierte in dieser Strategie als ein Mittel soziokultureller Abwehr und zum Schutz der bedrohten Exklusivität vornehmlich der ‚alten‘ wilhelminischen Kultureliten.

Wenn hier eine Funktionalisierung der Volkskultur angenommen wird, darf dabei freilich kein ausschließlich reflektiertes und zielgerichtetes Handeln – wie es der Begriff Strategie indiziert – unterstellt werden. Mogk hatte zwar in seinem Aufsatz 1907 zugleich von „einem realen und einem idealen Gewinn“ der Volkskunde gesprochen, was den Schluß auf ein zielgerichtetes Handeln nahelegen könnte. Allerdings hatte er ebenso darauf hingewiesen, daß das Handeln der Menschen primär von Gefühlen geleitet werde, und dabei das Handeln der wissenschaftlichen Volkskundler selbst

eine nicht zu übersehende Tendenz, sich von Positionen der Gesellschaftskritik auf solche der Kulturkritik zurückzuziehen, erkennbar sei. Wenn aber kulturelle Phänomene nicht mehr auf ihre soziale und ökonomische Logik zurückverwiesen werden, gibt Kaschuba zu bedenken, finde eine stillschweigende Umetikettierung statt. Anstatt von sozialer Ungleichheit zu reden, werde von Modernisierungsrückstand, von kulturellen Defiziten und von sozialen Kompetenzdefiziten gesprochen. Mit dieser sprachlichen Differenzierung gehe eine inhaltliche Euphemisierung einher, die Problemsichten entschärfte. Ebd.

²³⁷ Vgl. ebd.

nicht explizit ausgeschlossen. Daher soll abschließend ein kurzer Blick auf die emotional indizierte Seite der Motive der Volkskundler geworfen werden, ohne jedoch an dieser Stelle diesen Aspekt erschöpfend behandeln zu können.

4. Zur Integration der Volkskultur als der ‚anderen‘ Seite der ‚eigenen‘ Kultur

Durch Bildung und Wissenschaft, klagten die Volkskundler im Kaiserreich, sei den Gebildeten das Volk fremd geworden. Freilich könnte man die Klage über die Kluft zwischen den Gebildeten und dem Volk dem weitverbreiteten Kulturpessimismus im wilhelminischen Kaiserreich zuordnen²³⁸ und es dabei bewenden lassen. Der kulturkritische Diskurs soll hier erneut jedoch mit der Frage nach seiner Bedeutung in der wissenschaftlichen Volkskunde aufgegriffen werden, weil sich darin – so die These – die emotional indizierte Seite der volkskundlichen Motive deutlich widerspiegelt. Auffallend ist, daß in den volkskundlichen Debatten nicht nur die soziokulturelle Entfremdung aufgrund der bildungsbedingten Dichotomie, sondern nicht zuletzt auch psychosoziale Probleme der Bildungsbürger selber vehement beklagt werden. Bildung – so hatte Strack erklärt – errichte nicht nur künstliche Schranken zwischen den Gebildeten und dem Volk, sondern sie führe auch zu Wirklichkeitsverlusten und trenne vor allem den Gebildeten von „einem guten Teil seines eigenen Selbst“²³⁹. Bildung führe bei den Kulturmenschen – so ließe sich Stracks Meinung entnehmen – zu psychosozialen Defiziten und zu Selbstentfremdung. Daß in der volkskundlichen Jeremiade über die Kluft stets auch von Krankheit die Rede war, an der man leide, ist also nicht nur metaphorisch zu verstehen. Die Entfremdung wurde als Krankheit empfunden – oder wie es Dieterich formulierte – es sei „die Abstraktion, die Krankheit unserer Zeit“²⁴⁰, an der der Gebildete leide. Und als deren probates Gegenmittel empfahl man nun Volkskunde – zur „Gesundung“ wie es in der medizinisch anmutenden Begrifflichkeit entsprechend hieß.

Zum Leistungsangebot der wissenschaftlichen Volkskunde zählte offensichtlich auch ein ‚therapeutisches‘, wenngleich es nicht explizit als solches deklariert wurde. Zumindest versprach sie die psychosozialen Probleme der Kulturmenschen zu lindern, indem sie eine bisweilen verloren gegangene Seite des „eigenen Selbst“, mithin der eigenen Kultur erschließen wollte. Denn diese dem Kulturmenschen entfremdete Seite der eigenen

²³⁸ Vgl. dazu Vera Deißner: Die Volkskunde und ihre Methoden.

²³⁹ Bericht über die erste Tagung, S. 13.

²⁴⁰ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 172.

Kultur, so wurde behauptet, sei in der ungebildeten und daher unentfremdeten ländlichen Bevölkerung noch anzutreffen. Trotz aller pessimistischen Kulturkritik scheint man in der wilhelminischen Volkskunde durchaus auch mit einem gewissen Fortschrittsoptimismus zu firmieren. Mit Volkskunde, so wurde in Aussicht gestellt, könne der dichotome Zustand behoben, die verlorene Ganzheitlichkeit wieder hergestellt werden, es sei sowohl die verlorene Einheit der Kultur als auch die innere Zerrissenheit der bildungsbürgerlichen Persönlichkeit wieder zu erlangen. In der beschriebenen Opposition von Kultur- und Naturmenschen respektive von Gemüts- und Verstandesmenschen, trat diese als verloren geglaubte Seite der ‚eigenen‘ Kultur deutlich hervor. Als Terra incognita erschien hier weniger die äußere Natur des Volkslebens, sondern vielmehr die innere Natur der Menschen, und entsprechend rückte die Psyche des Volkes oder die Volksseele in den Mittelpunkt des volkskundlichen Interesses. Zudem war die Klage über das durch Bildung fremd gewordene Volk gleichbedeutend mit der Klage über den Verlust der Seite, die man unterhalb der eigenen, das heißt, der bildungsbürgerlichen Kultur und somit als Seite jenseits des Verstandes definierte. Es war die Seite der Gefühle, der Triebe und der Affekte, die man dem Naturmenschen im Volk zuschrieb. Dieser Teil des eigenen Selbst war im Zuge des Zivilisationsprozesses zum „Anderen der Vernunft“²⁴¹, insofern zum akulturellen Naturzustand erklärt geworden. Die emotionale, die affekt- und triebgeleitete Seite des Menschen wurde in dieser Entwicklung nicht einfach vernachlässigt oder war verloren gegangen, sondern sie mußte auch bewußt ausgegrenzt oder verdrängt werden. Es war der Preis, der dem Menschen abverlangt wurde, um Kulturmensch zu werden und zu sein.

Sigmund Freud hat bekanntlich in seiner Kulturtheorie²⁴² auf die zentrale Bedeutung, die dem Triebverzicht für die Kulturentwicklung zukommt, hingewiesen. In seiner Arbeit „Das Unbehagen in der Kultur“ stellte er fest, es sei „unmöglich zu übersehen, in welchem Ausmaß die Kultur auf Triebverzicht aufgebaut ist, wie sehr sie gerade die Nichtbefriedigung (Unterdrückung, Verdrängung oder sonst etwas?) von mächtigen Trieben zur Voraussetzung hat“²⁴³. Als Ursachen für die „Unzufriedenheit mit dem Kulturzustand“ und der damit einhergehenden „Kulturfeindlichkeit“ erwog

²⁴¹ So der Titel des Buches von Hartmut und Gernot Böhme, in dem sie den psychodynamischen Prozeß in der Entstehung westlicher Vernunftgesellschaften nachzeichnen. Dies.: Das Andere der Vernunft.

²⁴² Freilich ist hier nicht der Ort, die wesentlich komplexere Theorie Freuds in Gänze darzulegen. Es sollen lediglich einige Aussagen daraus herangezogen werden, die die psychosozialen Intentionen der wilhelminischen Volkskundler schlaglichtartig erhellen können.

²⁴³ Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur, S. 92.

er unter anderem die, daß der Mensch „das Maß von Versagung nicht ertragen kann, das ihm die Gesellschaft im Dienste ihrer kulturellen Ideale auferlegt“²⁴⁴. Freud näherte sich dem Problem der „Kulturversagung“ mit der Frage, „welchen Einflüssen die Kulturentwicklung ihren Ursprung dankt, wie sie entstanden ist und wodurch ihr Lauf bestimmt wurde“²⁴⁵. Seine komplexe Erörterung dieser Frage kann hier freilich nicht wiedergegeben werden. Nicht unerwähnt soll jedoch bleiben, daß er in seiner Untersuchung von einer „Analogie zwischen dem Kulturprozeß und dem Entwicklungsweg des Individuums“²⁴⁶ ausging und er als zentrale Wurzel des Unbehagens in der Kultur sowohl einen Triebverzicht bezüglich der Sexualität als auch hinsichtlich der Aggressionsneigung des Menschen ansah. Von Interesse für mögliche Parallelen zur volkskundlichen Forschung im wilhelminischen Kaiserreich ist zudem, daß auch Freud den Kulturmenschen mit einem imaginären „Urmenschen“ kontrastierte. Und bezüglich des Triebverzichtes stellte er hier fest: „Der Urmensch hatte es in der Tat darin besser, da er keine Triebeinschränkungen kannte“.²⁴⁷ Er vermutete daher in seiner Studie, die er auch eine „Untersuchung über das Glück“²⁴⁸ nannte, die Suche nach den primitiven Anfängen der Kultur sei eine Suche nach verlorenen Glücksmöglichkeiten.

Es kann nicht übersehen werden, daß man in der Gründungsphase der wissenschaftlichen Volkskunde ähnliche Fragen wie Freud diskutierte. Wie gezeigt, fragten die Volkskundler ebenfalls nach dem Ursprung der Kultur und sie widmeten sich dem Triebleben der Naturmenschen im Volk, auf das sie als Kulturmenschen verzichten mußten. Wandten sich die bürgerlichen Volkskundler damit nicht dem Problem ihres eigenen Triebverzichtes zu? Und implizierten ihre Überlegungen über die Bedeutung der Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung nicht ebenso Perspektiven nach verlorenen Glücksmöglichkeiten? Freilich ist einzuwenden: Auch wenn

²⁴⁴ Ebd. S. 83. Darin lag für Freud auch eine der Hauptursachen für die zunehmenden Neurosen.

²⁴⁵ Ebd. S. 92.

²⁴⁶ Ebd. S. 125. Wie oben gezeigt, ging auch Strack von dieser Analogie aus.

²⁴⁷ Ebd. S. 105. Er wies jedoch zugleich darauf hin, daß die „Sicherheit“ des „Urmenschen“, sein „Glück lange zu genießen, eine sehr geringe“ war. Demgegenüber habe der „Kulturmensch [...] für ein Stück Glücksmöglichkeit ein Stück Sicherheit eingetauscht“. Aber er stellte hier zugleich fest: „Über den heute lebenden Primitiven haben wir durch sorgfältigere Erkundung erfahren, daß sein Triebleben keineswegs ob seiner Freiheit beneidet werden darf; es unterliegt Einschränkungen von anderer Art, aber vielleicht von größerer Strenge als das der modernen Kulturmenschen.“ Ebd. S. 105. Freuds Gedanken erinnern hier unweigerlich an Elias' Theorie über die zunehmende Affektregulierung im Zivilisationsprozeß. Vgl. Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation.

²⁴⁸ Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur, S. 82. Vgl. dazu Michael Baurmann u. Hartmut Kliemt (Hg.): Glück und Moral.

Volkskundler von psychologischer Methode sprachen, sind ihre Erkenntnisinteressen nicht mit Freuds psychoanalytischen Interessen gleichzusetzen. Die als psychologisch firmierende Volkskunde ging bekanntlich andere Wege und diejenigen, die noch am ehesten in die Freudsche Richtung verwiesen, wurden vom Mainstream des Faches weitgehend ausgegrenzt²⁴⁹. Dennoch ist evident, daß man in der Gründungsphase der volkskundlichen Forschung ähnliche Fragen aufwarf, mit denen sich Freud später in seiner Arbeit über das „Unbehagen in der Kultur“ eingehend auseinandersetzte.²⁵⁰ So wies beispielsweise Albrecht Dieterich auf die Entbehrungen hin, die ein Mensch auf dem Wege zum Kulturmenschen leisten müsse: „Wir Leute der Studierstube oder der Aktenstube und der Bücher mögen uns wol beklagen, das wir dem Leben unseres Volkes so entrückt werden müssen, um *unseres* Lebens Aufgaben zu erreichen [...]“²⁵¹ Auf die Seite des Lebens, die jetzt noch im Volk anzutreffen sei – so der Tenor Dieterichs –, müsse ein Gebildeter verzichten, wenn er in seinem Leben reüssieren wolle. Während sich der ungebildete Naturmensch von seinen Gefühlen leiten lassen und seinen Trieben folgen könne – so wird vermittelt –, müsse sich der Kulturmensch disziplinieren und Triebverzicht leisten. Und mit der Hinwendung zum Naturmenschen im Volk, zu dessen angeblich nicht von Bildung und Kultur kontaminierten Seele, erhoffte man diese dem Gebildeten verloren gegangenen Seiten des Lebens wieder regenerieren zu können.

Daß sich die Volkskunde nicht auf sozialintegrative Aufgaben beschränken, sondern auch die innere Zerrissenheit der wilhelminischen Intelligenz kurieren und damit letztlich eigene psychosoziale Probleme der Volkskundler lösen sollte, hatte Strack als erster Vorsitzender des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde verkündet. Am Schluß seines „Geleitwortes“, mit dem er das erste Heft der Verbandsmitteilungen eröffnete, wies er deutlich auf diese Bedeutung der Volkskunde hin: „Sie schlägt die Brücke von dem in dem Volksganzen und durch es wachsenden natürlichen Menschen zu dem durch die höchste Geisteskultur Gebildeten, nicht bloß, indem sie getrennte Kreise einander nähert, sondern auch, indem sie die beiden Seelen, die so oft ohne sich zu verstehen oder selbst zu kennen in demselben Menschen nebeneinander hausen, die aus dem Volk und die aus

²⁴⁹ So beispielsweise Friedrich S. Krauß, bei dem sich noch am ehesten Anklänge an die Freudsche Richtung zeigten. Die von Krauß herausgegebene „Anthropophyteia“ hatte Freud offensichtlich für diese Arbeit auch rezipiert. In einer Anmerkung verwies er hier auf „die folkloristischen Erhebungen auf die ‚Umfrage‘ von Iwan Bloch ‚Über den Geruchssinn in der vita sexualis‘ in verschiedenen Jahrgängen der ‚Anthropophyteia‘ von Friedrich S. Krauß“. Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur, S. 99, Anm. 2.

²⁵⁰ Selbstverständlich müßten diese hier nur cursorisch angesprochenen Bezüge in einer intensiveren Analyse, wie das hier geschehen kann, überprüft werden.

²⁵¹ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 171 [Hervorhebung im Original].

der Bildung stammende, zur Einheit zusammenschließt und so ein persönliches Leben weckt, das im heimatlichen Boden fest wurzelnd seine Gipfel ohne Gefahr fröhlich in die Höhe treiben lassen kann.“²⁵² Der Goethe-Kenner Strack wies mit dem aus dem Faust entlehnten Bild von den zwei Seelen, die in einer Brust wohnen²⁵³, deutlich darauf hin, daß man sowohl die gesellschaftliche als auch die innere Dichotomie auf Bildung zurückführte. Offensichtlich suchte man mit Volkskunde nicht nur die an den cartesianischen Dualismus von Körper und Geist erinnernde, von damaligen Bildungsbürgern beklagte, innere Spaltung zu überwinden, sondern man versprach auch einen Zugewinn an Lebensqualität.

Der Wunsch, diese von den wilhelminischen Bildungsbürgern empfundene innere Zerrissenheit mit Volkskunde aufzuheben, eine Symbiose des ‚natürlichen‘ und ‚kultürlichen‘ Wesens im Menschen herbeizuführen, wird auch von Dieterich geäußert: „Wenn wir alle, die Gebildeten und Gebildetsten, wieder fühlen könnten, daß wir zum Volke mit Leib und Seele gehören, daß das Volk unserer Heimat Fleisch ist von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut, dann fühlten wir es auch, daß aus dem Heimatboden und dem Heimatvolke jedem Sproß dieser Heimat neue gesunde Kraft kommt [...].“²⁵⁴ Dem Duktus der christlichen Liturgie entlehnt und mit inbrünstig vorgetragenem Pathos erscheint hier die Hinwendung zum Volk deutlich mit verllorener Ganzheitlichkeit assoziiert, die man nun in einer imaginären symbiotischen Verbindung von Natur- und Kulturmenschen herbeisehnte.²⁵⁵ Während die unteren Schichten Teilhabe an der Kultur der Bildungselite forderten, so klagte nun die Bildungselite Teilhabe an der verloren gegangenen Natur ein. Ob bewußt oder unbewußt veranlaßt, wird in dem von Volkskundlern verbalisierten Defizit ein Widerstand spürbar, der sich möglicherweise gegen den bildungsbürgerlichen Vernunftzwang richtete. Alles das, was von den Intellektuellen des 19. Jahrhunderts abgewertet und verdrängt werden mußte, was sowohl die Entfremdung zwischen den Gebildeten und dem Volk als auch die eigene Selbstentfremdung verursacht hatte, suchte sich der ‚volkskundliche‘ Kulturmensch – so die

²⁵² Adolf Strack: Geleitwort, S. 6.

²⁵³ Wie in Kapitel IV. dargestellt, hatte sich Strack mit einer Arbeit über Goethe habilitiert. Zum erwähnten Zitat vgl. Johann Wolfgang Goethe: Faust, Erster Teil, S. 41, Z. 1112.

²⁵⁴ Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele, S. 171 [Hervorhebungen im Original].

²⁵⁵ Daß in Dieterichs Ausführungen bereits auch ein gewisser Zug ins Völkische zu vernehmen ist, darf an dieser Stelle nicht übersehen werden. Diese fachgeschichtliche Perspektive wurde jedoch bewußt ausgeklammert, um andere Akzente setzen zu können. Vgl. dazu Wolfgang Jacobeit/Hannjost Lixfeld/Olaf Bockhorn (Hg.): Völkische Wissenschaft.

These – nun wieder ‚einzuverleiben‘, insofern der ‚Leib-Seele-Spaltung‘ entgegenzuwirken und sich ‚vom Primat des Intelligiblen‘²⁵⁶ zu entlasten.

In der Gegenüberstellung von Kultur- und Naturmenschen respektive Verstandes- und Gemütsmenschen scheinen offensichtlich verborgene, nicht explizit formulierte Lesarten enthalten zu sein, die sowohl auf Wünsche als auch auf Ängste der Volkskundler als Kulturmenschen hindeuten. Der von Petsch beschriebene unreflektierte, von Trieben geleitete Naturmensch, der keine ‚hemmende Gewalt‘ des Verstandes kennt, wird ja nicht nur als primär unrationale, sondern auch als unberechenbar dargestellt. Der ‚Wilde‘, von dem er sprach, der sich nicht ‚von vornherein zu zügeln‘ weiß, dessen Verhalten also nicht einzuschätzen ist, könnte angesichts der Unwägbarkeiten auch auf Ängste verweisen. Zu denken wäre dabei aber nicht nur an Ängste vor einer ungezügelter, triebgeleiteter Masse von Naturmenschen – auf die obsessiven Ängste der wilhelminischen Intellektuellen vor den Massen wurde bereits hingewiesen. Denkbar wären ebenso Ängste vor der Macht der eigenen Gefühle und Triebe, die der Kulturmensch zu unterdrücken hatte, sozusagen eine Angst vor einer Anarchie des ausgegrenzten Wilden und Triebhaften als dem ‚horror vacui der Vernunft‘²⁵⁷ und letztlich vor Kontrollverlusten. Hartmut und Gernot Böhme haben auf den psychodynamischen Prozeß hingewiesen, daß das, was mit dem Imperativ der Vernunft unterdrückt werden müsse, zunehmend stärker werde und bis hin zur Obsession führen könne. Möglicherweise war es nicht nur die Angst vor einer quantifizierbaren Masse, die den wilhelminischen Bildungsbürger umtrieb, sondern ebenso die Angst vor der anderen, der unterdrückten Seite des eigenen Selbst, die man auf die Masse, das Volk projizierte. Was einem Kulturmenschen geschehen konnte, der seinen Trieben und hier vor allem seinen Sexualtrieben ungehemmt folgte, hatte Heinrich Mann in seinem Roman, ‚Professor Unrat‘ drastisch geschildert. Der seinen Gefühlen und Trieben folgende Bildungsbürger Rat trieb nicht nur sukzessive seinem gesellschaftlichen Abstieg, sondern letztlich dem Wahnsinn entgegen. Triebe und Gefühle werden hier mit der Gefahr assoziiert, der Verstand bleibe auf der Strecke, an deren Ende nur noch der Abgrund lauere. Der Ausgang des Romans entsprach den zeitgenössischen bürgerlichen Vorstellungen. Im Bürgertum wurden Triebe mit Terror und mit Bedrohung der Vernunft identifiziert²⁵⁸, der Vernunft also, die, mit Kants kategorischem Imperativ gesprochen, das Bürgertum ja gerade aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit herausführen sollte. Zum genuin bürgerlichen Programm gehörte es denn auch, der Bedrohung durch das

²⁵⁶ Hartmut und Gernot Böhme: Das Andere der Vernunft, S. 106.

²⁵⁷ Ebd. S. 327.

²⁵⁸ Vgl. ebd. S. 362.

„Andere der Vernunft“ durch Erziehung und Disziplinierung habhaft zu werden. Das hieß, die Jugend zu Entsagung, Abhärtung und Triebaufschub anzuhalten, es galt der Welt der Triebe, der Sinnlichkeit, der Lust entgegenzuwirken, mit dem Ziel, Verstandesmenschen, mithin Kulturmenschen zu erziehen.²⁵⁹

Das Interesse der wilhelminischen Volkskunde am Trieb- und Seelenleben des Naturmenschen im Volk ausschließlich im Zusammenhang der angesprochenen Ängste zu gewichten, griffe allerdings zu kurz. Die volkskundliche Hinwendung zur verlorenen Seite des eigenen Selbst im Volksleben könnte ebenso auf verborgene Wünsche der Kulturmenschen verweisen. Denn analog der „Tyrannei im Seelenleben“²⁶⁰ – von der Petsch ganz im bürgerlichen Tenor der Zeit sprach – wäre ebenso an einen Terror des Verstandes zu denken, an dem man litt. Der dem Kulturmenschen auferlegte Zwang, seine Gefühle, Triebe und Affekte im Zaum zu halten, war ja letztlich ein Tribut, den der Mensch zollen mußte, um Kulturmensch zu sein. Möglicherweise deutet das volkskundliche Interesse an dieser Seite des Menschen auf den Wunsch hin, sich vom Kantschen kategorischen Imperativ mit seinem Vernunftzwang zu entlasten. Indem man sich dem ‚triebgeleiteten‘ Naturmenschen im Volk zuwandte, konnte man sich ja nicht nur mit dieser Seite seines eigenen Selbst beschäftigen, ohne zugleich den Status des Kulturmenschen zu gefährden oder gar aufgeben zu müssen. Es scheint sogar einiges dafür zu sprechen, daß gerade umgekehrt ein Schuh daraus wird. So könnte gerade die Hinwendung zur an den Naturmenschen delegierten Welt der Triebe und Gefühle die Position der Kulturmenschen festigen. Denn die durch Volkskunde verwissenschaftlichten Gefühle, Triebe und Affekte können, da zur Wissenschaft über den Naturmenschen erhoben, in die eigene Kultur integriert, mithin als Teil des eigenen Selbst akzeptiert werden. Das bedrohte Erhabenheitsgefühl des Vernunft- respektive Kulturmenschen konnte gerettet und bewahrt werden, indem man versuchte, die eigene als ‚fremd‘ empfundene innere triebhafte Natur im imaginären Volksmenschen zu erschließen und zu befrieden.

In der volkskundlichen Rede von der Entfremdung sowie von der Selbstentfremdung deutet sich so eine weitere höchst spannende Dimension an, auf die Hartmut und Gernot Böhme hinwiesen. Der neuzeitliche Mensch habe in den Räumen der Angst, so die Autoren, in denen er „nicht zu Hause und nicht Herr“, also fremd ist, gleichwohl „Zeichen seiner Selbstbehauptung und Herrschaft“ gesetzt, als „Geste der neuen Erhaben-

²⁵⁹ Vgl. ebd. S. 285. Daß dieses Erziehungsprogramm immanenter Teil der bürgerlichen Abgrenzung von feudaler Kultur und Lebensweise und mit dem Topos, ‚Tugend im Bürgerhaus – Laster im Palast‘ dem Emanzipationsprozeß des Bürgertums wesentlich war, soll hier zumindest angemerkt werden.

²⁶⁰ Robert Petsch: Volksdichtung, S. 201.

heit“²⁶¹. Das intelligible Subjekt, das Vernunftwesen Mensch erforschte und eroberte die „fremden unwirtlichen Zonen der Erde“ und vereinnahmte diese theoretisch. Kurz: Der Mensch setzte die Ideen der Vernunft über die Natur. Es begann der bekannte Prozeß rationaler Durchdringung der Natur durch Wissenschaft und Technik, die man Ende des 19. Jahrhunderts als Siege feierte. Wendet man die hier nur holzschnittartig wiedergegebenen Gedanken der Brüder Böhme auf die wilhelminische Volkskunde an, so kann volkskundliche Forschung im übertragenen Sinne als Expeditionen in fremde oder fremd gewordene Räume der bildungsbürgerlichen Kultur bezeichnet werden. Mit der Verwissenschaftlichung des vermeintlich akulturellen Volkslebens, der beängstigenden Anarchie des auf den Naturmenschen projizierten Trieb- und Seelenlebens – so könnte man weiter interpretieren –, versuchte der volkskundlich interessierte Kulturmensch, imaginäre Zeichen der Selbstbehauptung und Hegemonie zu setzen – sozusagen als Gesten der Erhabenheit über die innere Natur des Menschen.

Diese psychohistorischen Vermutungen, die hier freilich nur angedacht werden konnten, ließen sich dahingehend fortführen, in der volkskundlichen Hinwendung zur Psyche des Volkes und deren Verwissenschaftlichung den Versuch zu sehen, Zeichen zu setzen, die man als imaginäre Gipfelkreuze in den Räumen der Angst bezeichnen könnte. Diese Räume der Angst wären nicht zu füllen mit einer fremd gewordenen Volksseele oder mit einer ungezügelter triebgeleiteter Masse von Gemüts- und Naturmenschen, sondern mit dem eigenen bürgerlichen Seelenleben, nämlich den zu unterdrückenden Gefühlen und Trieben, dem auszugrenzenden Wilden. Anders gesagt: Es spricht einiges dafür anzunehmen, daß es in den nicht explizit formulierten – also den unbewußten – Motiven der Volkskundler möglicherweise um ein Anliegen ging, das im Freudschen Sinne als dritte Kränkung der Menschheit bezeichnet wird. Und zwar um die Entdeckung, „im Unbewußten den größten Bereich des Menschen zu erkennen, wo er nicht einmal Herr über sich selbst ist“²⁶². Für dieses vermutete Anliegen spricht nicht nur, daß sich das Augenmerk der wissenschaftlichen Volkskunde auf das Unbewußte der Menschen im Volk und mit dem Doppelmenschtheorem auch auf die eigene Psyche der Volkskundler richtete. Wenn Strack die Überwindung der Selbstentfremdung des Bildungsbürgers in Aussicht stellte, und meinte, mit Volkskunde könne dessen persönliches Leben „im heimatlichen Boden fest wurzelnd seine Gipfel ohne Gefahr fröhlich in die Höhe treiben lassen“, dann scheint auch das Bild von der Volkskunde, als imaginärem Gipfelkreuz in den angstbesetzten psychi-

²⁶¹ Hartmut u. Gernot Böhme: Das Andere der Vernunft, S. 216.

²⁶² Ebd. S. 214. Die erste Kränkung des Menschen wird gemeinhin in der kopernikanischen Wende und die zweite in der Theorie Darwins gesehen. Vgl. ebd.

schen Räumen der volkskundlich ambitionierten Bildungselite, nicht ganz abwegig zu sein. Die volkskundlichen Expeditionen in das ‚innere‘ Volksleben, in die Volksseele oder Psyche des Volkes erhielten somit die Bedeutung, die eigenen psychischen Einschränkungen ergründen und erschließen zu wollen. Und diese volkskundliche Expedition ins Nicht-Rationale²⁶³, ins Emotionale, ins Unbewußte bezöge ihre Logik aus dem fortschreitenden Modernisierungsprozeß, insofern aus dem Rationalisierungsprozeß.

In der angesprochenen Gipfelmetaphorik scheinen die unterschiedlichen Motive der Volkskundler zu kumulieren: Höhenunterschiede spielten sowohl bei der bildungsaristokratischen Abgrenzung vom ungebildeten Volk als auch bei der Überwindung der bildungsbürgerlichen Selbstentfremdung eine wichtige Rolle. So war von zugespitzter Höhe der Gebildeten die Rede, die kein Platz für die breite Masse bot und es wurde von Gipfeln gesprochen, die man mit der Überwindung seelischer Spaltung der Intellektuellen assoziierte. Der Wunsch nach seelischer Erhabenheit machte in einer Zeit, in der die Modernisierung, das heißt die Rationalisierung und Technisierung rasant voranschritt, psychohistorisch Sinn. Angesichts der stetig rationaler werdenden Welt mußte auch das Nicht-Rationale, das Triebhafte, somit die andere Seite der Vernunft stärker verdrängt werden, was zunehmend als Manko empfunden wurde. Daß dieser Zusammenhang in der Volkskunde erkannt und auch problematisiert wurde, zeigte sich deutlich in den Äußerungen über die Anforderungen an den Kulturmenschen als Gegensatz zum Naturmenschen. Daß man diese Anforderungen im Kaiserreich als Problem erachtete, ist im Kontext der geschilderten Krisensituation der ‚alten‘ Bildungselite zu sehen und hatte vermutlich auch ganz profane, überlebensnahe Gründe, in deren Zusammenhang die psychohistorischen Motive der Volkskundler philologischer Provenienz ebenso zu stellen sind.

Zu den öffentlichen Institutionen des bürgerlichen Erziehungs- und Disziplinierungsprogramms entwickelten sich im 19. Jahrhundert die staatlichen Schulen, an deren Spitze – wie im Kapitel V dargestellt – die Philologen als Erzieher der gesellschaftlichen Eliten rückten. Die Lehrer avancierten zu der Berufsgruppe, die die Jugend zur Affektregulierung anzuhalten und somit zukünftige Kulturmenschen zu erziehen hatte. Vor allem von den Gymnasialphilologen, die sich selber als Erzieher der Nation begriffen, erwartete man Vorbildfunktion. Deren Selbstbild wurde im Kaiserreich jedoch eminent kritisiert und hinterfragt. Wie gezeigt, gab es Krisensymptome auf unterschiedlichsten Ebenen, die sowohl innerhalb der Zunft als auch außerhalb vielfach Ausdruck fanden. Erinnerung sei vor allem an den Protest

²⁶³ Ich verwende hier bewußt nicht den Begriff des Irrationalen, in Abgrenzung zu den damit weitverbreiteten negativen Konnotationen.

der Jugendbewegung, der sich weniger gegen ‚das Moderne‘ als vielmehr gegen ‚das Alte‘ richtete. Die bildungsbürgerlichen Ideale von Bildung und Kultur waren zum Fetisch geworden, die Jugend rebellierte gegen die als Drill und Dressur empfundene vermeintlich humanistische Erziehung und klagte die Seite des Lebens ein, die man dem Kulturmenschen ‚wegdiszipliniert‘ hatte. Vor dem Hintergrund der beobachteten Situation wilhelminischer Bildungsbürger erscheint es alles andere als zufällig, daß sich überwiegend Angehörige der Berufsgruppen, die weitestgehend mit dem bürgerlichen Erziehungsprogramm betraut waren, wie Lehrer und Pfarrer, seit den 1890er Jahren verstärkt der Volkskunde, insofern dem Trieb- und Seelenleben des einfachen Volkes zuwenden. Und damit letztlich auch die Seite des eigenen Selbst, auf die sie als Erzieher von ‚berufswegen‘ in idealistischer Weise zu verzichten hatten, im vermeintlich nicht-entfremdeten Naturmenschen suchen.

Die Ursachen und Motive, die den Institutionalisierungsprozeß wissenschaftlicher Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich initiierten und vorantrieben, so kann man resümieren, entstammten zum einen aus einer Gemengelage von Ängsten und Wünschen der ‚alten‘ Bildungselite, aus der sich die ersten Volkskundler überwiegend rekrutierten, und zum anderen aus einem gesellschafts- und berufspolitischen Bedarf. Vor allem verstärkten sich in der zweiten Hälfte des Kaiserreiches durch die fortschreitenden Modernisierungsprozesse die soziokulturellen Bedeutungsverluste der ‚alten‘ Bildungselite. Ihre Lebensentwürfe waren nicht mehr per se von Erfolg gekrönt. Während die naturwissenschaftlich-technische Intelligenz als neue Bildungs- und Kulturelite reüssierte und das Wirtschaftsbürgertum an Einfluß und Macht gewann, waren sie von schwindendem Ansehen und sogar von Arbeitslosigkeit bedroht. Ihr in langer Sozialisation erworbenes kulturelles Kapital verlor in der Industriemoderne sukzessive seinen Wert.²⁶⁴ Kurz: Der Triebverzicht, den der Kulturmensch im Sinne der ‚alten‘ Bildungselite zu leisten hatte, zahlte sich für ihn auch im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr aus. In diesem Kontext kann die philologische respektive bildungsbürgerliche Hinwendung zur Volkskultur und die erfolgreiche Institutionalisierung der wissenschaftlichen Volkskunde als ein aktives Krisenmanagement der ‚alten‘ Bildungselite verstanden werden.

5. Volkskunde – ein modernes Leistungsangebot

Die Konzepte wissenschaftlicher Volkskunde lassen sich sowohl als Reaktion auf die umfangreichen Veränderungen in der Industriemoderne als auch als aktiver Umgang mit den daraus resultierenden Verlusterfahrungen

²⁶⁴ Dieter Langewiesche: Bildungsbürgertum und Liberalismus, S. 112.

im Sinne eines vielfältigen Krisenmanagements interpretieren. Man reagierte auf aktuelle Problemlagen der wilhelminischen Gesellschaft und zwar insbesondere auf die der ‚alten‘ Bildungselite und offerierte Volkskunde als ein Leistungsangebot zur Lösung der damit einhergehenden soziokulturellen Konflikte. Die Relevanz der Volkskunde wurde primär damit begründet, daß sie zur Überwindung der bildungsbedingten Dichotomie in der bürgerlichen Gesellschaft beitragen könne. Ein bereits 1851 von Wilhelm Heinrich Riehls vorgebrachtes bildungskritisches Argument wurde so in der wilhelminischen Volkskunde erneut aufgegriffen. Der volkskundliche Diskurs weist somit seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine Nähe zum bildungskritischen Diskurs auf. Im Kaiserreich ist diese Nähe noch evident. Dafür spricht nicht nur, daß das Gros der Volkskundevereine, die den außeruniversitären Institutionalisierungsprozeß bestimmten, zwischen zwei entscheidenden Bildungsreformen (1890 und 1900) entstand, sondern auch, daß sowohl Philologen als Vertreter der Ausbildungsdisziplinen der Lehrer an höheren Schulen als auch die Lehrer unterschiedlicher Schularten die Volkskundevereine dominierten. Die Tatsache, daß die Professionalisierung der Volkskunde – mithin die Etablierung an den Hochschulen – zunächst durch die Integration in die Lehrerausbildung erfolgte, unterstreicht diesen Zusammenhang. Volkskunde reagierte so nicht nur auf die bildungspolitische Entwicklung, sondern sie wirkte im philologischen Reformprozeß der Lehrerausbildung aktiv an der Neugestaltung des Bildungswesen mit. Der postulierte Nutzen der Volkskunde für die humanistischen Wissenschaften, deren Bedeutung in der Industriemoderne schwand, erhielt beispielsweise in der Theologenausbildung Relevanz. Dies weist darauf hin, daß die Motive der Pfarrer, sich in den Volkskundevereinen zu engagieren, ebenso wie das der Lehrerschaft zu einem großen Teil berufs- und fachpolitischer Natur waren.

In der Öffentlichkeit legitimierte man Volkskunde als Integrationswissenschaft, die zum einen innerkulturelle Vermittlungsaufgaben vor allem für die humanistisch gebildeten Berufsgruppen, die in ihrer Berufspraxis mit dem ‚ungebildeten‘ Volk Kontakt hatten, übernehmen wollte. Zum anderen präsentierte man Volkskunde als ein nationalpädagogisches Leistungsangebot, als Beitrag zur allgemeinen Volkserziehung. Die Betonung der gesellschaftlichen Relevanz sowie die Definition eines Aufgabengebietes zählen zu den Professionalisierungsstrategien einer neuen Wissenschaft. In dieser Hinsicht kann man in der wilhelminischen Volkskunde keinen Ausdruck von Irrationalität oder Eskapismus erkennen.

Die Tatsache, daß es innerhalb von zehn Jahren zu einem regelrechten Volkskundeboom mit einem außerordentlichen Institutionalisierungsschub kommt, läßt auf einen evidenten gesellschaftlichen Bedarf an volkskundlicher Forschung schließen. Die komplexen Ursachen dieses Bedarfes sind

aus unterschiedlichen Perspektiven zu bewerten. Einerseits wurden in den volkskundlichen Entwürfen Gründe genannt, die mit akuten Problemen der wilhelminischen Gesellschaft korrespondierten. Andererseits sind auch Motive zu berücksichtigen, die entweder bewußt ausgegrenzt werden oder die unbewußter Natur sind. Diese nicht verbalisierten Informationen, die sozusagen als ‚Subtexte‘ in die Entwürfe mit einfließen, korrespondieren mit der konkreten beruflichen und gesellschaftlichen Situation der bildungsbürgerlichen Volkskundler und geben Aufschluß sowohl über die Bedürfnisse und Befindlichkeiten als auch über die unterschiedlichen Motive für die Hinwendung zur Volkskultur.

Das Dilemma, in dem sich die ‚alte‘ Bildungselite befand, lag in der Lösung des ambivalenten Problems, das ich wie folgt umschreiben möchte: Wie kann man seine Position in der modernen Welt behaupten und am Fortschritt partizipieren, ohne die alten Werte und Ideale, von deren universalistischen Geltung man seit dem 19. Jahrhundert Selbstverständnis und kulturelle Überlegenheit ableitete, völlig preiszugeben? Die Anforderungen bestanden also in der Vermittlung von traditionellen Kulturidealen und -werten und der modernen Kulturentwicklung. Überträgt man diese Überlegungen auf das bekannte Credo der Volkskunde (Retten, Sammeln und Bewahren bevor es zu spät ist), so könnte der nicht verbalisierte (möglicherweise unbewußte) Subtext lauten: Wir retten, sammeln und bewahren die Volkskultur als erklärter Bestandteil ‚unserer‘ Kultur und können damit unseren Status retten, unsere kulturelle Hegemonie bewahren und dabei zugleich fortschrittlich sein. Mit Volkskunde scheint für die ehemaligen Sachwalter der Bildung und Kultur eine Möglichkeit eröffnet, sich auch als Experten der modernen Kulturentwicklung profilieren zu können. Auf diese vermutete Bedeutung der Volkskunde weisen viele programmatische Aussagen (wie z. B. die von Eugen Mogk ‚Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart‘) hin.

Noch ausdrücklicher wird auf diesen Zusammenhang bereits in Alois Riegls Beitrag ‚Das Volksmäßige und die Gegenwart‘ hingewiesen, mit dem 1895 die erste Ausgabe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eröffnet wird. Darin verwirft er zunächst die auf Rousseau zurückgehende Erklärung, es sei Ausdruck ‚einer Flucht in die ländliche Einfalt‘, wenn sich der Gebildete, ‚der städtische Culturmensch‘, der ungebildeten Landbevölkerung zuwende. Er schreibt: ‚Heute möchte eine solche Lehre [gemeint ist die von Rousseau, A.B.] nur bei Sonderlingen einer überzeugenden Aufnahme begegnen. Trotz aller Begeisterung für das Volksmäßige würde kaum ein ernst zu nehmender Städter sich entschließen, auf seinen Antheil an der modernen Cultur zu verzichten [...]‘.²⁶⁵ Für Riegl liegt ‚der

²⁶⁵ Alois Riegl: Das Volksmäßige und die Gegenwart, S. 6 u. 4.

wahre Grund“ nicht in der „Weltflucht“, sondern er sieht ihn im Bedeutungsverlust der bildungsbürgerlichen Ideale und Werte in der Industriemoderne. Aufschlußreich ist vor allem die psychohistorische Dimension seiner Erklärung, in der er nicht nur davon ausgeht, der Mensch benötige „ein ideales Gut, das ihn erhebt, adelt, verklärt inmitten des Kampfes um die materiellen Güter dieser Erde“²⁶⁶, sondern auch bereits deutlich macht, daß diese Ideale konstruiert sind.²⁶⁷ So beispielsweise wenn er hier weiter beschreibt wie die alten Ideale den Bildungsbürgern im Konkurrenzkampf der Industriemoderne verlustig gehen und sie nach neuen suchen müssen. „Da sind es gerade die Gebildeten, die Städter, die die Härten und die gemein-egoistischen Seiten des modernen Kampfes ums Dasein so peinlich und unerträglich finden, und die sich daher sehnen nach der geistigen Anschauung eines goldenen Zeitalters, das sie genau so wie schon die Dichter des Alterthums, und mit vollem Rechte, in den kindlichen Entwicklungsstadien ihres Volkes vermuthen.“²⁶⁸ Im Hinweis auf die Dichter des Altertums zeigt sich die anhaltende Orientierung des Bildungsbürgers am klassischen Kulturideal, dessen Wert sich in der Industriemoderne dezimiert. Entsprechend resümiert Riegl auch die Ursachen für die Hinwendung zur Volkskultur: „Darin liegt der Grund unserer heutigen Begeisterung für alles Volksmäßige, ja bis zu einem gewissen Grade der antiquarischen Neigungen unseres Zeitalters überhaupt: man will sich neue Ideale schaffen, nachdem so manche von den alten ihre wärmende Kraft eingebüßt haben. Je unwiderstehlicher die utilitarische Strömung der Gegenwart mit Naturnotwendigkeit anwachsen muss, desto freudiger haben wir jede erlösende Erscheinung zu begrüßen, die uns zu selbstlosem Streben und reinem Genuße fortreißt.“²⁶⁹ In Riegls Ursachenanalyse werden die ambivalenten Gefühle, sozusagen der double-bind der Bildungsbürger, komprimiert: Da ist einerseits die unwiderstehliche Moderne, die moderne Kulturentwicklung, an der man teilhaben will. Und da ist andererseits das Bedürfnis, die schwindenden Ideale bürgerlicher Kultur, mit denen man Antinützlichkeitsdenken, Altruismus, geistige Labsal und wissenschaftlichen Eros²⁷⁰

²⁶⁶ Ebd. S. 5.

²⁶⁷ Vgl. Hartmut und Gernot Böhme: Das Andere der Vernunft. Die Autoren erklären die Konstruktion von Idealen im Kontext der Narzißmus-Theorie. Die psychohistorische Funktion des Phänomens, das eigene Selbst als Spiegel eines narzißtisch überhöhten idealen Objektes zu strukturieren, sehen sie darin, daß die Identifikation mit idealisierten Selbstobjekten der jeweiligen Selbstaufwertung diene. Ebd. S. 207 u. 330.

²⁶⁸ Alois Riegl: Das Volksmäßige und die Gegenwart, S. 5.

²⁶⁹ Ebd.

²⁷⁰ Die erste Philologenversammlung nach der Bildungsreform 1901 in Straßburg wird in gleichem Tenor mit einer Bekräftigung und Beschwörung der humanistischen Bildungs- und Kulturideale eröffnet. Hier heißt es in pathetischen Worten: „Wir alle

verknüpfte, zu retten oder neu zu konstruieren. Diese Ambivalenz ist ein durchgängiges Merkmal der volkskundlichen Entwürfe im Kaiserreich, die ihren Ausdruck in einem Oszillieren zwischen Integration und Abgrenzung finden.

In diesem Kontext tritt die Volkskunde mit dem Leistungsangebot an gesellschaftliche Integrationsaufgaben zu übernehmen. Die Einbindung nichtakademischer Berufsgruppen in die wissenschaftliche Arbeit ist ein integrativer Aspekt auf der personellen Ebene, dem auf inhaltlicher Ebene die Integration der Volkskultur in die wissenschaftliche und bildungsbürgerliche Welt entspricht. Man postuliert, die Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben wieder herstellen zu wollen, was auch eine geistig-seelische Integration impliziert, nämlich der Volkskultur als verdrängter und abgewerteter Teil der eigenen Kultur sowie des eigenen Selbst. Mit diesen Integrationsabsichten war Volkskunde im Kontext der bildungsbürgerlichen Welt geradezu revolutionär, um nicht zu sagen modern. Desgleichen gilt auch für ihr Ansinnen, Volkskunde in die Ausbildungswissenschaft der Lehrer sowie in den Schulunterricht zu integrieren. Sie erhebt damit Volkskultur, Alltagswissen, Wissen des Volkes nicht nur zum Forschungsgegenstand, sondern auch zum Bildungswert. Darin nimmt sie eindeutig eine antiklassizistische Haltung ein, die in konservativen Philologenkreisen alles andere als konform war. Volkskunde durchbricht mit ihrem Integrationsbemühen in mehrfacher Hinsicht die Regeln der bildungsbürgerlichen Gesellschaft: sie nimmt nichtakademisches Publikum auf, sie bringt Wissenschaft dem Volk und die Volkskultur der Wissenschaft näher und sie spricht offen von einem Anwendungsbezug ihrer Wissenschaft, was konträr zum Antinützlichkeitspostulat der humanistischen Ideale von Bildung und Kultur stand. Die Entgrenzung von wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Praxis wurde so genuiner Bestandteil des Institutionalisierungsprozesses der Volkskunde.

Des weiteren spiegeln sich in den volkskundlichen Entwürfe nicht nur Projektionen von Ängsten oder Negativerfahrungen wieder, sondern in hohem Maße auch Projektionen von Idealen und Werten bildungsbürgerlicher Kultur, die es ja zu retten galt. Diese Projektion zeigt sich in der Definition des volkskundlichen Forschungsgegenstandes. Man sucht das Ideal des Schönen, Guten und Wahren, das das klassische Altertum verkörperte und das der bildungsbürgerlichen Selbstaufwertung diente, nun, nachdem der Vorbildcharakter in der Moderne relativiert wird, in der eigenen Volkskultur. Man sucht nun, die Ideale und Werte Hellas‘ im Harz und in Hessen zu

indessen, die wir uns deutsche Philologen und Schulmänner zu sein rühmen, wir lassen uns den Mut nicht rauben und noch viel weniger den heiligen Eros.“ Eduard Schwartz: Eröffnungsvortrag, S. 7.

finden. Und um als Surrogat dienen zu können, mußte die Volkskultur so konstruiert sein, daß man von ihr analog des klassischen Kulturideals ebenso überzeitliche Werte und universalistische Geltung ableiten konnte. Diese ahistorischen Werte und Ideale ließen sich nicht durch tatsächlich vorhandene soziale Formationen oder materielle Objektivationen des Volkes konstruieren. Denn die Konstruktion der idealen Volkskultur erforderte analog des klassischen Kulturideals eine relative Distanz zum lebensweltlichen Sein und Tun²⁷¹, sie setzte also ein aktives Verkennen der Realität voraus. Die Reduzierung der Volkskunde auf die geistig-seelischen Äußerungen des Volkes, auf die Volkspoesie oder die Volksreligion entsprach nicht nur dem neuhumanistischen Kulturbegriff, sondern sie war zugleich Basis für die Konstruktion der idealisierten Volkskultur, die nur so in die eigene Kultur integriert werden konnte. Diese Idealisierung der geistigen Volkskultur findet sich auch in der Sachvolkskunde, in der man vornehmlich die ‚schönen‘ Trachten und Fachwerkhäuser sammelt und dokumentiert.

Die auffallende Koexistenz von Integration und Abgrenzung in den volkskundlichen Konzepten, als Ausdruck sowohl von bewußten als auch von unbewußten Befindlichkeiten, fungieren als sich gegenseitig bedingende Aspekte, die sozusagen als dialektischer Subtext in die Entwürfe einfließen. So ist der Entwurf der Volkskultur als antithetisches Konzept zur ‚eigenen‘ bildungsbürgerlichen Kultur Voraussetzung für die Integration oder für die Einverleibung. Der dialektische Prozeß wird sinnbildlich, ja leiblich im Doppelmenschtheorem von Natur- und Kulturmensch respektive von Gefühls- und Verstandesmensch, der in der späteren Synthese zum volkskundlichen Menschen wird. Was dem volkskundlichen Menschen zugeschrieben wurde, die Welt der Gefühle, der Triebe, des Nichtrationalen, mußte nach bürgerlichem Selbstverständnis abgegrenzt werden, um sich selbst als Kultur- und Verstandesmensch definieren zu können. Daher ist es nicht nur notwendig, Volkskultur als das ‚Andere‘, Verlorene, Überholte oder Verdrängte des ‚Eigenen‘ zu definieren, sondern stets auch als das Überwundene. Zum Expertenwissen erhoben kann Volkskultur jedoch als Ausdruck einer ‚anderen‘ psychischen Disposition in die bildungsbürgerliche Welt integriert werden. Als Volkskundler kann sich der Kulturmensch mit der ‚anderen‘ Seite der ‚eigenen‘ Kultur identifizieren, sich mit seiner Selbstentfremdung auseinandersetzen. Diese grenzüberschreitende Option, die der psychologisch-philologische Ansatz den Kulturmenschen bot, war meines Erachtens ein Grund dafür, daß er sich in der Volkskunde nachhaltig durchsetzen konnte. Die tatsächlich vorhandene gesellschaftliche Spal-

²⁷¹ Vgl. Gunter Scholtz: Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis, S. 48.

tung wurde auf eine psychische Dichotomie zwischen Natur- und Kultur-
mensch projiziert.

Dieser sich durchsetzende Ansatz der vergleichenden psychologisch-
philologischen Volkskunde diente letztlich der Selbsterhaltung, er kann als
Ausdruck des bewußten oder unbewußten Zieles gesehen werden, die Er-
habenheit des Kulturmenschen zu retten und zu bewahren. Man erforscht
die geistig-seelischen Unterschiede zwischen Natur- und Kultur-
mensch und fixiert sie als vormoderne Volkskultur und überwundene Stufe der ‚eigenen‘
Kultur. Das Sammeln und Dokumentieren der vermeintlich vormo-
dernen Volkskultur konnte so als geistiger Fortschrittsbeweis und als Stabi-
lisator der angeknacksten kulturellen Hegemonie der Bildungsbürger in der
Moderne fungieren. Diese der Volkskunde möglicherweise unbewußt zu-
geschriebene Funktionalität machte ebenso die Eingrenzung des volks-
kundlichen Erkenntnisinteresses auf die geistig-seelischen Äußerungen des
Volkes plausibel. Am Beispiel der Volksreligion und des Aberglaubens
ließ sich am ehesten das unaufgeklärte, das nichtrationale und damit das
von Bildung unberührte Denken des Volkes und somit die Denkstufe, die
die Gebildeten überwunden hatten, nachweisen.²⁷² Bei Richard Wünsch,
dem Experten für Zauberglauben, finden sich wiederholt Hinweise auf die-
se vermutete Funktion. So schreibt er über den Aberglauben: „Es sind
Überreste der Religion der Altvordern, die für den Gebildeten des Volkes
längst vergessen ist, die aber in ihren letzten Resten noch eine gewaltige
Macht ausübt auf die Gemüter derer, die der höheren Bildung nicht in glei-
cher Weise teilhaftig werden. Somit ist der Aberglaube etwas geschichtlich
Gewordenes, und in dieser Eigenschaft hat er Anspruch auf das Interesse
der Gebildeten, auf das Forschen der Gelehrten.“²⁷³ Und über die Relevanz
der Erforschung des von den Gebildeten überwundenen Aberglaubens teilt
er an anderer Stelle mit: „Denn nur, wer den Unterschied im inneren Leben
des Durchschnittsmenschen und des geistig Höherstehenden ahnt, vermag
des Dichters und des Philosophen Größe zu begreifen.“²⁷⁴ Vergegenwärtigt

²⁷² Für diese Vermutung spricht zum einen, daß der Bereich Volksglaube weitgehend
Schwerpunkt der Aufsätze in den Hessischen Blättern war. Zum anderen zählten zu
den ersten größeren Projekten des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde die
Gründung der Kommission für die Sammlung der deutschen Segens- und Beschwö-
rungsformeln sowie das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Vgl. dazu
auch Christoph Daxelmüller: Vorwort [zur Neuauflage des Handwörterbuches]; hier
bes. zur Definition des Aberglaubens als dumpfem Beharren auf traditionellem
Glauben im Gegensatz zu geistigem Fortschritt, S. XXIII.

²⁷³ Richard Wünsch: Griechischer und germanischer Geisterglaube, S. 178.

²⁷⁴ Richard Wünsch: Was sich das griechische Volk erzählt, S. 108. Wünsch, der hier
die besondere Nähe zwischen deutschem Denken und Fühlen und dem Geist der
Griechen betont, geht dabei der Frage nach, in welchem Verhältnis „Homer,

man sich, daß die geistig-kulturelle Superiorität der Bildungsbürger in der Industriemoderne unter Legitimationsdruck geraten war, dann wird das Anliegen des Volkskundlers deutlich. Mit der Erforschung und Dokumentation des Unterschiedes soll die Überlegenheit bildungsbürgerlicher Kultur erneuert und bekräftigt werden. Der dialektische Subtext dieser volkskundlichen Funktionalisierung lautet: Durch die Integration der ideell aufgewerteten, als rückständig und vormodern fixierten Volkskultur in die bildungsbürgerliche Welt kann der geistig-kulturelle Fortschritt belegt und die Teilhabe an der Kulturentwicklung der Gegenwart gesichert werden. In der Volkskunde spiegeln sich Krise und Konstruktionsgeist als zwei Seiten einer Medaille wieder. Man wollte Beides: das Alte bewahren und am Neuen partizipieren.

Sophokles und Platon“ zur „Denkweise“ und den „Anschauungen der großen Menge“ in ihrer Zeit standen.

VII. Anhang

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen aus dem Universitätsarchiv Gießen [im folgenden UAG]

Nachlässe:

Karl Helm, UAG

Richard Wunsch, UAG

Personalakten:

Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Albrecht Dieterich, UAG PrA Phil Nr. 6.

Karl Helm, UAG PrA Nr. 12.

Hugo Hepding im UAG PrA Nr. 12.

Adolf Strack, UAG PrA Phil Nr. 27.

Richard Wunsch, UAG PrA Nr. 30.

Zitierte Schriften aus den Quellen des Universitätsarchivs Gießen

Behaghel, [Otto]: [Gutachten im] Commissionsbericht vom 3.6.1893 zum Habilitationsgesuch Adolf Strack vom 29. Mai 1893. In: Personalakte Adolf Strack, UAG PrA. Phil. Nr. 27.

Behaghel, [Otto]: [Antrag zur] Beförderung der Privatdozenten Dr. [Joseph] Collin, Dr. [Adolf] Strack, Dr. [Karl] Helm zu a[ußer]o[rdentlichen] Prof[essoren] bei der philos[ophischen] Fakultät [der Großherzoglichen Ludwigs-Universität Gießen] 16. Juli 1902. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Behaghel, [Otto]: Vortrag des Geh[eimen] Hofraths Dr. Behaghel. Betreffend: Beförderung der Privatdozenten Dr. [Joseph] Collin, Dr. [Adolf] Strack, Dr. [Karl] Helm zu a[außer]o[rdentlichen] Prof[essoren] bei der philos[ophischen] Fakultät [der Großherzoglichen Ludwigs-Universität Gießen], Gießen am 17. Oktober 1902. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Behrens, [Dietrich]: Vortrag des Referenten der Phil[osophischen] Fac[ultät] Dr. Behrens. Betreffend: Beförderung der Privatdozenten Dr. [Joseph]

Collin, Dr. [Adolf] Strack, Dr. [Karl] Helm zu außerordentlichen Professoren bei der philosophischen Fakultät [der Großherzoglichen Ludwigs-Universität Gießen], Gießen am 23. November 1902. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Biermann, [Johannes]: Vortrag des Referenten des Gesamtsenats, Professor Dr. Biermann. Betreffend die Beförderung der Privatdozenten Dr. Collin und Dr. Strack zu außerordentlichen Professoren bei der philosophischen Fakultät [der Großherzoglichen Ludwigs-Universität Gießen], Gießen am 12. Januar 1903. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Dieterich, [Albrecht]: Vortrag des Correferenten Dr. Dieterich. . Betreffend: Beförderung der Privatdozenten Dr. [Joseph] Collin, Dr. [Adolf] Strack, Dr. [Karl] Helm zu a[außer]o[r]dentlichen Prof[essoren] bei der phil[osophischen] Fakultät [der Großherzoglichen Ludwigs-Universität Gießen], Gießen am 29. November 1902. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Philippi, [Adolf]: [Anmerkung zum] Habilitationsgesuch von Joseph Collin vom 24.1.1893. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Protokoll der Sitzung der philosophischen Fakultät [der Großherzoglichen Ludwigs-Universität Gießen] am 3. Dezember 1902, abends 6 Uhr. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

[Protokoll des Antrages der] Großherzoglich philosophischen Fakultät an die Großherzogliche Ludwigs-Universität [Gießen zur Befürwortung der] Beförderung der Privatdozenten Dr. Collin und Dr. Strack zu außerordentlichen Professoren bei der philosophischen Fakultät der Ludwigs-Universität. Gießen, den 4. Dezember 1902. In: Personalakte Joseph Collin, UAG PrA Phil Nr. 6.

Literaturverzeichnis

Abt, Adam: Volkskunde als akademisches Prüfungsfach. In: Hessische Blätter für Volkskunde 12/1913, S. 146-147.

Academica Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte. Zum 375jährigen Jubiläum dargebracht vom Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität Gießen herausgegeben von Peter Moraw und Volker Press. Marburg 1982. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen, Bd. 45).

Albert, Peter P.: Ortsgeschichte. In: Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung 8/1902, S. 193-208.

- Anderhub, Andreas: Das Antoniterkreuz in Eisen. Zur Geschichte der Universität Gießen während des Ersten Weltkrieges. Gießen 1979.
- Apel, Hans-Jürgen: Gymnasiallehrer mit „Verständnis und Taktgefühl für die heranwachsende Jugend“. Die ‚standesgemäße‘ Ausbildung der Gymnasiallehrer im Seminar des wilhelminischen Gymnasiums (1890-1918). In: Jeismann, Karl-Ernst (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft, S. 308-325.
- Assion, Peter: Von Hessen in die Neue Welt. Eine Sozial- und Kulturgeschichte der hessischen Amerikaauswanderung mit Text- und Bilddokumenten. Frankfurt am Main 1987.
- Assion, Peter: Von der Weimarer Republik ins „Dritte Reich“. In: Jacobeit, Wolfgang u.a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, S. 33-39.
- Aufmuth, Ulrich: Die deutsche Wandervogelbewegung unter soziologischem Aspekt. Göttingen 1979.
- Aufruf zur Begründung eines deutschen Germanisten-Verbandes. In: Zeitschrift für den Deutschunterricht 26/1912, S. 368.
- Autenrieth, Norbert: Volkskunde und Schule. Bildungsinhalte und ihre Verwirklichung zwischen 1900 und 1945. Cadolzburg 1990.
- Bagus, Anita: Mit „Weiberbraten“ gegen „Emanzipationsgelüste“. In: Hessische Heimat 43/1993, S. 92-96.
- Bagus, Anita: Zehn Jahre Kommission Frauenforschung in der DGV. In: „Dialoge“ der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., o.O.u.J. [1994], S. 1.
- Bagus, Anita: „Nachgedanken“ zur Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 16. bis 19. November 1994 in Marburg: „Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrhunderts“. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 31/1996, S. 195-202.
- Bagus, Anita: Marginal oder präsent? In: Fachfrauen - Frauen im Fach. Beiträge zur 6. Arbeitstagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Kooperation mit dem Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie sowie der Hessischen Landeszentrale für Politische Bildung vom 22. – 25. September 1995 in Frankfurt am Main. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft Fachfrauen – Frauen im Fach. Frankfurt am Main 1995, S. 83-109. (= Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 52)
- Balet, Leo/Gerhard, E. [Rebling, Eberhard]: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. Hg. u. eingel. von Gert Mattenklott. Frankfurt/M. - Berlin - Wien 1981.
- Baumgart, Peter (Hg.): Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreiches. Stuttgart 1980.

- Baurmann, Michael/Kliemt, Hartmut (Hg.): Glück und Moral. Arbeitstexte für den Unterricht. Stuttgart 1987.
- Bausinger, Hermann u.a. (Hg.): Abschied vom Volksleben. Tübingen ²1986 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde hg. von Hermann Bausinger, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Rudolf Schenda, Bd. 27).
- Bausinger, Hermann: Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 55/1959, S. 98-104.
- Bausinger, Hermann: Volksideologie und Volksforschung. Zur nationalsozialistischen Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 61/1965, S. 171-204.
- Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zu Kulturanalyse (Darmstadt 1971). Unveränderter Nachdruck Tübingen 1979.
- Bausinger, Hermann: Volkskultur in der technischen Welt (1961). Frankfurt/Main, New York ²1986.
- Bausinger, Hermann: Jenseits des Eigensinns: Kulturelle Nivellierung als Chance? In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse, S. 229-245.
- Bausinger, Hermann: Kulturelle Identität – Schlagwort und Wirklichkeit. In: ders. (Hg.): Ausländer – Inländer. Tübingen 1986, S. 141-159.
- Bausinger, Hermann: Volkskundliche Anmerkungen zum Thema ‚Bildungsbürger‘. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4, S. 206-214.
- Becker, Albert: Volkskunde. In: Pfälzisches Museum, 1903, S. 146-149.
- Becker, Siegfried: Dienstherrschaft und Gesinde in Kurhessen. Das Tagebuch des Johann Heinrich Stingel zu Niederwalgern als Quelle zur Geschichte der Lebens- und Arbeitswelt unterbäuerlicher Schichten im 19. Jahrhundert. (= Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde 22) Kassel 1991.
- Becker, Siegfried: Volkskundliche Forschung in Hessen. Geschichte, Organisation und Aufgaben. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N.F. 28/1992, S. 41-64.
- Becker, Siegfried: Hinwendung zum Volk. Die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde in Hessen um 1900. Zum hundertjährigen Bestehen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N.F. 58/2000, S. 233-257.
- Behaghel, Otto: Schriftsprache und Mundart (Rektoratsrede am 1. Juli 1896, des „ordentlichen Professors der deutschen Philologie an der Universität Gießen“). Gießen 1896.

- Behaghel, Otto: Hessische Volkskunde. In: Darmstädter Zeitung, 3.8.1897, Nr. 358.
- Behaghel, Otto: „Gewitteraberglaube“. In: Blätter für hessische Volkskunde 1/1899, S. 4.
- Behaghel, Otto: Vorbemerkung zu Hugo Hepding: Volkskundliches aus Großen-Linden. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 8/1899, S. 225.
- Behaghel, Otto: Eine morgenländische Fassung der Sage vom armen Heinrich. In: Hessische Blätter für Volkskunde 7/1908, S. 118.
- Behaghel, Otto: Besehung der Toten. In: Hessische Blätter für Volkskunde 12/1913, S. 139.
- Behrens, Dieterich: Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen. In: Die Universität Gießen, II. Bd., S. 329-356.
- [Bericht über die] Generalversammlung [des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine] in Blankenburg a.H. 6.-9.9.1896. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 45. Jg., 1897, S. 16ff.
- [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung (für Volkskunde) [des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine]. Düsseldorf, am 23. September 1902. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 51. Jg., 1903, S. 42-47.
- [Bericht über die] Sitzung der V. Abteilung (für Volkskunde) [des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine] 28. September 1903. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 52. Jg., 1904, S. 159-175.
- Bericht über die erste Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt) 3/1906, S. 1-18.
- Berrisch, Sigmar: Adolf Strack. Ein Beitrag zur Volkskunde um 1900. Gießen 2005.
- Bethe, Erich: Mythos, Sage, Märchen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 4/1905, S. 97-141.
- Blaschke, Olaf/Kuhlemann, Frank-Michael (Hg.): Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen. (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hg. von Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger, Bd. 2) Gütersloh 1996.
- Blätter für hessische Volkskunde. Hg. im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde (Abteilung des Oberhessischen Geschichtsvereins). I. Jahrgang (vom 1. April 1899 bis 1. April 1900). Nr. 1-6, Gießen 1900.

II.-III. Jahrgang. (vom 1. April 1900 bis 1. Januar 1902), Nr. 1-4 und Nr. 1-3, Gießen 1902.

Blau, Josef: Der Lehrer als Heimatforscher. Eine Anleitung zu heimatkundlicher Arbeit. Wien, Leipzig 1915 (= Schriften zur Lehrerfortbildung. Hg. von A. Herget, Professor an der k.k. Lehrerbildungsanstalt in Komotau, Nr. 6).

Bloem, Walter: Der krasse Fuchs. Leipzig 1906.

Bock, Alfred: Kinder des Volkes. Berlin 1919.

Böckmann, Paul: Die Lehre von Wesen und Formen der Dichtung. In: Martini, Fritz (Hg.): Vom Geist der Dichtung, S. 13-30.

Böhme, Hartmut und Gernot: Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt/M. ³1996.

Bollenbeck, Georg: Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters. Frankfurt/M., Leipzig 1994.

Bollenbeck, Georg: Die Abwendung des Bildungsbürgertums von der Aufklärung. In: Klein, Wolfgang/Naumann-Beyer, Waltraud (Hg.): Nach der Aufklärung? Beiträge zum Diskurs der Kulturwissenschaften. Berlin 1995, S. 151-162.

Bollenbeck, Georg: Tradition, Avantgarde, Reaktion. Deutsche Kontroversen um die kulturelle Moderne. 1880-1945. Frankfurt am Main 1999.

Bölling, Rainer: Sozialgeschichte der deutschen Lehrer. Göttingen 1983.

Bölling, Rainer: Elementarschullehrer zwischen Disziplinierung und Emanzipation. Aspekte eines internationalen Vergleichs (1870-1940). In: Jeismann, Karl-Ernst (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft, S. 326-342.

Bölling, Rainer: Lehrerarbeitslosigkeit in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: Archiv für Sozialgeschichte 27/1987, S. 229-258.

Bönisch-Brednich, Brigitte: Volkskundliche Forschung in Schlesien. Eine Wissenschaftsgeschichte. Marburg 1994.

Bookmann, Hartmut u.a (Hg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland. Göttingen 1972.

Borchling, Conrad: Die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz. 27. Sept. bis 1. Okt. 1909. Die germanistischen Vorträge. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 1/1909, S. 772-776.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (Originalausgabe: La distinction. Critique social du jugement. Paris 1979) Frankfurt/M. 1982.

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Soziale Welt. Sonderband 2: Soziale Ungleichheiten. Hg. v. Reinhard

- Kreckel. Göttingen 1983, S. 183-198.
- Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1988.
- Bredow, Wilfried von/Foltin, Hans-Friedrich: Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls. Bonn 1981.
- Brenner, Oskar: Aufgaben der Volkskunde. In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, 16. Oktober 1902, Nr. 238, S. 105-107.
- Breysig, Kurt: Territorialgeschichte. In: Deutsche Geschichtsblätter 1/1899, S. 1-12.
- Brinkmann, Horst: [Artikel zu] Wilhelm Horn (1876-1952)/Anglist. In: Giebener Gelehrte, S. 434-442.
- Brocke, Bernhard vom: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882-1907: das ‚System Althoff‘. In: Baumgart, Peter (Hg.): Bildungspolitik in Preußen, S. 9-118.
- Brocke, Bernhard vom (Hg.): Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das ‚System Althoff‘ in historischer Perspektive. (= Geschichte von Bildung und Wissenschaft. Reihe B: Sammelwerke, Bd. 5) Hildesheim 1991.
- Brocke, Bernhard vom: Marburg im Kaiserreich 1866-1918. Geschichte und Gesellschaft, Parteien und Wahlen einer Universitätsstadt im wirtschaftlichen und sozialen Wandel der industriellen Revolution. In: Marburger Geschichte, S. 367-540.
- Brocke, Bernhard vom: Wege aus der Krise: Universitätsseminar, Akademiekommission oder Forschungsinstitut. Formen der Institutionalisierung in den Geistes- und Naturwissenschaften 1810 – 1900 – 1995. In: König, Christoph, u. Lämmert, Eberhard (Hg.): Konkurrenten in der Fakultät, S. 191-215.
- Brocker, Manfred: Von der Verachtung der Arbeit in der Antike zur Produktionseuphorie der Moderne – Aspekte eines Wertewandels. In: Zeitschrift für Politik 45/1998, S. 135-157.
- Brockhaus' Konversations-Lexikon, Bd. 2, Berlin, Wien 1892, S.1016-1017.
- Bruch, Rüdiger vom: Wissenschaft, Politik und öffentliche Meinung. Gelehrtenpolitik im wilhelminischen Deutschland (1890-1914). Husum 1980.
- Bruch, Rüdiger vom: Universitätsreform als soziale Bewegung. Zur Nicht-Ordinaren-frage im späten deutschen Kaiserreich. In: Geschichte und Gesellschaft 10/1984, S. 72-91.
- Bruch, Rüdiger vom/Graf, Friedrich Wilhelm/ Hübinger, Gangolf (Hg.): Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft. Stuttgart 1989

- Bruch, Rüdiger vom: Bildungssystem, Universitäten, Wissenschaften, Gelehrte. Neuere Arbeiten und Ansätze zur deutschen Entwicklung vom 18. zum 20. Jahrhundert. In: Archiv für Sozialgeschichte 29/1989, S. 439-481.
- Bruch, Rüdiger vom: Die Professionalisierung der akademisch gebildeten Volkswirte in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Jeismann, Karl-Ernst (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft, S. 361-386.
- Bruch, Rüdiger vom: Gesellschaftliche Funktionen und politische Rollen des Bildungsbürgertums im Wilhelminischen Reich, Zum Wandel von Milieu und politischer Kultur. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4, S. 146-179.
- Bruch, Rüdiger vom: Moderne Wissenschaftsgeschichte als Bildungs-, Sozial- und Disziplingeschichte. Das Beispiel der frühen deutschen Soziologie. In: Historische Zeitschrift, Bd. 242, 1986, S. 361-373.
- Brückner, Wolfgang/Grass, Nikolaus (Hg.): Jahrbuch für Volkskunde, NF 1, Würzburg u.a. 1978.
- Brückner, Wolfgang/Grass, Nikolaus (Hg.): Jahrbuch für Volkskunde, NF 2, Würzburg u.a. 1979.
- Brückner, Wolfgang (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenbildung. Referate eines wissenschaftsgeschichtlichen Symposions vom 8.-10. Oktober 1982 in Würzburg. (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 414; Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, 12) Wien 1983.
- Brückner, Wolfgang: Popular Culture. Konstrukt, Interpretament, Realität. Anfragen zur historischen Methodologie und Theoriebildung aus der Sicht der mitteleuropäischen Forschung. In: Ethnologia Europaea 14/1984, S. 14-24.
- Brückner, Wolfgang/Korff, Gottfried/Scharfe, Martin: Volksfrömmigkeitsforschung. (= Ethnologia Bavaria, 13) Würzburg, München 1986.
- Brückner, Wolfgang: Geschichte der Volkskunde. Versuch einer Annäherung für Franzosen. In: Isac Chiva/Utz Jeggle (Hg.): Deutsche Volkskunde - französische Ethnologie. Frankfurt/M., New York 1987, S. 105-127.
- Bürger, Christa: Die Dichotomie von ‚höherer‘ und ‚volkstümlicher‘ Bildung. In: Schäfer, Rudolf (Hg.): Germanistik und Deutschunterricht. München 1979, S.74-101.
- Burchardt, Lothar: Professionalisierung oder Berufskonstruktion? Das Beispiel des Chemikers im wilhelminischen Deutschland. In: Geschichte und Gesellschaft, 6/1980, S. 326-348.

- Burckhardt-Seebass, Christine: DGV-Hochschultagung Basel 1996. In: dgvi-Informationen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 1/1996, S. 2-3.
- Calder III, William M./Flashar, Hellmut/Lindken, Theodor (Hg.): Wilamowitz nach 50 Jahren. Darmstadt 1985.
- Canfora, Luciano: Wilamowitz und die Schulreform: Das Griechische Lesebuch. In: Calder III, William M. u.a. (Hg.): Wilamowitz nach 50 Jahren, S. 632-648.
- Canguilhem, Georges: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze. Hg. von Lepenies, Wolf. Frankfurt/M. 1979.
- Canguilhem, Georges: Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. In: ders.: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie, S. 22-37.
- Cancik, Hubert: Antike Volkskunde 1936. In: Der altsprachliche Unterricht, 25. Jg., 3/1982, S. 80-99.
- Carstensen, Carl: Erziehung zur Vaterlandsliebe in der deutschen Schule. In: Sammlung pädagogischer Vorträge 6/1893, S. 143-155.
- Caudmont, Jean:[Artikel zu] Dieterich Behrens (1859-1929)/Romanist. In: Gießener Gelehrte, S.38-46.
- Charle, Christophe: Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main ²2001.
- Christiansen, Jörn: „Die Heimat“. Analyse einer regionalen Zeitschrift und ihres Umfeldes. Neumünster 1980.
- Chronik der Vereinigung für hessische Volkskunde. (Sektion des Oberhessischen Geschichtsvereins) 1899-1900. (Dr. Karl Helm, Schriftführer der Vereinigung) In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 9/1900, S. 104.
- Chronik der Vereinigung für hessische Volkskunde. (Sektion des Oberhessischen Geschichtsvereins) 1900-1901. (Dr. Karl Helm, Schriftführer der Vereinigung) In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 10/1901, S. 138.
- Chronik der [Hessischen] Vereinigung [für Volkskunde]. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 168.
- Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. von 2/1890 bis 20/1912.
- Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. September 1896 bis Februar 1898, vom Schriftführer [Julius Reinhard Dieterich]. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 7/1898, S. 213-221.

- Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. Februar 1898 - Februar 1899, vom Schriftführer [Julius Reinhard Dieterich]. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 8/1899, S. 251-252.
- Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins. April 1901 bis April 1902. Vom Schriftführer [Privatdozent Dr. Kornemann]. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 11/1902, S. 94-101.
- Chronik des [Oberhessischen Geschichts-] Vereins vom April 1906 bis April 1908. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 16/1908, S. 106-107.
- Clark, Terry N.: Die Stadien wissenschaftlicher Institutionalisierung. In: Weingart, Peter (Hg.): Wissenschaftssoziologie 2. Stuttgart 1974, S. 105-121.
- Conze, Werner/Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1, Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen. (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte. Hg. von Conze, Werner, Bd. 38) Stuttgart 1985.
- Conze, Werner/Kocka, Jürgen: Einleitung. In: dies. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1, S. 9-28.
- Curtius, Georg: Rede [zur Eröffnung der 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner]. In: Verhandlungen der 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vom 22.-25. Mai 1872 in Leipzig. Leipzig 1873, S. 1-9.
- D[Dieterich, Julius Reinhard]: Oberhessischer Geschichtsverein. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins, 48. Jg., 1900, S. 108.
- Dähnhardt, Oskar: Bericht über die dritte Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt). 10/1909, S. 1-6.
- Dainat, Holger: Von der Neueren deutschen Literaturgeschichte zur Literaturwissenschaft. Die Fachentwicklung von 1890 bis 1913/14. In: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, S. 494-537.
- Das Werden Hessens. Hg. von Walter Heinemeyer. Marburg 1986 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen. Bd. 50).
- Daxelmüller, Christoph: Disputationes Curiosae. Zum „volkskundlichen“ Polyhistorismus an den Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 5) Würzburg 1979.

- Daxelmüller, Christoph: Vergessene Geschichte. Die „Gesellschaft für jüdische Volkskunde“ in Hamburg. In: Lehmann, Albrecht/Kuntz, Andreas (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde, S. 11-31.
- Daxelmüller, Christoph: Vorwort In: Bächthold-Stäubli, Hanns und Hoffmann-Krayer, Eduard (Hrsg.) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe 1927-1942. Berlin 1987, Bd.1, S. V-XL.
- Deißner, Vera: Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer ‚tastend-fortschreitenden Wissenschaft‘ bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945. Mainz 1997.
- Deneke, Bernward: [Rezenion zu] Kai Detlev Sievers (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert. Neumünster 1991 (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 26). In: Zeitschrift für Volkskunde 90/1994, S. 104-106.
- Denkschrift über die Notwendigkeit, die Volkskunde im Schulunterricht und bei der Lehrerausbildung in angemessener Weise zu berücksichtigen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 24/1925, S. 189-194.
- Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, hg. von Armin Tille, 1/1900ff.
- Die Ausbildung der Volksschullehrer im Großherzogtum Hessen. Eine Denkschrift, herausgegeben von dem Vorstand des hessischen Landeslehrervereins. Gießen 1899.
- Die Berliner Moderne 1885-1914. Hg. v. Schutte, Jürgen/Sprengel, Peter. Stuttgart 1987.
- Die historische Kommission für Hessen und Waldeck. [Bericht über die Gründung und Abdruck der Denkschrift „Ueber die Aufgaben der historischen Kommission für Hessen und Waldeck“ Marburg im Mai 1897]: In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 7/1898, S. 198-205.
- Die Neue Frankfurter Schule. „Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche!“ 25 Jahre Scherz, Satire und Schiefere Bedeutung aus Frankfurt am Main von F. W. Bernstein u.a. Hg. von W P Fahrenberg in Zusammenarbeit mit Armin Klein. Göttingen 1987.
- Die Universität Gießen von 1607 bis 1907. Beiträge zu ihrer Geschichte. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier herausgegeben von der Universität Gießen. 2 Bde., Gießen 1907.

- Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910. Hg. v. Gotthart Wunberg unter Mitarbeit von Johannes J. Braakenburg. Stuttgart 1984.
- Dienel, Hans-Luidger: Der Triumph der Technik und die Genese der Ingenieurwissenschaften. In: Drehsen, Volker/Sparrn, Walter (Hg.): Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse, S. 191-202.
- Dieterich, Albrecht: Kleine Schriften. Leipzig u. Berlin 1911.
- Dieterich, Albrecht: Über Wesen und Ziele der Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 169-194.
- Dieterich, Albrecht: Vorwort zum siebenten Bande. In: Archiv für Religionswissenschaft 7/1904, S. 1-5.
- Dieterich, Jakob: [Artikel zu] Heinrich Eisenhuth. Schulmann, 1851-1910. In: Hessische Biographien in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert, hg. von Herman Haupt. Bd. 3, Darmstadt 1934. S. 223-226.
- [Dieterich, Julius Reinhard:] Oberhessischer Geschichtsverein. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 48. Jg., 1900, S. 108.
- Ditt, Karl: Die deutsche Heimatbewegung 1871-1945. In: Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bonn 1990, 2 Bde., Bd. 1, S. 135-154.
- Döring, Lothar: [Artikel zu] Karl Heuson (1868-1953) und Peter Niess (1895-1965) zum Gedächtnis. In: Büdinger Geschichtsblätter. Historisches Nachrichtenblatt für den Kreis Büdingen. Bd. 7, 1970-71, S. 29-51.
- Drehsen, Volker/Sparrn, Walter (Hg.): Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse: Krisenwahrnehmung und Krisenbewältigung um 1900. Berlin 1996.
- Drews, Paul: „Religiöse Volkskunde“, eine Aufgabe der praktischen Theologie. In: Monatsschrift für die kirchliche Praxis, 1. Jg., 1901, S. 1-8.
- Drews, Paul: Religiöse Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 27-29.
- Drews, Paul: Der wissenschaftliche Betrieb der praktischen Theologie in der theologischen Fakultät zu Gießen. In: Die Universität Gießen, Bd. 2, S. 245-292.
- Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde in Gießen 1901-1912, o.O. u.o.J. [Hessische Hochschul- und Landesbibliothek Darmstadt, Nr. 47/1760].
- Dünninger, Josef: Geschichte der deutschen Philologie. In: Deutsche Philologie im Aufriß. Hg. von Wolfgang Stammer, 2. Aufl., Bd. 1, Berlin 1957, S. 83-222.

- Ebbinghaus, Ernst-Albrecht: Verzeichnis der Schriften von Karl Helm. In: Erbe der Vergangenheit. Germanistische Beiträge. Festgabe für Karl Helm zum 80. Geburtstag 19. Mai 1951. Tübingen 1951, S. 264-272.
- Eberhart, Helmut: Die Entwicklung des Faches Volkskunde an der Karl-Franzens-Universität Graz. In: Brückner, Wolfgang (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin, S. 35-50.
- Eggebrecht, Harald: Gott mit dir, du Land des Byron. In: Süddeutsche Zeitung, 10.11.1999.
- Eingänge für das Archiv der Vereinigung. In: Hessische Blätter für Volkskunde 6/1907-17/1918.
- Einladungsschreiben an die Mitglieder. In: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 14.
- Eisenberg, Christiane: Arbeiter, Bürger und der ‚bürgerliche Verein‘ 1820-1870. Deutschland und England im Vergleich. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 2, S. 187-219.
- Ek, Sven B.: Bürgerliche Bildung aus Arbeitersicht. In: Jeggle, Utz/Korff, Gottfried/ Scharfe, Martin/Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Volkskultur in der Moderne, S. 189-204.
- Elias, Norbert: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Michael Schröter. Frankfurt 1989.
- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. 2 Bde. Frankfurt/M. 1976.
- Elster, Ernst: Über den Betrieb der Deutschen Philologie an unseren Universitäten. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik 24/1909, S. 540-548.
- Elster, Ernst: Vortrag in den Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanistenverbandes am 29.5.1912 in Frankfurt/M. In: Zeitschrift für den Deutschunterricht 26/1912, S. 70.
- Emmerich, Wolfgang: Zur Kritik der Volkstumsideologie. Frankfurt/M. 1971.
- Emmrich, Brigitte: Zu unrecht vergessen: Karl (Theodor) Reuschel. Ein Repräsentant der deutschen und sächsischen Volkskunde aus dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. In: Dies.: Heimatforschung, Spinnstuben-Performance und Hochschulseminar. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde in Sachsen. Dresden 2001, S. 9-52. (=Volkskunde in Sachsen, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., Heft 12)
- Engelhardt, Ulrich: ‚...geistig in Fesseln‘? Zur normativen Plazierung der Frau als ‚Kulturträgerin‘ in der bürgerlichen Gesellschaft während der Frühzeit der deutschen Frauenbewegung. In: Lepsius, Rainer M. (Hg.): Bil-

- dungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 3, S. 113-175.
- Engelhardt, Ulrich: „Bildungsbürgertum“. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts. Stuttgart 1986.
- Engels, Heinz: [Artikel zu] Otto Behaghel (1854-1936). Germanist. In: Gießener Gelehrte, S. 29-37.
- Faber, Georg: 25 Jahre Hessische Vereinigung für Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde. 25/1926, S. 1-17.
- Faber, Georg: [Artikel zu] Otto Schulte. In: Hessische Blätter für Volkskunde 30-31/1931-32, S. I-VI.
- Faulenbach, Bernd: Dirk Käsler: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (= Studien zur Sozialwissenschaft, Bd.58), Opladen 1984. In: Archiv für Sozialgeschichte 27/1987, S. 780-784.
- Felchow, Eva-Maria: Die Universität Gießen als Ausbildungsstätte von Lehrern an höheren Schulen: von der Universitätsgründung 1607 bis zum Ende der Weimarer Republik. In: Lehrerexamen in Gießen, S. 7-35.
- Festschrift des Realgymnasiums zu Gießen 1837-1937. Hg. von Oberstudien- direktor Wilhelm Angelberger und seinen Mitarbeitern. Gießen 1937.
- Flashar, Hellmut/Gründer, Karlfried/Horstmann, Axel (Hg.): Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften. Göttingen 1979.
- Fleck, Peter (Hg.): Eduart Berlet. Lehrerbildung in Hessen-Darmstadt 1770-1918. Vorgeschichte und Geschichte der großherzoglichen Seminare in Bensheim, Friedberg, Alzey und Darmstadt. (=Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd. 68) Darmstadt und Marburg 1987.
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Weimar 1994.
- Fohrmann, Jürgen: Von den deutschen Studien zur Literaturwissenschaft. In: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, S. 1-14.
- Foltin, Hans-Friedrich/Kramer, Dieter (Hg.): Vereinsforschung (=Hessische Blätter für Volks- u. Kulturforschung N.F. Bd. 16), Gießen 1984.
- Foltin, Hans-Friedrich: Geschichte und Perspektiven der Vereinsforschung. In: Foltin, Hans-Friedrich/Kramer, Dieter (Hg.): Vereinsforschung, S. 3-31.
- Fragebogen I. Kinderreime und -spiele. In: Hessische Blätter für Volkskunde 6/1907, S. V-XV.
- Fragebogen zur hessischen Volkskunde. In: Blätter für Hessische Volkskunde 1/1899, S. 2-4.

- Frank, Horst Joachim: Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945. 2. Bde., München 1976.
- Franz, Eckhart G.: Der Staat der Großherzöge von Hessen und bei Rhein. In: Heinemeyer, Walter (Hg.): Das Werden Hessens. Marburg 1986, S. 482 - 515.
- Frauenbildung. Zeitschrift für die gesamten Interessen des weiblichen Unterrichtswesens. Hg. von Prof. Dr. J. Wychgram. XVI. Jahrgang, Leipzig und Berlin 1917.
- Freud, Sigmund: Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur (1930). Frankfurt am Main 1989.
- Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur (1930). In: ders.: Abriß der Psychoanalyse, S. 63-129.
- Frevert, Ute (Hg.): Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert. Zwölf Beiträge mit einem Vorwort von Jürgen Kocka. Göttingen 1988.
- Friesen, [Ernst Friedrich Carl] Freiherr von: Die Beziehung der Vereine für Volkskunde zu den Geschichts- und Altertumsvereinen. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 49. Jg., 1901, S. 4-7.
- Friesen, [Ernst Friedrich Carl] Freiherr von: Von der fünften Abteilung des Gesamtvereins. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 50. Jg., 1902, S. 97.
- Fritzsche, Robert A.: Justus Möser und Wilhelm Heinrich Riehl. Gedanken über Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 7/1908, S. 1-9.
- Frühwald, Wolfgang: Humanistische und naturwissenschaftlich-technische Bildung: die Erfahrung des 19. Jahrhunderts. In: Geisteswissenschaften heute, S. 73-111.
- Führ, Christoph: Die preußischen Schulkonferenzen von 1890 und 1900. Ihre bildungspolitische Rolle und bildungsgeschichtliche Bewertung. In: Baumgart, Peter (Hg.): Bildungspolitik in Preußen, S. 189-223.
- Führ, Christoph: Gelehrter Schulmann - Oberlehrer - Studienrat. Zum sozialen Aufstieg der Philologen. In: Conze, Werner/Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1, S. 417-457.
- Geissler, Kurt: Lehrer und Gelehrte. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 24/1909, S. 549-560.
- Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift von Frühwald, Wolfgang/Jauß, Hans Robert/Koselleck, Reinhart/Mittelstraß, Jürgen/Steinwachs, Burkhardt. Frankfurt am Main 1991.

- Gerhard, Ute: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek bei Hamburg 1990.
- Gerndt, Helge (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung. München 1987.
- Gerndt, Helge (Hg.): Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion. (= Wege der Forschung. Bd. 641) Darmstadt 1988.
- Gerndt, Helge: Deutsche Volkskunde und Nationalsozialismus – was haben wir aus der Geschichte gelernt? In: Schweizer Archiv für Volkskunde 91/1995, S. 53-75.
- Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde]. In: Hessische Blätter für Volkskunde von 1/1902 bis 21/22/23 1922-24. [In den Anmerkungen ist das jeweilige Erscheinungsjahr der Hessischen Blätter für Volkskunde genannt.]
- Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde] Nr. 2. Gießen, August 1903. Der Vorstand der Hessischen Vereinigung für Volkskunde i. A. Hugo Hepding, Bibliotheksassistent, Schriftführer. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde] Nr. 3. Gießen, März 1904. Der Vorstand der Hessischen Vereinigung für Volkskunde i. A. Hugo Hepding, Bibliotheksassistent, Schriftführer. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde] Nr. 4. Gießen, November 1904. Der Vorstand der Hessischen Vereinigung für Volkskunde i. A. L. Dietrich, Oberlehrer, Schriftführer. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde] Nr. 5. Gießen, im Dezember 1905. Der Vorstand der Hessischen Vereinigung für Volkskunde i. A. L. Dietrich, Oberlehrer, Schriftführer. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Geschäftliche Mitteilungen [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde]. In: Hessische Blätter für Volkskunde 20/1921, S. 62.
- Geschäftliches [der Vereinigung für hessische Volkskunde]. In: Blätter für hessische Volkskunde. Hg. im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde (Abteilung des Oberhessischen Geschichtsvereins). I. Jahrgang (vom 1. April 1899 bis 1. April 1900), Nr. 1-6, 1900, S. 5, 8, 12, 20.
- Geschäftliches [der Vereinigung für hessische Volkskunde]. In: Blätter für hessische Volkskunde. Hg. im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde (Abteilung des Oberhessischen Geschichtsvereins) III. Jahrgang. (vom 13. Juli 1901 bis 1. Januar 1902), Nr. 1-3, 1902, S. 4 und 12.

- Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hg. v. Gundel, Hans Georg/ Moraw, Peter/Press, Volker. Bd. 1, Marburg 1982.
- Goethe, Johann Wolfgang: Faust II. Text der Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Bd. 3. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. München 1998.
- Götze, Alfred: [Nachruf auf] Otto Behaghel. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 34/1937, S. 2.
- Götze, Alfred: [Nachruf auf] Otto Behaghel. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Bd. 11 [1936], H. 2, S. 3-9.
- Götze, Alfred/ Koch, Georg: Volkskundliche Ernte. Hugo Hepding dargebracht am 7. Sept. 1938 von seinen Freunden. (= Gießener Beiträge zur Philologie. Begründet von Otto Behaghel. Hg. von Alfred Götze und Karl Vietor. Bd. 60) Gießen 1938.
- Grabner, Elfriede: Volksmedizin. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Grundriss, S. 423-446.
- Greuter, Ulfried: Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus. Frankfurt/M. 1988.
- Greverus, Ina-Maria/Köstlin, Konrad/Schilling, Heinz (Hg.): Kulturkontakt Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. 26. Deutscher Volkskundekongreß in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987 [= Notizen. Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Universität Frankfurt am Main Nr. 28] Frankfurt am Main 1988.
- Grimm, Hermann: Erinnerungen und Ausblicke. In: Beiträge zur Deutschen Culturgeschichte. Berlin 1897, S. 185-213.
- Grimm, Hermann: Beiträge zum deutschen Unterricht, Leipzig 1897. Hier zit. nach Reuschel, Karl: Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. Berlin 1917, S. 60.
- Grimm, Jacob: Vorrede zu Deutsche Rechtsaltertümer (1828). Hier zit. nach Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche, S. 107-121.
- Grimm, Jacob: Zum Wörterbuch (1838). Hier zit. nach Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche, S. 206-207.
- Grimm, Jacob: Über den Ursprung der Sprache (1851). Hier zit. nach Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche, S. 164-204.
- Grimm, Jacob: Deutsches Wörterbuch. Vorrede (1854). Hier zit. nach Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche, S. 221-232.
- Grimm, Jacob: Über Schule Universität Akademie. In: ders.: Kleinere Schriften, Bd. 1. Berlin 1864, S. 211-254.
- Grimm, Jacob und Wilhelm: Über das Deutsche. Hg. von Ruth Reiher. Leipzig 1986.

- Groos, Karl: Die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins. In: Hessische Blätter für Volkskunde 3/1904, S. 98-111.
- Groschopp, Horst: Bürgerliches Vereinswesen und Lebensreformbewegung vor 1914. In: Weimarer Beiträge 30/1984, II, S. 1852-1870.
- Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Hg. v. der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1991.
- Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes. In: Zeitschrift für den Deutschunterricht 26/1912, S. 527.
- Gundel, Hans Georg: Die Geschichtswissenschaft an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert. In: Ludwigs-Universität, S. 222-252.
- Gundel, Hans Georg: Die klassische Philologie an der Universität Gießen im 20. Jahrhundert. In: Ludwigs-Universität, S. 192-221.
- Gundel, Hans Georg: [Artikel zu] Wilhelm Gundel (1880-1945)/Klassischer Philologe. In: Gießener Gelehrte, S. 335-344.
- Gundel, Wilhelm: Naive Ansichten über Wesen, Herkunft und Wirkung der Kometen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 7/1908, S. 78-114.
- Gundel, Wilhelm: Stundengötter. In: Hessische Blätter für Volkskunde 12/1913, S. 100-131.
- Guntau, Martin/Laitko, Hubert: Entstehung und Wesen wissenschaftlicher Disziplinen. In: dies. (Hg.): Der Ursprung der modernen Wissenschaft, S. 17-89.
- Guntau, Martin/Laitko, Hubert (Hg.): Der Ursprung der modernen Wissenschaft. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen. Berlin 1987.
- Guntau, Martin: Der Herausbildungsprozeß moderner wissenschaftlicher Disziplinen und ihre stadiale Entwicklung in der Geschichte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 10/1987, S. 1-13.
- Guntau, Martin: Gedanken zur Herausbildung wissenschaftlicher Disziplinen in der Geschichte und zu Problemen der Disziplingenese in der Wissenschaftsgeschichtsschreibung. In: Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte 8/1982, S. 19-50.
- Gurlitt, Cornelius: Kunstgeschichte. 1898, 1899. In: Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 10/1903, I 9: 1-308.
- Hahn, Hans-Werner: Der hessische Wirtschaftsraum im 19. Jahrhundert. In: Heinemeyer, Walter (Hg.): Das Werden Hessens, S. 389-429.
- Hallwachs, Wilhelm: Die Mitglieder der Historischen Kommission für Hessen 1897-1977. In: Heinemeyer, Walter (Hg.): Die Historische Kommission für Hessen, S. 51-73.
- Hardtwig, Wolfgang: Auf dem Weg zum Bildungsbürgertum: die Lebensfüh-

- rungsart der jugendlichen Bildungsschicht 1750-1819. In: Lepsius, M. Rainer (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 3, S. 19-41.
- Hartmann, Andreas: Die Anfänge der Volkskunde. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde, S. 9-30.
- Haubrichs, Wolfgang/Sauder, Gerhard (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Philologien. Göttingen 1984.
- Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bd. 1. (= Schriftenreihe Bd. 294/I, Diskussionsbeiträge zur politischen Didaktik, Hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung) Bonn 1990.
- Heimpel, Hermann: Geschichtsvereine einst und jetzt. In: Bookmann, Hartmut u.a (Hg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen, S. 45-73.
- Heine, Heinrich: Deutschland. Ein Wintermärchen. Nach dem Erstdruck (1844) herausgegeben von Werner Bellmann. Stuttgart 1979.
- Heinemeyer, Walter (Hg.): Die Historische Kommission für Hessen. 1897-1877. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 38) Marburg 1978.
- Heinemeyer, Walter: 80 Jahre Historische Kommission für Hessen. In: ders. (Hg.): Die Historische Kommission für Hessen, S. 1-49.
- Heitere Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande. Bilder schwäbischen Landlebens im 19. Jahrhundert. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart vom 13. April bis 3. Juni 1983. Tübingen 1983.
- Helm, Karl: Die Heimat der Indogermanen und der Germanen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 4/1905, S. 39-71.
- [Helm, Karl: Grabrede zur Trauerfeier Adolf Strack, in:] Personalien. In: Giessener Universitätsanzeiger 1/1906, Nr. 5, S. 75.
- Helm, Karl: [Rezension zu] O. Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte. In: Hessische Blätter für Volkskunde 5/1906, S. 173-174.
- [Helm, Karl]: Bericht über die erste Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), 3/1906, S. 1-18.
- Helm, Karl: [Nachruf auf] Adolf Strack. In: Hessische Blätter für Volkskunde 5/1906, S. I-VII.
- Helm, Karl: Altgermanische Religionsgeschichte (= Germ. Bibliothek, begr. v. W. Streitberg, 1. Abt. 5. Reihe), 2. Bde. Heidelberg 1913.
- Helm, Karl: [Rezension zu] Karl Reuschel: Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 16/1917, S. 114.
- Helm, Karl: [Artikel zu] Friedrich Vogt. In: Deutsches Biographisches Jahr-

- buch (1923), S. 371-375; hier zit. nach Nachlaß Karl Helm, UAG.
- Helm, Karl: [Nachruf auf] Friedrich Vogt. In: Oberhessische Zeitung vom 9. November 1923.
- Helm, Karl: Germanenforschung? In: Hessische Blätter für Volkskunde 23/1925, S. 57-66.
- Helm, Karl: Deutsche Philologie. In: Marburger Universitäts-Taschenbuch. Wintersemester 1925/Sommersemester 1926. Hg. i. A. des Vorstandes der Marburger Studentenschaft von Dr. Hans Sikorski u. Friedrich Kayser. Hannover, Darmstadt o.J., S. 85-87.
- Helm, Karl: Deutsche Philologie. In: Marburger Universitäts-Taschenbuch. Jubiläums-Sommersemester 1927/ Wintersemester 1927/28. Hg. im Auftrag des Vorstandes von Otto Stallmann und Friedrich Kayser sowie der Elwertschen Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. Marburg o.J., S. 72-75.
- Helm, Karl: Deutsche Philologie. In: Marburger Universitäts-Taschenbuch für das Jahr 1929. Hg. i. A. des Studentenheim e.V. und der Allgemeinen Marburger Studentenschaft von Dr. Friedrich Wilhelm Weiße und Friedrich Kayser. Marburg o.J., S. 40-41.
- Helm, Karl: Schicksal und Heldentum. Rede zur akademischen Feier der Reichsgründung am 18. Januar 1926. (= Marburger Akademische Reden, Nr. 42) Marburg 1926, S. 3-38.
- Helm, Karl: Vor 30 Jahren und heute. In: Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. 30/31/1931-32, S. 248-252.
- Helm, Karl: Religionsgeschichte und Volkskunde. In: Frick, Heinrich (Hg.): Rudolf-Otto-Ehrung, Berlin 1940, S. 1-9.
- Helm, Karl: Rückblick und Ausblick. In: Hessische Blätter für Volkskunde 49/50, 1958, (Festschrift für Hugo Hepding), S. 1-3.
- Henrichs, Albert: ‚Der Glaube der Hellenen‘: Religionsgeschichte als Glaubensbekenntnis und Kulturkritik. In: Calder III, William M. u.a. (Hg.): Wilamowitz nach 50 Jahren, S. 263-305.
- Henss, Walter: [Artikel zu] Karl Helm. Germanist und Religionswissenschaftler in Gießen und Marburg. In: alma mater philippina WS 72/73, S. 21-23.
- Hentschke, Ada/Muhlack, Ulrich: Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie. Darmstadt 1972.
- Hepding, Hugo: Volkskundliches aus Großen-Linden mit einer Vorbemerkung von Geh. Hofrat Dr. Behaghel. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 8/1899, S. 225-245.

- Hepding, Hugo/Helm, Karl: [Nachruf auf] Albrecht Dieterich. In: Hessische Blätter für Volkskunde 7/1908, S. 115-117.
- Hepding, Hugo: [Nachruf auf] Richard Wünsch. In: Hessische Blätter für Volkskunde 14/1915, S. 136-143
- Hepding, Hugo: Hessische Volkskunde. In: Gießener Hochschulblätter. Siebente Sonderbeilage zum Gießener Anzeiger vom 29. Dez. 1924, S. 25-28.
- Hepding, Hugo: Fünfzig Jahre Hessische Vereinigung für Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 42/1951, S. 5-10.
- Hepding, Hugo: Hintersichwerfen als Kultritus. In: Erbe der Vergangenheit. Germanistische Beiträge. Festgabe für Karl Helm zum 80. Geburtstage am 19. Mai 1951. Tübingen 1951, S. 219-235.
- Hepding, Hugo: [Nachruf auf] Otto Schulte. In: Hessische Blätter für Volkskunde 42/1951, S. 110-112.
- Hepding, Hugo: [Nachruf auf] Wilhelm Horn. In: Hessische Blätter für Volkskunde 43/1952, S. 89-90.
- Herder, Johann Gottfried: Briefe zur Beförderung der Humanität (66). 1793. Hier zit. nach Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts. Bd. 2, S. 200.
- Herrlitz, Hans-Georg/Hopf, Wulf/Titze, Hartmut: Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung. 2., durchges. Aufl., Königstein/Ts. 1986.
- Herzog, Rudolf: Die Stellung der Philologie in der Universität. Akademische Rede zur Jahresfeier der Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1929. In: Schriften der Hessischen Hochschulen. Universität Gießen, Jg. 1929, H. 2, S. 1-32.
- Heßler, Carl: Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. 2: Hessische Volkskunde. Marburg 1904.
- Heymann, Hugo Friedrich: Erinnerungen an Georg Koch. In: Hessische Blätter für Volkskunde 51/52 1961, S. 160-162.
- Hilke, Günther-Arndt: Monarchische Präventivbelehrung oder curriculare Reform? Zur Wirkung des Kaiser-Erlasses vom 1. Mai 1889 auf den Geschichtsunterricht. In: Jeismann, Karl-Ernst (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft, S. 256-275.
- Höck, Alfred/Kramer, Dieter: Museum und Schule. In: Heimatkunde und Gesamtunterricht. Hessischer Rundfunk. Schulfunk Januar-Juli 1969, Jahrgang 24, S. 26-57.

- Höck, Alfred: Aus der Frühzeit der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde“. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N.F. 1/1975/76, S. 7-11.
- Höck, Alfred: Notizen zur hessischen Landes- und Volkskunde im 19. Jahrhundert. In: Hessische Blätter für Volkskunde 60/1969, S. 39-61.
- Höck, Alfred: Zur Geschichte der Volkskunde in Hessen, vornehmlich an den Universitäten Gießen und Marburg. In: Brückner, Wolfgang (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin, S. 95-106.
- Höfer, Max: Der Kohl. In: Hessische Blätter für Volkskunde 9/1910, S. 161-189.
- Hoffmann, Lutz: Das ‚Volk‘. Zur ideologischen Struktur eines unvermeidbaren Begriffs. In: Zeitschrift für Soziologie 20/1991, S. 191-208.
- Hoffmann-Krayer, Eduard: „Naturgesetz im Volksleben?“ In: Hessische Blätter für Volkskunde 2/1903, S. 57-64.
- Hoffmann-Krayer, Eduard: Die Volkskunde als Wissenschaft [Antrittsvorlesung, zuerst als eigenständige Schrift in Zürich 1902 erschienen]. In: ders.: Kleine Schriften zur Volkskunde. Hg. von Paul Geiger. Basel 1946, S. 1-23.
- Homrichhausen, Christian: Evangelische Pfarrer in Deutschland. In: Conze, Werner/Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 1, S. 248-278.
- Horn, Wilhelm: Die Natur im Glauben des Volkes. In: Blätter für hessische Volkskunde 2/1901, S. 8.
- Horstmann, Axel: Die „Klassische Philologie“ zwischen Humanismus und Historismus. Friedrich August Wolf und die Begründung der modernen Altertumswissenschaft. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 1/1978, S. 51-70.
- Hunger, Ulrich: Die Entwicklung der wissenschaftlichen Germanistik, ein Werk Jacob Grimms? In: Jahrbuch der Brüder-Grimm-Gesellschaft, Kassel 1995, S. 153-176.
- Iggers, Georg G.: Geschichtswissenschaft in Deutschland und Frankreich 1830 bis 1918 und die Rolle der Sozialgeschichte. Ein Vergleich zwischen zwei Traditionen bürgerlicher Geschichtsschreibung. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 3, S. 175-199.
- Immisch, Otto: Geschichte des großherzoglich hessischen philologischen Seminars in Gießen (zu seiner Jahrhundertfeier am 20. März 1912). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, N.F. 20/1912, S. 1-21.
- Jacobeit, Wolfgang: Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde. Berlin 1965.

- Jacobeit, Wolfgang: Vom „Berliner Plan“ bis zum Nationalsozialismus. In: Jacobeit, Wolfgang u.a. (Hg.): Völkische Wissenschaft, S. 17-30.
- Jacobeit, Wolfgang; Lixfeld/Hannjost/Bockhorn, Olaf (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 1994.
- Jahresbericht. In: Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Jg. 1904/5.
- IX. Jahresbericht des Vereins für Sächsische Volkskunde auf das Vereinsjahr 1906 erstattet vom Vereinsvorstande. Dresden 1907.
- Jaraus, Konrad H.: Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4., S. 180-206.
- Jauß, Hans Robert: Die Paradigmatik der Geisteswissenschaften im Dialog der Disziplinen. In: Geisteswissenschaften heute, S. 45-72
- Jeggle, Utz: Alltag. In: Bausinger, Hermann/Jeggle, Utz/Korff, Gottfried/Scharfe, Martin: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978, S. 81-126.
- Jeggle, Utz: Volkskunde im 20. Jahrhundert. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde, S. 51-72.
- Jeggle, Utz: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: ders. (Hg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 11-46. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde hg. von Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd Jürgen Warneken, Bd. 62).
- Jeggle, Utz/Korff, Gottfried/Scharfe, Martin/Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek bei Hamburg 1986.
- Jeismann, Karl-Ernst (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert: Mobilisierung und Disziplinierung (hg. im Auftrag d. Freiherr-vom-Stein-Ges[ellschaft] Stuttgart). Wiesbaden 1989.
- Jeismann, Karl-Ernst: Einleitung. In: ders. (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft, S. 9-23.
- Jeismann, Karl-Ernst: „...der gelehrte Unterricht in den Händen des Staates“. In: Koselleck, Reinhart (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 2, S. 317-345.
- Kaindl, Raimund Friedrich: Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu

- den historischen Wissenschaften. Ein Leitfaden zur Einführung in die Volksforschung. Leipzig und Wien 1903.
- Kany, Roland: Mnemosyne als Programm. Geschichte, Erinnerung und die Andacht zum Unbedeutenden im Werk von Usener, Warburg und Benjamin. Tübingen 1987.
- Kaschuba, Wolfgang: Mythos oder Eigen-Sinn? „Volkskultur“ zwischen Volkskunde und Sozialgeschichte. In: Jeggle, Utz/Korff, Gottfried/Scharfe, Martin/ Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek bei Hamburg 1986, S. 469-507.
- Kaschuba, Wolfgang: Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Bd. 3, S. 9-44.
- Kaschuba, Wolfgang (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Berlin 1995.
- Kaschuba, Wolfgang: Kulturalismus. Vom Verschwinden des sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde I/1995, S. 27-45.
- Kaschuba, Wolfgang: Volkskundliche Wissenschaftskultur und Moderne. Zum gesellschaftlichen Status ethnographischen Wissens. In: Volkskultur und Moderne, S. 105-123.
- Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. 2., aktual. Aufl. München 2003.
- Käsler, Dirk: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung (= Studien zur Sozialwissenschaft, Bd. 58), Opladen 1984.
- Katz, Eugen: Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen. (= Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Hg. von Lujo Brentano und Walther Lotz) Stuttgart und Berlin 1904.
- Keiner, Edwin/Tenorth, Heinz-Elmar: Schulmänner - Volkslehrer - Unterrichtsbeamte. Ergebnisse und Probleme neuerer Studien zur Sozialgeschichte des Lehrers in Deutschland. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 6/1981, S. 198-222.
- Klueting, Edeltraud (Hg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991.
- Knaus, Hermann: [Artikel zu] Herman Haupt (1854-1935)/ Bibliotheksdirektor. In: Gießener Gelehrte, S. 372-377.
- Knaus, Hermann: [Artikel zu] Hugo Hepding (1878-1959)/Klassischer Philologe, Volkskundler und Bibliotheksdirektor. In: Gießener Gelehrte, S. 387-391.
- Knaus, Hermann: [Artikel zu] Hugo Hepding: Mensch, Weg und Werk. In:

- Hessische Blätter für Volkskunde 49/50, 1958 (Festschrift für Hugo Hepding), S. 4-14.
- Knauß, Erwin: 100 Jahre Oberhessischer Geschichtsverein. 15. Juni 1878 - 15. Juni 1978. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Festschrift zum 100. Geburtstag des Oberhessischen Geschichtsvereins. 1878-1978. Hg. von Erwin Knauß. N.F. Bd. 63, S. 1-15.
- Knoop, Ulrich/Wiegand, Herbert Ernst: Die Marburger Schule: Entstehung und frühe Entwicklung der Dialektgeographie. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. v. Werner Besch u.a. Berlin-New York 1982, S. 38-92.
- Kocka, Jürgen (Hg.) unter Mitarbeit von Ute Frevert: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. 3 Bde., München 1988.
- Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4. Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation. Stuttgart 1989.
- Kocka, Jürgen: Bildungsbürgertum - Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt? In: ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4, S. 9-20.
- Kocka, Jürgen: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Europäische Entwicklung und deutsche Eigenarten. In: ders. (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 1, S. 11-76.
- Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme. Göttingen 1977.
- Köhle-Hezinger, Christel/Scharfe, Martin/Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. Münster, New York, München, Berlin 1999.
- Könenkamp, Wolf[-Dieter]: Gescheitert und vergessen: Folgenloses aus der Geschichte der Volkskunde. In: Sievers, Kai Detlev (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde, S. 171-192.
- Könenkamp, Wolf-Dieter: Volkskunde und Statistik. In: Zeitschrift für Volkskunde 84/1988, S. 1-25.
- König, Christoph, u. Lämmert, Eberhard (Hg.): Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900. Frankfurt am Main 1999.
- König, Mario: Angestellte am Rande des Bürgertums. Kaufleute und Techniker in Deutschland und in der Schweiz 1860-1930. In: Kocka, Jürgen: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Bd. 2, S. 220-251.
- Köstlin, Konrad: Gemaltes Trachtenleben. Volkslebenbilder in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 15/1983, S. 41-68.

- Köstlin, Konrad: Die Wiederkehr der Volkskultur. Der neue Umgang mit einem alten Begriff. In: *Ethnologia Europaea* 14/1984, S. 25-31.
- Köstlin, Konrad: Die Erfahrung des Fremden. In: Greverus, Ina-Maria/Köstlin, Konrad/Schilling, Heinz (Hg.): *Kulturkontakt Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden*. 26. Deutscher Volkskundekongreß in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987, Teil 1, [= Notizen. Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Universität Frankfurt am Main Nr. 28] Frankfurt am Main 1988, S. 17-26.
- Köstlin, Konrad: Wie wir es aushalten, den Krieg zu erklären: oder vom doppelten Gesicht der Ungleichzeitigkeit. In: Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hg.): *Der industrialisierte Mensch [Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 1. bis 11. Okt. 1991]*. Hagen 1993, S. 459-475.
- Kopp, Detlev: (Deutsche) Philologie und Erziehungssystem. In: Fohrmann, Jürgen/ Voßkamp, Wilhelm (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik*, S. 669-741.
- Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 45. Jg. 1897 - 58. Jg. 1910.
- Korff, Gottfried: Aby Warburg und der „Volkskundekongress“ von 1905. Eine fachhistorische Momentaufnahme. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 101/2005, S. 1-29.
- Koselleck, Reinhart (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 2. Bildungsgüter und Bildungswissen*. Stuttgart 1990.
- Koselleck, Reinhart: Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung. In: ders. (Hg.) *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 2*, S. 11-46.
- Kramer, Dieter: Die politische und ökonomische Funktionalisierung von ‚Heimat‘ im deutschen Imperialismus und Faschismus. In: *Diskurs*, Jg. 3, 1973, H.3/4, S. 3-22.
- Kramer, Dieter: Nostalgie und Politik in der Geschichte von Geschichtsvereinen. In: *Büdinger Geschichtsblätter. Historisches Nachrichtenblatt für den ehemaligen Kreis Büdingen*. Hg. v. Büdingen Geschichtsverein. Bd. VIII, 1974-75, S. 49-65.
- Kramer, Dieter: 80 Jahre Hessische Blätter. In: *Hessische Blätter für Volkskunde*. N.F.. 10/1980, S. 129-143.
- Kramer, Dieter: Die Pferde der Bauern von Unterfinning oder: Warum mir eine integrale Kulturwissenschaft wichtig ist. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 86/1990, S. 167-176.

- Kramer, Karl-Sigismund: Volkskunde jenseits der Philologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 64/1968, S. 1-11.
- Kraul, Margret: Bildung und Bürgerlichkeit. In: Kocka, Jürgen: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Bd. 3, S. 45-73.
- Kraul, Margret: Das deutsche Gymnasium. 1780-1980. Frankfurt am Main 1984.
- Krauß, Friedrich Salomon. [Rezension zu] Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. In: Am Ur-quell. Monatsschrift für Volkskunde 4/1893, S. 151-152.
- Krauß, Friedrich Salomon: „Allgemeine Methodik der Volkskunde, 1891-1897.“ In: Schermann und Krauss, S. 21-134.
- Krohn, Kaarle: Erste Mitteilung des folkloristischen Forscherbundes „FF“. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt) 7/1908, S. 6-8.
- Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M. 1967.
- Kuntz, Andreas: Das Museum als Volksbildungsstätte. Museumskonzeptionen in der deutschen Volksbildungsbewegung von 1871 bis 1918. Marburg 1980.
- Lagarde, Paul de: Deutsche Schriften. Göttingen 1878.
- Landfester, Manfred: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und die hermeneutische Tradition des 19. Jahrhunderts. In: Flashar, Hellmut u.a. (Hg.): Philologie und Hermeneutik, S. 156-180.
- Langbehn, Julius: Rembrandt als Erzieher. Leipzig 1890.
- Langewiesche, Dieter: Bildungsbürgertum und Liberalismus im 19. Jahrhundert. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4, S. 95-121.
- Lechner, Maria-Lioba: Georg Kochs Veröffentlichungen von 1893-1952. In: Hessische Blätter für Volkskunde 51/52 1961, S. 162-173.
- Lehmann, Albrecht: Zur volkskundlichen Vereinsforschung. In: Historische Zeitschrift. Beiheft 9 N.F.: Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Hg. v. Otto Dann. München 1984, S. 133-149.
- Lehmann, Albrecht/Kuntz, Andreas (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Berlin, Hamburg 1988.
- Lehmann, Rudolf: Der gelehrte Unterricht bis zum Weltkrieg. 1892-1914. In: Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts. Bd. 2, S. 693-797.
- Lehrerexamen in Gießen. Geschichte des ältesten hessischen Prüfungsamtes. 1825-1995. Mit Beiträgen von Bickert, Hans Günther/Felchow, Eva-

- Maria/Jeuthe, Eberhard/Scharmman, Arthur. (= Studia Giessensia 6. Hg. von Peter Moraw und Heiner Schnell) Gießen 1997.
- Lepenes, Wolf: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München, Wien 1985.
- Lepenes, Wolf: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte. In: Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte. Sonderheft: Geschichte und Gesellschaft 4/1978, S. 437-451.
- Lepsius, M. Rainer (Hg.): Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945. Materialien zur Entwicklung, Emigration und Wirkungsgeschichte. (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte 23) Opladen 1981.
- Lepsius, M. Rainer (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung. Stuttgart 1992. (= Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte. Hg. von Reinhart Koselleck und M. Rainer Lepsius, Bd. 47).
- Lepsius, M. Rainer: Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung. In: ders. (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 3, S. 9-18.
- Lessing, Theodor: Einmal und nie wieder. Gütersloh o.J. (1969).
- Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1990.
- Liebhaber und Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften. Beiträge des gleichlautenden Symposiums der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 9/1986.
- Liebknecht, Wilhelm: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. (Festrede, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Arbeiter-Bildungsvereins am 5. Februar 1872). In: Sozialdemokratische Bibliothek. Sammlung von Abhandlungen über Theorie und Geschichte des Sozialismus. Bd. 2, Göttingen-Zürich 1887-88. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe: Zentralantiquariat der Deutschen Demokratischen Republik, Leipzig 1971, S. 1-63.
- Linse, Ulrich (Hg.): Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890-1933. München 1983.
- Lipp, Carola: Alltagsforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. In: Zeitschrift für Volkskunde 89/1993, S. 1-33.
- Lipp, Carola: Schwierigkeiten mit der Volkskultur. In: Mohrmann, Ruth-Elisabeth (Hg.): Städtische Volkskultur im 18. Jahrhundert. Köln / Weimar / ,Wien 2001, S. 49-65.
- Lublinski, Samuel: Geistige Struktur um 1890. In: ders.: Die Bilanz der Mo-

- derne. Berlin 1904, S. 3; hier zit. nach Schutte, Jürgen/Sprengel, Peter: Die Berliner Moderne, S. 110-116.
- Ludwigs-Universität. Justus Liebig-Hochschule 1607-1957. Festschrift zur 350-Jahrfeier. Gießen 1957.
- Lundgreen, Peter: Historische Bildungsforschung. In: Rürup, Reinhard (Hg.): Historische Sozialwissenschaften. Göttingen 1977, S. 96-125.
- Lundgreen, Peter: Die Eingliederung der Unterschichten in die bürgerliche Gesellschaft durch das Bildungswesen im 19. Jahrhundert. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 3/1978, S. 86-107.
- Lundgreen, Peter: Technisch-wissenschaftliche Vereine zwischen Wissenschaft, Staat und Industrie. 1860-1914: Umriss eines Forschungsfeldes. In: Technikgeschichte, Bd. 46/1979, Nr. 3, S. 181-191.
- Lundgreen, Peter: Zur Konstituierung des ‚Bildungsbürgertums‘: Berufs- und Bildungsauslese der Akademiker in Preußen. In: Conze, Werner/ Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1, S. 79-108.
- Lutz, Gerhard (Hg.): Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958.
- Lyon, Otto: Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule. In: Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur sowie zum deutschen Unterrichte. Hg. von Otto Lyon. (Ergänzungsheft zum achten Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht) Leipzig 1894, S. 356-364.
- Maase, Kaspar: Volkskundliches Sprechen als symbolische Praxis oder Stimmen der Volkskundler in Tropen. In: Brednich, Rolf W./Schmitt, Heinz (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. Münster, New York, München, Berlin 1997, S. 387-398.
- Maase, Kaspar u. Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln, Weimar, Wien 2003.
- Mackensen, Lutz: Philologie und Volkskunde (Greifswalder Antrittsvorlesung vom 16.1.1926). In: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4/1926, S. 115-128.
- Mager, Karl: Über moderne Philologie. Stuttgart 1840, S. 8; hier zit. nach Kopp, Detlev: (Deutsche) Philologie, S. 700.
- Maier, Stefan: Volkskunde und Heimatpflege. In: Klüeting, Edeltraud (Hg.): Antimodernismus und Reform, S. 344-370
- Mann, Heinrich: Professor Unrat (1905). Hamburg 1990.

- Marburger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen. Im Auftrag des Magistrates der Universitätsstadt Marburg hg. von Dettmering, Erhard, und Grenz, Rudolf. Marburg 1980.
- Martin, Alfred: Geschichte der Tollwutbekämpfung in Deutschland. Ein Beitrag zur Volksmedizin. In: Hessische Blätter für Volkskunde 13/1914, S. 48 – 57.
- Martin, Bernhard: [Nachruf auf] Karl Helm 19.5.1871-9.9.1960. In: Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, 1961, S. 158-159.
- Martini, Fritz (Hg.): Vom Geist der Dichtung. Gedächtnisschrift für Robert Petsch. Hamburg 1949.
- Maurer, Friedrich: [Nachruf auf] Otto Behaghel *3. Mai 1854 + 9. Oktober 1936. In: Hessische Blätter für Volkskunde 35/1936, S. 114-121.
- Maurer, Michael: Reiseberichte. In: Ders. (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften. Bd. 4. Quellen. Stuttgart 2002, S. 325-348.
- McClelland, Charles E.: Zur Professionalisierung der akademischen Berufe in Deutschland. In: Conze, Werner/Kocka, Jürgen (Hg.) Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1, S. 233-247.
- Meier, John (Hg.): Lehrproben zur deutschen Volkskunde. Berlin 1928.
- Meier, John: Fünfundzwanzig Jahre Verband deutscher Vereine für Volkskunde. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), Nr. 40, 1930, S.1-13.
- Meringer, Rudolf: Wörter und Sachen. In: Germanisch-Romanische Monatschrift, 1/1909, S. 593-598.
- Meves, Uwe: Zum Institutionalierungsprozeß der Deutschen Philologie: Die Periode der Lehrstuhllerrichtung. In: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, S. 115-203.
- Meyer, Elard Hugo: Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898.
- Meyer, Hans (Hg.): Das deutsche Volkstum. Leipzig und Wien 1899.
- Meyer-Markau, Wilhelm: Das entschleierte Bild des Volksschullehrers. In: Sammlung pädagogischer Vorträge 4/1891, S.194.
- Meyer-Markau, Wilhelm: Was uns eint. In: Sammlung pädagogischer Vorträge 4/1891, S. 17-31 (1-15).
- Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich Neubearbeitete und vermehrte Auflage. 3. Bd. Leipzig, Wien 1905.
- Mitgliederliste [der Vereinigung für hessische Volkskunde]. In: Blätter für hessische Volkskunde 4/1899-2/1901, 1. Jg. S. 15, 24; 2. Jg. S. 3, 12; 3. Jg. S. 4.

- Mitglieder-Verzeichnis [des Oberhessischen Geschichtsvereins] vom 28.2.1898. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 7/1898, S. 222-226.
- Mitgliederverzeichnis der Hessischen Vereinigung für Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 25/1926, Anhang S. I-XV.
- Mitteilungen. In: Frauenbildung. Zeitschrift für die gesamten Interessen des weiblichen Unterrichtswesens. 16/1917, S. 78.
- Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), Nr. 1/1905ff.
- Mitteilungen für die Flurnamensammlung. In: Hessische Blätter für Volkskunde von 10/1911 bis 16/1917.
- Mogk, Eugen: Vereinsnachrichten und Bekanntmachungen. In: Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. 1/1897, S. 1-3.
- Mogk, Eugen: Die deutschen Sitten und Bräuche. In: Meyer, Hans (Hg.): Das deutsche Volkstum, S. 261-316.
- Mogk, Eugen: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 51. Jg., 1903, S. 234-237.
- Mogk, Eugen: Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart. In: Hessische Blätter für Volkskunde 3/1904, S. 1-15.
- Mogk, Eugen: Wesen und Aufgaben der Volkskunde . In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), 6/1907, S. 1-9.
- Mogk, Eugen: Der Einfluß der Volkskunde auf die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kunst. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), 8/1908, S. 5-9.
- Mogk, Eugen: Literaturbericht. Volkskunde. In: Archiv für Kulturgeschichte. Bd. 12, 1916, S. 231-270.
- Mogk, Eugen: [Nachruf auf] Karl Reuschel. In: Hessische Blätter für Volkskunde 23/1924, S. 109-110.
- Molz, Hermann: Aussterbende Handwerke. In: Hessische Blätter für Volkskunde 14/1915, S. 1 - 31.
- Monatschrift für die kirchliche Praxis. Der Zeitschrift für praktische Theologie. N.F. 1. Jg. 1901.
- Moraw, Peter: Organisation und Lehrkörper der Ludwigs-Universität Gießen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. In: Gießener Gelehrte, S. 23-75.
- Moraw, Peter: Humboldt in Gießen. Zur Professorenberufung an einer deutschen Universität des 19. Jahrhunderts. In: Geschichte und Gesellschaft

10/1984, S. 47-71.

- Moraw, Peter: Kleine Geschichte der Universität Gießen von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl., Gießen 1990.
- Moritz, Karl Philipp: Anton Reiser. (Reclamausgabe nach der von 1785 bis 1790 in vier Teilen in Berlin erschienenen Originalausgabe des Romans) Stuttgart 1972.
- Muhlack, Ulrich: Bildung zwischen Neuhumanismus und Historismus. In: Reinhart Koselleck (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 2, S. 80-105.
- Muhlack, Ulrich: Zum Verhältnis von Klassischer Philologie und Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert. In: Flashar, Hellmut/Gründer, Karlfried/Horstmann, Axel (Hg.): Philologie und Hermeneutik, S. 225-239.
- Müller (Berns), Jörg Jochen: Die ersten Germanistentage. In: ders. (Hg.): Germanistik und deutsche Nation 1806-1848 (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft 2), Stuttgart 1974, S. 297-319.
- Müller, Johannes (Hg.): Die Wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Biographie ihrer Veröffentlichungen seit ihrer Begründung bis auf die Gegenwart. Berlin 1883-1887.
- Müller, Johannes (Hg.): Die Wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Biographie ihrer Veröffentlichungen. Fortführung bis 1914. Berlin 1917.
- Müller, Peter: Das Volksschulwesen im Großherzogtum Hessen. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Schulbehörden, Schulvorstände und Lehrer, 2. Aufl. (neubearbeitet von P. Müller, Groß[erzoglicher] Schulrat und Kreis-Schulinspektor in Oppenheim), Gießen 1902.
- Müller-Rolli, Sebastian: Grenzen der beruflichen Organisation. Zur Verbandsentwicklung des Oberlehrerstandes im 19. Jahrhundert. In: Jeismann, Karl-Ernst (Hg.): Bildung, Staat, Gesellschaft, S. 290-307.
- Muthesius, Karl: Über die Stellung der Heimatkunde im Lehrplan. Weimar 1890.
- Nachrichten [der Hessischen Vereinigung für Volkskunde]. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902ff.
- Naumann, Hans: Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge Volkskunde und Mythologie. Jena 1921.
- Naumann, Hans: Deutschkunde und Volkskunde. In: Zeitschrift für Deutsche Bildung. 5/1929, S. 635-645.
- Neue Mitglieder der Vereinigung für hessische Volkskunde. In: Blätter für hessische Volkskunde 1/1901, S. 4.
- Niebergall, Friedrich: Die wissenschaftlichen Grundlagen der praktischen

- Theologie. In: Monatsschrift für die kirchliche Praxis 3/1903, S. 268-281.
- Niebergall, Friedrich: Das geistige und seelische Leben der Fabrikarbeiter. Eine ökonomisch-psychologische Studie. In: Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Berlin 129/1909, S. 463-501.
- Nietzsche, Friedrich: Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten (1872). In: ders.: Werke in drei Bänden. Hg. von Karl Schlechta. München 1969.
- Nietzsche, Friedrich: Wir Philologen (1874). In: ders.: Werke in drei Bänden. Hg. von Karl Schlechta. München 1969. Bd. 3, S. 323-332.
- Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1873/74). (Reclamausgabe) Stuttgart 1982.
- Nipperdey, Thomas: Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Bookmann, Hartmut u.a. (Hg.): Geschichtswissenschaft und Vereinswesen, S. 1-44.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie. München 1992.
- Nipperdey, Thomas: Wie das Bürgertum die Moderne fand. Stuttgart 1998.
- Noack, Karl: [Artikel zu] Rudolf Hildebrand. In: Hessische Blätter für Volkskunde 23/1924, S. 1-19.
- Nodnagel, Ludwig: Das höhere Schulwesen im Großherzogtum Hessen. Gießen 1903; mit 5 Nachträgen (bis zum Aug. 1912) nebst General Sachregister zum Hauptband und den Nachtrag 1913.
- Oehler, Klaus: Dilthey und die Klassische Philologie. In: Flashar, Hellmut u.a. (Hg.): Philologie und Hermeneutik, S. 181-200.
- Oestreich, Gerhard: Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland. In: Historische Zeitschrift 208/1969, S. 320-363.
- Ohff, Heinz: Der grüne Fürst. Das abenteuerliche Leben des Hermann Pückler-Muskau. 6. Aufl., München 1997.
- Olt, Reinhard/Ramge, Heinz: „Außenseiter“. Otto Behaghel, ein eitel Hirngespinnst und der Nationalsozialismus. In: Haubrichs, Wolfgang/Sauder, Gerhard (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Philologien, S. 194-223.
- Panzer, Friedrich: Wesen und Ziele des deutschen Germanisten-Verbandes. In: Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbands, S. 10-23.

- Paul, Jürgen: Cornelius Gurlitt (1850-1938). In: Rohbeck, Johannes und Wöhler, Hans-Ulrich (Hg.): Auf dem Weg zur Universität, S. 196-217.
- Paulsen, Friedrich: Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium. Berlin 1902.
- Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts. Bd. 2. Hg. und Anhang von Rudolf Lehmann. 3. erw. Auflage, Berlin, Leipzig 1921.
- Personalbestands- und Vorlesungsverzeichnisse der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen von 1899 bis 1919.
- Personalien [Bericht über die Grabreden bei der Trauerfeier für Adolf Strack] In: Gießener Universitätsanzeiger 1/1906, Nr. 5, S. 72-76.
- Perthes, Friedrich Andreas/Tille, Armin: Prospekt. In : Deutsche Geschichtsblätter. 2/1901, S. 1-4.
- Perthes, Friedrich Andreas/Tille, Armin: Prospekt. In : Deutsche Geschichtsblätter. 3/1902, S. 1-6.
- Petsch, Robert: Volksdichtung und volkstümliche Denkweise [Vortrag vom 28. September 1903 in der Sitzung der V. Abteilung (Volkskunde) in der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt]. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Nr. 4/5, 1904, S. 160-169.
- Petsch, Robert: Volksdichtung und volkstümliches Denken. In: Hessische Blätter für Volkskunde 2/1903, S. 192-211
- Pettazzoni, Raffaele: Bemerkungen zur ‚Religionswissenschaft‘. In: Lanczkowski, Günter (Hg.): Selbstverständnis und Wesen der Religionswissenschaft. Darmstadt 1974, S. 157-167.
- Peukert, Detlev J.K.: Jugend zwischen Disziplinierung und Revolte. In: Funkkolleg Jahrhundertwende. Tübingen 1988, H. 3, S. 49-90.
- Pfister, Friedrich: Albrecht Dieterichs Wirken in der Religionswissenschaft. In: Archiv für Religionswissenschaft 35/1938, S. 180-185.
- Philippi, Adolf: Einige Bemerkungen über den philologischen Unterricht. Akademische Rede zur Feier des Stiftungsfestes der Großherzoglich Hessischen Ludewigs-Universität am 10. Juli 1890 (gehalten vom derzeitigen Rektor A.P). Gießen 1890, S. 3-38.
- Plagosus, Orbilius [Pseudonym]: Die Berliner Dezemberkonferenz und das hessische Schulwesen. Darmstadt 1891.
- Platon: Symposion. In: ders.: Sämtliche Werke. Hg. von Otto, Walter F.; Grassi, Ernesto; Plamböck, Gert. Hamburg 1957, S. 203-250.

- Popper, Karl R.: Die Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, Theodor W. u.a.: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt ¹³1988, S. 103-124.
- Pöschl, Viktor: Nietzsche und die klassische Philologie. In: Flashar, Hellmut; u.a. (Hg.): Philologie und Hermeneutik, S. 141-155.
- [Posselt, Franz]: Apodemik oder die Kunst zu reisen. Ein systematischer Versuch zum Gebrauch junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt und angehender Gelehrten und Künstler insbesondere. 2 Bde. Leipzig 1795; zit. nach Hartmann, Andreas: Die Anfänge der Volkskunde, S. 29.
- Protokoll der Delegierten-Sitzung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Dürkheim, 4. September 1897. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 45. Jg., 1897, S. 119-120.
- Rademacher, Carl: Lehrerschaft und Volkskunde. In: Sammlung pädagogischer Vorträge 6/1893, S. 99-114 [1-16].
- Reimann, Karl: Die Pflege der Heimats- und Vaterlandliebe durch die Schule. In: Lehrer-Prüfungs und Informations-Arbeiten in zwanglosen Heften. H. 17. Minden 1888, S. 1-44.
- Reuschel, Karl: Volkskunde und Volkskundliche Vereine. In: Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung 9/1908, S. 63-83.
- Reuschel, Karl: Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. (= Deutschunterricht und Deutschkunde. Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanisten Verbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen, hg. von Studienanstalts-Direktor Dr. Kl. Bojunga, H. 2) Berlin 1917.
- Richter, Albert: Volkstum und Volksschule. Vortrag, gehalten auf der 28. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung zu Augsburg am 11. Juni 1889. (Mit Anmerkungen vermehrte Ausgabe), Leipzig 1889.
- Riegl, Alois: Das Volksmäßige und die Gegenwart. In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1/1895, S. 4-7.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Volkskunde als Wissenschaft (1858). In: ders.: Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1859, S. 205-229.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums. In: ders.: Wanderbuch. Stuttgart 1869.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die bürgerliche Gesellschaft. Vorwort zur achten Auflage; hier zit. nach einem Abdruck in der neunten Auflage. Stuttgart 1897. S. VIII.

- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. Zusammengefaßt und herausgegeben von Gunther Ipsen. Leipzig 1935.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die bürgerliche Gesellschaft. Herausgegeben und eingeleitet von Peter Steinbach (die erste Auflage erschien in Stuttgart 1851 und wurde seit 1854 als 2. Band der „Naturgeschichte des Volkes“ gezählt) Frankfurt/M., Berlin, Wien 1976.
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft. In: ders.: Die bürgerliche Gesellschaft. Hg. u. eingeleitet von Peter Steinbach, S. 270-285.
- Riehl, Wilhelm Heinrich und die Volkskunde. Eine Diskussion. In: Jahrbuch für Volkskunde. N.F. 2 1979, S. 73-102.
- Ringer, Fritz K.: Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine. 1890-1933. [Die Originalausgabe erschien 1969 bei Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts, unter dem Titel, The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890-1933] München 1987.
- Ringer, Fritz K.: The German Academic Community, 1870-1920. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 3/1978, S. 109-128.
- Ritter, Joachim: Die Aufgaben der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft (1963). In: ders.: Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt/M. 1974, S. 105-140.
- Roedder, Edwin (College of the City of New York): [Nachruf auf] Otto Behaghel. 3. Mai 1854 - 9. Oktober 1936. Ein Gedenkblatt. In: Monatshefte für Deutschen Unterricht, Dec. 1936, Vol. XXVIII, No.8.
- Roediger, Max: [Artikel zu] Karl Weinhold. Gedächtnisrede, gehalten am 25. Oktober 1901 im Verein für Volkskunde zu Berlin. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 11/1901, S. 353-363.
- Rohbeck, Johannes und Wöhler, Hans-Ulrich (Hg.): Auf dem Weg zur Universität. Kulturwissenschaften in Dresden 1871-1945. Dresden 2001.
- Roth, Elisabeth: Volkskunde und Schule. In: Wege der Volkskunde in Bayern. Ein Handbuch hg. von Harvolk, Edgar. München, Würzburg 1987, S. 515-547.
- Rothbart, Margarete: Volkskunde und Mädchenbildung. In: Frauenbildung. Zeitschrift für die gesamten Interessen des weiblichen Unterrichtswesens. Hg. von Prof. Dr. J. Wychgram, XVI. Jahrgang, 1917, S. 145-152.
- Rüchemeyer, Dietrich: Professionalisierung. Theoretische Probleme für die vergleichende Geschichtsforschung. In: Geschichte und Gesellschaft, 6/1980, S. 311-325.

- Satzung des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 8/1899, S. 254-255.
- Satzungen der Vereinigung für hessische Volkskunde (Sektion des Oberhessischen Geschichtsvereins). In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 8/1899, S. 255.
- Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde e.V. (Gegründet am 25. Oktober 1901) vom 24. Mai 1902. [Sonderdruck]. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Satzungen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde e.V. (Gegründet am 25. Oktober 1901). Festgestellt von der ordentlichen Mitgliederversammlung am 9. Dezember 1912. [Sonderdruck]. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Satzungsänderung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde vom 25.6.1904. [Sonderdruck]. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Satzungsänderung zum § 10 der Hessischen Vereinigung für Volkskunde, beschlossen von der ordentlichen Mitgliederversammlung am 24. Juni 1903. [Sonderdruck] In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Sauer, August: Literaturgeschichte und Volkskunde. Rektoratsrede, gehalten in der Aula der k.k. Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag, am 18. Nov. 1907. Prag 1907.
- Schäffle, Albert Eberhard Friedrich: Der moderne Adelsbegriff [1856]. In: ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, Tübingen 1885, S. 91; zit. nach Engelhardt, Ulrich: Bildungsbürgertum, S. 11.
- Scharfe, Martin: Der Lehrer als Heimatforscher. Archivalien als heimatkundliche Quellen. In: Zeitnahe Schularbeit 21/1968, H. 11, S. 397-426.
- Scharfe, Martin: Einschwörung auf den völkisch-germanischen Kulturbegriff. In: Tröger, Jörg (Hg.): Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich, S. 105-155.
- Scharfe, Martin: Kritik des Kanons. In: Bausinger, Hermann u.a. (Hg.): Abschied vom Volksleben, S. 74-84.
- Scharfe, Martin: Prolegomena zu einer Geschichte der Religiösen Volkskunde. In: Brückner, Wolfgang/Korff, Gottfried/Scharfe, Martin: Volksfrömmigkeitsforschung. (= Ethnologia Bavarica, 13). Würzburg, München 1986, S. 67-90.
- Scharfe, Martin: Hessisches Abendmahl. Exkurs zu Wissenschaft und Verge-
wässerung in volkskundlichem und folkloristischem Tableau. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N.F. 26/1990, S. 9-46.

- Scharfe, Martin: Legales Christentum. Eine Revision von Thesen zur Volksreligiosität. In: Westfälische Forschungen 42/1992 (= Zeitschrift des Westfälischen Institutes für Religionsgeschichte des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Hg. v. Karl Teppe. Münster 1992), S. 26-62.
- Scharfe, Martin: Volkskunde in den Neunzigern. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N.F. 28/1992, S. 65-76.
- Scharfe, Martin: Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde 91/1995, S. 1-26.
- Scharfe, Martin: Schlangenhaut am Wege. Über einige Gründe unseres Vergnügens an musealen Objekten. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band LI/100, 1997, S. 301-327.
- Schawe, Josef: Die Universitätsbibliothek seit 1885. In: Ludwigs-Universität, S. 397-432.
- Schenda, Rudolf: Einheitlich – urtümlich – noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung. In: Bausinger, Hermann u.a. (Hg.): Abschied vom Volksleben, S. 124-154.
- Schenda, Rudolf (Hg.) unter Mitarbeit von Hans ten Doornkaat: Sagenerzählung und Sagensammler der Schweiz: Studien zur Produktion volkstümlicher Geschichte und Geschichten vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Bern 1988.
- Scherer, Heinrich: Welche Anforderungen stellt unsere Zeit an die Organisation der Volksschule? In: Sammlung pädagogischer Vorträge 4/1891, S. 33-44.
- Scherer, Heinrich: Die allgemeine Volksschule in Rücksicht auf die soziale Frage. In: Sammlung pädagogischer Vorträge 5/1892, S. 101-115.
- Schermann, Lucian, und Friedrich Salomo Krauss: Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890-1897. Sonderabdruck aus: Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie 4, Heft 3. Erlangen 1899.
- Schier, Bruno: Zur Stellung der Volkskunde im Wissenschaftsgefüge unserer Zeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 55/1959, S. 1-10.
- Schirmacher, Thomas: „Der göttliche Volkstumsbegriff“ und der „Glaube an Deutschlands Größe und heilige Sendung“. Hans Naumann als Volkskundler und Germanist im Nationalsozialismus. Eine Materialsammlung mit Daten zur Geschichte der Volkskunde an den Universitäten Bonn und Köln. Neuaufl. in einem Bd. Bonn 2000.
- Schmidt, Leopold: Der philologische Universitätslehrer, seine Tadler und seine Ziele. Marburg 1892.
- Schmitt, Ludwig Erich: [Artikel zu] Alfred Götze (1876-1946)/Germanist. In:

- Gießener Gelehrte, S. 318-325.
- Schnädelbach, Herbert: Philosophie in Deutschland 1831-1933. Frankfurt am Main ⁴1991.
- Scholtz, Gunter: Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften. Frankfurt am Main 1991.
- Scholtz, Gunter: Das Historismusproblem und die Geisteswissenschaften im 20. Jahrhundert. In: ders.: Zwischen Wissenschaftsanspruch, S. 130-157.
- Scholtz, Gunter: Die theologischen Probleme des Klassikbegriffs. In: ders.: Zwischen Wissenschaftsanspruch, S. 228-253.
- Schüling, Hermann: [Artikel zu] Karl Ebel (1868-1933)/ Bibliotheksdirektor. In: Gießener Gelehrte, S. 182-187.
- Schulte, Otto: Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges Dasein und Wirken Gottes? Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde Hessens. In: Hessische Blätter für Volkskunde 2/1903, S. 1-23.
- Schulte, Otto: Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge mit besonderer Berücksichtigung der oberhessischen altbäuerlichen Frömmigkeit. Vortrag, gehalten am 5. August 1903 in der Provinzialconferenz der Geistlichen Oberhessens. In: Monatsschrift für die kirchliche Praxis, 4. Jg., 1904, S. 135-145 u. S. 184-194.
- Schulte, Otto: [Rezension zu] Heinrich Bechtolsheimer: Das Hungerjahr. In: Hessische Blätter für Volkskunde 7/1908, S. 205.
- Schulte, Otto: Das Kindergebet im Großherzogtum Hessen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 10/1911, S. 1-15.
- Schulwörterbuch Englisch-Deutsch. Berlin, München, Wien, Zürich 1979.
- Schutte, Jürgen/Sprengel, Peter (Hg.): Die Berliner Moderne. 1885-1914. Stuttgart 1993.
- Schwartz, Eduard: Eröffnungsvortrag [zur 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner] In: Verhandlungen der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vom 1. bis 4. 10. 1901 in Straßburg (Elsaß). Leipzig 1902, S. 2-8.
- See, Klaus von: Kulturkritik und Germanenforschung zwischen den Weltkriegen. In: Historische Zeitschrift 245/1987, S. 343-362.
- See, Klaus von: Das ‚Nordische‘ in der deutschen Wissenschaft des 20. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 15/2, 1984, S. 8-38.
- Sievers, Kai Detlev (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde im 19. und 20. Jahrhundert. (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 26) Neumünster 1991.

- Siewert, Walter/Straube, Werner/Wedding, Klaus: OSTIA. Lateinisches Unterrichtswerk. Bd. 1. Stuttgart 1985.
- Simon-Ritz, Frank: Kulturelle Modernisierung und Krise des religiösen Bewußtseins. Freireligiöse, Freidenker und Monisten im Kaiserreich. In: Blaschke, Olaf/ Kuhlemann, Frank-Michael (Hg.): Religion im Kaiserreich, S. 457-473.
- Skopp, Douglas R.: Auf der untersten Sprosse: Der Volksschullehrer als ‚Semi-Professional‘ im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: Geschichte und Gesellschaft 6/1980, S. 383-402.
- Spamer, Adolf: Um die Prinzipien der Volkskunde. Anmerkungen zu Hans Naumanns Grundzügen der deutschen Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 23/1924, S. 67-108.
- Späth, Manfred: Die Professionalisierung von Ingenieuren in Deutschland und Rußland 1800 bis 1914. In: Conze, Werner/Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 1, S. 561-588.
- Stackmann, Karl: Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik. In: Flashar, Hellmut u.a. (Hg.): Philologie und Hermeneutik, S. 240-260.
- Statistisches Handbuch für das Großherzogtum Hessen. Hg. von der Großh[erzoglichen] Hessischen Zentralstelle für die Landesstatistik. Zweite Ausgabe, Darmstadt 1909.
- Stern, Fritz: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Bern 1963.
- Storost, Jürgen: Zu den Anfängen der Institutionalisierung von Germanistik und Neuphilologie (Romanistik) im Verein deutscher Philologen und Schulmänner. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. II 1992, S. 75-89.
- Storost, Jürgen: Zu einigen germanistischen Zeitschriften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. II 1992, S. 341-354.
- Strack, Adolf: Der deutsche Unterricht. In: Südwestdeutsche Schulblätter. Organ der Vereine akademisch gebildeter Lehrer an den Badischen, (Großh[erzoglich]) Hessischen und Elsaß-Lothringischen höheren Lehranstalten. 7/1891, S. 125ff., S. 146ff., S. 234ff. u. 8/1892, S. 12ff.. S. 69ff., S.115ff.
- [Strack, Adolf]: Unsere Ziele. In: Blätter für Hessische Volkskunde 1/1899, S. 1-2.
- Strack, Adolf: Volksmedizin. In: Blätter für hessische Volkskunde 2/1899, S. 7.
- [Strack, Adolf]: Berichtigung. In: Blätter für hessische Volkskunde 6/1899, S. 24, Sp.2.

- S[track], A[dolf]: Lektüre (Zur Beantwortung des Fragebogens). In: Blätter für hessische Volkskunde. 2. Jg. 1901, S. 15-16.
- Strack, Adolf: Volkskunde. In: Darmstädter Zeitung vom 4.4.1902, Nr. 156.
- Strack, Adolf: Hessische Vierzeiler. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 30-60.
- Strack, Adolf: Volkskunde. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 149-156.
- Strack, Adolf: Volkskunde. o.O.u.o.J. [1902]. In: Drucksachen der Hessischen Vereinigung für Volkskunde.
- Strack, Adolf: [Rezension zu] Hoffmann-Krayer: Die Volkskunde als Wissenschaft. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 160-166.
- Strack, Adolf: Der Einzelne und das Volk. In: Hessische Blätter für Volkskunde 2/1903, S. 64-76.
- S[track], A[dolf]: [Rezension zu] Adolf Bär: Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftslehre in der Schule. In: Hessische Blätter für Volkskunde 2/1903, S. 176.
- Strack, Adolf: Volkskunde. 1900, 1901. In: Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 11/1903, I 5: 1- 765.
- S[track], A[dolf]: [Rezension zu] Karl Reuschel: Volkskundliche Streifzüge. In: Hessische Blätter für Volkskunde 3/1904, S. 72-75.
- S[track], A[dolf]: [Rezension zu] Eugen Katz: Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen. In: Hessische Blätter für Volkskunde 3/1904, S. 179-181.
- S[track], A[dolf]: [Rezension zu] Paul Wilutzky: Vorgeschichte des Rechts. In: Hessische Blätter für Volkskunde 3/1904, S. 181-183.
- S[track], A[dolf]: Volkskunsttag in Darmstadt. In: Hessische Blätter für Volkskunde 3/1904, S.199-200.
- Strack, Adolf: Das Archiv für Religionswissenschaft. In: Hessische Blätter für Volkskunde 4/1905, S. 202-203.
- Strack, Adolf: Geleitwort. In: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), 1/1905, S. 1-6.
- Strack, Adolf: Volkskunde. (I,4 = N. 853-1389.) In: Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 13/1906, S. 19-29 und 306-334.
- Tenbruck, Friedrich H./Ruopp, Wilhelm A.: Modernisierung - Vergesellschaftung - Gruppenbildung - Vereinswesen. In: Gruppensoziologie (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25) 1983, S. 65-74.
- Tenbruck, Friedrich H.: Bürgerliche Kultur. In: Neidhardt, Friedhelm/Lepsius M. Rainer/Weiss, Johannes (Hg.): Kultur und Gesellschaft. René König,

dem Begründer der Sonderhefte zum 80. Geburtstag gewidmet. Opladen 1986, S. 263-285 (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderhefte)

Tenfelde, Klaus: Entfaltung des Vereinswesens (1850-1873). In: Historische Zeitschrift. Beiheft 9 N.F. Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Hg. von Dann, Otto. München 1984, S. 55-115.

Tennstedt, Florian: Sozialreform in Deutschland. Einige Anmerkungen zum Verhältnis von wissenschaftlichen (Vereins-)Initiativen und politischer Herrschaft seit dem 19. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Sozialreform 32/1986, S. 10-24.

Tille, Armin: Das Germanische Museum. In: Deutsche Geschichtsblätter. 3/1902, S. 261-271.

Tille, Armin: Die Historikertage. In: Deutsche Geschichtsblätter. 1/1900, S. 137-145.

Titze, Hartmut: Die zyklische Überproduktion von Akademikern im 19. und 20. Jahrhundert. In: Geschichte und Gesellschaft 10/1984, S. 92-121.

Toellner, Richard: Ansprache zur Einführung in das Symposium: Liebhaber und Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften (XXIII. Symposium der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, 16.-18.5.1985 in Münster). In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 9/1986, S. 137-145.

Treiber, Angela: Volkskunde und evangelische Theologie. Die Dorkirchenbewegung 1907-1945. Köln / Weimar / Wien 2004.

Tröger, Jörg (Hg.): Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich. Frankfurt/Main, New York 1986.

Unsere Aufgabe. [Vorwort zum „Fragebogen I: Kinderreime und –spiele“ als Beilage] In: Hessische Blätter für Volkskunde 6/1907, S. I-V.

Usener, Hermann: Philologie und Geschichtswissenschaft. Bonn 1882.

Usener, Hermann: Besprechung. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 2-4.

Usener, Hermann: Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. In: Hessische Blätter für Volkskunde 1/1902, S. 195-235.

Usener, Hermann: Mythologie. In: Archiv für Religionswissenschaft 7/1904, S. 1-32.

Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbands in der Akademie zu Frankfurt a. M. am 29. Mai 1912. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 7. Ergänzungsheft, 1912.

Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz vom 28. Sept. bis 1. Okt. 1909. Leipzig 1910.

- Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. [1.] Berlin, 4. bis 17. Dezember 1890. Im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Unveränderter Neudruck der Ausgabe Berlin 1891. Glashütten im Taunus 1972, S. 1-17.
- Verzeichnis der Mitglieder der Schulkonferenz. In: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, S. 15-16.
- Verzeichnis der Vorlesungen der Universität Marburg vom Wintersemester 1902/03 bis Sommersemester 1945.
- Vogt, Friedrich: Volkskunde. In: Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 4/1895, S. I 5: 1-379.
- Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Hg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Wien 2000.
- Vollmer, Gerhard: Was können wir wissen? Denken und Erkennen. In: Funkkolleg: Der Mensch. Anthropologie heute. Studieneinheit 19. Tübingen 1993, S. 33-38.
- Von der Liebe zur Nation. Zur Politik kollektiver Identifizierung. Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse, Juni 1990, Bd. 32/33. Hg. von der Gesamthochschule Kassel, Wissenschaftliches Zentrum II.
- Vondung, Klaus (Hg.): Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte ihrer Ideen. Göttingen 1976.
- Voretzsch, Carl: Philologie und Volkskunde. In: Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle. Leipzig 1904, S. 129-131.
- Vorlesungsverzeichnis der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität Gießen vom Sommersemester 1902. In: Personalbestands- und Vorlesungsverzeichnisse der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen.
- Voßkamp, Wilhelm: ‚Bildung‘ als Synthese. In: Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, S. 15-24.
- Voßkamp, Wilhelm: Der Bildungsroman in Deutschland und die Frühgeschichte seiner Rezeption in England. In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Bd. 3, S. 257-286.
- Wagner, Kurt: Otto Behaghel. In: Das Archiv für vergleichende Phonetik, S. 57-58.
- Walbrach, Carl: Ein halbes Jahrhundert Oberhessischer Geschichtsverein. 1878-1928. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N.F. Bd. 28., Festschrift zur Fünfzigjahrfeier des Vereins, S. 211-252.

- Walkenhorst, Peter: Nationalismus als ‚politische Religion‘? Zur religiösen Dimension nationalistischer Ideologie im Kaiserreich. In: Olaf Blaschke/Frank-Michael Kuhlemann (Hg.): Religion im Kaiserreich: Milieus - Mentalitäten - Krisen. Gütersloh 1996, S. 503-529.
- Warneken, Bernd Jürgen: „Völkisch nicht beschränkte Volkskunde“. In: Zeitschrift für Volkskunde 95/1999, S. 169-196.
- Weber, Max: Wahlrecht und Demokratie in Deutschland (1917). In: ders.: Gesammelte politische Schriften. Hg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen 1988, 5. Aufl., S. 245-291.
- Weber, Max: Wissenschaft als Beruf. Text der Originalausgabe [Geistige Arbeit als Beruf. Vorträge vor dem Freistudentischen Bund. Erster Vortrag. Prof. Max Weber (München). Wissenschaft als Beruf, München/Leipzig 1919, S.3-37] von 1919 mit einem Nachwort von Friedrich Tenbruck. Stuttgart: Reclamausgabe, 1995.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaft. Stuttgart 1969.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Volkskunde und Volksleben im Raume Gießen. In: Neumann, Günter (Hg.): Gießen und seine Landschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Gießen 1970, S. 169-188.
- Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C: Einführung in die Volkskunde/ Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. 2., erw. u. erg. Aufl., Stuttgart 1985.
- Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C./Becker, Siegfried: Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte. 3., vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl., Stuttgart/Weimar 2003.
- Wehler, Hans-Ulrich: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. 2. Aufl., Göttingen 1975.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsches Bildungsbürgertum in vergleichender Perspektive - Elemente eines ‚Sonderwegs‘? In: Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 4, S. 215-237.
- Wehrmann, Martin: Landes- und Heimatgeschichte im Unterrichte der höheren Schulen. In: Deutsche Geschichtsblätter 2/1901, S. 265-273.
- Wehrmann, Martin: Landesgeschichtliche Lehr- und Lesebücher In: Deutsche Geschichtsblätter 3/1902, S. 225-235.
- Weimar, Klaus: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. München 1989.
- Weingart, Peter (Hg.): Wissenschaftssoziologie. 2. Bde. Frankfurt/M. 1974.

- Weingart, Peter: Wissenschaftlicher Wandel als Institutionalierungsstrategie. In: ders. (Hg.): Wissenschaftssoziologie. 2. Bd. S. 11-38.
- Weingart, Peter (Hg.): Wissenschaftsforschung. Frankfurt/M., New York 1975.
- Weingart, Peter: Wissensproduktion und soziale Struktur. Frankfurt/M. 1976.
- Weinhold, Karl: Was soll die Volkskunde leisten? In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 20/1890, S.1-5.
- Weinhold, Karl: Zur Einleitung. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. N.F. der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal. Im Auftrage des Vereins herausgegeben von Karl Weinhold. 1/1891, S. 1-10.
- Weinhold, Karl: Eine Rektoratsrede. In: Preußische Jahrbücher. Hg. von Hans Delbrück. 74/1893, S. 401-411.
- Weinhold, Karl: Bericht über den Verein für Volkskunde. 1891-1900. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 11/1901, S. 110-116. [Unterschrift: Max Roediger [H.Sökeland]]
- Weinreich, Otto: Klassische Philologie und deutsche Volkskunde. 350 Jahre Gymnasium Karlsruhe. Karlsruhe 1936. In: ders.: Ausgewählte Schriften. Hg. v. G. Wille, Bd. II 1973, S. 527-539.
- Wiegmann, Günter: Geschichte der Forschung im 18. und 19. Jahrhundert. In: Wiegmann, Günter/Zender, Matthias/Heilfurth, Gerhard: Volkskunde. Eine Einführung. Berlin 1977, S. 11-26.
- Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von: Philologie und Schulreform (1892). In: ders.: Reden und Vorträge. Berlin 1901, S. 97-119.
- Wimmer, Erich: Zur Volkskunde an bayerischen Universitäten. In: Brückner, Wolfgang (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin. S.107-115.
- Windolf, Paul: Zyklen der Bildungsexpansion 1870-1990. Ergebnisse der Spektralanalyse. In: Zeitschrift für Soziologie, 21/1992, S. 110-125.
- Winternitz, M.: Völkerkunde, Volkskunde und Philologie. In: Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. (Vereinigt mit den Zeitschriften: „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“. Hg. Dr. Richard Andree, Braunschweig) Bd. LXXVIII, Nr. 22, S. 345-350 u. 370-377.
- [Wolff, Eugen]: Thesen zur literarischen Moderne aus der „Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung“ (1888). Zit. nach: Schutte, Jürgen/Sprengel, Peter (Hg.): Die Berliner Moderne, S.186-188.
- Wolff, Ludwig: [Nachruf auf] Karl Helm. In: Mitteilungen des Universitätsbundes Marburg 1960, H.1, S. 42-49.

- Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beidl. 3. Aufl., neu bearbeitet von Richard Beidl, unter Mitarbeit von Klaus Beidl. Stuttgart 1981.
- Wossidlo, Richard: Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16/1906, S. 1-24.
- Wunberg, Gotthart (Hg.) unter Mitarbeit von Johannes J. Braakenburg: Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910. Stuttgart 1984.
- Wünsch, Richard: [Artikel zu] Albrecht Dieterich. In: Dieterich, Albrecht: Kleine Schriften, S. XXXVII-XXXIX.
- Wünsch, Richard: Griechischer und germanischer Geisterglaube. In: Hessische Blätter für Volkskunde 2/1903, S. 177-192.
- [Wünsch, Richard: Grabrede zur Trauerfeier Adolf Strack in:] Personalien. In: Gießener Universitätsanzeiger 1/1906, Nr. 5, S. 73-74.
- Wünsch, Richard: Was sich das griechische Volk erzählt. In: Hessische Blätter für Volkskunde 5/1906, S. 108-124.
- Zentralblatt der Unterrichtsverwaltung (1892). Zit. nach Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts. Bd. 2, S. 603.
- Zimmermann, Harm-Peer: Diskussion. In: Sievers, Kai Detlev (Hg.): Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde, S. 193.
- Zimmermann, Harm-Peer: Sitte und Konvention. In: Zeitschrift für Volkskunde 88/1992, S. 67-99.
- Zunkel, Friedrich: Das Verhältnis des Unternehmertums zum Bildungsbürgertum zwischen Vormärz und Erstem Weltkrieg. In: Lepsius, M. Rainer (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil 3, S. 82-101.

2. Namensübersicht

Lebensdaten der in der Arbeit häufig zitierten Wissenschaftler in der frühen Volkskunde

Jacob Grimm (1785-1863)
Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897)
Karl Weinhold (1823-1901)
Hermann Usener (1834-1905)
Friedrich Vogt (1851-1923)
Otto Behaghel (1854-1936)
Eugen Mogk (1854-1939)
Alois Riegl (1858-1905)
Rudolf Meringer (1859-1931)
Adolf Strack (1860-1906)
Otto Schulte (1861-1945)
Oskar Brenner (1864-1936)
Eduard Hoffmann-Krayer (1864-1936)
Albrecht Dieterich (1866-1908)
Richard Wünsch (1869-1915)
Karl Helm (1871-1960)
Karl Reuschel (1872-1924)
Otto Lauffer (1874-1949)
Robert Petsch (1875-1945)
Hugo Hepding (1878-1959)

Gründungsdaten der Volkskundevereine in der Institutionalisierungsphase

1891 Verein für Volkskunde, Berlin
1891 Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin
1894 Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau
1894 Ausschuß für deutsch-böhmische Volkskunde, Prag
1894 Verein für bayerische Volkskunde und Mundartforschung, Würzburg
1894 Verein für österreichische Volkskunde, Wien
1896 Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, Zürich
1897 Vereinigung für hessische Volkskunde, ab 1901 Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen
1897 Verein für sächsische Volkskunde, Dresden
1897 Verein für egerländer Volkskunde, Eger

1898 Gesellschaft für jüdische Volkskunde, Hamburg
1899 Württemberger Sammelstelle für Volkskunde, Stuttgart
1902 Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde, Göttingen
1903 Verein für Volkskunde und Volkskunst, München
1904 Badischer Verein für Volkskunde, Heidelberg
1904 Verein für rheinisch-westfälische Volkskunde, Dortmund

